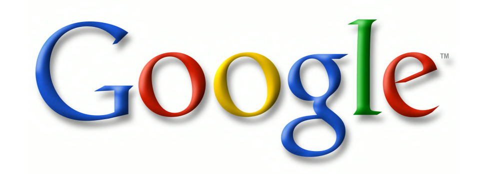
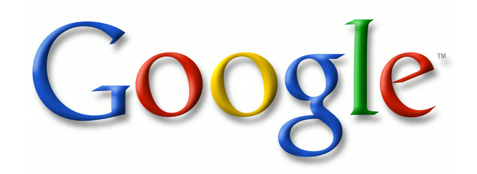
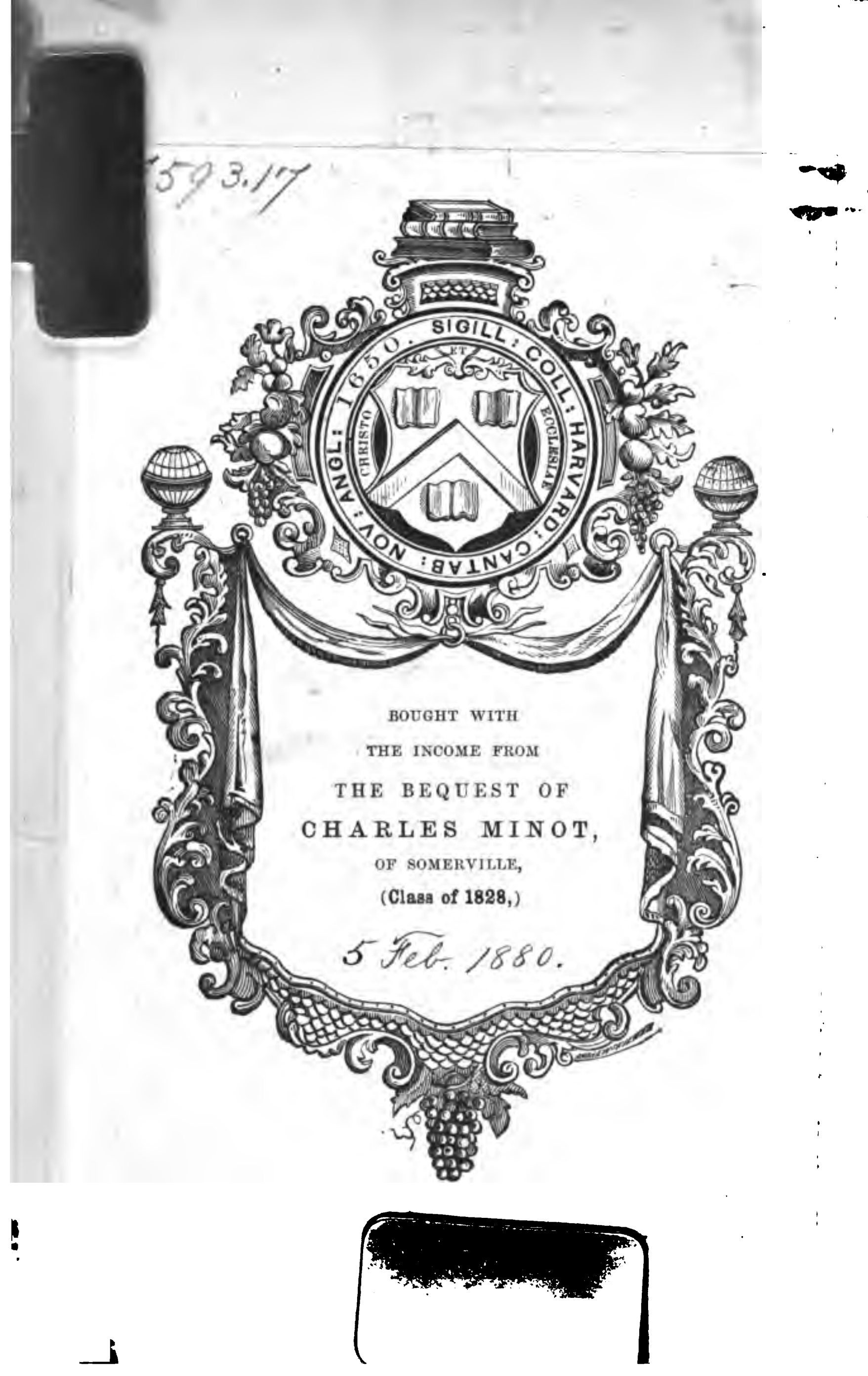
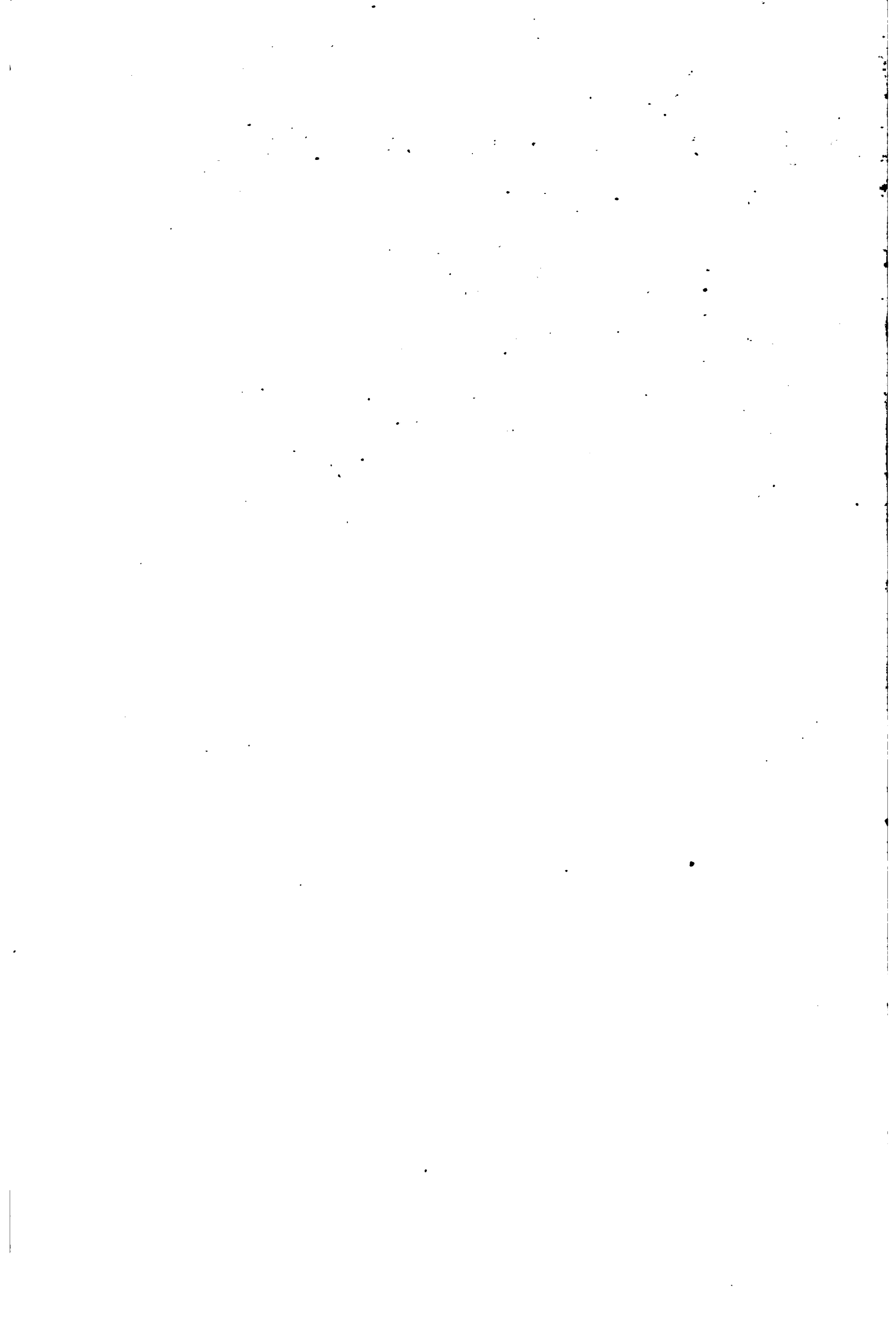












Heinrich Viehoff,

Goethe's Leben.

Dritter Theil.

Goethe's Leben,

Geistesentwickelung und Werke.

Von

Heinrich Viehoff.

Dritter Theil.

Vierte umgearbeitete Auflage in vier Bänden.

Stuttgart.
Verlag von Carl Conradi.
1877.

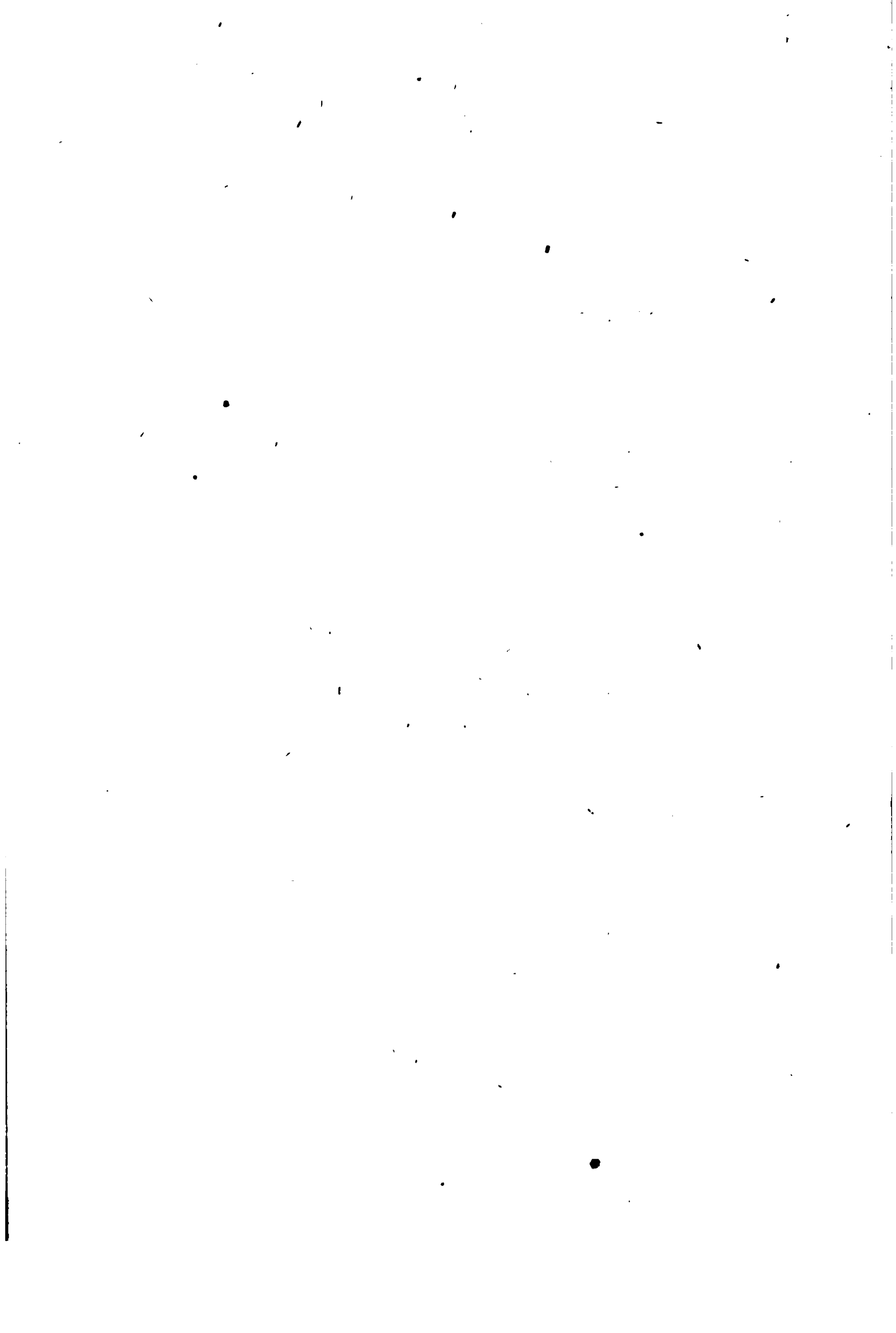
Druck von Karl Kirn in Stuttgart.

Dritte Periode.

Entwickelung und Höhepunkt der klassischen Kunstpoesie.

Vom Ende der zweiten Schweizerreise bis zur Rückkehr von der dritten.

1780 bis 1797.



Erstes Kapitel.

Vorbemerkungen. — 1780: Beschäftigungen und Ausflüge im ersten Halbjahr. Zerstreuungsvoller Sommer. Rundreise im Thüringer Oberlande. Zusammentreffen mit Merck im Oktober. — 1781: Geräuschvolles Frühjahr. Gesundheitsstörung. Der Musiker Kayser zu Besuch. Ausflüge. Apologie des Weimarer Aufenthaltes. Feier des 28. Aug. Tiefurter Journal. Ausflüge im Spätjahr. — 1782: Winterlustbarkeiten. Kränkeln. Exkursionen im März und April. Diplomatische Mission. Tod des Vaters. Goethe Quasi-Kammerpräsident und geadelt. Uebersiedelung in die Stadt. Reise nach Leipzig. Aussöhnung mit Fritz Jacobi.

In der nunmehr beginnenden dritten Lebensperiode unsers Dichters sehen wir ihn den Höhepunkt der klassischen Kunstpoesie ersteigen. Es läßt sich dieser Zeitraum in drei Abschnitte zerlegen. Der erste reicht von der Rückkehr aus der Schweiz (Januar 1780) bis zur Reise nach Italien (Sept. 1786), der zweite umfaßt den Aufenthalt in Italien (bis in den Frühling 1788) und die sechs nächsten Weimarischen Jahre, der dritte die schönste Zeit seines Zusammenwirkens mit Schiller. In dem ersten widmet er sich noch mit willenskräftiger Ausdauer seinen Amtsgeschäften, obwohl seine Abneigung gegen dieselben und seine Sehnsucht nach einer freiern dichterischen und wissenschaftlichen Thätigkeit mit jedem Jahre sich steigert. Während des zweiten findet er sich in Italien, wie er dem Herzog meldete, als „Künstler“, oder richtiger gesagt als Dichter wieder, denn er entschließt sich dort trotz aller Begeisterung für die bildende Kunst ihrer Ausübung zu entsagen, um fortan der Poesie zu leben, und verbringt dann die nächsten Jahre zu Weimar in zurückgezogener, einsamer Thätigkeit, die nur zuweilen durch größere Ausflüge unterbrochen wird. Im dritten Zeitabschnitt erblüht ihm durch den Geistesbund mit Schiller im kräftigen Mannesalter ein zweiter herrlicher poetischer Frühling, die glänzendste Epoche seines Daseins.

Die nächstvorige Auflage dieser Schrift nahm die Abreise nach Italien zum Anfangspunkt der im vorliegenden dritten Theile behandelten Lebensperiode. Wenn ich jetzt die Zeit vom Januar 1780 bis zur italienischen Reise in diesen Theil hereinziehe, so geschieht das, weil sofort nach der Schweizerreise des Spätjahrs 1779 in Goethe deutlich die Geistesrichtung hervortrat, die sich in Italien und während der nächstfolgenden Jahre in ihm befestigte und im gemeinsamen Streben mit Schiller die schönsten Blüthen und Früchte trieb. Wir fassen zunächst das Triennium vom Beginn 1780 bis Ende 1782 in's Auge.

Wie uns bekannt ist, zeigte sich die Abwendung Goethe's von der Poesie der Sturm- und Drangperiode schon vor jener Schweizerreise ganz unverkennbar in seiner Iphigenie. Noch deutlicher wird sie in den zunächst folgenden Jahren, und zwar ehe er die Alpen überschreitet, in seiner lyrischen wie dramatischen Poesie hervortreten. Aber nicht bloß eine poetische, sondern auch eine sittliche Fortentwickelung gibt sich alsbald nach der Schweizerreise kund. Daß sein ehedem oft herber Muthwille mehr und mehr einer wohlthuenden Milde Platz zu machen begann, ließ schon ein aus Zürich an Knebel geschriebener Brief erkennen. Es heißt darin:

„So wohl mir's geht, so mannigfaltig das Leben ist, sehne ich mich doch wieder nach Hause; und ausdrücken kann ich dir nicht, wie lieb ihr mir täglich werdet, und wie ich Gott bitte, daß er uns, wenn wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir aneinander haben; daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig in's höllische Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen uns der eingebildeten Uebel entschlagen, und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment an's Herz legen! Hebe diesen Brief auf, ich bitte dich, und wenn ich unhold werde, zeig' ihn mir vor, daß ich in mich kehre."

So meldete denn auch Wieland den 17. Jan. 1780 an Merck, Goethe sei multum mutatus ab illo zurückgekehrt und habe in einem andern Ton zu musiciren angefangen; und ein Vierteljahr später schrieb er: „Ich kann dir nicht ausdrücken, wie gänzlich ich mit Allem, was er thut und sagt, kurz mit seiner ganzen Art zu sein zufrieden bin . . . Ueberhaupt bedünkt mich, es gehe im Ganzen merklich besser, als vordem, und daß ich in Goethe's öffentlichem Benehmen eine σωφροσύνην wahrnehme, welche die Gemüther nach und nach beruhigt." Jetzt regte sich in Goethe auch immer stärker und entschiedener der vom Vater ererbte Sinn für Ordnung und Oekonomie. „Halte künftig", schrieb er den 6. März an Lavater,

„meine Briefe hübsch in Ordnung, und laß sie lieber heften, wie ich es auch mit den deinigen thun werde; denn die Zeit vergeht, und das Wenige, was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren.“ Ein noch deutlicheres Zeichen zunehmender Mäßigung und Besonnenheit war der ihm sonst nicht eigene Hang zur Selbstbeobachtung,*) der jetzt in ihm erwachte. Am 26. März 1780 spricht sein Tagebuch den Entschluß aus: „Ich muß den Zirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken. Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb Dieses oder Jenes zu thun; Erfindung, Ausführung, Ordnung — Alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis; Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier eben so. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege.“ Demgemäß ist im Tagebuch der 29. März als ein „aufräumender und ordnender Tag“, der 30. als ein „erfindender Tag“ bezeichnet.

Aber beim Beobachten ließ er es nicht; er bekämpfte plötzliche Gemüthsbewegungen, raffte sich, wenn der Geist nach Ruhe begierig war, nochmals zur Thätigkeit auf, scheuchte Morgens die Nachdämmerung des Schlafes durch frische Luft und Wasser weg, rief sich, wenn er fand, daß er es sich gar zu sauer werden lasse, das Wort zu: Nemo coronatur nisi qui certaverit ante (Keiner erwirbt die Krone, der nicht vorher sie erkämpft hat). Er warnte sich in dem Tagebuch vor dem Genuß des englischen Bieres und fügte den Stoßseufzer hinzu: „Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich!“ Als er dieses schrieb, hatte er seit drei Tagen keinen Tropfen Wein getrunken, und machte die Bemerkung, daß er bei der frugalen Lebensweise „täglich mehr in Blick und Geschick zum thätigen Leben gewinne.“ Auch freute er sich, daß sie „nun alle nicht mehr verliebt seien, und die Lava-Oberfläche sich verkühlt habe;“ nur in die Ritzen, meinte er, dürfe man noch nicht hineinschauen, da brenne es noch. So bemühte er sich ernstlich um Selbstbeherrschung, fand jedoch, wie er in seinem Tagebuch klagt, der Hindernisse noch viele in sich. „Die menschlichen Gebrechen“, heißt es dort weiter, „sind rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los, aber der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch

---

*) Vgl. Theil I, S. 147.

Herr werden. Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen."

„War es ihm denn um Herrschaft, um Herrschaft über Andere zu thun?" wird vielleicht der Leser fragen. Eine Antwort hierauf hatte er schon in Briefen an Merck vom Frühjahr 1776 gegeben. Er wollte sich auch einmal auf dem „Theatro mundi" versuchen, wollte sehen, „wie ihm die Weltrolle zu Gesicht stehe", wollte, nachdem er den Hof probirt, „nun auch das Regiment probiren." Was von Anlagen und schlummernden Kräften in ihm war, das wollte er, wär's auch nur um mehr Selbstkenntniß zu gewinnen, einmal zur Entfaltung und Wirksamkeit bringen, und so auch diese Versuche durchmachen, ohne daß ihm in egoistischer Herrschsucht je der Gedanke gekommen wäre, sich eine einflußreiche staatliche Laufbahn zur Lebensaufgabe zu machen. Was ihn aber länger und stärker, als er gedacht, an die übernommenen Aemter fesselte und dieselben zu mehr als Versuchsfeldern seiner Kräfte machte, das war sein menschenliebendes Herz und das Freundschaftsband, das ihn an den Herzog knüpfte. In dem Maße wie er tiefer in die Bedrängnisse der niedern Volksklassen hineinblickte, wuchs sein Eifer, ihnen nach Möglichkeit durch Abstellung von Mißständen, durch Verbesserung der Landwirthschaft, Förderung von Bergbau, Gewerbfleiß u. s. w. beizuspringen. Das ihm aufgetragene Tagewerk, schrieb er im Sommer 1780 an Lavater, erfordere wachend und träumend seine Gegenwart; diese Pflicht werde ihm täglich theurer, und darin wünsche er es den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Größerem. Wenn man in seinem damaligen Tagebuch im Einzelnen verfolgt, wie pünktlich, ja peinlich und pedantisch er nach Art eines sorgsamen Kaufmannes sein Soll und Haben verzeichnet, wie er sich des Gelungenen freut, das Mißlungene sich zur Warnung für die Zukunft anmerkt, und nicht bloß über dasjenige Buch hält, was für das Weimarische Land im Ganzen, sondern auch was für einzelne Schützlinge, deren er sich mildherzig angenommen hat, gethan und noch zu thun ist: so fühlt man sich von wahrer Verehrung für den Mann ergriffen, der bei dem tiefsten Bewußtsein, daß in seinem Innern unendlich reiche Geistesschätze schon lange der Hebung harrten, den mühsamen Pflichten des Tages so treu und folgerecht oblag.

Auf den Herzog hatte die Schweizerreise gleichfalls eine günstige Wirkung gehabt. Er kehrte, wie Wieland rühmte, in ungemein guter Stimmung und mit herzgewinnendem Benehmen gegen seine

ganze Umgebung zurück. Aber noch war er nicht frei genug „von den Fesseln, an denen ihn die Geister führten,“ schwankte noch manchmal zwischen Großem und Thörichtem hin und her, that bisweilen in jugendlichem Uebermuth des Guten und Kühnen zu viel, was Goethe „den Speck spicken“ nannte, und hatte als Fürst nicht die Gelegenheit, die Dinge in ihrem Alltagsgange von unten her zu sehen. So lange es so um ihn stand, fühlte sich sein treuer Mentor nicht bloß ihm, sondern auch der trefflichen Herzogin Mutter, der hochverehrten Herzogin Louise und dem ganzen ihm zur zweiten Heimath gewordenen Weimar'schen Lande gegenüber verpflichtet, dem fürstlichen Freunde nicht die sanfte, aber sorgsam leitende Hand zu entziehen. Es war keine leichte und angenehme Aufgabe, der er sich hiermit unterzog. Karl August war eine edel und groß angelegte Natur, aber störrisch und nicht leicht in einer Richtung festzuhalten. Das hatte seine Mutter schon, ehe sie ihm die Zügel der Herrschaft übergab, oft genug erfahren. Und nicht nur mit der harten Sinnesart seines Zöglings, auch mit widerstrebenden Genossen und Vorgesetzten im Amte hatte Goethe zu kämpfen. Durch des Freiherrn von Beaulie-Marconnay sehr dankenswerthe Schrift „Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch“ wissen wir jetzt genauer, wie schwierig eine Zeit lang Goethe's Stellung zu Fritsch, diesem ausgezeichneten, höchst gewissenhaften, charaktervollen und geschäftskundigen Beamten war, der bei Goethe's Ankunft in Weimar an der Spitze der Geschäfte stand. Als ihm der Herzog eröffnete, daß er dem Dr. Goethe den letzten Platz im Conseil mit dem Titel eines Geh. Legationsraths zugedacht habe, remonstrirte Fritsch energisch dagegen, und erklärte schließlich rundweg, „er könne in einem Collegio, dessen Mitglied Dr. Goethe werden solle, nicht länger sitzen.“ Wenn es dennoch gelang, den hochverdienten Staatsmann dem Herzog und dem Weimar'schen Lande zu erhalten, so ist dies zum Theil freilich dem Vermittlungstalent der wackern Herzogin Mutter zu danken, zum großen Theil aber auch der Selbstbeherrschung Goethe's, seinem taktvollen Benehmen dem ältern tüchtigen Staatsdiener gegenüber und der Klugheit, womit er auch in dieser Angelegenheit den jungen feurigen Herzog zu leiten wußte. Immerhin aber bedurfte es auch noch in den folgenden Jahren auf Goethe's Seite großer Umsicht und Besonnenheit, um seinem Verhältniß zu Fritsch einen freundlichen Charakter zu bewahren.

Welch eine Selbstverleugnung gehörte dazu, unter all diesen Widerwärtigkeiten den täglich stärker und dringender in ihm ertönen-

den Lockungen der Muse zu widerstehen! Im Jahr 1780 „subordonirte“ er noch, wie er an Kestner meldete, „seine Schriftstellerei dem Leben. Doch erlaube ich mir“, fügte er hinzu, „nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Uebung in dem Talent, das mir eigen ist.“ In Briefen desselben Jahres an Frau von Stein klagt er, daß er „all seinen Weizen unter das Commisbrod backen müsse“, und ein ander Mal schrieb er ihr:

„O thou sweet poetry! rufe ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in Dichtkunst und Beredtsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springquellen und Kaskaden so viel möglich die Wasser, und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen; aber ehe ich's mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen, und Alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel, und geht mit mir davon.“

In dem Verhältniß zur Freundin, welcher er dieses wie alle Herzensanliegen am offensten vertraute, steigerte sich die Intensität und Innigkeit seiner Empfindungen nach der Schweizerreise um so mehr, je größere Entsagung er sich als Dichter auferlegte. Wir finden jetzt, wie Schöll treffend sagt, „das Leben seines Gefühls noch wärmer, aber für Momente auch gefährlicher. Es zeigen sich Augenblicke vorübergehender Verstimmung, welche nicht wie früher seine Eifersucht auf Anlässe, die ihm ihre Gegenwart entzogen, zur Ursache hatten, sondern Aufwallungen seiner Liebe, welche die ihrige verletzten.“ War seine Stimmung des vorigen Jahres dem Frühlingswetter zu vergleichen, so ist die jetzige von sommerlich höherer Temperatur, und verhält sich zu jener, wie sich zum reinen Aether der Iphigenie die schwülere Luft des Tasso verhält; und eben in diesem Jahre war es auch, wo die letztere Dichtung zu keimen begann.

Ueberblicken wir nach diesen allgemeinern Vorbemerkungen zunächst die einzelnen Erlebnisse Goethe's während des Jahres 1780. Kaum heimgekehrt, schrieb er einen tröstenden Brief an seinen hypochondrischen Schützling Kraft in Ilmenau und begann die angesammelten Geschäftssachen aufzuräumen. „Ich will nicht ruhen“, schrieb er den 18. Januar in sein Tagebuch, bis ich rein von dem hinterbliebenen Zeug bin; Neues gibt's immer.“ Darüber befiel ihn eine Schnupfenseuche, eine Art Grippe, die damals in Paris unter dem Namen la Grenade (bei den Damen la Coquette) ein Drittel der

Bevölkerung ergriffen hatte und sich über halb Europa verbreitete. Es gesellte sich bei ihm am 23. Januar ein Fieber dazu, und er fühlte sich unglücklich, wie er in's Tagebuch schrieb, „die schöne Zeit“ mit Nichtsthun hinbringen zu müssen, ja nicht einmal lesen zu können. Anfangs Februar machte er, sich langsam erholend, einige Versuche im Zeichnen, begann, „um nach und nach in Thätigkeit zu kommen“, die Beschreibung der Schweizerreise zu diktiren, und besichtigte das neue Redouten- und Komödienhaus, dessen Bau, im vorigen Jahre begonnen, im Mai dieses Jahres vollendet wurde. Am 13. Febr. war er so weit hergestellt, daß er mit dem Herzog und Wedel einen dreitägigen Ausflug nach Gotha unternehmen konnte. Er gefiel sich dort sehr, da man „mit vieler wechselseitiger aisance und bonhomie“ lebte, und versprach, im Frühling wiederzukommen. Dann widmete er sich daheim wieder eifrig seinen Amtsgeschäften, machte den 11. April mit dem trefflichen Landkommissarius Bätty eine Exkursion in's Amt Großrudstädt und freute sich der Anstalten, welche dieser zur Hebung und Besserung der Domänen getroffen, so wie seiner unübertrefflichen Art und Weise, mit den Leuten zu verkehren, gab am 23. März den Kindern das herkömmliche Fest des Eiersuchens im Redoutenhause, und reiste einen Monat später mit dem Herzog zur Meßzeit nach Leipzig, wo sie mit dem Fürsten von Dessau einige vergnügte Tage verlebten. Dazwischen hatte er sich in freiern Stunden mit einem neuen dramatischen Sujet, auch eine Zeit lang mit Egmont beschäftigt, über den Plan, das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar zu schreiben, nachgedacht, mit großem Interesse Büffon's Epochen der Natur und Diderot's Jacques le fataliste gelesen, und am neuen Theater fortarbeiten lassen.

Dies bunte Leben steigerte sich noch im Mai mit dem Eintritt der schönen Jahreszeit. Während die Amtsgeschäfte „ruhig und rein“ ihren Gang fortgingen, bereitete er nach Beendigung des Theaterbaus die Aufführung von Jery und Bätely und die eines dramatischen Stückes von Seckendorff, Kallisto betitelt, vor, worin er, so wenig ihm das Ganze gefiel, eine Rolle übernommen hatte. Man dachte jetzt auch daran, große Musikstücke, wie Händel's Messias, aufzuführen, bei dessen Proben unser Dichter „neue Ideen von Deklamation gewann.“ Oeser, der wieder auf eine Reihe von Wochen zu Besuch kam, brachte die Dekorationsmalerei auf einen bessern Fuß, und Goethe „vernahm ihn darüber recht ad protocollum.“ Für Lavater bemühte er sich, eine Sammlung von Albrecht Dürer's Sachen zu kompletiren und studirte dabei

eifrig die Arbeiten dieses Künstlers, deren der Herzog mehrere besaß, fuhr auch dazwischen fort, mitunter zu zeichnen und, wie er an Merck schrieb, „bald sich im geschwinden Abschreiben der Formen zu üben, bald in der richtigern Zeichnung, bald sich an den mannigfaltigern Ausdruck der Haltung, theils nach der Natur, theils nach Zeichnungen und Kupfern, auch aus der Imagination zu gewöhnen, und so sich immer mehr aus der Unbestimmtheit und Dämmerung herauszuarbeiten.

Leider rief ihn zuweilen von diesen freien Musenkünsten der amtliche Dienst auf sehr unangenehme Weise fort, namentlich die unselige Kriegskommissionsrepositur. „Hab' ich das doch," schrieb er im Mai in's Tagebuch, „in anderthalb Jahren nicht können zu Stande bringen! Es wird doch! Und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten! Freilich ist des Zeugs zu viel von allen Seiten, und der Gehülfen wenig." Erfreulich war dann wieder ein Brief von Bätty mit guten Nachrichten. „Das ist," heißt es im Tagebuch, „mein fast einziger lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. So lang ich lebe, soll's ihm weder fehlen an Nassem noch Trockenem." Ueber den Hypochonder Kraft schrieb er: „Für ihn ist es Schade: er sieht die Mängel gut und weiß selbst nicht eine Warze wegzunehmen. Wenn er ein Amt hätte, würf' er Alles mit dem besten Vorsatz durcheinander; daher auch sein Schicksal. Ich will auch ihn nicht verlassen; er nützt mir doch, und ist wirklich ein edler Mensch."

Vom 26. Mai bis zum 22. Juni bemerkt Goethe's Tagebuch summarisch, es sei viel vorgefallen, er habe sehr glückliche Tage gelebt, sei in Gotha gewesen, wo er „reine Verhältnisse mit Allen gehabt," habe angefangen, die Vögel (nach Aristophanes) zu schreiben, in Seckendorff's Kallisto „die schlechte Rolle mit großem Fleiß und viel Glück gespielt," und sich an Voigt's mineralogischen Untersuchungen vergnügt. Seine Tage seien von Morgens bis Abends besetzt gewesen; Ordnung habe er nun in allen seinen Sachen; möge sich nun auch Gewandtheit und Erfahrenheit zugesellen! Am 23. Juni wurde er in die Freimaurer-Loge „Amalia" aufgenommen. Schon im Februar hatte er ein Gesuch um die Aufnahme an den Minister von Fritsch, den Meister vom Stuhl, gerichtet, und seinen Wunsch damit motivirt, daß ihm auf der Schweizerreise der Werth des Titels Logenbruder recht zum Bewußtsein gekommen sei; es habe ihm nur an diesem Titel gefehlt, um mit Personen, die er schätzen gelernt, in nähere Verbindung zu treten.

In das Gewirre seines Lebens und seiner Thätigkeit während des Sommerquartals 1780 möge folgender kurze Auszug aus seinem Tagebuch einen Blick eröffnen: am 25. Juni Brand in Großbrembach, wobei ihm die Gluth „die Augenlider versengte und das Wasser in den Stiefeln zu sieden begann;“ in den ersten Julitagen neben Amtsgeschäften Fortsetzung des Stücks „die Vögel,“ Zeichnen, mineralogische Studien, Ordnen einer Sammlung von Stufen und Gebirgsarten, Fahrt mit den Herrschaften nach Jena; vom 10. bis 17. Juli Anwesenheit der Gothaischen Herrschaft in Weimar, am 12. Aufführung von Jery und Bätely, am 13. Fahrt mit den Herrschaften nach Kahla, „den eingestürzten Berg zu sehen;“ in den letzten Juliwochen Leisewitz zu Besuch; Brand in Stadt-Ilm; in der ersten Augusthälfte Besuch von Gotter und dem Schauspieler Schröder; Brand in Lobeda; am 18. Aufführung der Vögel in Ettersburg, wobei er den Treufreund spielt; am 26. Besuch von der schönen Marquise Branconi; am 4. September Ausstellung der Zeichnungen der durch ihn in's Leben gerufenen, unter Maler Kraus stehenden Zeichenakademie; am 5. Antritt einer größern Rundreise mit dem Herzog in den Thüringer Wald, nach dem Oberlande, Meiningen u. s. w.

Die Reise ging zunächst nach Ilmenau, in dessen Umgegend fleißig mineralogisirt wurde. In Stützerbach (am 10. Sept.) wollte es ihm nicht wohl werden, da er hier „in vorigen Zeiten so manch Leidiges ausgestanden.“ *) Dann zogen sie am 11. Sept., „an allen Felsen klopfend,“ nach Schmalkalden, und an den folgenden Tagen über Zillbach nach Kaltennordheim. Unterwegs freute er sich an Bättys Wiesenverbesserungen; unschmackhafte Viertelstunden füllte er durch Lesen aus, oder indem er seine Phantasie spielen ließ. „Das ist die größte Gabe, für die ich den Göttern danke,“ schrieb er aus Zillbach an Frau von Stein, „daß ich durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedanken einen Tag in Millionen Theile spalten und eine kleine Ewigkeit daraus bilden kann;“ und diese Dankempfindung entlockte ihm den Lobgesang auf die Phantasie, „die ewig bewegliche, immer neue Tochter Jovis,“ die herrliche Ode „Meine Göttin,“ die er am 15. Sept. von Kaltennordheim der Freundin zusandte. Dann ging es am 18. Sept. weiter über Ostheim an den Hof zu Meiningen, wo er, statt mit

*) Vgl. Theil II, Kap. 8.

Felsen und Wäldern, mit Menschen zu verkehren hatte. „Die ersten paar Tage," klagte er der Freundin am 24. Sept., sind mir sauer geworden, weil ich weder Leichtigkeit habe noch Offenheit, mit den Menschen sogleich zu leben; jetzt aber geht's besser." Auf der Rückreise besuchte er den 3. Okt. die Frau von Stein auf ihrem Gut zu Kochberg, wohin am 9. auch der Herzog kam. Hier ließ er sich irgend eine Aufwallung seiner Leidenschaft zu Schulden kommen, welche die Freundin verletzte. Ein lebhafter Schmerz hierüber spricht sich in dem Briefe aus, den er ihr nach seiner Heimkehr am 10. Oktober schrieb; und die Anfänge des Tasso, die in diese Zeit fallen, lassen den Abdruck seiner damaligen Gemüthsstimmung erkennen.

Aus der noch übrigen Zeit des Jahres 1780 hebe ich nur noch ein Zusammentreffen mit Merck am 21. Okt. zu Mühlhausen hervor. Goethe schrieb darüber an Frau von Stein: „Mit Mercken hab' ich einen sehr guten Tag und ein paar Nächte verlebt. Doch macht mir der Drache immer bös Blut; es geht mir wie Psychen, da sie ihre Schwestern wiedersah." Demnach scheint Merck, da Goethe seine glückliche Lage schilderte, Mißtrauen in den Bestand derselben geäußert, oder auch vielleicht das Verhältniß zu Frau von Stein mißbilligt zu haben.

Unter sehr geräuschvollem Treiben begann für Goethe das Jahr 1781. „Mein Winter", schrieb der Herzog den 20. Febr. an Merck, „ist in mancher Unruhe verlebt worden. Kaum drei Wochen hintereinander ohne irgend einen fürstlichen Besuch, was mir zwar viel Ehre immer brachte, doch auch so viel Muße, Zeit und endlich gute Laune nahm, daß ich fast nicht weiß, ob ich gewann oder verlor." Zu den herkömmlichen Wintervergnügungen, Koncerten, Bällen, Redouten, Hoffesten mußte Goethe seinen Tribut bringen. Am 19. Februar schrieb er an Lavater, er habe wieder eine Reihe von Tagen im Dienst der Eitelkeit zugebracht. „Man übertäubt," setzte er hinzu, „mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Noth. Ich traktire diese Sachen als Künstler, und so geht's noch. Wie du die Feste der Gottseligkeit ausschmückest, so schmück' ich die Aufzüge der Thorheit." Was er, um mehr Geist und Geschmack in diese Festlichkeiten zu bringen, an Poetischem beisteuerte, wird das nächstfolgende Kapitel angeben, wo auch von einem prosaischen Produkt, an dem er mitten im Getriebe der winterlichen Lustbarkeiten arbeitete, einem Gespräch über die deutsche Literatur die Rede sein wird.

Während so Goethe im ersten Vierteljahr 1781 mit scheinbar gutem Humor an den Vergnügungen der Saison sich betheiligte, war er weder so körperfrisch noch so wohlgemuth, als hiernach die Umgebung vermuthete. „Ich bin zeither krank," schrieb er im Februar an Lavater, „meist ohne es zu sagen, damit Niemand frage, und der Kredit aufrecht bleibe. Ich halt' es oft mit den Zähnen, wenn die Hände versagen ... Ich lade fast zu viel auf mich, und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen; und ich möchte doch so viel Anderes auch nicht fallen lassen." Da gereichte ihm denn manchmal ein Gespräch mit einem Jugendfreunde zur Erheiterung, dem Musiker Kayser, der sich in diesem Winter zum Weimar aufhielt. Das vertraute Verhältniß zu ihm beruhte weniger auf der frühern Bekanntschaft Beider, als auf einem tiefen Bedürfnisse Goethe's. Es war das Bedürfniß der Ergänzung des Dichters durch den Musiker, was früher die Verbindung mit Breitkopf, dann die mit André hervorgerufen hatte, jetzt die mit Kayser, und später die mit andern Tonkünstlern, besonders mit Zelter herbeiführte und unterhielt. Für Kayser's Fortbildung sorgte er, indem er die Einführung desselben bei Gluck vorbereitete. Der Herzog schrieb selbst an den Ritter, und nach dem Einlaufen günstiger Antwort reiste Kayser, mit Geldanweisung unterstützt, nach Wien.

Was Goethe aber am kräftigsten über augenblickliche Verstimmung emporhob, das war die Freundschaft, die er „das schönste Licht aller seiner Tage" nannte. Sein Verhältniß zur Frau von Stein hatte sich jetzt zu einer Innigkeit und Wärme ausgebildet, deren Einfluß sich in seinem Leben wie in seiner Dichtung auf's schönste kund gab — hätte nur nicht eben diese Liebe ihn abgehalten, eine für die Zukunft beglückende Verbindung einzugehen! Er rühmt in seinen Briefen an sie, daß ihre Liebe „ein schönes Klima um ihn mache" und ihn von manchem Rest der Sünden und Mängel heile; er nennt diese Liebe eine Sonne, die sich nie verstecke noch untergehe, wenn auch die Himmelssonne sich verberge. Er gestand ihr, daß sie ihm die Offenheit und die Befriedigung seines Herzens wiedergegeben. „Glaube mir," schrieb er ihr, „ich fühle mich ganz anders. Meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast mir den Genuß im Gutesthun gegeben, den ich ganz verloren hatte; ich that's aus Instinkt, und es ward mir nicht wohl dabei." In der That finden wir ihn jetzt nicht bloß für den pseudonymen Kraft, für Kayser und

andere Schützlinge*) hülfreich bemüht; er nahm sich auch eines neuen an, des Malers Tischbein, der mit Studien nach Raphael aus Rom zurückgekehrt in Zürich Lavater entzückte. „Ich bitte dich fußfällig," schrieb er im März an die Freundin, „vollende dein Werk und mache mich recht gut."

Als im Frühling die Natur wieder auflebte, begann auch in Goethe Lebenslust und Lebensmuth sich freudiger zu regen. „Jeden Morgen," schrieb er an Lavater, „empfängt mich in meinem Garten eine neue Blume und Knospe. Die stille, reine, immer wiederkehrende leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Noth, ihre moralischen, noch mehr physischen Uebel." Schon in der ersten Hälfte des März war er mit dem Herzog eine Woche lang in Neunheilingen und machte dort an dem Grafen und der Gräfin Werther Studien für seinen Wilhelm Meister, zeichnete auch dazwischen nach vortrefflichen Everdingen, die der Graf besaß. Um Ostern beschäftigte ihn eine Durchsicht und Nachbesserung seiner Iphigenie, worauf er dann, von der Freundin angetrieben, zum Tasso zurückkehrte und bis in den Mai hinein daran weiter arbeitete. Ende Juni und in der ersten Julihälfte finden wir ihn in Ilmenau und Umgegend mit Bergwerkssachen und mineralogischen Studien beschäftigt und auf Ausflügen nach der Schwarzburg, nach Blankenburg und Rudolstadt. In Ilmenau selbst ward es ihm, wie er der Freundin gestand, nicht wohl; „die Geister der alten Zeiten ließen ihm hier keine frohe Stunde, die unangenehmen Erinnerungen hatten Alles befleckt." So sehr war Goethe seit fünf Jahren ein Anderer geworden.

Unterdessen hatten sich über seine Lage in Weimar und über seinen Gesundheitszustand Gerüchte verbreitet, die auch zu seiner Mutter gedrungen waren und sie zu beunruhigen begannen. Ein Schreiben vom 11. August 1781, womit er ihre Besorgnisse zu beschwichtigen suchte, ist in vielfacher Hinsicht so interessant, daß das Wichtigste daraus dem Leser nicht vorenthalten werden darf. Nachdem er sie zuerst über sein Befinden beruhigt, fährt er fort:

„Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie ungeachtet mancher Beschwernisse auch sehr viel Erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß

*) So übersandte er schon im Januar 1780 an Maler Müller in Rom Beiträge, die für diesen auf sein Betreiben in Weimar gezeichnet worden waren.

ich mir keine andere mögliche denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andere zu sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und Mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch. Sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht was ich gewinne; sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hieherging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Uebergriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen Hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat? Denn wenn sich auch in mir täglich eine neue Fähigkeit entwickelte, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Kenntnisse sich erweiterten, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Muth lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden."

Dieser triftigen Apologie seines Weimarer Aufenthaltes wäre noch etwa Folgendes hinzuzufügen. Es war sicher ein gesunder Instinkt seiner Natur, der Goethe in den blühendsten Mannesjahren in eine solche Vielthätigkeit stürzte. Denn wie er damals von einer Fülle der regsten Körper- und Gemüthskräfte strotzte, waren seine Leidenschaften so gewaltig, daß nur eine unbegränzte Geschäftigkeit sein Wesen in schönem Gleichgewicht zu erhalten vermochte. Hätte er jene Jahre nicht in Verhältnissen zugebracht, die ihn von hundert Seiten zugleich in Anspruch nahmen, vielleicht wäre er, wie so Manche aus seiner Sippschaft der Sturm- und Drangzeit, von seinen Leidenschaften aufgezehrt worden. So aber überlebte er jenes wilde Geschlecht der Titanen als ein ruhig kräftiger, selig herrschender Zeus. Uebrigens bestätigt er selbst im obigen Briefe, was im ersten Theile dieser Schrift S. 84 ff. ausgeführt, und anderswo mehrfach angedeutet worden ist, daß seine ganze Natur ihn dahin drängte, sich nicht bloß zum Dichter, sondern im weitesten Sinne zum Menschen zu bilden. „Der Mensch gewann, was der Poet verlor,"

heißt es im Tasso; doch dem Poeten kam auch schließlich wieder der Gewinn des Menschen zu gut.

Was ihm aber alle seine Sorgen und Mühen versüßte, war einmal die Freude, trotz mancher „Fehler des Uebergriffs und der Uebereilung," so viele seiner Pflanzungen fröhlich wachsen und gedeihen zu sehen, zweitens das Gefühl, daß die von ihm gebrachten Opfer durchaus freiwillige waren, so daß er, wie er der Mutter schrieb, „nur Postpferde durfte anspannen lassen, um daheim im Elternhause das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe zu finden," und drittens die Gunst und Liebe, die ihm in Weimar zumal von Seiten der fürstlichen Personen begegnete. So ward ihm auch jetzt auf seinen Geburtstag von der Herzogin Mutter eine überraschende Auszeichnung bereitet. Die lebensfrohe Fürstin ließ die Mooshütte in Tiefurt zu einem Garten- oder Waldtheater einrichten und dasselbe durch ein zu Goethe's Ehren gedichtetes komisches Pantomimenstück „Minervens Geburt, Leben und Thaten" eröffnen. Das Stück, nach Art der ombres Chinoises hinter durchsichtigem Vorhange, aber von lebenden Personen aufgeführt, und von Seckendorf mit erklärenden Versen und Musik ausgestattet, schloß mit einer Verherrlichung von Goethe's Genius und Leistungen. Corona Schröter, als Minerva aus dem Haupte Jupiter's gestiegen, überreichte am Schluß dem Dichter die eben von den Göttern erhaltenen Geschenke, unter andern die Leier des Apollo. Der Herzog wirkte bei diesem Festspiel als Vulkan mit, der dem Jupiter den Schädel spaltet, der Maler Kraus mit einem kolossalen Puppenkopf als Jupiter.

Näheres über das Stück enthält das Tiefurter Journal, ein handschriftliches, kurz vor der Eröffnung des Tiefurter Theaters begonnenes Wochenblatt, das von dem heitern Geiste des Weimar'schen Musenhofes zeugt. Nach dem Avertissement vom 15. August konnte man darauf mit baarem Gelde, mindestens einem Goldstück, oder „mit beschriebenen Papier" (als Beiträgen) abonniren. Den Inhalt bildete ein buntes Gemisch von humoristischen Aufsätzen, Gedichten, Räthseln, Anekdoten, Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen u. dgl. Goethe betheiligte sich an dieser lustigen Journalistik, versäumte aber auch nicht eine ernstere poetische Thätigkeit. Er beschäftigte sich in diesem Jahre nicht bloß, wie uns bekannt, mit der Durchsicht seiner Iphigenie und der Fortführung Tasso's, sondern begann auch ein neues ernstes Drama, den Elpenor, und arbeitete weiter an seinem Egmont. Auch widmete er sich wissenschaftlichen,

insbesondere mineralogischen, osteologischen und anatomischen Studien. Dieser wissenschaftlichen sowohl, wie der dichterischen Thätigkeit, wird das nächstfolgende Kapitel eingehender gedenken.

Eine erfrischende Unterbrechung seiner Arbeiten fand er auf einigen Ausflügen im Spätjahr 1781. Gleich zu Anfang des Herbstes (den 22. Sept.) reiste er mit Fritz von Stein nach Leipzig, freute sich unterwegs an der Betrachtung des „guten, lieben und reinen“ Knaben, dachte der Bildung desselben nach, ergötzte sich sinnend an einigen dem Tiefurter Journal zugedachten Gedichten und kehrte den 30. Sept. Mitternachts „beladen“ zurück. Dann rief ihn am Abend des 2. Oktobers schon wieder aus seiner Häuslichkeit eine Einladung des Herzogs von Gotha hinweg, bei dem sein Legationsrath am französischen Hofe, der Baron Grimm*) eingetroffen war. Goethe freute sich auf die Bekanntschaft mit diesem ami des philosophes et des grands und fand sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. „Ich lerne endlich der Welt gebrauchen,“ schrieb er von Gotha aus an Frau von Stein, und rühmte sich, „ein neu Leben und ein neu Betragen gegen die Menschen“ zu haben. In der ersten Decemberhälfte begleitete er den Herzog zu einer Jagdpartie nach Eisenach und Wilhelmsthal, gab sich aber mehr seinem Egmont als der Waidmannslust hin. Am 16. Dec. war er wieder in Weimar zurück. So lief das Jahr 1781 seinem Ende zu, und er konnte beim Rechnungsabschluß desselben mit Befriedigung in sein Tagebuch schreiben: „Ueberall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung zu Hause.“

Das Jahr 1782 begann zerstreuungsvoll, wie das vorige. Der Rausch von Vergnügungen war diesmals besonders stark, das Karneval außerordentlich glänzend. Komödien, Bälle, Koncerte, Redouten, Festaufzüge jagten einander. Dazu kamen Besuche von hohen und fürstlichen Personen bis in's Frühjahr hinein, unter denen sich der von Goethe geschätzte Prinz August von Gotha und der Herzog von Meiningen befanden. Die Kosten, die bei des Herzogs splendider Gastlichkeit damit verbunden waren, machten

*) Der Baron Friedr. Melchior Grimm von Grimmhoff, in den Pariser literarischen Kreisen beliebt und vielgeltend, hielt durch ein handschriftlich versandtes Tagesblatt (später gedruckt) fürstliche und reiche Personen in Deutschland von den Pariser literarischen Erscheinungen und Weltvorfällen in Kenntniß. Außer Nachrichten theilten diese Blätter auch wichtige schriftstellerische Produktionen mit, z. B. Diderot's Jacques le fataliste. Goethe verdankte sie der Mittheilung des ihm gewogenen Gothaer Hofes.

unserm Dichter oft große Sorgen. „Seit Anfang des Jahres," schrieb er den 3. Febr. an Knebel, „hat es viel Treibens zu Komödien und Redouten gegeben, da ich denn meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen schon herzlich müde ist ... Ich unterhalte dich von nichts als Lust; inwendig sieht's viel anders aus, was Niemand besser als wir andern Leib- und Hofmedici wissen können;" und am 17. April: „Ich steige durch alle Stände aufwärts, und sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das auch ein behagliches Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und so geht's weiter; und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten beigebracht werden kann."

Wie in den beiden vorhergehenden Jahren, wurde Goethe auch 1782 im Frühjahr zwischen dem Gedränge der Winterlustbarkeiten von Gesundheitsstörungen belästigt. „Goethe geht gelb und bleich umher und flickt an sich herum," schrieb der Herzog den 8. Februar an Knebel. Von Mitte März aber bis zum 25. sehen wir ihn wieder im „albernen Geschäft der Rekrutenaushebung durch's Land herumreiten. Auch jetzt bekam manchmal „die Mähre unter ihm eine herrliche Gestalt" und ward zum Pegasus. Am 16. meldete er von Dornburg aus der Freundin die Vollendung des interessanten Gedichtes Auf Mieding's Tod; am 17. berichtete er, daß er den Egmont wieder vorgenommen habe."

Kaum drei Tage von der Dienstreise zurückgekehrt, trat er am 29. März eine abermalige Rundreise an, von welcher er erst den 18. April wieder in Weimar eintraf. Er erstattete darüber an Knebel den 17. April von Ilmenau aus folgenden summarischen Bericht:

„Seit Charfreitag habe ich einen weiten und oft beschwerlichen Weg über Gotha, Eisenach, Kreuzburg, Gerstungen, Tiefenort, Barchfeld, Kaltennordheim, Ostheim, Meiningen, über den Thüringer Wald hierher gemacht, und viel gesehen und erfahren, was mir Freude macht. Du erinnerst dich noch, mit welcher Sorgfalt und Leidenschaft ich die Gebirge durchstrich und die Abwechselungen der Landesarten zu erkennen mir angelegen sein ließ. Das hab' ich nun wie auf einer Einmaleins-Tafel und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben. Dieses Fundament läßt mich nun gar sicher auftreten; ich gehe weiter und sehe nun, zu was die Natur ferner diesen Boden benutzt, und was der Mensch sich zu eigen macht. Ich kann dir versichern, daß, wenn ich mit Bätty umherreite, der keine Theorie hat,

meine Theorie mit seiner richtigen Praxis immer übereinstimmt, worüber ich denn, wie du denken kannst, große Freude habe."

Zwischen den angenehmen Reiseeindrücken fehlte es nicht an entgegengesetzten. Voll tiefen Mitleids mit dem mühevollen Dasein der niedern Volksklassen schrieb er schon aus Eisenach an die Freundin folgende Zeilen, die sich diejenigen merken mögen, die in ihm einen kalten Egoisten sehen:

„Von Gotha, wo es mir so weich wie einem Schoßkinde ergangen, komme ich hieher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätte ich die Angelegenheiten unsers Fürstenthums auf so einem guten Fuß, als meine eigenen, so könnten wir von Glück sagen; und wäre alsdann das Glück uns so treu und hold, als du mir bist, so würde man uns vor dem Tode selig preisen können. Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann, und so wenig für Andere! Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nützen! Das Meiste, dessen ich persönlich fähig bin, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe vor mir, es wird werden. Für Andere arbeit' ich mich ab, und erlange nichts. Für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir Alles auf einem Kissen überreicht."

Anfangs Mai entzog ihn seiner stillen Häuslichkeit nochmals ein amtlicher Auftrag, und zwar diesmal eine diplomatische Mission an alle thüringischen Höfe. Zuerst in Gotha wieder mit schmeichelhafter Artigkeit aufgenommen, reiste er über Friedrichsrode, wo er „in den Eingeweiden der Erde sich was Rechtes zu gute that," nach Meiningen. Von hier meldete er am 12. Mai der Freundin: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut. Es ist freilich nichts Wichtiges, noch Schweres; indessen, da ich, wie du weißt, Alles als Uebung behandle, so hat auch dies Reiz genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förmliche Audienz bei beiden Herzögen gehabt, — die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen, und die gnädigsten Herren im Audienzgemach. Morgen gehe ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spielen, will in Hildburghausen mich auch an Hof stellen, und gegen das Ende der Woche nach Rudolstadt gehen." Aus Koburg schrieb er an Knebel, er gedenke sich bei dieser Gelegenheit in den Aemtern Sonneberg und Schalkau „an der Steinjagd recht zu belustigen." Der Freundin aber schickte er folgende Verse, die ungeachtet ihres launigen Tones doch einen geheimen inneren Zwiespalt, eine tiefe Sehnsucht nach einem stillern der Poesie gewidmeten Leben aussprechen:

Man läuft, man drängt, man reißt mich mit —
Was hat das zu bedeuten?

Sechs Pferde mit gemeßnem Schritt
Erblick' ich schon von weiten.
Ein Dichter, der so manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten.
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn Vieles leiden;
Er muß bei stolzem Tritt und Schritt
Ein armes Volk beneiden.
O Pegase, o nimm ihn mit
In der Begeistrung Weiten!
Er gibt gewiß für Einen Ritt
Das Sechsgespann mit Freuden.

Das Ende des Monats Mai war für ihn durch eine Trauerpost bezeichnet. Einige Tage nach der Rückkehr von der Reise erhielt er aus Frankfurt die Nachricht, daß am 25. Mai sein Vater gestorben sei. Der alte Herr hatte es erlebt, daß sein Sprößling und Zögling schon in jungen Jahren eine der höchsten Stufen bürgerlicher Ehren erstieg und den genialsten Dichtern beigezählt wurde, war dessen aber in seiner letzten Lebenszeit nicht froh geworden, weil anhaltendes Kränkeln ihm Geist und Gemüth verdüsterte, und seine wackere, nicht leicht zu entmuthigende Gattin hatte da mit ihm einen recht schweren Stand gehabt. „Goethes Vater," schrieb am 30. Mai der Herzog Karl August an Merck, „ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen."

Bald nachher trat in Goethe's amtlicher Stellung eine Veränderung ein, die ihm statt Erleichterung Zuwachs von Arbeit und Sorgen brachte. Der zeitherige Kammerpräsident Kalb hatte sich, wie Goethe an Knebel schrieb, „als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, als Mensch abscheulich aufgeführt," und ward in Folge dessen plötzlich, jedoch nach Wieland's Bericht „honorificentissime und mit einer Pension von 1000 Thlr." entlassen. Der Herzog übertrug nun Goethe'n zwar nicht, wie behauptet worden, förmlich die Kammerpräsidentenstelle, sondern erließ am 11. Juni ein Reskript an die Kammer, worin es heißt, daß die kurrenten und ordinären Geschäfte derselben vorerst in der bisherigen Ordnung unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden Geheimen Kammerraths expedirt werden sollten. „So viel hingegen," fährt das Reskript fort, „alle etwas beträchtlichen, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden Vorfallenheiten anbelanget, geht Unsere Intention dahin, daß, da Wir Unserm Geheimen Rath Goethe

Gelegenheit, sich mit den Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fache in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Collegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen mit allen ihm nöthigen Informationen zu Handen gehen, die von ihm verlangten Akten verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet."

Erhellt hieraus, daß keine eigentliche Ernennung Goethe's zum Kammerpräsidenten stattgefunden, so betrachtete man doch ziemlich allgemein ihn als Nachfolger Kalb's, und er selbst sah die Sache nicht viel anders an. Wieland berichtete an Merck: „Goethe soll einstweilen, heißt es, die Kammerpräsidentenstelle versehen. Man nenn' es aber, wie man wolle, so wird er, ohne seinen Platz im Geh. Conseil aufzugeben, in der Kammer präsidiren — quod felix faustumque sit!" Er selbst schrieb an Merck: „Es geht mir, wie dem Treufreund in meinen Vögeln: mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. Diesmal muß mir's nun freilich ernst, und sehr ernst sein; denn mein Herr Vorgänger hat saubere Arbeit gemacht." Am ausführlichsten sprach er sich in einem Brief an Knebel aus. Es heißt darin:

„Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder in eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est, aut nusquam, quod quaerimus. Dabei bin ich vergnügter als jemals. Denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fach, das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben; und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten oder Vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit Niemanden spreche, und also bitte ich dich, auch keinen Gebrauch hiervon selbst zu meinem Vortheil zu machen."

Schon einige Zeit vor der Erhebung zum Quasi-Kammerpräsidenten war auf des Herzogs Ersuchen durch Kaiser Joseph II. Goethe's Erhebung in den Adelstand erfolgt. Er übersandte der Freundin am 4. Juni das Diplom mit den Worten: „Hier schick' ich dir das Diplom, damit du auch weißt, wie es

aussieht. Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann. Wie viel wohler wäre mir's, wenn ich, von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, in deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!" Diese Auszeichnung scheint in den Weimarischen Kreisen und anderwärts keine besondere Sensation erregt zu haben. In den damaligen Briefwechseln geschieht ihrer nur flüchtige Erwähnung. Es mochte wohl das Gefühl allgemein sein, daß für denjenigen, dem die Natur den höhern Adelsbrief des Genies verliehen, und ein innig befreundeter Herrscher schon seit Jahren den ersten und nächsten Platz in seiner Gunst eingeräumt hatte, dieser Titel keine große Bedeutung haben konnte.

Mittlerweile war auch in Goethe's häuslichem Leben eine Veränderung erfolgt. Die Akten und Sammlungen, die sich durch seine zunehmenden Amtsgeschäfte und Studien bei ihm anhäuften, hatten schon einige Zeit her eine Vertauschung des Gartenquartiers mit einer geräumigern Wohnung in der Stadt wünschenswerth gemacht. Er sträubte sich lange gegen diesen Wechsel, weil er mit ganzer Seele an seinem lieben Garten hing. Endlich hatte er sich doch auf Zureden der Herzogin Amalia, und zwar schon im vorigen Jahr, entschlossen, ein Haus in der Stadt, das Helmershausen'sche auf dem Frauenplan, zu miethen, das er aber erst in diesem Jahr gegen Ende Mai bezog. Die Herzogin hatte es, weil der „Hätschelhans (so wurde Goethe mitunter scherzweise genannt) so hübsch fein und gut" *) gewesen war, ihrem Rath zu folgen, mit einigen Möbeln ausgestattet. Das Haus war nach dem Maßstabe der damaligen Zeit ein stattliches Gebäude; seine Zufluchtsstätte in Mußestunden blieb aber immer der ungern verlassene Garten. Als sich Anfangs Juli ein Kauflustiger meldete, schrieb er an Frau von Stein: „Da ich nicht bei dir sein konnte, ging ich nach meinem Garten, und jede Rose sagte mir: und du willst uns weggeben? In dem Augenblick fühlt' ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte." Ein Abschiedsgedicht, das er dem Garten widmen wollte, blieb unausgeführt.

Ueber Goethe's Studien und poetische Arbeiten in der zweiten Hälfte des Jahrs 1782 wird das nächste Kapitel berichten. Ich

*) Brief der Herzogin Amlia an Goethe's Mutter (Rob. Keil „Frau Rath" S. 176).

hebe hier aus diesem Semester nur noch eine Reise nach Leipzig und die Aussöhnung mit Jacobi hervor.

Am 20. Dec. reiste Goethe mit dem Herzog nach Dessau, hielt sich dann mit ihm vom 24. bis zum 26. in Leipzig auf, und gefiel sich dort so gut, daß er nach des Herzogs Abreise noch bis zum 2. Januar 1783 blieb. Er fand diesmal in Leipzig „eine neue kleine Welt.“ In verschiedenen Gesellschaften sah er eine Menge Menschen, die er „auf die Täflein seines Geistes (besonders für den Wilhelm Meister) aufzeichnete.“

An Frau von Stein schrieb er: „Ich wünschte mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können; denn es steckt hier unglaublich viel zusammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehen. Jeder steht für sich, hat einige Freunde, und geht in seinem Wesen fort. Kein Oberer gibt einen allgemeinen Ton an, und Jeder producirt sein kleines Original . . . Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthümer aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und benutzen kann.“ Besonders labte Goethe sich an Gemälden und Zeichnungen, und verkehrte viel mit Oeser, den er seiner Freundin als einen der glücklichsten Menschen pries.

Zur Wiederanknüpfung seiner Verbindung mit Fritz Jacobi veranlaßte ihn eine alte Geldschuld, in der er noch bei ihm stand. Diese bestimmte ihn Anfangs Oktober 1782 zu einem Briefe, der mit den Worten beginnt: „Lieber Fritz, laß mich dich noch einmal, und wenn du dann willst, zum letzten Mal so nennen, damit wir wenigstens in Frieden scheiden.“ Jacobi antwortete mit einem herzlichen Schreiben, worauf ihm Goethe seine Iphigenie schickte, „nicht als Werk oder Erfüllung jener alten Hoffnungen werth, sondern daß sich sein Geist mit dem des Freundes unterhalte, so wie ihm das Stück mitten unter kümmerlichen Zerstreuungen vier Wochen hindurch eine Unterhaltung mit höhern Wesen war.“ Ueber sein Leben in Weimar heißt es in dem Briefe:

„Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksal geweiht, und leide, wo Andere genießen, genieße, wo sie leiden. Ich habe unsäglich ausgestanden und freue mich herzlich, daß du mit Vertrauen nach mir hinsiehst. Laß mich ein Gleichniß brauchen. Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, denkst du nicht, daß so viele Schlacken darin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so ge-

waltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß sich auch da noch zu verstecken!“

In Jacobi weckten diese vertraulichen Herzensergüsse die ganze Schwärmerei seiner frühern Liebe wieder auf. „Ich habe dein Paquet,“ antwortete er, „und ich hang' an deinem Halse! O ganz anders, wie ehemals, Bruder! Unaussprechlich! Wortlos, bildlos, begrifflos heißt dich mein Inneres Bruder! So viel ich wollte, könnt' ich weinen u. s. w.“ In diesen enthusiastischen Ton konnte nun freilich Goethe nicht mehr einstimmen; doch ein gewisses freundliches Vernehmen, wenn auch vorübergehend durch einzelne Streifwolken verdunkelt, dauerte von da an bis zu Jacobi's Tode fort.

Zweites Kapitel.

Wilhelm Meister. Umarbeitung von Werther's Leiden. Ueberarbeitung der Iphigenie. Fortführung des Egmont. Tasso. Elpenor. Die Vögel. Das Neueste von Plundersweilern. - Comédie-ballet. Die Fischerin. — Maskenzüge: Epiphanias, Ein Zug Lappländer, Aufzug des Winters, Die weiblichen Tugenden, Aufzug der vier Weltalter, Planetentanz. — Oden: Meine Göttin, Ganymed, Gränzen der Menschheit, Das Göttliche. — Anakreontische Lieder: An die Cicade, Der Becher, Nachtgedanken. — Epigramme: Einsamkeit, Erwählter Fels, Ländliches Glück, Zeitmaß, Erkanntes Glück u. a. — An Lida. Lida-Lieder. Auf Mieding's Tod. Der Sänger. Erlkönig. — Gespräch über die deutsche Literatur. Projektirte Biographie des Herzogs Bernhard von Weimar. Naturwissenschaftliche Studien.

Erinnern wir uns, wie in dem Triennium, womit sich das vorige Kapitel beschäftigte, Goethe's Leben durch die Ansprüche des Hofes und der auf ihm lastenden Aemter so zerrissen und zersplittert erschien, und überblicken dann den poetischen und wissenschaftlichen Ertrag dieses Zeitraums, so stellt sich derselbe, so wenig er ihn selbst befriedigte, immerhin bewunderungswürdig reich dar. Freilich traten keine Werke an's Licht, wie sie die Welt von dem Dichter des Götz und des Werther erwartete, und es war dem großen Publikum nicht zu verdenken, wenn es Goethe durch den Aufenthalt in Wei-

mar seiner hohen Laufbahn entzogen glaubte; allein bedeutende Dichtungen, die später seinen Dichterruhm erhöhten, wie sein Wilhelm Meister, Tasso, Egmont, begannen sich zu bilden, oder wurden fortgesetzt; Iphigenie und Werther's Leiden erfuhren eine Umformung; ein neues ernstes Drama, Elpenor, ward theilweise ausgeführt; kleinere dramatische Gelegenheitsstücke und eine Anzahl von Maskenzügen entstanden, die alle von seinem poetischen Talent zeugten; dazwischen Oden, Lieder, Epigramme, die später eine Zierde seiner Gedichtsammlung wurden. Ich werde im Nächstfolgenden diese Produktionen, so weit es der Raum hier gestattet, im Einzelnen durchgehen.

Mit Wilhelm Meister finden wir Goethe schon im Jahr 1780, doch nur vorübergehend, beschäftigt. Im März 1781 boten sich ihm bei dem Besuch zu Neunheilingen in dem Grafen und der Gräfin Werther die Urbilder zu dem Grafen und der Gräfin des Romans dar. Ueber den Grafen schrieb er damals an Frau von Stein: „Er macht mir meine dramatische und epische Vorrathskammer um ein Gutes reicher; ich kann nicht verderben, da ich auch aus Steinen und Erde Brod machen kann.“ Ehemals Gesandter in Spanien, ward er, obwohl welterfahren, kenntnißreich und edelgesinnt, dennoch durch hochvornehmes Wesen, eine seltsam ceremonielle Hausordnung und paradoxe Behandlung der Dienerschaft manchmal unbequem und lächerlich. An das mystische Selbstsehen des Grafen im Roman erinnert ein hellsehender Traum, den Graf Werther in Spanien gehabt haben soll; und der kleine Mohr in der gräflichen Dienerschaft des Romans hatte komische Pendants in Neunheilingen an geschwärzten und kostümirten Bauernjungen, die dort aufwarteten. Dieselben Eigenschaften, die der Roman an der Gräfin hervorhebt, „Anmuth, Zierlichkeit, feines Betragen,“ rühmen Goethe's Briefe noch lebhafter an der Gräfin Werther. Er habe so oft, schrieb er an Frau von Stein, die Worte Welt, große Welt, Welt haben hören müssen, ohne sich was dabei denken zu können; dies kleine Wesen habe ihn erleuchtet; die Gräfin habe Welt und wisse die Welt zu handhaben. Sicher ihres Werthes und ihres Ranges, handle sie zugleich mit einer Delicatesse und Aisance, die man sehen müsse, um sie zu denken. Den Anfang des Romans (wohl das erste Buch) brachte Goethe schon im ersten Drittel 1781 zu Papier; dann aber gerieth, wenn auch nicht die weitere Ausbildung in Gedanken, doch die schriftliche Fortführung des Werks in's Stocken. Erst im Juni 1782 griff er die Arbeit

wieder ernstlicher an, hatte zu Ende des Monats das zweite Buch „ziemlich im Ganzen zu Stande“, las es am 23. Aug. dem herzoglichen Ehepaar vor, war am 20. Oktober mit vier Kapiteln des dritten Buches fertig, und beschloß dieses Buch, das aber wahrscheinlich nur bis zum Ende des jetzigen zweiten reichte, am 12. November, um noch an demselben Tage das vierte zu beginnen. Ganz am Schlusse des Jahres 1782 gab ihm noch der zehntägige Aufenthalt in Leipzig Gelegenheit, „recht schöne Data zu seinem Wilhelm zu sammeln und verschiedene Lücken darin auszufüllen.“

Die neue **Ueberarbeitung von Werther's Leiden** nahm Goethe im Herbst 1782 vor. Am 21. Nov. schrieb er an Knebel: „Meinen Werther habe ich durchgegangen und lasse ihn wieder in's Manuscript schreiben. Er kehrt in seiner Mutter Leib zurück; du sollst ihn nach seiner Wiedergeburt sehen. Da ich sehr gesammelt bin, so fühle ich mich zu einer so delikaten und difficilen Arbeit geschickt.“ Es war in der That keine leichte Aufgabe, die er sich hier gestellt hatte. Die Uebergänge in der Schilderung dieses psychologischen Prozesses däuchten ihm stellenweise noch etwas schroff, und so galt es mit leiser Hand hier und da einen verbindenden Zug hineinzuzeichnen. Dazu war es aber nöthig, die Stimmung der Epoche, in welcher die Dichtung entstanden war, wieder hervorzurufen, und eine solche Zurückversetzung in überwundene Perioden ward ihm schwer. Seine innere Entwicklung ging, wie der Wuchs einer lebenskräftigen Pflanze, stetig und unaufhaltsam weiter, und eben so wenig wie diese konnte sein Geistesbaum auf einer spätern Stufe des Wachsthums die Gebilde einer frühern Stufe in völlig gleicher Gestalt wiederholen. Das zeigte sich in augenfälligster Art 1804 bei der Einrichtung des Götz für die Bühne, und in geringerm Grade auch jetzt bei der Umarbeitung des Werther. Ein feineres Gefühl nimmt auch hier die neuen Einschiebsel wahr, zu denen aus dem ersten Buch der Brief vom 30. Mai und der Zusatz „Abends“ zum Briefe vom 8. August, aus dem zweiten Buche die Briefe vom 8. Februar, vom 16. Juli, vom 4., 5. und 12. Sept., vom 27. Okt. Abends, vom 22. und 26. Nov. und die Zwischenrede „Der Herausgeber an den Leser“ nach dem Brief vom 6. Dec. gehören. Die Hauptzugabe ist die Geschichte von einem Bauernburschen, der eine Wittwe, bei welcher er in Diensten stand, liebte und seinen Nebenbuhler erschlug, ein Parallelbild zur Geschichte des Haupthelden, das die Gewalt derselben Leidenschaft in einem einfachen, schlichten Gemüth veranschaulicht. Auch erscheint Lotten's

Charakter und Verhalten gegen den Schluß hin in der neuen Bearbeitung mehrfach modificirt. In Betreff Alberts schrieb Goethe an Kestner: „Es war unter Anderm meine Intention, Alberten so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkennt. Dies wird den gewünschten und besten Effekt thun. Ich hoffe, Ihr werdet zufrieden sein.“

Weniger bedeutend sind die Veränderungen, die Goethe 1781 bei einer Ueberarbeitung der Iphigenie mit dieser Dichtung vornahm. Er hatte ein Jahr vorher das Stück in Verse von ungleicher Länge umgeschrieben, verzichtete jetzt aber auf die Versform und suchte dem ersten Entwurf mehr Harmonie im Styl zu geben.

Mit der Fortführung seines Egmont beschäftigte er sich ein paarmal während des hier in Rede stehenden Trienniums. Als er in der ersten Hälfte des Decembers 1781 den Herzog zur Jagd nach Eisenach und Wilhelmsthal begleitete, entzog er sich oft den Jagdgenossen, um an dem Drama zu arbeiten. „Mein Egmont“, schrieb er damals an Frau von Stein, „ist bald fertig, und wenn der fatale vierte Akt nicht wäre, den ich hasse und nothwendig umschreiben muß, würde ich mit diesem Jahr auch das lang vertrödelte Stück beschließen.“ Auf der Rekrutenaushebungsreise im Frühjahr 1782 berichtete er der Freundin von Dornburg aus am 17. März, er habe das Drama wieder vorgenommen; und am 20. aus Buttstädt: „Nun will ich mich hinsetzen und einen alten Geschichtschreiber (Strada) durchlesen, damit Egmont endlich lebendig werde, oder auch, wenn du willst, zu Grabe komme ... Ich habe zu ihm gute Hoffnung; doch wird's langsamer gehen, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schrieb ich es anders, oder vielleicht gar nicht. Da es nun aber dasteht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht.“ Die Zerstreuung der nächsten vier Wochen entzog ihn dem Stück; doch scheint er es gegen Ende April bis zu einem gewissen Abschluß gebracht zu haben. Er schickte es den 5. Mai an Frau von Voigts, Tochter des berühmten Justus Möser, mit der Bitte, es ihrem Vater zur Beurtheilung vorzulegen. Eine Charakteristik des Stücks wird bei der Darstellung der Periode, worin es zu völligem Abschluß gelangte, gegeben werden.

Egmont würde vielleicht schon 1782 zu gänzlicher Reife gediehen sein, wenn nicht damals ein anderes Drama, der Tasso, den Dichter stärker angezogen hätte. Der größere Reiz dieses Su-

jets ist leicht erklärlich; es entsprach weit mehr seinen innern Zuständen, wie seinen äußern Lebensverhältnissen. Aus seinen Gemüthskämpfen der letztvergangenen Jahre, aus seiner Stellung zum Fürsten, zum Hofe, zu den Beamten, zur Gesellschaft, und vor Allen zur Frau von Stein floß eine Fülle von Leben und Wärme in diese Dichtung. Doch hat man sich zu hüten, zu allen einzelnen Zügen derselben Vorbilder in Goethe's Verhältnissen und Umgebung suchen zu wollen. Ohne Zweifel erinnert Tasso an Goethe, Alphons an den Herzog Karl August, die edelzarte Fürstin, die mit Selbstverleugnung den Dichter liebt, ermuntert und zu zügeln sucht, an Frau von Stein; zur Gestalt des Antonio mag der Minister von Fritsch, zum Bilde der Gräfin Leonore die schöne Marquise Branconi oder Corona Schröter einige Züge geliehen haben; aber zwischen den Personen der Wirklichkeit und der Dichtung bleibt sicher in vielen Charakterzügen ein großer Abstand. Studium der Quellen, schöpferische Phantasie, Beobachtung des eigenen Herzens, der eigenen Umgebung, Ueberliefertes, Imaginirtes und Selbsterlebtes schlossen sich zu einem organischen Ganzen zusammen. Schon im März 1780 kam Goethe auf den Gedanken, den Stoff zu bearbeiten und im Spätjahr begann das Stück Gestalt zu gewinnen. Am 10. Nov. 1780 berichtete er an Knebel: „Heute früh ist die erste Scene des Tasso fertig geworden“; am 13. meldete er an Frau von Stein die Beendigung des ersten Aktes. Auch noch in der nächsten Zeit rückte die Arbeit weiter; am 23. November war die erste Scene des zweiten Aktes „so ziemlich fertig“. Aber dann kamen mancherlei Störungen. Am 31. Dec. schrieb Goethe an die Freundin: „Mein Tasso dauert mich selbst. Er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an; aber wie will ich zureichen?“ Im Frühling 1781 kehrte er zur Dichtung zurück; aber erst in Italien nahm er sie mit größerem Ernst wieder auf, und brachte sie erst nach der Heimkehr völlig zu Ende. Die nähere Betrachtung des Stücks bleibt deßhalb einer spätern Stelle vorbehalten.

Am 11. August 1781 begann Goethe ein neues Drama, Elpenor betitelt, im Styl der Iphigenie gehalten, — ein Beweis, daß er schon jetzt ganz auf dem Wege zur klassischen Kunstpoesie war. Dieses Stück ward ursprünglich, wie die Iphigenie, in rhythmischer Prosa mit einer gewissen Tendenz zum jambischen Quinar geschrieben. In einzelnen Stellen waltete der trochäische Quinar vor, aber eben so wenig rein gehalten. Die Abtheilung des Textes in Verse rührt von Riemer her. Hätte Goethe das Drama vollendet

und wie die Iphigenie in Italien umgearbeitet, so würde er ihm ohne Zweifel auch eine regelrechtere metrische Gestalt gegeben haben. Allein diese Dichtung gerieth, nachdem er sie 1783 etwa bis zum Ende des zweiten Aktes geführt hatte, in's Stocken und blieb unvollendet. Goethe bekam plötzlich eine Abneigung gegen das Stück, die wahrscheinlich darin begründet war, daß die Katastrophe sich allzu schrecklich und finster tragisch gestalten mußte. Auf einen solchen Ausgang deuten alle in dem Bruchstück angeknüpften Fäden, besonders die schauerliche, in hochtragischer Weise behandelte Ablegung des Rachegelübdes in Akt I, Sc. 4; und gerade, wo dieser düstere Charakter der Dichtung stärker hervorzutreten beginnt, bricht das Fragment ab („Hervor aus euren Grüften, ihr alten Larven verborgener schwarzen Thaten u. s. w.). Uebertrieben ist freilich das Lob, welches Zelter diesem Torso spendete; er meinte, die Nachwelt werde es nicht glauben, daß die Sonne unserer Tage eine solche Dichtung habe entstehen sehen. Anderseits schlug Schiller den Werth derselben zu gering an. Als ihm Goethe das Bruchstück, ohne sich als Verfasser zu bekennen, mitgetheilt hatte, erklärte er es für ein dilettantisches Produkt, das kein Kunsturtheil zulasse, räumte jedoch ein, daß es von einer sittlich gebildeten Seele, einem schönen und gemäßigten Sinne und von Vertrautheit mit guten Mustern zeuge. Hätte der Dichter das Stück in seinen kräftigsten Jahren zu Ende geführt, so besäßen wir daran eine tief ergreifende Tragödie, die neben Tasso und Iphigenie eine ganz eigene Stelle einnähme. Denn in einer ähnlichen antik ruhigen Form würde uns, namentlich in der letzten Hälfte, ein ungleich bewegteres Leben, ein weit tragischerer Gehalt entgegengetreten sein. Wie im Sophokleischen Oedipus oder in Schiller's Kindern des Hauses wären alte längstverschüttete Frevel in ergreifender Weise an's Licht emporgestiegen.

Von den leichtern dramatischen Gelegenheitsproduktionen, welche durch die Hoflustbarkeiten hervorgerufen wurden und mehr für den Moment berechnet waren, nenne ich zuerst die aus dem Studium des Aristophanes entsprungenen Vögel. Sie wurden im Juni und Juli 1780 in abgerissenen Mußestunden verfaßt und am 18. August in Ettersburg gespielt. Anlaß zur Entstehung gab Oeser's damalige Anwesenheit, der in Ettersburg eine Dekoration malte; Goethe sollte dazu ein angemessenes Stück liefern. Da es kurz sein mußte, so „schöpfte er“, wie er an Frau von Stein schrieb, von der Aristophanischen Komödie „nur die obersten Spitzen oder den Rahm ab“, d. h. er gab nur von dem Anfange derselben eine sehr freie

Bearbeitung. Goethe's Hoffegut und Treufreund sind ein paar schlaraffen- und phäakenartig gesinnte junge Leute und zugleich Literaten aus einer modernen Hauptstadt, die ein Land suchen, wo man, von jeder Pflicht und Arbeit entbunden, des Wohllebens die Fülle genießen könnte. Alle lokalen Bezüge des griechischen Originals sind im Goethe'schen Lustspiel ausgelöscht, dagegen Anspielungen auf neuere Verhältnisse (den preußischen Adler, den östreichischen Doppelaar u. dgl.) eingestreut. In andern Stellen, wie in der Anrede Treufreunds an die ergrimmten Vögel, wetteifert Goethe mit Aristophanes, indem er den Detailmotiven des Vorgängers neue, selbsterfundene, für unsere Zeit verständlichere gegenüberstellt. Aus dem Kukuk des Aristophanes hat er einen Schuhu und diesen zum Vertreter der Recensenten gemacht, während sein Papagei ein höchst ergötzliches Bild eines Lesers darstellt. Im Eingange werden noch insbesondere die Botaniker mit ihrer seltsamen Terminologie verhöhnt. Das Ganze ist mit frischem Humor durchgeführt und mit feiner Ironie und Satire gewürzt. Bei der Aufführung machte es einen „gar possierlichen Effekt“, wie Wieland berichtete. Goethe spielte den Treufreund, Corona Schröter sprach den beschwichtigenden Epilogus. Schade, daß der Dichter das im Epilog gegebene Versprechen, auch „den weitern weitläufigen Erfolg von dieser wunderbaren, doch wahrhaftigen Geschichte vorzutragen“, später nicht erfüllt hat.

War hier Aristophanes, „der ungezogene Liebling der Grazien“, sein Vorbild gewesen, und darin seine nunmehrige Hinneigung zu den Griechen hervorgetreten, so kehrte er gegen Ende 1781 in einer andern humoristischen Hofdichtung, dem Neuesten von Plundersweilern noch einmal zur Hans Sachs'schen Manier zurück; doch fühlt man bei der Vergleichung dieser Produktion mit jenen verwandten aus der Frankfurter Zeit sofort eine bedeutende Verfeinerung des Tons heraus. Goethe wollte mit diesem Gedicht am Weihnachtabend 1781 die üblichen Bescheerungen der Herzogin erwidern. Nach seiner Erfindung wurde durch Kraus eine Aquarellzeichnung angefertigt, deren bunte, seltsame Gestalten das Gedicht erklärte. Das Bild stand am Festabend auf einem vergoldeten Gestell eingerahmt und verdeckt. Als nun die Gäste sich über die auf Tischen, Gestellen, Pyramiden u. dgl. vertheilten Gaben der Herzogin sich genugsam gefreut hatten, trat der wohlbekannte Marktschreier von Plundersweilern in Begleitung der lustigen Person herein, begrüßte die Gesellschaft und trug nach Enthüllung des Bildes

das Gedicht vor, dessen einzelne Gegenstände, wie sie eben an die Reihe kamen, der Begleiter mit der Pritsche bezeichnete. Goethe erzählt, der Scherz sei zur Ergötzung der höchsten Gönnerin gelungen „nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich getroffen fühlen mochten." Dabei ist wohl auch an den leicht verletzlichen Wieland zu denken, da er sein Theil mitbekam. Bild und Gedicht führten die deutsche Literatur der letztvergangenen Zeit als Jahrmarkt vor. Es zeigten sich die Lesewelt, die leichtfertige Tagesliteratur, der Verlag soliderer Schriften, die Kritik, sodann die Autoren, und hier verschont Goethe wieder selbst nicht den Werther und die Sentimentalitätsperiode; ferner die Dichter des Hainbundes, Klopstock und seine Anhänger, Wieland's Merkur, die pomphaften Odendichter, die tändelnden Lyriker; hierauf im Gefolge des Götz die wilde Jagd der Geniezeit, die titanenhaften Poeten, dann die deutschthümelnden Dichter und endlich das deutsche Theater, wo der gravitätische Alte im Reifrock, der Repräsentant des engherzigen französischen Geschmacks, von einer jüngst angekommenen jugendlichen Rotte bestürmt wird, die eine ganze Welt auf die Bühne zusammendrängen will.

Fünf Wochen nachher, zum 30. Januar (1782), zum Geburtstagsfeste der Herzogin Louise, dem Glanzpunkte der Weimar'schen Wintersaison, lieferte Goethe als „Goldstück zu Anderer Scherflein," wie Thusnelda an Merck berichtete, ein pantomimisches Ballet (Comédie-Ballet)*), wobei viele Kinder mitspielten. Den Inhalt gibt Thusnelda so an:

„Eine Fee und ein Zauberer (von Corona Schröter und dem Bassisten Aulhorn dargestellt) hatten einen mächtigen Geist beleidigt, und ihnen wurde das Vorrecht ewig jung zu bleiben geraubt; sie wurden alt mit allen Feen und Zauberern, die ihnen ergeben waren. Diese Strafe sollten sie dulden, bis in gewissen Bergklüften der große Karfunkel gefunden würde, in den das verzaubert war, was ihnen allen fehlte. Den Stein zu erlangen, vereinigten nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berggeister wurden beschworen, Feen, Gnomen und Nymphen thaten mit wunderbaren Zaubereien ihr Bestes, und das Abenteuer wurde bestanden, der große Karfunkel herbeigeschafft, geöffnet und — Amor sprang heraus. In diesem Augenblick gingen die großen Verwandlungen vor sich, und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter schöne Mädchen und Jünglinge. Die Verwandlungen gingen sehr gut, und Dekoration und Musik waren recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen untermischt

*) Veröffentlicht in A. Lewald's Europa Bd. I, Lief. 5, S. 177 f.

und endigte mit einem großen Ballet, worin Amor der Herzogin beiliegende Verse gab."

Die Verse sind diejenigen, die sich in Goethe's Werken (Bd. VI, S. 191, Ausg. in 40 B.) unter den Maskenzügen mit der Ueberschrift Amor finden. Dieses Gedicht gewinnt durch das eben Mitgetheilte erst sein rechtes Verständniß. Welche zarte Andeutungen, welche leise Konfessionen unter der Hülle der Allegorie durchschimmern, braucht kaum bemerkt zu werden. In den letzten sechs Jahren hatten am Weimar'schen Hofe Amors „falsche Brüder" nur zu viel gegolten, und der ächte Amor, „den die Treue neugeboren zu sich nahm," hatte besonders in dem Busen der Herzogin eine Zufluchtstätte gefunden. Nun aber ist auch für den Hof die in Str. 7 angedeutete Zeit gekommen, wo der ächte Amor sein Reich befestigen wird.

Im Hochsommer 1782 ergötzte Goethe den Hof durch die Aufführung seines Singspiels Die Fischerin*) in Tiefurt. In einem Briefe an Merck nennt er es „ein Wald- und Wasserdrama" und fügt hinzu: „Uebrigens verzeih, wenn es wie ein Protokoll traktirt ist." Die Wirkung des Stücks war nämlich auf den natürlichen Schauplatz an der Ilm, wo es an einem warmen Sommerabend aufgeführt wurde, berechnet, insbesondere auf den Moment, wo der Vater (von Aulhorn dargestellt) in der Meinung, daß Dortchen (von Corona gespielt) ertrunken sei, die Nachbarn zur Hülfe aufruft, und diese den Chor anstimmen:

Eilt nur geschwinde!
Lauft nach den Reusen!
Wohl blieb sie hangen —

Und zündet Schleißen,
Und brennet Fackeln
Und Feuer an!

„Die Zuschauer saßen," heißt es in einer Anmerkung zu dieser Stelle des Stücks, „ohne es zu vermuthen, dergestalt, daß sie den ganzen schlängelnden Fluß hinunterwärts vor sich hatten. In dem gegenwärtigen Augenblick sah man zuerst Fackeln sich in der Nähe bewegen. Auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne. Dann loderten auf den aufspringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegen-

*) Schon im August 1781 hatte Goethe die Arien dazu gedichtet, die Corona Schröter komponirte. Die erste Probe des Stücks fand am 1. Juli 1782 statt, die erste Aufführung am 22. Juli, eine Wiederholung, mit deren Effekt Goethe unzufrieden war, am 18. September.

ständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine schönere Wirkung gesehen. Sie dauerte unter mancherlei Abwechselungen bis an das Ende des Stücks, da denn das ganze Tableau noch einmal aufloderte." — Aus der Umgegend hatte sich eine Menge Zuschauer eingefunden, und weil man auf der einen hölzernen Brücke einen besonders guten Standpunkt hatte, so wurde diese mit Schaulustigen überladen und brach ein. Glücklicher Weise kam Niemand zu Schaden. Man lachte über das in warmer Sommernacht genommene unfreiwillige Bad einander aus, und so diente der Vorfall zu einem lustigen Zwischenspiel.

Zu den Hauptvergnügungen der „lustigen Zeit" in Weimar gehörten Redouten, die oft durch Maskenzüge einen besondern Reiz erhielten. Goethe hat selbst das Bedauern ausgesprochen, daß die meisten betreffenden Programme und dazu gehörigen Gedichte verloren gegangen; was sich erhalten hat, ist so reich an sinniger Erfindung und so frisch und lebendig ausgeführt, daß jeder aufmerksame Leser desselben in jenes Bedauern einstimmen wird. In Goethe's Maskenzügendichtung sind zwei Perioden zu unterscheiden. Die erste reicht bis zum 30. Januar 1784, die zweite beginnt nach vierzehnjähriger Pause mit dem 30. Januar 1798. In den Stoffen, die Goethe nacheinander zu diesen Dichtungen wählte, spiegelt sich der geschichtliche Gang ab, den überhaupt die Poesie in der Wahl ihrer Gegenstände zu nehmen gezwungen ist. Wie die Poesie in der Regel von den einfachsten und allgemeinsten Verhältnissen zu immer künstlichern und zusammengesetztern übergehen muß, so finden wir auch in Goethe's Maskenzügen zuerst Sujets behandelt, welche allgemeine und gemeinsame Beziehungen zu der Menschheit haben, wogegen später das Bedürfniß der Mannigfaltigkeit und Neuheit zu speciellern Gegenständen, wie die romantische Poesie und „die einheimischen Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens" führte.

Den erhaltenen Maskenzügen der ersten Periode, die ich hier in chronologischer Folge durchgehen werde, läßt sich gewissermaßen Epiphanias beizählen, ein Gedicht, das Goethe unter die geselligen Lieder eingereiht hat. Es wurde am heil. Dreikönigsabend 1781 im herzoglichen Schlosse, wo auch mehrere hohe Gäste zugegen waren, im Kostüm von Corona Schröter und zwei Sängern vorgetragen. Corona war der erste König, „der weiß' und auch der schön'," der aber „mit allen seinen Specerein sein Tag kein Mäd-

chen wird erfreun.“ Der Anfangsvers ist einem Volkslied entnommen, das in Thüringen, Schwaben und anderswo am Dreikönigsabend von drei Knaben gesungen wurde, die mit einem großen Stern auf einer Stange in den Häusern erschienen und sich vom Hausherrn eine Gabe erbaten. — Am 2. Februar 1781, auf einer zur Nachfeier des Geburtstages der Herzogin veranstalteten Redoute fand der Zug der Lappländer statt, ein Maskenspiel, wobei der Herzogin äußerst feine und edle Huldigungen dargebracht wurden. — Vierzehn Tage später wurde auf einer Redoute zu lebhafter Freude der Anwesenden der große Aufzug des Winters vorgeführt. Goethe war als Schlaf an der Spitze des Zuges mit Frau von Stein, welche die Nacht darstellte. Den Winter mit seinem Gefolge als Maskenzug auftreten zu lassen, war ein naheliegender und auch guter Gedanke, und besonders sind seine Begleiter glücklich gewählt. Die zunehmende Herrschaft der Nacht ist es, was den Winter herbeiführt; daher schreitet ihm die Nacht mit dem Schlaf und den Traumgöttern voran. Sodann tritt er selbst hervor und rühmt sich als Freund der Geselligkeit, worauf die Hauptbeförderungsmittel derselben, das Spiel, der Wein, die Liebe, das Bühnenspiel, in Tragödie und Komödie getheilt, und das Karneval sich der Reihe nach personificirt darstellen. Weniger passend schließen sich ihnen die vier Temperamente an, die in den nachfolgenden bunten Chor der Masken zu verweisen waren, der sich dann auch besser als dem Karneval untergeordnet dargestellt hätte. Das zuletzt auftretende Studium, das mit dem Karneval nichts gemein hat, lenkt schließlich als unmittelbarer Schützling des Winters die Aufmerksamkeit wieder auf den Mittelpunkt des Ganzen zurück.

Auf der Redoute vom 1. Februar 1782 wurde zur Nachfeier des Geburtstagsfestes der Herzogin der Aufzug Die weiblichen Tugenden gegeben (in Goethe's Werken irrig dem 30. Januar zugetheilt). Neun Frauentugenden traten auf, darunter die Bescheidenheit, von Corona Schröter gespielt, welche in Aller Namen der Herzogin Kränze überreichte. Auf dem Bande, womit sie geflochten waren, standen die in Goethe's Werken mitgetheilten Verse („Wir, die Deinen“). — Auf der Fastnachtsredoute vom 12. Febr. 1782 kam der Aufzug der vier Weltalter zur Aufführung. Es traten darin die beiden Herzoginnen, der Herzog, der Prinz August von Gotha und der Dichter auf. Interessant ist eine Vergleichung mit Schiller's gleichnamigem Gedichte, das ebenfalls für einen geselligen Kreis in Weimar bestimmt war. Während in diesem der

kulturhistorische Gesichtspunkt festgehalten ist, faßt Goethe mehr naturphilosophisch die Reihe der Weltalter als einen Kreislauf innerlich nothwendiger Entwickelungsphasen der Menschheit auf, der sich nothwendig wiederholen muß.*)

Wenn gleich der Entstehungszeit nach nicht hiehergehörig, möge doch der inneren Verwandtschaft wegen der Maskenzug Planetentanz hier erwähnt werden, den Goethe als Tribut zur Feier des Geburtstages der Herzogin im Jahr 1784 brachte. Es entsprach ganz seiner Sinnesweise, in diesem Jahre, wo man der Fürstin zu einem Erbprinzen Glück wünschen konnte, die Planeten, denen ein uralter Glaube Einfluß auf das Schicksal der Erdgebornen zuschreibt, als personificirte Wesen glückwünschend und glückverheißend auftreten, und sie statt an dem Himmelszelt heut der Fürstin zu Ehren auf Erden ihren feierlichen Reigen begehen zu lassen. Den Zug eröffneten vier Winde, um in dem Festgedränge Raum für die Eintretenden zu machen. Ihnen folgten die zwölf Himmelszeichen, welche Liebe, Leben und Wachsthum brachten. Die drei schönen Kinder treten vor und begrüßen die Fürstin; Liebe führt das Wort. Sie freuen sich hier einen Gespielen zu finden (den Sohn der Fürstin), der zwar erst „nach Jahren", aber „zur rechten Stund' erschien." Unterdessen hat sich der Thierkreis gebildet, der als einfassender Rahmen für den Tanz der Planeten dienen soll, die nun auch hereintreten. Nachdem auch noch die Sonne mit ihrem Gefolge erschienen ist, beginnen sie ihren Festreigen.**)

Bekannter als die Maskenzüge ist dem größern Leserkreise eine Reihe den Jahren 1780 bis 1782 angehöriger Oden, Lieder und Epigramme, die den schönsten der Gedichtsammlung beizuzählen sind. Der Ode Meine Göttin ist schon gedacht worden. Sie war eine Frucht der Rundreise, die Goethe im September 1780 mit dem Herzog durch Thüringen machte, so wie er 1777 von der Tour auf den Brocken die Ode Harzreise im Winter, und 1779 aus der Schweiz den Gesang der Geister über den Wassern heimgebracht hatte. Vermuthlich gleichfalls dem Jahr 1780 und zwar dem Ende Aprils angehörig ist die schöne Ode Ganymed, die Goethe's Religiosität in dem Zuge des Herzens zu einem allliebenden, in der Schönheit der Natur sich verkündenden Wesen ausspricht, während

*) Näheres hierüber in der ersten Aufl. meines Kommentars zu Goethe's Gedichten I, 435 ff.

**) Eine Erklärung des Einzelnen s. ebendaselbst I, 443 ff.

sie sich in der gleich trefflichen Ode Gränzen der Menschheit als Anerkennung der Allmacht und ewigen Dauer der Götter kundgibt. Die Ode Das Göttliche erschien 1782 im Tiefurter Journal. Ihr Grundgedanke ist: Der Mensch soll den Vorzug, der ihm vor allen Wesen verliehen ist, sittlich edel und gut, liebevoll wohlthuend und helfend sein zu können, eifrigst pflegen und nützen; das Edle und Gute im Menschengemüth ist die festeste Stütze des Glaubens an jene höhern unbekannten Wesen, die wir ahnen. Der Form nach sind diese Oden, wie jene ältern (Wanderers Sturmlied, An Schwager Kronos, Mahomets's Gesang, Prometheus) in den sogenannten freien Rhythmen verfaßt; aber wie sich in ihrem Inhalt ein höherer sittlicher Adel, eine „Einschränkung der freien Seele" kundgibt, so ist auch in ihrer metrischen Gestalt wenigstens eine Annäherung an strengere Formen zu erkennen; und so zeigen auch diese Gedichte, wenn gleich nicht so klar, wie Iphigenie, Tasso und Elpenor, daß die Formgeringschätzung der Sturm- und Drangzeit jetzt hinter Goethe lag, und die Richtung zur klassischen Formstrenge vor der italienischen Reise eingeschlagen war.

Noch deutlicher beweist dies eine Anzahl von Liedern aus dem Jahr 1781, die unverkennbar an die Anakreontische Lyra erinnern, und durch ihre antike Naivetät und feste Plastik der Darstellung ein durchaus griechisches Gepräge tragen. Einen Vorläufer hatten sie an jenem Gedicht vom 2. November 1776 An den Geist des Johannes Secundus, welches mit bedeutenden Veränderungen unter dem Titel Liebebedürfniß in die Gedichtsammlung übergegangen ist. Dem Jahr 1781 gehören An die Cicade, Der Becher und Nachtgedanken an. Das letztgenannte Gedicht erschien im sechsten Stück des Tiefurter Journals unter der Ueberschrift Nach dem Griechischen. Goethe legte es einem Billet an Frau Stein vom 20. Sept. 1781 bei, worin es heißt: „Was beiliegt, ist Dein. Wenn Du willst geb' ich's in's Tief. Journal und sage, es sei nach dem Griechischen." Im neunten Stück des Journals erschien das Gedicht an die Cicade, Uebersetzung eines Anakreontischen, unter dem Titel An die Heuschrecke, und Der Becher unter der Ueberschrift Nach dem Griechischen. Der Becher ist aber eben so wenig als die Nachtgedanken aus dem Griechischen übertragen; höchstens hat ein dem Anakreon zugeschriebenes Gedicht die Anregung dazu gegeben.

Nicht minder klar tritt die Hinneigung zu antiken poetischen Formen in einer Gruppe von Epigrammen hervor, von denen

Goethe eine ziemliche Anzahl im Jahr 1782 dichtete. Sie sind mit einigen später entstandenen in der Gedichtsammlung in der Rubrik „Antiker Form sich nähernd" vereinigt. Schöll vermuthet, der Dichter sei zu denselben durch die im März 1782 von Tobler ihm zugesandten Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie angeregt worden. Aber Herder beschäftigte sich schon 1780 und 1781 mit der Uebertragung von Epigrammen aus der Anthologie, und bei dem lebhaften Verkehr, der damals zwischen ihm und Goethe bestand, erhielt dieser ohne Zweifel sofort Kenntniß von den Arbeiten des Freundes. Die rechte Lust zu eigener Produktion in dieser Dichtungsart erwachte in ihm auf jener Rundreise, die ihn vom 29. März bis zum 18. April 1782 über Gotha, Eisenach, Kreuzburg u. s. w. führte. „Ich bin nun", schrieb er den 17. April an Knebel, „auch in den Geschmack der Inschriften gekommmen, und es werden bald die Steine an zu reden fangen"; und am 5. Mai: „Die Inschriften, die du auf beiliegenden Blättern findest (es waren die Epigramme Einsamkeit, Erwählter Fels und Ländliches Glück), werden ehestens in steinernen Tafeln eingegraben erscheinen." Es war ein Glück, daß Goethe um diese Zeit die antike Epigrammform liebgewann; ohne sie würde mancher poetische Gedanke, der ihm flüchtig durch die Seele fuhr, uns verloren gegangen sein. An dichterischen Stimmungen und Ideen fehlte es ihm damals selten, aber oft an Sammlung und Muße, sie zu entwickeln und zur Darstellung zu bringen. Da war ihm diese Form nun ein willkommenes Netz, um jene raschen Schmetterlinge einzufangen. Schnell und mühelos sind ohne Zweifel diese Gedichtchen entstanden, theils auf Exkursionen, theils vielleicht beim Umherwandeln durch die Parkanlagen seines fürstlichen Freundes. Leicht nahm er es auch mit der metrischen Gestaltung, der man es ansieht, daß er auch hier ohne vorhergehende theoretische Bemühungen sich an die Praxis wagte. Besonders mangelhaft waren die Pentameter, in denen er sich hier zuerst versuchte; Hexameter hatte er schon in Leipzig und 1778 in dem Gedicht Physiognomische Reisen geschrieben. In welchem Grade sie mangelhaft waren, zeigen die Epigramme nicht in der jetzigen, mehrfach nachgebesserten Gestalt, sondern in ihrer Urform, worin sie Felsen und Steinen des Parks und des Goethe'schen Gartens eingegraben wurden. Doch zeugten sie auch schon ursprünglich von einem feinen Gefühl für die Natur und die Bestimmung des Distichenmaßes; die Gedanken und Bilder waren meist auf eine vortreffliche Weise in die einzelnen Glieder des Distichons vertheilt.

Mehrere dieser epigrammatischen Gedichte entsprangen aus derjenigen Liebe, die jetzt alle Gedanken und Gefühle des Dichters beherrschte. So schickte er am 12. April 1782 von Meiningen aus an Frau von Stein das Epigramm Ferne mit den Worten: „Hier, Beste, ein Epigramm, davon die Dichtung dein ist.“ Erwählter Fels ward in seinem Garten an einem von Blumen umgebenen Ruhesitz einem Steine eingegraben als Denkmal der glücklichen Stunden, wo „der Liebende im Stillen der Geliebten gedachte.“ Zu den Epigrammen Zeitmaß, Erkanntes Glück u. a. geben die Briefe an die Freundin Parallelstellen in Menge. Nehmen wir hierzu aus dem vorigen Jahre die in anakreontischem Ton gehaltenen Lieder Nachtgedanken und Der Becher, ferner das Gedicht An Lida („Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst“) und so manchen zarten, wenn gleich der Feile entbehrenden lyrischen Erguß in den Briefen an Frau von Stein (Lida), so erhalten wir einen ganzen Strauß von Lida-Liedern, der freilich unendlich reicher und duftiger sein würde, wenn alle den Briefen eingestreuten Keime erotischer Lieder sich zu Gedichten entwickelt hätten.

Ein größeres Gedicht des Jahrs 1782, dessen Bedeutsamkeit Goethe selbst dadurch anerkannt hat, daß er es gewissermaßen als seine eigene Parentation betrachtet wissen wollte, ist das am 16. März vollendete Auf Mieding's Tod. Der Theatermeister Joh. Martin Mieding füllte in dem Kreise von Künstlern höherer und niederer Art, die für den Ruhm des Weimarischen Theaters wirkten, seinen Platz würdig aus. Goethe bewunderte an ihm den leidenschaftlichen Berufseifer und den ächt künstlerischen Erfindungsgeist, und fühlte sich daher gedrungen, als Mieding am 27. Januar 1782 mitten in den Vorbereitungen zur Goethe'schen Comédie-ballet einer lange herumgetragenen Krankheit erlag, ihm ein poetisches Todtenopfer zu bringen. Das Gedicht preist den Mann, der sich einer wenn gleich untergeordneten künstlerischen Thätigkeit mit Geist und uneigennützigem Eifer hingab, und zwar rühmt es ihn in einem nicht undeutlichen Gegensatz zu den auf der großen Bühne des wirklichen Lebens beschäftigten Männern, die sich unendlich über einen Mann, wie Mieding, erhaben dünken, und doch nicht freithätige Künstler, sondern Sklaven und Werkzeuge des Schicksals sind. Damit schrieb Goethe indirekt eine Apologie für sich selbst, der neben seinen staatsmännischen Geschäften so viel Zeit der Bretterwelt zuwendete. Uebrigens wäre es, auch wenn Goethe nicht an sich und seine Verhältnisse gedacht hätte, leicht erklärlich, daß er einem Theatermaschinenmeister

ein so ausführliches und warm empfundenes Grabgedicht widmete. Zeigt doch sein Wilhelm Meister, wie lebhaften Antheil er an dem ganzen Leben und Treiben der Priester- und Dienerschaft in Thaliens Tempeln genommen haben muß. So wird denn auch in dieser Todtenklage gelegentlich nicht bloß dem Theatermaler Schumann, sondern auch den Theaterschneidern Thiel und Hauenschild und dem Hofjuden Elkan ein Andenken gestiftet, und ganz am Schluß die gefeierte Corona Schröter uns in einem schönen Bilde vor Augen geführt.

Läßt uns dieses Gedicht in die Art und Weise, wie Goethe seine damalige Stellung in Weimar auffaßte, tief hineinblicken, so ist dies nicht minder bei dem unter die Balladen eingereihten Gedichte Der Sänger der Fall. Wenn die Annahme richtig ist, daß es mit dem zweiten Buche der Lehrjahre, worin es sich findet, gleichzeitig entstand, so stammt es gleichfalls aus dem Jahre 1782, und zur Unterstützung dieser Annahme gereicht der Umstand, daß sich in dem Gedichte ganz die Gefühle abspiegeln, die den Dichter 1782 bewegten. Indem er sich durch die neuen Gunstbeweise des Herzogs noch fester in seine amtliche Sphäre gebannt fühlte, stellte sich ihm der Reiz eines freien Dichterlebens um so lebhafter dar, je mehr es ihm versagt war. Schmerzlich empfand er es, daß sich ein bedeutendes Dichterwerk in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden nicht zur Vollendung bringen lasse. „Der Dichter“, läßt er Wilhelm im zweiten Buch der Lehrjahre sagen, „der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben . . . Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht vertauschend, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen?“ Sein Freund Werner bemerkt, es sei nur zu bedauern, daß die Menschen nicht wie die Vögel beschaffen seien, um ohne Arbeit holdselige Tage in stetem Genuß zu verleben. Wilhelm's Antwort läßt erkennen, warum der Dichter seinen Sänger in's Mittelalter (wo vor der Ritter Angesicht der Feinde Lanzen splitterten) versetzt hat: „So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, und so sollten sie leben. Genugsam in ihrem Innern ausgestattet, bedurften sie wenig von außen . . . An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen horchte man auf sie. Sie fanden eine gastfreie Welt u. s. w.“ Einen solchen Sänger führt uns Goethe in dem Gedicht vor, und zeichnet damit, wie 1781 in der Nachbildung des Liedes an die Cicarde, den Gegenstand seines sehnsüchtigsten Wunsches.

Den Balladen gehört noch ein Gedicht des Jahres 1781, der Erlkönig, an. Es eröffnet das Singspiel die Fischerin, das Goethe freilich erst 1782 vollendete. Die Arien desselben waren aber nachweislich schon 1781 gedichtet. Es kommen noch vier andere Lieder in dem Singspiel vor, die Goethe mit größern oder geringern Abweichungen aus Herder's Volksliedern genommen. Auch zum Erlkönig erhielt er die Anregung durch ein von Herder übersetztes Volkslied, Erlkönigs Tochter. Sein Vorbild hat er insofern übertroffen, als er das dunkle, geheimnißvolle Naturgefühl, worin der Volksglaube an die Elfen wurzelt, viel kräftiger versinnlicht. Jenes Grauen vor der Nacht und den schwankenden Nebelgebilden, die ihrem Schoß entsteigen, vor dem Flüstern des Windes in dem herbstlich dürren Laube, vor den gespensterhaften Gestalten der grauen Weiden, die in zweifelhaftem Licht aus dem Dunkel hervorscheinen, alles dies spricht nicht so energisch aus dem dänischen Liede. Dagegen hat dasselbe den Vorzug, daß die Liebe, die Erlkönigs Tochter zu Herrn Oluf hinzieht, ohne Weiteres besser in sich motivirt erscheint, als Erlkönigs Wunsch, den fremden Knaben zu besitzen. Denn die Elfenmädchen lieben, wie die Wassernixe in Goethe's Fischer, schöne Männer der Menschenwelt. Die sprachliche Behandlung des Goethe'schen Gedichtes ist unübertrefflich; rhythmische Bewegung und Lautmalerei sind gleich ausdrucksvoll. — Der Sänger und der Erlkönig sind die letztentstandenen Gedichte von Goethe's erster Balladengruppe, zu der noch das Veilchen, der untreue Knabe, der König in Thule und der Fischer gehören. Eine zweite Gruppe, die einen ganz andern Charakter trägt, begann erst 1797 im poetischen Wetteifer mit Schiller.

Mitten im Getriebe der winterlichen Lustbarkeiten Anfangs 1781 schrieb Goethe ein Gespräch über die deutsche Literatur. Er diktirte daran, wie sein Tagebuch nachweist, am 6. Januar. Veranlaßt wurde es durch Friedrich des Großen Schrift De la littérature allemande, worin er über Goethe äußert: „Voilà un Goetz de Berlichingen qui parait à la scène, imitation detestable de ces mauvaises pièces anglaises.“ Am 14. Nov. 1781 schrieb Goethe an Merck über sein Produkt: „Ich will es noch einmal durchgehen, wenn ich es von meiner Mutter zurückkriege. Mein Plan war noch ein zweites Stück hinzuzufügen, denn die Materie ist ohne Grenzen. Nun ist aber die erste Lust vorbei, und ich habe nichts mehr zu sagen.“ Mittlerweile hatte sich aber Justus Möser gegen den königlichen Kritiker erhoben, und seinen Aufsatz dem

Dichter zugesandt. In dem Dankschreiben Goethe's vom 21. Juni 1781 heißt es über den König: „Wenn er meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit eisernem Scepter führt, muß die Produktion eines freien und unerzogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde. Vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme." Goethe's Gespräch ist nicht erschienen, und das ist in mehrfacher Hinsicht zu bedauern. Merck rühmt es in einem Briefe an Forster als „meisterhaft geschrieben."

Eine halb der Kunst, halb der Wissenschaft angehörige Arbeit, womit sich Goethe 1780 beschäftigte, war eine „Biographie des Herzogs Bernhard von Weimar." Daß er seine Aufgabe als eine theilweise poetische auffaßte, verräth sein Bericht über die Arbeit an Merck vom 7. April: „Ich habe dazu viel Dokumente und Kollektaneen zusammengebracht, kann sie schon ziemlich erzählen, und will, wenn ich erst den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anekdoten recht zierlich zusammengelegt, ausgeschmückt und eine Menge schönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgestreut, ihn einmal bei schöner, trockener Nachtzeit anzünden und auch dieses Kunst- und Lustfeuer zum Vergnügen des Publici brennen lassen." Nach vielfachem Sammeln und Schematisiren wurde ihm jedoch klar, daß die Lebensereignisse seines Helden kein Bild machten, und so ließ er den Gegenstand fallen. Man könnte glauben, er sei zurückgetreten in dem Gefühl, daß er zur Geschichtschreibung keine Anlagen gehabt. Das wäre ein Irrthum; denn es wird sich uns später zeigen, wie eminent Goethe's historiographisches Talent war, besonders wo es kulturgeschichtliche, literarhistorische Darstellungen und Lebensbeschreibungen von Dichtern, Künstlern und Kunstkennern galt.

Schließlich ein Wort über seine naturwissenschaftlichen Studien dieser Zeit. Zu einer Gesammtcharakteristik Goethe's als Naturforschers wird sich später eine geeignetere Stelle finden; hier soll nur von seinen Bemühungen auf dem Felde der Naturwissenschaften in den Jahren 1780 bis 1782 einschließlich die Rede sein. Wir wissen bereits, wie er 1780 sich leidenschaftlich mineralogischen und geognostischen Studien hingab, die mit seinen Bemühungen um Hebung des Weimarischen Berg- und Landbaus zusammenhingen, wie

er Stufen und Gebirgsarten sammelte und ordnete, auf einer Rundreise durch's Gebirge im September „an allen Felsen klopfte“. Bei diesen Studien, zu denen er die Anregung schon 1779 durch den in Genf besuchten Herrn von Saussure erhalten hatte, war ihm ein junger Mann behülflich, der von der Freiburger Akademie eine ausgebreitete Kenntniß des Details mitgebracht hatte. Goethe ließ ihn ein halbes Jahr durch das Weimarische Land herumziehen, um zu einer mineralogischen Beschreibung desselben die Materialien zu sammeln. Erwähnt ist schon, daß Goethe 1780 mit Eifer Buffon's Epoques de la Nature studirte. Was ihn besonders zu dem Werke hinzog, war, daß Buffon „die Außenwelt, wie er sie fand, in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganze nahm.“ Aus dieser Lektüre entsprang vielleicht Goethe's unausgeführt gebliebener Plan eines Romans über das Weltall, bei dem gewiß nicht an einen Roman im herkömmlichen Sinne zu denken ist.

Im Jahr 1781 gesellten sich zu den mineralogischen Studien osteologische und anatomische unter Anleitung des Hofraths Loder in Jena. „Diesen Winter“, schrieb Goethe den 14. Nov. an Merck, „habe ich mir vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern unserer Zeichenakademie den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu nützen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen, und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen zu suchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, und habe dabei den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden, und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß.“

Diese Studien, so wie die geognostischen, setzte er 1782 mit gleichem Eifer fort. Der Schmerz, sich ihnen nicht ungestört widmen zu können, war kaum minder groß, als der, die Ausbildung so mancher poetischen Entwürfe einer bessern Zukunft vorbehalten zu müssen.

Drittes Kapitel.

Scheinbares Befriedigtsein. Geheime Sehnsucht nach freier Thätigkeit. — 1783: Feier der Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich. Beruhigung des Weimarischen Hoflebens. Reise über Ilmenau in den Harz, nach Göttingen und Kassel. Thätigkeit im letzten Vierteljahr. — 1784: Aufhören des Liebhabertheaters. Bellomo'sche Schauspielertruppe. Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergwerks. Festrede. Besuch der Grafen Stolberg. Eisenacher Ausschußtag. Reise in den Harz und nach Braunschweig. Jacobi und Claudius zu Besuch. Osteologische Studien. — 1785: Studium der Botanik. Reise durch's Fichtelgebirge nach Karlsbad. Stillleben in Weimar. Forster, Edelsheim, Fürstin Gallitzin, Hemsterhuis zu Besuch. — 1786: Auflösung des Verhältnisses zu Lavater. Nochmaliger Besuch von Karlsbad. Flucht nach Italien.

Die nächsten Jahre bis zu Goethe's erster Reise nach Italien können wir, da sich in ihnen keine bedeutenden Epochen darstellen, in unserer Betrachtung zusammenfassen. Der vierunddreißigjährige Mann steht jetzt gefestigt in sich und seinen Bestrebungen und sicher der Welt gegenüber, wenn gleich im Stillen ein stetiger Entwickelungsprozeß seines Innern sich durch jene Jahre hindurchzieht, der eben die Flucht nach Italien zur Folge hat.

Ueberblickt man sein jetziges inneres und äußeres Leben, so muß das erste Urtheil dahin gehen, daß wir einen glücklichen, in sich ganz befriedigten Menschen vor uns haben. Er hat seine feurigen Leidenschaften einschränken gelernt; um so schöner glüht ihre gereinigte Flamme in seinen poetischen Schöpfungen fort. Den Kreis seiner Freunde hat er enger gezogen; um so inniger ist der gegenseitige Antheil, um so störungsloser das Genüge, das er im Verkehr mit ihnen findet. In dem Verhältniß zur Frau von Stein hat er sich eine Stätte vertraulicher Hingebung bereitet, worin er sich glücklicher fühlt, als in den mannigfaltigen zerstreuenden und beunruhigenden Herzensbezügen früherer Jahre. Er weiß sich den äußern Ansprüchen des Hofes mehr und mehr zu entziehen, ohne daß dadurch die innern Bande, die ihn mit dem Fürstenhause verknüpfen, gelockert werden. Für die höfischen Lustbarkeiten läßt er mehr Andere sorgen; er hat aufgehört, „Großmeister der Affen“ zu sein, und fühlt darin nicht Entbehrung, sondern Erleichterung. In geselligen Kreisen er-

scheint er untheilnehmender, und hat doch nicht das Interesse daran verloren. Er hält jetzt in ihnen das Herz verschlossen, aber Augen und Ohren offen, und entschädigt sich für das Opfer an Zeit, das er ihnen bringt, durch Zuwachs an Menschenkenntniß. Die Bürde seiner Aemter ist schwer; aber sie bieten ihm Gelegenheit zur Uebung seiner Menschenliebe, erweitern seinen Blick in's Leben, lehren ihn das Maß seiner Kräfte richtiger abschätzen. Er versteht es die Vortheile seiner amtlichen Stellung für seine dichterischen und wissenschaftlichen Zwecke zu benutzen. Sein dienstlicher Verkehr mit höhern und niedern Ständen dient ihm zur Bereicherung seiner dramatischen und epischen Vorrathskammer. An die Komission für den Ilmenauer Bergbau und andere Kammergeschäfte knüpft er sein Studium des Mineralreichs und der Erdbildungsepochen; an seine Aufsicht über die Zeichenakademie in Weimar und die wissenschaftlichen Anstalten schließen sich Anatomie und Osteologie, und bald auch die Botanik an. Einstimmigkeit herrscht in allen seinen höhern Interessen. In der Poesie, wie in der Wissenschaft, fühlt er sich auf dem rechten Wege. Wie er in jener nicht abstrakte Gedanken ausdrücken, sondern durch lebendige Darstellung des Individuellen das Allgemeine und Gesetzliche, die Zusammenstimmung des Einzelnen mit dem Ganzen mehr zum Gefühl als zum Verstande sprechen lassen will, so auch in der Naturwissenschaft. „Nur eine Harmonie von Wirkungen," schreibt er seiner Freundin über Geologie, „wolle er an's Licht stellen, die eine gemeinsame Ursache ahnen lasse." Unfähig, wie er ist, durch hingebendes Studiren von Andern zu lernen, schafft er sich selbst in der Wissenschaft, wie in der Kunsttechnik, feste Stand- und Gesichtspunkte, und fühlt sich durch sein Wissen um so mehr befriedigt, je selbständiger er es erworben hat, je geisteigener es ihm dadurch geworden ist. Als eine sensible Natur durch Widerspruch leicht verstimmt und gestört, liebt er es, die Schätze, die er auf wissenschaftlichem wie auf poetischem Felde hebt, dem großen Publikum zu verheimlichen, auf dessen Beifall er schon lange verzichten gelernt; und wenn er wissenschaftliche Forschungen mittheilt, verschweigt er gern die Endabsichten und Zielpunkte, als fürchte er die geistigen Schätze zu profaniren, wenn er sie in die Kursivmünze leichter Formeln ausprägte. So erscheint er jetzt als ein zwar abgeschlossener und zurückhaltender, aber durch das Gefühl innern Reichthums und Werths beglückter Mensch.

Und doch war Goethe in dieser Zeit nicht glücklich. Es wuchs in ihm ein geheimer Zwiespalt von Tag zu Tag, und rief zuletzt

das schmerzlichste Verlangen nach einer neuen Existenz hervor. Schon der verhältnißmäßig schwache Ertrag an poetischen Erzeugnissen, welche der im vorliegenden Kapitel zu besprechende fast vierjährige Abschnitt seines schönsten Mannesalters zeigt, deutet nicht auf eine wärmende Glücksepoche hin. Wie eine Pflanze, wenn sie den Kranz der Stengelblätter hervorgebracht, ihre Kräfte zusammenzieht und den Stengel eine Strecke schmucklos emportreibt, ehe sie die prächtige Blüthenkrone entfaltet, so nährte jetzt Goethe, still und in sich zurückgezogen, mächtige Gefühle, Bilder und Gedanken in seinem Innern, ohne ihnen eine würdige Gestalt geben zu können. Das Bewußtsein des schreienden Mißverhältnisses zwischen dem, was er leistete, und dem, was er in anderer Lebenslage leisten könnte, erhielt sein Gemüth in geheimer Aufregung. Selbst der Verkehr mit Frau von Stein, die allmälig seine Liebe zu Mutter, Schwester und allen andern Freundinnen erbte, vermochte ihn nur für Stunden und Tage zu beschwichtigen, und auf die Dauer immer weniger. War sie doch die Frau eines Andern, und rückte schon, während er sich den Vierzigen näherte, in dies Lebensdecennium hinein, und war es doch gerade das Verhältniß zu ihr, was ihn, den Kinderfreund, den Freund eines stillen häuslichen Daseins, abhielt einen eigenen Familienkreis zu gründen. Daß es trotzdem noch fast vier Jahre lang währte, ehe er sich unversehens durch einen raschen Sprung in eine andere Lage, in eine zusagendere Geistes- und Gemüthsatmosphäre rettete, daran war zunächst seine, wie er selbst gesteht, zu einem gewissen „Hocken und Kleben an einem Ort“ geneigte Natur Schuld, sodann der Gedanke, daß er den selbstgewählten Posten nicht eher verlassen dürfe, als bis er ihn mit Ehren einem Andern abtreten könne; und endlich war das Band, das ihn an Frau von Stein kettete, noch stark genug, um ihn so lange festzuhalten. Das Letztbemerkte bestätigt er selbst in folgender Strophe, die er im Aug. 1784 an die Freundin schickte und ursprünglich seiner Dichtung Die Geheimnisse zugedacht hatte:

> Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
> So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
> Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
> Die mein Geschick an deines angehangen,
> Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne,
> Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
> Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
> Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

Wieland durchschaute Goethe's Gemüthszustand. „Er schickt sich überaus gut," schrieb er Anfangs 1784 an Merck, „in das, was er vorzustellen hat. Er ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzu sichtlich an Seel und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgebürdet hat. Mir thut's zuweilen weh zu sehen, wie er bei dem allem Kontenance hält und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Innern nagen läßt." Goethe selbst aber war weit entfernt, auch seinen vertrautesten Freunden ein ganz offenes Bekenntniß abzulegen. Sogar seiner Mutter schrieb er, als man sie über seinen Gemüths- und Gesundheitszustand beunruhigt hatte: „Daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will. Ich bin nach meiner Konstitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde genießen, und behalte noch Zeit und Kräfte für eine und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte mir nicht einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne." Aehnlich an Knebel: „Ich bin fleißig, und meine Sachen gehen gut. Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, — das ist der ganze Kreis meines Daseins, in dem ich mich klüglich verschanzt habe."

In der Erzählung der Lebensvorfälle der Jahre 1783—86 muß ich mich kurz fassen. Das Herannahen einer ereignißreichen und wichtigern Zeit in Goethe's Leben heißt mich an dieser Stelle sparsam mit dem Raume sein. Das Jahr 1783 betrachtet Riemer als „ein im Leben der fürstlichen Personen zu Weimar wie des ganzen Hofes Epoche machendes und einen Wendepunkt bezeichnendes Jahr," und leitet die Veränderung zumeist aus der am 2. Februar erfolgten Geburt eines Erbprinzen her. Zu dieser Ansicht stimmt ein Brief Goethe's an Knebel, worin er „der Ankunft des Erbprinzen eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Wirkung" zuschreibt. „Die Menschen," fügt er hinzu, „sind nicht verändert, jeder Einzelne ist wie er war; aber das Ganze hat eine andere Richtung und, wenn ich's sagen soll, er wirkt in seiner Wiege, wie der Ballast im Schiff durch die Schwere und Ruhe." Ohne Zweifel hatte das Ereigniß zunächst auf den Herzog einen großen Einfluß, und durch ihn hinab auf den ganzen Hof. Der Blick auf seine neuen Hoffnungen und Pflichten gab dem Fürsten höhern Lebensernst, Beruhigung und stilles Glück. „Sie haben Recht," schrieb er den 17. Febr. an Merck, „daß Sie sich mit mir freuen. Wenn je gute

Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie sich verbinden ließen. Nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an den ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethe's und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: ed egli fu pittore." Allein der Hauptgrund, warum das Weimarische Leben jetzt immer mehr eine andere Physiognomie annahm, lag in Goethe. Was wir ihn eben aussprechen hörten, jeder Einzelne sei noch was er war, das galt nicht von ihm selbst. Er, die Seele und der Mittelpunkt des Weimarischen Musenhofes, war nicht mehr der Goethe, der 1775 als der glänzende Meister des Kraftgenies in Weimar erschien.

Zu der Geburtsfeier des Erbprinzen steuerte er eine gar kleine poetische Gabe bei, die ziemlich in den gewöhnlichen Ton der Gratulationskarmina einschlägt. Wieland und Herder dagegen dichteten mit großem Beifall aufgenommene Kantaten, Jener für die fürstliche Kapelle, Dieser für die Kirche. Herder hielt außerdem noch eine Taufrede, worin er nach Wieland's Bericht wie ein Gott sprach. Goethe's Mutter meinte in einem Briefe an die Herzogin Amalia, ihr Sohn müsse sich mit den Musen etwas brouillirt haben. „Doch alte Liebe rostet nicht," fügte sie hinzu; „sie werden auf seinen Ruf bald wieder bei der Hand sein." Sie waren aber in der That jetzt recht spröde gegen ihn, zumal die Muse der Hof- und Festpoesie. Indeß mußte das vom ganzen Lande mit freudigem Jubel aufgenommene Ereigniß doch auf irgend eine Weise im Geist des bisherigen dramatischen Treibens gefeiert werden. Es erschienen daher am 9. März beim Kirchgange der Herzogin, wo ringsher aus dem Lande und der Nachbarschaft Besuch herbeiströmte, verschiedene Festzüge und geleiteten die Fürstin zur Kirche. Nach der Tafel trat ein ländlicher Festzug mit Huldigungsgaben in den Saal. Abends brachten nacheinander zwei Fackelzüge, ein berittener der herzoglichen Jägerei und einer der Jenaischen Studenten, der Herzogin Ständchen. Tags darauf führte der Herzog die berittenen Jäger mit ihren Meuten und mit Wagen voll Jagdgeräth und Trophäen bei Fackelglanz und Musik durch die Stadt. Am 13. März fand ein ungemein glänzender Ritterzug statt, eine Kavalkade von 139 Personen, 89 Pferden. Der Herr Geheimerath von Goethe erschien darin als „Ritter in altdeutscher Tracht, weiß Atlas, in Purpurmantel, auf dem Kopf eine Docke mit Federbüschen, auf weißem Pferde, dessen Zeug gelb, mit Silber reich gestickt."

Nach diesem nochmaligen hellen Aufleuchten der Weimarischen Lebenslust trat eine große Stille und Beruhigung ein. Auch in Tiefurt und Ettersburg ward es stiller und stiller. Goethe widmete sich seiner Kammerpräsidentur und spielte nun auch, wie er den 19. Mai an Merck berichtete, mit Ernst „die Rolle des Al Hafi.“ Um ihn in dieser Thätigkeit etwas zu erheitern, kaufte sein fürstlicher Freund für ihn dann und wann eine Handzeichnung oder einen Kupferstich an; man könne mit dergleichen, schrieb Karl August den 2. Juni an Merck, „seines Herrn Kammerpräsidenten Taciturnität entrunzeln.“ Mitunter brachte ein gern gesehener Gast, wie Blumenbach (gegen Ende April) und Oeser (in der zweiten Junihälfte), oder ein Ausflug mit Fritz von Stein, den er wie zu Hause so auch auf Reisen in liebender Aufsicht behielt, einige Abwechselung in sein jetziges Stillleben. Für dichterische Produktion blieb ihm fast keine Zeit übrig; kaum, daß ein Kapitel des vierten Buchs vom Wilhelm Meister den 18. Juni auf einem Ausfluge nach Wilhelmsthal entstand. Erst der Geburtstag des Herzogs, der 3. September, entlockte ihm wieder eine poetische Blüthe, und zwar eine herrliche, die wir im folgenden Kapitel näher betrachten werden, das Gedicht Ilmenau; und wenige Tage nachher (den 7. Sept. Nachts) entstand im Ilmenauer Forst, auf dem Gickelhahn, das wunderliebliche poetische Kleinod Wanderers Nachtlied („Ueber allen Gipfeln“).

Die beiden Gedichte bezeichnen die erste Raststelle einer Erholungsreise, die Goethe gegen Ende August auf des Herzogs Zureden mit Fritz von Stein angetreten hatte. Von Ilmenau begab er sich am 9. Sept. mit dem lieben kleinen Reisegenossen nach Langenstein zu der schönen Markise Branconi; machte von dort Ausflüge nach der Roßtrappe, der Baumannshöhle und dem Rübeland, ging dann über Langenstein nach Halberstadt, wo er am 14. Sept. die von Braunschweig zurückkehrende Herzogin Amalie traf, und mit ihr und ihren sie begleitenden fürstlichen Verwandten einen Tag zubrachte. Gleim, der ihn hier sah, fand ihn gegen früher (die erste Weimarische Zeit) verändert, „zu kalt, zu hofmännisch.“ Hierauf wandte er sich nach Zellerfeld zum Berghauptmann Trebra, bestieg von dort aus abermals den Brocken, „fütterte sich,“ wie er der Freundin schrieb, „recht mit Steinen an,“ in der Hoffnung, daß „sie ihm, wie die Kiesel dem Auerhahn, zur Verdauung seiner schweren Winterspeise behülflich sein würden,“ und brach am 26. Sept. nach Göttingen auf, wo er sämmtliche Professoren zu besuchen gedachte. Seinem Reisebegleiter Fritz zu Liebe, der den Riesen auf dem Winterkasten in

Wilhelmshöhe zu sehen wünschte, schlug er den Weg nach Kassel ein, machte hier bei Hofe seine Aufwartung, sah mit Forster und dem Naturforscher Sömmering „sehr schöne und gute Sachen,“ war dem Letztern bei der Füllung eines Luftballons zur Hand, welche durch Uebereilung mißlang, und blieb bis zum 5. Okt. Forster fand ihn „ernsthafter, zurückhaltender, blässer und magerer“ geworden.

Reich an neuen Anschauungen den 6. Oktober heimgekehrt, entwickelte er im letzten Vierteljahr 1783 neben seinen Amtsgeschäften noch eine vielfache geistige Thätigkeit. Er fand die Weimarische Gesellschaft, wie er an Knebel schrieb, „ganz in Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dahin gehört, ausgegossen,“ und betheiligte sich an diesen Bestrebungen. Besonders interessirte er sich für die aerostatischen Versuche des Apothekers Dr. Buchholz. Es gelang diesem nach mehrfachen vergeblichen Experimenten, aber erst im folgenden Jahre, von einer Terrasse in Weimar eine der ersten Mongolfieren zu großem Ergötzen und Erstaunen der Zuschauer steigen zu lassen. Auf poetischem Felde fühlte Goethe sich durch die in diesem Jahre mit Text und englischer Uebersetzung erschienenen arabischen Gedichte Moallakat angesprochen, und hegte eine Zeit lang den Plan, sie mit Seckendorf und Herder zu übersetzen. Den Verkehr mit Letzterm pflegte er jetzt wieder sehr; und der Gattin Herders las er damals seine neu entstandenen Produktionen fast eben so gern, wie der Frau von Stein, vor. „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück,“ schrieb Goethe den 12. Nov. an Jacobi, „daß die leidigen Wolken, die Herder so lange von mir getrennt haben, endlich, und wie ich überzeugt bin, auf immer, sich verziehen mußten.“ Sie lasen zusammen die eben entstandenen ersten Kapitel der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, über die Goethe gegen Knebel sich sehr lobend aussprach. Er selbst führte unterdessen seinen Wilhelm Meister eine kleine Strecke weiter, und vollendete das vierte Buch am 12. Nov., gerade ein Jahr, nachdem er es begonnen hatte.

Der Anfang des Jahres 1784 war für das Weimarische Gesellschaftsleben durch einen bedeutenden Wechsel bezeichnet. Das Liebhabertheater hörte auf, und die schon im vorigen Jahre engagirte, von Dresden nach Weimar berufene Bellomo'schen Gesellschaft spielte von Neujahr an. Die belebende Seele des Liebhabertheaters war Goethe gewesen, und so lange sein Interesse dafür anhielt, währte die Blüthe dieses Instituts fort. Als aber wachsende Last von Amtsgeschäften, zunehmende wissenschaftliche Studien,

steigender Lebensernst seine Neigung zu jenen dem Moment gewidmeten Lustbarkeiten abkühlte, erschlaffte die Theilnahme daran zu lebhaftem Bedauern der Herzogin Amalia auch in der übrigen Weimarischen Societät; und so wurde, weil man theatralische Genüsse doch nicht ganz entbehren konnte, jene Schauspielertruppe zunächst auf drei Monate angeworben. Sie leistete nicht Glänzendes, doch Genügendes; daher ließ man sie gegen sieben Jahre fortbestehen. Der Herzog characterisirt sie in einem Briefe an Knebel vom 15. Januar 1784 als „eben nicht ausnehmend gut," doch habe sie ziemlich gute Stimmen, und zeige Geschmack in der Auswahl von komischen Opern. Für die Sommersaison richtete Bellomo zu Lauchstädt eine Bühne möglichst ökonomisch ein. Goethe war froh, daß so für das theatralische Bedürfniß in Winter und Sommer gesorgt war, weil ihm daraus ein großer Zeitgewinn erwuchs. Erwähnt ist schon, daß er in diesem Jahr zur Feier des 30. Januars in dem Maskenzug Planetentanz noch einmal einen Tribut, aber den letzten für eine Reihe von vierzehn Jahren brachte.

Im Februar beschäftigte ihn die Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergwerks, wofür er schon seit acht Jahren bemüht war. Am 24. hielt er bei der Eröffnung des neuen Johannisschachtes die Festrede. Der Stil derselben ist einfach schön und den Umständen durchaus angemessen. Der Vortrag wäre ihm beinahe verunglückt. Frei sprechend, verlor er, wie Eckermann berichtet, mitten im schönsten Fluß der Rede den Gedankenfaden, aber nicht seine Fassung; fest und ruhig blickte er eine geraume Zeit im Kreise der Zuhörer umher, die durch sein mächtiges Auge wie gebannt waren, bis er den Faden wieder fand und die Rede so unbefangen und heiter, als ob nichts vorgefallen wäre, zu Ende führte.

Wenige Tage nach diesem Fest hatte Goethe eine nicht frohe Veranlassung seine Theilnahme an dem Wohl und Weh der Weimarischen Landesgenossen zu bewähren. Jena gerieth plötzlich in große Bedrängniß. Ein gewaltiger Eissturz hatte die Saale geschwellt, so daß in der Vorstadt alle Häuser zwei bis drei Ellen hoch im Wasser standen. Gleichzeitig brannte ein Dorf ab, wobei mehrere Menschen ihr Leben einbüßten. Goethe war, wie immer, überall mit Rath und That zur Hand. „Er hat sich," schrieb der Herzog den 6. März an Merck, „bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten und die besten Anstalten getroffen." Bis in den Mai war er mit der Herstellung des Verschwemmten beschäftigt.

Gegen Ende Mai kamen die beiden Grafen Stolberg mit ihren

Frauen nach Weimar zu Besuch. Goethe fand sich durch das Zusammensein mit ihnen, besonders mit Leopold, der ihm „von Stunde zu Stunde besser gefiel,“ sehr erheitert, und wünschte sich Glück, „noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden zu sein.“

Diese Gemüthserfrischung kam ihm sehr zu Statten; denn Anfangs Juni wurde er durch den Eisenacher Ausschußtag wieder auf längere Zeit zu ernsten Geschäften abberufen. Nachdem er in Gotha ein paar Tage angenehm zugebracht hatte, hielt ihn der Ausschuß über einen Monat in Eisenach fest. In geschäftfreien Stunden erheiterte ihn die Nähe seines Zöglings Fritz, der seit Anfang des Jahres mit der Frau Rath in Frankfurt korrespondirte und sie über Goethe's Erlebnisse auf dem Laufenden erhielt. An den Vergnügungen des Hofzirkels, den der Herzog hier um sich versammelt hatte, nahm Goethe wenig Theil; er verwandte seine freie Zeit auf das heimliche Studium eines ihm aus Kassel von Sömmering zugegangenen Elephantenschädels und osteologische Korrespondenz, auf mineralogische und geognostische Ausflüge mit Voigt und den Briefwechsel mit Frau von Stein, that auch Einiges für den Wilhelm Meister, und las mitunter in Voltaire's Memoiren, Rousseau und Lavater's Pontius Pilatus. Endlich waren die Sitzungen in Eisenach und die herkömmlich sich anschließenden Schmausereien überstanden, und er konnte sich den 10. Juli in's Gebirge flüchten und seinen geologischen Betrachtungen nachhangen, worauf er dann noch einige Tage bei seiner Freundin in Kochberg zubrachte.

Nach der Heimkehr (am 19. Juli) traf er mit Knebel zusammen, der zwei Jahre von Weimar fern gewesen war. Aber er konnte sich der Nähe des Freundes und eines häuslichen Lebens nicht lange erfreuen. Am 8. August finden wir ihn schon wieder zu einer größern Reise in den Harz und nach Braunschweig aufgebrochen. Der Herzog, der ihn zur Reise nach Braunschweig aufgefordert hatte, hatte dabei ernstere politische Zwecke. Es galt nichts Geringeres, als vorbereitende Besprechungen über die Bildung des deutschen Fürstenbundes unter Preußens Hegemonie gegen die drohenden Uebergriffe des Kaisers. Goethe verstand sich ungern zum Miterscheinen in Braunschweig; da er es aber nicht wohl ablehnen konnte, suchte er die Reise zugleich für seine Zwecke auszubeuten, und verwandte einige Zeit vorher und nachher zu einer mineralogischen und oryktologischen Wanderung durch den Harz in Gesellschaft des Malers Kraus. Am 8. August in Dingelstedt durch einen Achsenbruch des

schwerbepackten Wagens aufgehalten, schrieb er das Gedicht Zueignung, das als Dedikation an der Spitze der Gedichtsammlung steht, ursprünglich aber zur Introduktion einer im nächsten Kapitel zu besprechenden größeren Dichtung Die Geheimnisse bestimmt war. In den folgenden Tagen gab er seiner Freundin von Zillerfeld aus Nachricht, wie er in seinen Felsenspekulationen vorwärts und gewiß bald auf den rechten Punkt komme, wie er Höhen ersteige, Gruben befahre, und Kraus fleißig Felsen zeichne, „nicht malerisch, sondern nach einer geheimen wissenschaftlichen Regel charakteristisch." Dazwischen bildete er zuweilen in Gedanken den Plan der Dichtung Die Geheimnisse aus, oder beschäftigte sich mit einem Singspiel, Scherz, List und Rache betitelt. „Die Operette," schrieb er der Freundin am 14. August, „ist auch bald fertig; daran mache ich eine Arie oder ein Stück Dialog, wenn ich sonst zu gar nichts tauge."

Am 17. August finden wir ihn von den Bergen auf's Hofparket in Braunschweig hinabgestiegen. Er wohnte einer Oper, einer Redoute bei, hatte „schreckliche" sechs Stunden täglich an der fürstlichen Tafel zuzubringen, fühlte sich aber nicht unglücklich, weil er zu tausend Beobachtungen über Welt und Menschen Gelegenheit hatte.*) Dennoch war es ihm leichter zu Muth, als er am 1. Sept. mit dem Herzog nach Goslar abreiste. Während dieser sich von dort nach Dessau wandte, machte Goethe sich mit Kraus zu einer nochmaligen Brockenfahrt auf, freute sich auf dem Gipfel des hellsten Wetters, besuchte dann die Roßtrappe, verweilte zwei Tage bei der „Fee von Langenstein," der Markise Branconi, und traf Mitte September wieder in Weimar ein.

Ein paar Tage nachher kam Fritz Jacobi, noch tief trauernd um den Verlust seiner Gattin, mit seiner Schwester zu Besuch, und bald darauf Claudius, der Wandsbecker Bote. Jacobi schied am 29. Sept. sehr befriedigt von Goethe. „Als ich wegging," schrieb

---

*) Die Briefe Goethe's aus Braunschweig an Frau von Stein sind französisch mit sauber ausgeführten Zügen nach Anleitung gestochener Vorschriften (er betheiligte sich an den kalligraphischen Uebungen seines Zöglings Fritz) ausgeführt. Als eine Probe seines französischen Styls gebe ich ein Paar Briefstellen: „Nous voilà descendus sur le parquet de la cour. Je m'y trouve très-bien, je m'amuse même, parceque je vois sans prétentions, sans désirs, et parceque tant de nouveaux objets me font faire mille réflexions . . . Qu'il est aisé de vivre dans le monde, quand on ne prétend rien!"

er den 13. Okt. aus Düsseldorf, „war es mir nicht, als ob ich dich verließe; ich war innig glücklich, froher, heiterer, als da ich kam.“ Er hatte Goethen seine Ansichten über die Lehre des Spinoza zurückgelassen, und schickte kurz nachher die Hemsterhuisischen Schriften, wodurch Goethe einmal wieder in metaphysische Gebiete geführt ward. Diese Schriften, sowie Herder's damals entstehende Paramythien und die neuesten Kapitel der Ideen, desgleichen die „Blumen aus der griechischen Anthologie“ bildeten die Unterlage der traulichen und anregenden Winterabendgespräche mit dem Herder'schen Ehpaar und Frau von Stein. Wie verwandt sich aber Goethe auch jetzt noch mit Spinoza fühlte, so wandte er sich doch stets gern wieder von den übersinnlichen Spekulationen zu seinen Naturbetrachtungen. Bei der Rücksendung jener philosophischen Werke an Jacobi sagt er im Begleitbriefe, ehe er eine Sylbe Metaphysik schreibe, müsse er nothwendig die Physika besser absolvirt haben. Unter diesen war es besonders die Osteologie, die ihn jetzt lebhaft beschäftigte, und aber zwar zunächst die Frage, ob den Menschen wie den Thieren ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zuzuschreiben sei. Es ging aus seinen Forschungen eine sehr merkwürdige Abhandlung hervor, worüber Eingehenderes im nächsten Kapitel.

Mit dem Jahre 1785 begann unter Goethe's Naturstudien auch die Botanik unter förderner Beihülfe des Jenensischen Hofraths Büttner stärker hervorzutreten. Auch darüber sei das Nähere dem folgenden Kapitel vorbehalten. Im Uebrigen bewegte sich sein Leben in den zwei ersten Monaten 1785 in den gewohnten Gleisen. Am 6. März ging er nach Jena, die Wasserbauten zu revidiren, kehrte bei Knebel ein, der jetzt hier wohnte, und setzte die osteologischen Studien mit Loder, die botanischen mit Büttner fort. Nach sechstägiger Abwesenheit heimgekehrt, verweilte er den Frühling hindurch bis Anfang Juni meistens zu Hause, in der letztern Zeit wiederholt durch Unwohlsein belästigt. Ende April betrübte ihn der Tod Seckendorf's, der, in preußische Dienste getreten, den 26. April gestorben war. Am 2. Juni ward er durch seine alljährliche Geschäftsreise nach Ilmenau geführt und nahm, wie gewöhnlich seinen Zögling Fritz mit. Mineralogisirend wanderten sie zusammen den Saalgrund hinauf und blieben in Ilmenau bis zum 16. Juni.

Vergnüglicher verlebte er die zwei nächsten Sommermonate. Er unternahm in diesem Jahre zum ersten Mal eine Reise nach Karlsbad, wohin er später so oft und gern zurückkehrte, und schlug mit Knebel, in dem auch ein großer Eifer für das Gebirgs-

studium erwacht war, den Weg durch's Fichtelgebirg ein. Am 23. Juni brachen sie, von zwei Bedienten begleitet, im Wagen von Jena auf, und gelangten Abends nach Neustadt an der Orla. Hier wurde Goethe bis zum 29. durch Unpäßlichkeit festgehalten. Während Knebel die benachbarten Berge durchstrich, beschäftigte er sich mit Lektüre und mikroskopischen Untersuchungen, unterhielt sich auch viel, wenn Knebel bei ihm war, über den Hamlet. Manches, was hier zur Sprache kam, mag in den um jene Zeit entstandenen Theil vom Wilhelm Meister niedergelegt worden sein. Am 29. Juni reisten sie, fortwährend rechts und links die Felsarten untersuchend, über Schleiz nach Hof, und am 30. über Markleuthen nach Wunsiedel. Von hier aus machten sie in den nächsten Tagen Exkursionen in die Umgegend, tranken aus der Quelle des Mains, bestiegen die höchsten Felsen des Ochsenkopfes und andere Berge, brachen am 4. Juli nach Böhmen auf, übernachteten in Zwota, und trafen am 5. Mittags in Karlsbad ein.

Hier fanden sie bereits aus Weimar die regierende Herzogin, die Frau von Stein, Herder nebst Gattin, die Gräfin von Bernstorf, Bode und „ein ganzes Heer von umbris und capite censis" vor; es war als hätte ein Zauberer den Thüringischen Musenhof nach Böhmen versetzt. Außerdem befanden sich dort der in Staats- und Wirthschaftssachen bewanderte badische Minister von Edelsheim und der Graf von Brühl mit seiner Gemahlin (der „schönen Tina"). Der Letzern schrieb er am 24. Juli einige schmeichelhafte Verse in's Stammbuch (s. Goethe's Werke VI, 80, Ausg. in 40 B.). Dem Grafen widmete er zu seinem Geburtstage, dem 26. Juli, das in Gruppe's Musenalmanach 1851 gedruckte Bänkelsängerlied; des Besungenen Lebenslauf war in einem Bilde (wahrscheinlich vom Portraitmaler Darbes) dargestellt. Unserm Dichter bekamen der gesellschaftliche Verkehr und die Trinkkur gleich vortrefflich. Knebel, der seine mineralogischen Forschungen in Baiern und Tirol hinein fortsetzte, sandte ihm interessante Reiseberichte zu. Goethe verweilte, nachdem die übrige Weimarische Gesellschaft Abschied genommen hatte, noch eine Zeitlang in Karlsbad, und reiste gegen Ende August über Joachimsthal, Johanngeorgenstadt, Schneeberg u. s. w., überall auf mineralogische Beute bedacht, nach Weimar zurück.

Dort hatte unterdessen, wie in Tiefurt und Ettersburg, statt des lustigen Treibens früherer Jahre, eine tiefe Stille geherrscht. Schon im Januar hatte Wieland in einem Briefe an Merck geklagt, daß die Herzogin Mutter noch ihr einziger Trost sei. „Ohne sie

würde Weimar bald wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest werden, als irgend eins in deutschen und welschen Landen." Im Sommer befand sich, wie er weiter berichtete, „die gute Duchessa Madre vis-à-vis von Einsiedel, Thusnelda und ihm im Stande einer verdienstlichen Exinanition und hatte bei höchst leidigem Sommerwetter genug zu thun, sich der Langeweile zu erwehren." Ein Glück war es, daß bald „der podagrische Freund Oeser" zu Hülfe kam und fünf Wochen verweilte. Aber auch nach der Heimkehr der Karlsbader Kurgäste wollte sich die Weimarer Gesellschaft nicht wieder beleben. Im Spätherbst wurde es so still, daß die Herzogin Mutter sagte: „Sie schlafen alle!" und der Herzog schrieb im December an Knebel: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden." Das Haupttriebrad des jovialen Lebens stockte, seit Goethe von Berufsernst und Wissenschaft hingenommen war.

Er selbst empfand den Wechsel nicht unangenehm; fehlte es ihm doch für seine Mußestunden nie an Erholungsquellen. Gleich nach der Heimkehr entbehrte er freilich der erquickenden Nähe seines Zöglings Fritz, der von ihm zur Meßzeit nach Frankfurt geschickt sich bei der herrlichen Frau Rath wie im Paradiese dünkte, und Frau von Stein ging auf fünf Wochen nach ihrem Gut Kochberg. Um so willkommener war ihm der Verkehr mit Herder und Frau und eine Reihe von Besuchen im Laufe des Septembers. Gegen Mitte des Monats kam Forster, zu einer Professur nach Wilna berufen, mit seiner jungen Frau, der als Schriftstellerin bekannten Therese Huber, durch Weimar, und wurde mit Herder und Wieland von Goethe zu Tisch geladen. Dann fand sich der Minister von Edelsheim ein, über den er schrieb: „Ich kenne keinen klügern Menschen." Die Feinheit, womit dieser Mann die verschiedenen Stände zu charakterisiren wußte, kamen ihm für das fünfte Buch seines Wilhelm Meister (Kap. 3) zu statten. Gegen den 20. Sept. und abermals einen Monat später auf der Rückreise erschien die Fürstin Gallitzin mit ihren Begleitern von Fürstenberg und Hemsterhuis. „Diese herrliche Seele," schrieb er den 21. Okt. an Jacobi, „hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die Ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben ... Am meisten freut mich, daß Frau von Stein und sie sich haben kennen lernen."

Ueber die erste Hälfte des Jahrs 1786 darf ich flüchtig hinweggehen. Goethe beschränkte in dieser Zeit seine Bewegungen nach

außen hin auf die gewohnten kurzen Radien um seinen häuslichen Herd, auf Ausflüge nach Jena, Gotha und Ilmenau. Dazwischen gingen, wenn ihn nicht Gesundheitsstörungen, deren mehrere vorkamen, verhinderten, Amtsgeschäfte, wissenschaftliche Arbeiten und Zeichenübungen in herkömmlicher Weise fort. Im Sommer ließen ihn schon eben jene Gesundheitsstörungen an einen abermaligen Besuch von Karlsbad denken; ganz im Geheimen aber sann er auf eine viel weitere Reise, von welcher er nicht so bald heimzukehren gedachte, und wobei es auf etwas mehr als bloß körperliche Erfrischung abgesehen war: es zog ihn unwiderstehlich nach Süden, über die Alpen hinweg.

Italien war von Kindheit auf das Land seiner Sehnsucht gewesen. Es ist uns bekannt, wie früh ihm dieses Gefühl durch den Vater eingeimpft wurde. In der letzten Zeit hatte sich diese Sehnsucht, wie er selbst bekennt, zu einer wahren Krankheit gesteigert. Schon einige Jahre her durfte er keinen römischen Schriftsteller ansehen, nichts betrachten, was ihm ein Bild Italiens hervorrief. Geschah es zufällig, so erduldete er unsägliche Schmerz. Noch jüngst hatte ihn Wieland's Uebersetzung der Horazischen Satyren höchst unglücklich gemacht. „Ich hatte kaum zwei gelesen," sagt er, „so war ich schon verrückt. Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, so wäre ich rein zu Grunde gegangen; zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen. Die bloß historische Kenntniß fördert mich nicht; die Dinge standen nur eine Handbreit von mir ab, aber durch eine undurchdringliche Mauer geschieden." Doch nicht bloß der heiße Wunsch, so viele ihm jetzt noch leere Wortklänge und wesenlose Phantasieschemen in lebendige Anschauungen zu verwandeln, war es, was ihn nach Itatien zog. Er, der bei einer kräftigen Körperkonstitution doch einen für die atmosphärischen Einflüsse so reizbaren Organismus besaß, war seit zehn Jahren in das rauhe Thüringische Klima verschlagen, das ihm trotz aller Behaglichkeit seiner Lebensverhältnisse stets das Gefühl ließ, als sei er hier „nicht zu Hause, sondern wie geborgt und im Exil." So trieb es ihn denn, einmal den gepriesenen reinen Himmel, die labende Luft, die milden Abende, die herrlichen Mondnächte zu genießen und, wie er selbst sagt, „diese Freude wenigstens als Ausnahme zu kosten, die uns als eine ewige Naturnothwendigkeit immer zu Theil werden sollte." Und wie der nordischen Luft, so wollte er auch den künstlichern Gesellschaftsverhältnissen des Nordens entrinnen, und sich auf einige Zeit zu natur-

wüchsigern Menschen flüchten. Er hoffte mit einer leiblichen zugleich eine geistige und sittliche Verjüngung und Erneuerung zu gewinnen.

Dann aber versprach er sich von dem Aufenthalt in Italien auch festere Normen und Grundsätze für die Poesie. Hierüber enthält seine Geschichte der Farbenlehre (gegen den Schluß hin) ein Bekenntniß. Er charakterisirt dort sein früheres Verhältniß zur Poesie als ein „bloß praktisches," indem er einen Gegenstand, der ihn ansprach, ein Muster, das ihn aufregte, so lange in seinem Innern hegte, bis daraus etwas entstanden war, das er als sein ansehen konnte, und nach oft jahrelangem Umhertragen und Ausbilden auf einmal gleichsam instinktartig auf dem Papier fixirte. Etwas brauchbares Theoretisches aber, sowohl was die Wahl eines würdigen Gegenstandes, als die Komposition und die stylistische Ausführung betrifft, kam ihm weder von den Lehrstühlen noch aus Büchern entgegen. Er suchte sich daher außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, „auf welcher er zu irgend einer Vergleichung gelangen, und dasjenige, was ihn in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte." Diesen Zweck glaubte er am sichersten bei der bildenden Kunst zu erreichen, und um in diese einzudringen, hielt er den Aufenthalt in Italien für unerläßlich.

Indem er so den Weg durch die antike bildende Kunst einschlug, um einen festen Punkt auf poetischem Gebiet zu suchen, war zu erwarten, daß er ihn auf dem Boden der antiken klassischen Poesie finden würde. Eben dahin ging aber, wie uns bekannt, schon seit Jahren, wenn auch nur instinktiv, die ganze Richtung seines Dichtens. Der Leser braucht sich nur an die Iphigenie, an Tasso, Elpenor, an die Gruppe Anakreontischer Lieder und den Epigrammencyklus der Jahre 1781 und 1782 zu erinnern, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Goethe sich auf dem Boden Latiums in einer schon vorher entschieden eingeschlagenen Richtung der Poesie nur befestigt und gestärkt hat.

Unsicher ist es, ob er vorausgeahnt, daß in Italien in ihm das innere Schwanken zwischen der Praxis der Poesie und der bildenden Kunst zur Ruhe gelangen werde; aber zweifellos hoffte er auch für seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen eine Förderung von der üppigern Natur Italiens, seinen vegetationsreichern Wintern, vom Vesuv und der Meeresküsten.

Wollte er aber des ganzen Gewinnstes theilhaftig werden, den

er sich von der Reise versprach, so mußte er sie seiner Denk- und Gefühlsart nach allein unternehmen. Auch nur Ein Gesellschafter, selbst ein Freund, wie Herder und Knebel, hätte ihn gehindert, sich den tausend neuen Eindrücken, die seiner harrten, mit ganz freier und offener Seele hinzugeben. So verheimlichte er denn mit längst geübter Verschwiegenheit sein Vorhaben selbst denen, die seinem Herzen am nächsten standen, mit alleiniger Ausnahme Karl August's. Mit Sehnsucht harrte er des Tages, wo er nach Karlsbad reisen könnte, um Befestigung seiner Gesundheit für sein Unternehmen zu gewinnen. Frau von Stein begab sich dorthin schon Anfangs Juli; er aber wurde, die bevorstehende Entbindung der Herzogin und darauf die Kindtaufe abwartend, noch einige Wochen in Weimar zurückgehalten. Am 21. Juli berichtete er an die Freundin: „Endlich, meine Liebe, ist das Kindlein angekommen, ein Mägdlein, und der Prophet (Lavater) gleich hintendrein.“

Lavater wohnte bei Goethe, und dieser gab ihm zu Ehren eine Abendgesellschaft, wozu er den Herzog, Herder, Wieland und Bode einlud. Wie gänzlich aber unser Dichter sich innerlich von dem ehemaligen Freunde abgelöst hatte, zeigt sein Bericht an Frau von Stein: „Kein herzlich, vertraulich Wort ist zwischen uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht, uud weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt.“

Am 24. Juli endlich konnte Goethe nach Karlsbad abreisen. Der Herzog folgte ihm den 1. August, und auch Herder begab sich mit seiner Gattin dorthin, so daß Goethe sich, wie im vorigen Jahre, von Nahebefreundeten umringt sah. Es fehlte auch nicht an andern vornehmen, geistreichen und liebenswürdigen Gästen. Frau von Stein verließ Karlsbad schon den 14. August. Wie schwer mag es ihrem Vertrauten geworden sein, zu schweigen. Hatte er doch den 23. Juli, als er sich von der Herzogin Louise verabschiedete, „unaussprechliche Gewalt anwenden müssen,“ um seinen weitergehenden Plan zu verhehlen. Er begleitete die Freundin bis Schneeberg, widmete hier zwei Tage der Besichtigung der Bergwerke und kehrte den 17. in's Bad zurück. Der Aufenthalt daselbst war wieder höchst vergnüglich, so daß er noch in Italien sich dessen mit großem Behagen erinnerte und in Neapel mit einer liebenswürdigen

Dame, die er in Karlsbad getroffen, „alle die lustigen Scenen zurück rief, die witzigen Neckereien und Mystifikationen, die geistreichen Versuche, das Vergeltungsrecht aneinander zu üben.“ Der Herzog, der sich an dergleichen besonders gern betheiligte, reiste dennoch früher als Goethe ab, und wurde zu Engelhaus durch die dortigen Bäuerinnen mit einem von dem Dichter verfaßten Abschiedsgruß (Goethe's W. Bd. VI, 44) überrascht. Goethe sprach sich beim Abschied von ihm über das Ziel seiner Reise und die Dauer des Ausbleibens nur unbestimmt aus.

Unser Dichter hatte nach Karlsbad seine sämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göschen zu besorgende Ausgabe schließlich zusammenzustellen. Die noch ungedruckten Sachen besaß er in schönen Abschriften von der Hand des Sekretärs Vogel, der ihn auch diesmal begleitete. So konnte er unter Herder's treuer Beihülfe die vier ersten Bände bald an den Verleger absenden, und gedachte, mit den vier letzten, die theils aus Ungedrucktem, Neuentworfenem und Fragmentarischem bestanden, ein Gleiches zu thun. Hiervon brachte ihn, wie er behauptet, die Karlsbader Gesellschaft ab, welche die Vollendung des Begonnenen wünschte. Da er, ihrer Aufforderung gern willfahrend, das bisher Unbekannte vorlas, kamen seine Freunde auf den Gedanken, seinen diesjährigen Geburtstag damit zu feiern, daß sie eine Reihe von Gedichten an ihn richteten, worin sich die von ihm unternommenen, aber vernachlässigten Arbeiten über den stiefväterlich gesinnten Dichter beklagten. Es zeichnete sich darunter besonders ein Gedicht im Namen der Vögel aus, worin um nunmehrige Gründung und Einrichtung des diesen muntern Geschöpfen zugedachten Reichs gebeten wurde. Bei diesen Scherzen war wohl besonders Herder im Spiel. Er hatte Goethe schon vorher zu überreden gesucht, den unvollendeten Arbeiten, vor allen der Iphigenie, noch eine nähere Sorgfalt zu widmen, ehe er sie in die Welt hinausschickte. So entschloß sich denn Goethe, das ganze Paket mit nach Italien zu nehmen.

Am Tage vor seiner Abreise richtete er an den Herzog, der ein preußisches Militärkommando erhalten hatte, ein Schreiben, worin es heißt:

„Sie sind glücklich. Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege. Ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke; ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im Allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich; und was die besondern Geschäfte

betrifft, die mir aufgetragen sind, diese habe ich so gestellt, daß sie eine Zeit lang bequem ohne mich fortgehen können; ja ich dürfte sterben, und es würde keinen Ruck geben. Noch viele Zusammenstellungen dieser Konstellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweimaligen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen, und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeit lang sich selbst gelassen der freien Welt genießen kann. Es dringt und zwingt mich, in Gegenden mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein, unter einem fremden Namen, und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste. Nur bitt' ich, lassen Sie Niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle, die mir mit- und untergeordnet sind, oder sonst mit mir in Verhältniß stehen, erwarten mich von Woche zu Woche; und es ist gut, daß das also bleibe, und ich auch abwesend als ein immer Erwarteter wirke."

Am 3. Sept. 1786, früh Morgens drei Uhr, warf er sich ohne irgend einen Begleiter, nur einen Mantelsack und Dachsranzen aufpackend, in eine Postchaise und stahl sich aus Karlsbad fort, um schönern Himmelsstrichen und einem freiern Dasein entgegenzueilen.

Viertes Kapitel.

Gelegenheits- und epigrammatische Gedichte. Wanderers Nachtlied. Ilmenau. Zueignung. Die Geheimnisse. Goethe's damalige Stellung zum Christenthum. Fortsetzung des Wilhelm Meister. Lieder aus demselben. Die Operette Scherz, List und Rache. — Naturwissenschaftliche Studien. Osteologische Abhandlung: Dem Menschen wie den Thieren ist ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben. Botanische Studien.

Der schriftstellerische Ertrag der hier in Betracht kommenden vier Jahre war, wie schon bemerkt, keineswegs glänzend, wenigstens nicht reich, und der Ueberblick desselben trug gewiß dazu bei, Goethe in dem Wunsch einer Veränderung seiner Lebensverhältnisse zu bestärken. Ein paar poetische Gelegenheitsproduktionen, die sich in seinen Werken finden, sind bereits erwähnt: der Maskenzug, Planetentanz im zweiten Kapitel, Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen Karl Friedrich,*) die Verse In das

*) Goethe's Werke VI, 15 (Ausg. in 40 B.)

Stammbuch der Gräfin Tina Brühl und An den Herzog Karl August, im Namen der Engelhäuser Bäuerinnen im dritten Kapitel. Hinzuzufügen wären etwa noch das epigrammatische Gedicht auf Herzog Leopold von Braunschweig,*) Bruder der Herzogin Amalia, der im Frühling 1785 zu Frankfurt a. d. Oder bei einer furchtbaren Wassersnoth ein Opfer seiner Menschenliebe ward, und folgende in Goethe's Werken fehlende Verse In das Stammbuch des Fritz von Stein vom 17. März 1785:

Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn sich selber zu kennen,
Leiden gibt dem Gemüth doppeltes Streben und Kraft.
Uns lehrt eigener Schmerz der Andern Schmerzen zu theilen,
Eigener Fehler erhält Demuth und billigen Sinn.
Mögest du, glücklicher Knabe, nicht dieser Schule bedürfen,
Und nur Fröhlichkeit dich führen die Wege des Rechts!

Wahre Edelsteine der Goethe'schen Gedichtsammlung sind Wanderers Nachtlied (Goethe's W. I, S. 78), Ilmenau (II, 28) und Zueignung (an der Spitze der Sammlung). Wanderers Nachtlied wurde den 7. Sept. 1783 an die Bretterwand der einsamen Waldhütte auf dem Gickelhahn, worin der Dichter übernachtete, geschrieben. Achtundvierzig Jahre später überzog er noch einmal die Buchstaben mit Bleistift und setzte darunter: Renov. 29. Aug. 1831.

Das Gedicht Ilmenau widmete er dem Herzog 1783 zu dessen Geburtstage, dem 3. September. Der Dichter, der die Einsamkeit des anmuthigen Ilmenauer Thals aufgesucht hat, um hier neuen Muth zu nützlicher Wirksamkeit und heitern Sinn für den festlichen Tag zu holen, begrüßt den schönen Tannenwald („den immergrünen Hain"), die obstbedeckten Anhöhen, den Gickelhahn („den erhabenen Berg"), an dessen Fuß er sich oft aus dem Geräusch des Hofes geflüchtet. Aber bei dem Gedanken an die umwohnenden bedrängten Landleute, Knappen und Köhler fällt ihm ein, woran er so ungern denkt: wie viel noch zu thun ist, ehe der kleine Staat, dem er im Dienst des fürstlichen Freundes seine Kräfte widmet, sich einer allgemeinern Wohlfahrt erfreuen kann. Um das Betrübende, das in diesem Gedanken liegt, zu verscheuchen, und vertrauensvoller in die Zukunft zu blicken, vergegenwärtigt er sich die Vergangenheit,

*) in Goethe's Werken an der Spitze der Gedichte „Antiker Form sich nähernd."

seine erste Weimarische Zeit, und die Fortschritte zum Bessern, die man seitdem gemacht. Dieser Blick in die frühere Zeit stellt sich als eine Art Traumgesicht, als eine rückschauende Vision dar. Die wilde Epoche des Geniewesens, wie sie uns bekannt ist, vergegenwärtigt sich lebhaft seiner Einbildungskraft, und dies Gemälde nimmt den größten Raum des Gedichtes ein. Es ist natürlich, daß, wie der Dichter aus diesem Traum erwacht und zum Bewußtsein der bessern Gegenwart kommt, sich Muth und Hoffnung in ihm beleben; und so schließt das Ganze mit einer ermunternden, glückverheißenden Anrede an den Herzog, einer Geburtstagsgratulation, wie sie vielleicht nie so edel und würdig einem Regenten dargebracht worden. Das Gedicht ist, abgesehen von seinem großen Kunstwerth, ein höchst schätzbares biographisches Dokument. Es eröffnet uns einen Blick in das kraftgenialische Treiben des Weimarischen Hofes im Jahr 1776, in Goethe's Stellung zu dem Herzog, in seine Fürstenpädagogik, in seine Menschenliebe, seine Anhänglichkeit an das Weimarische Land nicht minder als an den Regenten, in des jungen Herzogs Charakter, in die Schwierigkeiten, die Goethe bei seiner Leitung zu bekämpfen hatte.

Biographisch eben so interessant, als das Gedicht Ilmenau, und in der Kunstform ihm überlegen ist die Zueignung. Diese Produktion beweist fast mehr als sonst irgend eine, daß die Umwandlung Goethe's, die man so gern dem Aufenthalt in Italien zuschreibt, schon vor der Abreise dorthin sich vollzogen hatte. Wie das Gedicht schon durch den lieblichen Fluß der Rede, die Melodie der Sprachklänge, die ganze Formvollendung den Eindruck macht, als könne es nur unter dem schönen Himmel Italiens entstanden sein, so spricht sich auch im Inhalt die heitere Ruhe, der selige Frieden aus, der ihn dort beglücken sollte. Es ist nicht, wie Kannegießer meint, als Darstellung der ursprünglichen Dichterweihe zu betrachten, aber wohl spricht hier Goethe aus, daß er nun erst (1784) im vollen Sinne des Wortes sich zum Dichter geweiht fühle. Er kannte die Göttin, die ihm erscheint, schon längst, und war ihr dankbar für manchen lindernden Balsam, womit sie seine Herzenswunden gekühlt hatte; aber er hatte ihr nicht in der rechten Weise gedient. Mit den Genossen der Sturm- und Drangzeit hatte er den Irrthum getheilt, „geniales Feuer brenne," wie sich Jean Paul ausdrückt, „nothwendig als leidenschaftliches, während doch der ächte Genius sich von innen beruhigt, und nicht das hochauffahrende Wogen, sondern die glatte Tiefe die Welt spiegelt." Auf jene Zeit

deutet der Vers: „Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen." Wir wissen, wie er, allmälig seines Irrthums inne werdend, die Freunde der kraftgenialischen Zeit, einen nach dem andern aufgab, so daß er mit Recht zur Göttin sagen konnte: „Da ich dich kenne, bin ich fast allein." Aber diese Isolirtheit konnte ihm auf die Dauer nicht erquicklich sein; er fühlte das Bedürfniß eines gemeinsamen Strebens und Bildens. Daher wendet sich der Dichter in der Schlußstrophe, wo der Hauptgedanke des Ganzen klar hervortritt, an gleichgesinnte Freunde und fordert sie zu vereintem Wirken auf. Von nun an will er, aus seiner Isolirung heraustretend, sich wieder einem Kreise von Genossen anschließen, will nicht mehr „sein Pfund vergraben," sondern „das edle Gute für Andre wachsen lassen lassen," will die Werke, die er seit Jahren der Welt vorenthielt, und was ihm weiterhin gelingen wird, an's Licht treten lassen. Allein in anderm Sinn und zu anderm Zweck, als einst in Straßburg und Frankfurt, sieht er sich jetzt nach Freunden um. Ihn treibt nicht mehr das jugendliche Bedürfniß freier Mittheilung, fröhlichen Zusammenlebens, das ihn früher an gleichalterige Gesellen gefesselt hat; er will sich als Künstler den Künstlern zu wechselseitiger Förderung anschließen; denn er ist von dem Grundsatz zurückgekommen, daß in dem Dichter Genie und Natur Alles wirken müsse. Leider sollte es noch ein Decennium währen, bis er den rechten Mann fand, mit dem vereint er, „froh dem nächsten Tag entgegenwandelnd," einen neuen poetischen Lenzflor hervorlockte!

Goethe wandte hier zuerst die Form der ottave rime an. Er wurde dazu ohne Zweifel durch Wieland, wie früher zum Distichon durch Herder, angeregt. In der ursprünglichen Form des Stücks, die uns Bernhard Suphan mitgetheilt hat, ist allerdings die Stanze nicht so rein gebaut, als in der uns vorliegenden, aber immerhin weit übereinstimmender mit der klassischen Strophe der Italiener, als in Wieland's Oberon, so daß auch hier wieder die Hinwendung Goethe's zu kunstmäßigern Formen noch vor dem Aufenthalt in Italien hervortritt. Wie schon bemerkt, sollte das Gedicht ursprünglich seine auf einen bedeutenden Umfang berechnete und mit demselben Versmaß auszustattende allegorisch-epische Dichtung Die Geheimnisse einleiten. Er begann dieselbe im August 1784, war im März 1785 bei der vierzigsten Stanze und kam nicht über die fünfundvierzigste hinaus. Dem Inhalt nach war die Dichtung vornherein auf eine gewisse Räthselhaftigkeit angelegt; heißt es doch schon im Beginn: „Es glaube Keiner, daß mit allem Sinnen das

ganze Lied er je entziffern werde." Viele hatten auch schon ihre Auslegungskunst an diesen „Geheimnissen" erfolglos versucht, als Goethe 1816, durch die Anfrage eines Königsberger Vereins studirender Jünglinge veranlaßt, über Plan und Zweck derselben einige Mittheilungen machte. Diese lassen freilich noch eine gute Menge von Fragen unbeantwortet, gewähren jedoch mit dem Bruchstück der Dichtung selbst und mit Goethe's Briefen an Lavater zusammengenommen einen hinreichend klaren Blick in Goethe's damalige Stellung zu Religion und Christenthum, auf deren poetische Darlegung es hier abgesehen war.

Wie sich Goethe's religiöse Ansichten nach den durch die Lektüre Spinoza's angeregten Gährungen und Umwandlungen gestaltet hatten, darüber läßt sein Briefwechsel mit Lavater keinen Zweifel. Schon 1781 schrieb er an ihn:

„Deinen Christus hab' ich noch niemals so gern als in deinen (gedruckten) Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit deinem eigenen hochrothen Trank schäumend füllen, und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne dir gern dieses Glück; denn du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde in Einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Invidduum genugthun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen, und in ihm dich bespiegeln, dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für deine gute Sache nicht ziemt, daß du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausrupfest, um deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken. Dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß du dich darin nicht verändern kannst und vor dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da du deinen Glauben und deine Lehre wiederholend predigst, dir auch den unsrigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meers vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern könnt." — Und weiter in einem Briefe vom J. 1782: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt, daß das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, daß ein Todter aufersteht. Vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Nimm

nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig ernst ist, wie dir in dem deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als du für das Einreich Christi schreibst: müßte ich alsdann nicht das Gegentheil von Vielem sagen, was dein Pilatus als unwidersprechlich herausfordernd in's Gesicht sagt?"

Diese Briefstellen beweisen statt vieler, die sich noch daran reihen ließen, zur Genüge, wie richtig Goethe sich selbst charakterisirte, wenn er an Lavater schrieb, er sei „zwar kein Widerchrist, aber ein decidirter Nichtchrist." Was er aber in den vertrauten brieflichen Bekenntnissen schroff aussprach, das würden Die Geheimnisse, wie es der alle Gegensätze harmonisch auflösenden Poesie geziemt, in sanfter, schonender Form, in einer farbenreichen, das grelle Wahrheitslicht mildernder Hülle dargelegt haben. Es sollte in der Dichtung zur Anschauung gebracht werden, daß „jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderlicher Gestalt, doch immer aller Ehren und aller Liebe würdig sei." Weiter sollte sich zeigen, wie jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, wo sie dem durch Humanus repräsentirten Ideal ächt menschlicher Gottesverehrung sich annähere, „ja sich vollkommen mit ihm vereinige." Allein dem Christenthum würde doch ohne Zweifel der Vorrang unter allen Religionen eingeräumt worden sein; es würde sich als die Religion dargestellt haben, welche den verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen der Menschen, wie sie „durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihnen eingedrückt werden," sich am besten anschließt; kurz, das Christenthum würde sich als die wahre Religion der Menschheit dargestellt haben, aber nicht das Christenthum, wie es sich im Lauf der Zeiten gestaltet hat, auf dessen „reinen, gemüthlichen Anfängen nun ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet," sondern jenes ursprüngliche unverfälschte, von dem auch Schiller meinte, daß es „virtualiter die Anlage zu allem Höchsten und Edelsten in sich trage." Das Symbol dieses Christenthums ist das mit Rosen umschlungene Kreuz, denn es ist eine Religion der Liebe und Freude; und das Musterbild eines ächten Christen ist der arme Pilgrim Bruder Marcus, der „ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise" sich zu gleich hoher Stufe menschlicher Würdigkeit, wie Humanus, erhebt.

Gerieth dieses romantisch-mystische Epos für immer in's Stocken, so gelang es dem Dichter dagegen, sein Pseudo-Epos, den Roman Wilhelm Meister, wenn auch langsam, um einige Bücher weiter zu führen. Zum vierten Buch, das er am 12. Nov. 1783 abschloß, hatte er ein rundes Jahr gebraucht. Am 16. Okt. 1784 konnte er seiner Freundin die Beendigung des fünften Buches melden. Am 11. Nov. 1785 war er mit dem sechsten glücklich zu Stande gekommen, las es dem Herder'schen Ehpaar, der Frau von Stein und Frau von Imhoff vor und erfreute sich ihres reichlichen Beifalls. Das Lied Mignons Nur wer die Sehnsucht kennt, das sich jetzt im elften Kapitel des vierten Buches findet, gehörte damals (nach einem Briefe an Frau von Stein vom 20. Juni 1785) dem sechsten Buche an — ein Beweis, daß dieses Buch wohl nicht über das jetzige vierte hinausreichte. Mit dem siebenten finden wir ihn im Frühjahr 1786 beschäftigt. Auch hatte er bereits den 9. December 1785 den Plan für alle sechs folgende Bücher entworfen, woraus sich ergibt, daß der ganze Roman im ersten Entwurf auf zwölf Bücher berechnet war, während er jetzt nur aus acht besteht.

Von den Liedern aus Wilhelm Meister, die in Goethe's Gedichtsammlung aufgenommen sind, würden einige den Jahren 1783—1786 zuzutheilen sein, wenn es feststände, daß sie gleichzeitig mit den Büchern des Romans, worin sie sich finden, gedichtet wurden. Von dem oben genannten Liede Nur wer die Sehnsucht kennt ist dies nachweislich. Das wundervoll schöne an die Spitze der Ballade gestellte Gedicht Mignon (Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?") könnte man wegen der lebendigen Schilderung Italiens, die es enthält, in die Zeit von Goethe's dortigem Aufenthalt versetzen wollen; allein er hat auch anderswo (z. B. im Gedicht „Der Wanderer") nicht weniger, als Schiller in seinem Tell, die Anticipirungsgabe des Genies bewährt, „naturgetreue Bilder zu malen, ohne zuvor den sinnlichen Eindruck erfahren zu haben." Vielmehr deutet gerade die schmerzliche Sehnsucht nach Italien, die so mächtig aus dem Liede spricht, auf das Entstehen vor der italienischen Reise hin. Wenn das Gedicht schon abgesondert für sich auf's tiefste ergreift, so ist seine Wirkung in den Lehrjahren noch bei weitem größer. Hier folgt es unmittelbar auf eine erschütternde Scene, die sich zwischen Wilhelm und Mignon begibt, und legt sich nun lindernd und versöhnend an das Herz des Lesers. In holdern Tönen hat sich vielleicht nie und nirgends im

Bereich der deutschen Poesie ein tiefes und inniges Gefühl ausgesprochen; jede Zeile klingt wie der lieblichste Gesang.

Von der dramatischen Poesie scheint Goethe, nach dem ersten Blick zu urtheilen, in den Jahren 1783—1786 sich abgewandt zu haben. Allerdings dem nunmehrigen ständigen Theater in Weimar widmete er wenig Theilnahme, und seine größern dramatischen Arbeiten, Faust, Egmont, Tasso, Elpenor, rückten nicht vorwärts; aber für sein fortdauerndes Interesse am Theaterwesen und dramatischer Kunst zeugen sein Wilhelm Meister und die eingeflochtenen damals entstandenen Betrachtungen über Shakespeare's Hamlet; und daß seine alte Neigung zum musikalisch-lyrischen Drama nicht erloschen war, beweist die Operette Scherz, List und Rache. Wir finden Goethe damit im August 1784 beschäftigt, und Anfangs 1785 scheint das Stück vorläufig beendigt gewesen zu sein. Am 24. Sept. las er es der zu Besuch gekommenen Fürstin Gallitzin und ihren Begleitern vor. Aber noch in Italien feilte er angelegentlich an dieser Produktion, ohne jemals durch einen Erfolg derselben beim Publikum belohnt zu werden. Die Ursachen des Mißlingens hat Goethe selbst in den Annalen und in Briefen aus Italien ausgesprochen. Er sagt:

„Ein dunkler Begriff des Intermezzos verführte mich, und zugleich die Lust, mit Sparsamkeit und Klarheit in einem engen Raum viel zu wirken. Dadurch häuften sich aber die Musikstücke dergestalt, daß drei Personen sie nicht zu leisten vermochten. Sodann hat der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant mystificirt wird, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergötzen möchten; bei uns aber kann die Kunst den Mangel des Gemüths nicht leicht entschuldigen. Noch einen Grundfehler hat das Singspiel, daß drei Personen, gleichsam eingesperrt ohne die Möglichkeit eines Chors, dem Komponisten nicht genugsam Gelegenheit gaben, seine Kunst zu entwickeln und den Zuhörer zu ergötzen. Es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchsen des Doktors gern beleben mögen, um einen Chor zu gewinnen."

Wäre aber auch das Stück von volksthümlicherem Inhalt und für den Musiker besser angelegt gewesen, und hätte auch des Dichters Jugendfreund Kayser, der es komponirte, die Arien nicht zu ausführlich nach altem Schnitt behandelt, durch Mozart's glänzendes Auftreten wäre doch beider Bemühung verloren gegangen. Die Entführung aus dem Serail schlug alles Frühere darnieder, und von jenem Singspiel ist auf dem Theater nie mehr die Rede gewesen.

Was Goethe's poetischer Thätigkeit überhaupt in diesen Jahren den Raum verengte, das waren die naturwissenschaftlichen Forschungen, die jetzt in großer Breite sich in seine Geistesinteressen hereindrängten. Es wird sich später der Ort finden, über die Bedeutung seiner naturwissenschaftlichen Leistungen im Allgemeinen zu sprechen. Hier soll nur seiner Bestrebungen auf diesem Gebiet in den vier letzten Jahren vor dem Aufenthalt in Italien gedacht werden.

Vor Allem war es die Osteologie, die ihn jetzt lebhaft in Anspruch nahm. Seine osteologischen Forschungen gingen aus den physiognomischen hervor, in die er sich mit Lavater theilte. Er hatte schon früh die Ueberzeugung, die er in den sehr spät (1827 im Gedicht Typus) erschienenen Versen aussprach:

Es ist nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen ist.

Um über Mienen und Geberden Licht zu gewinnen, wollte er das Knochengerüst als den festen Träger der Muskeln und Regulator ihrer Bewegungen erforscht wissen, und wenn es in Lavater's Fragmenten (II, 143) über den Schädel heißt, er möchte „diesen festern, weniger veränderlichen, leichter bestimmbaren Theil des menschlichen Körpers für die Grundlage der Physiognomik" angesehen haben, so war das nicht ein Wort Lavater's, der keine Tendenz zur Naturforschung, nur zum Sittlichen und Religiösen hatte, sondern, wie wir durch Eckermann wissen, aus Goethe's Geist geflossen. In den Jahren, wovon hier die Rede ist, arbeitete er eifrig auf die Nachweisung eines allgemeinen Knochen-Typus hin. Er fühlte sich zu der Annahme gedrungen, daß bei allen höher stehenden Thieren alle Skelettheile im Einzelnen wie im Ganzen aufzufinden sein müßten, weil ja auf dieser stillschweigenden Voraussetzung die schon längst angebahnte vergleichende Anatomie beruhe. Da war es ihm nun äußerst befremdlich, wie man den Unterschied des Menschen und des Affen darin suchen wollte, daß man diesem ein Zwischenkieferbein, jenem aber keines zuschrieb. Er begriff nicht, wie der Mensch obere Schneidezähne haben und doch des Knochens, in den sie eingefügt stehen, ermangeln sollte. Mit Feuereifer suchte er nach den Spuren desselben und fand sie. Schon im Frühjahr 1784 hatte er diese Entdeckung gemacht; er meldete sie jubelnd den 27. März an Herder und Frau von Stein. Was ihn entzückte, war weniger der einzelne Fund, als die Bestätigung des Gefühls,

daß er mit seiner Forschungsweise auf einem vielverheißendem Wege war. An Frau von Stein schrieb er: „Ich hab' eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen;" und an Herder: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich dich eiligst mit einem Glück bekannt machen, das mir zugestoßen ist, Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir unsägliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen! Ich verglich mit Lodern Menschen- und Thierschädel, kam auf die Spur und siehe, da ist es!" Er legte sogleich seine Entdeckung in einer Abhandlung nieder, die sich in den sämmtlichen Werken (XXXVI, 228 ff. Ausg. in 40 B.) unter der Ueberschrift findet: Dem Menschen wie den Thieren ist ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben.

Bei Uebersendung derselben an Knebel sprach er sich über den Gesichtspunkt, den er dabei gehabt, so aus:

„Ich habe mich enthalten, das Resultat, worauf bereits Herder in seinen Ideen deutet, schon jetzt merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Thiere in nichts Einzelnen finden könne. Vielmehr ist der Mensch mit dem Thier auf's nächste verwandt. Die Uebereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt seiner obern Kinnlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe. Und so ist jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studiren muß; sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkt ist die kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darin verborgen liegt. Könnte ich mehr für die vergleichende Anatomie und Naturlehre thun, so würde das noch lebendiger werden. Leider kann ich nur einen Blick auf die Natur werfen; und ohne Studium der Schriftsteller, die in diesen Fächern gearbeitet haben, läßt sich auch nichts thun. Ich werde es mir aufheben, bis mich das Schicksal quiescirt oder jubilirt."

Goethe ließ die Schrift, weil er sie dem berühmten Anatomen Camper mittheilen wollte, durch Loder in's Lateinische übertragen, durch den Kanzlei-Sekretär Vogel eine kalligraphische Abschrift anfertigen, und durch den geschickten Zeichner Waitz, Zögling der Weimarischen Akademie, Illustrationen beifügen. Das Ganze schickte er den 19. Dec. 1784 an Merck mit dem Auftrage, es an Sömmering und weiter an Camper zu befördern. Sömmering fand den Aufsatz „in manchem Betracht sehr artig," meinte aber, es sei eine alte Theorie, und die tabula terminorum sehe etwas schulfüchsig aus. Goethe war über dieses Urtheil nicht erstaunt. „Einem Gelehrten von Profession," schrieb er an Merck, „traue ich zu, daß er seine fünf Sinne

abläugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat." Camper fand das Manuskript très-élégant, admirablement bien écrit, c'est à dire d'une main admirable, und war, da er den Verfasser nicht kannte, in Verlegenheit, was er mit der Schrift machen solle, ob garder, renvoyer, faire imprimer, examiner, indiquer, corriger, rendre l'âme aux dessins froids ctr. Jedenfalls, meinte er, müsse der Verfasser sich eines bessern lateinischen Styls befleißigen. Man sieht aber aus einem etwas spätern Briefe des Gelehrten an Merck, daß ihm die Abhandlung Goethe's zu schaffen machte. Er untersuchte von Neuem eine Anzahl Schädel und fand zu seiner Verwunderung wirklich bei mehreren Thieren ein os intermaxillare, bei denen man bisher keines angenommen hatte. Nur dem Menschen wollte er es nach wie vor nicht zugestehen.

Goethe's botanische Studien kamen, wie schon bemerkt, erst 1785 recht in Schwung. Die ersten Anfänge reichen aber in viel frühere Zeit zurück. Schon im Winter 1775—1776 hatten die Abendunterhaltungen der Jäger und Forstmänner seine Aufmerksamkeit auf die Holzkultur hingelenkt. Der Thüringer Wald mit seinen mannigfachen Nadelhölzern, seinen Buchen- und Birkenhainen und niedern Gesträuchen bot sich ihm zur Anschauung, und über dem Anschauen kam man seiner Wißbegier von allen Seiten mit mündlicher Belehrung freundlich entgegen. Die vielfache Anwendung, die er von den verschiedenen Baumarten machen sah, reizte ihn zu Erkundigungen nach ihren Eigenschaften. Seine geognostischen und geologischen Forschungen, wobei er sich über den Grund und Boden, der jene uralten Wälder trug, Rechenschaft zu geben suchte, führten ihn nothwendig dahin, alle jene Baumarten und ihre Unterschiede schärfer in's Auge zu fassen. Auf ähnliche Weise ward sein Interesse für die ganze Sippschaft der Moose, selbst für die in der Erde verborgenen Wurzeln erregt. Laboranten, die in jenen Waldgegenden seit alten Zeiten ihr Wesen trieben und nach geheimen Recepten Extrakte aus Wurzeln bereiteten, machten ihn besonders auf das reiche Geschlecht der Enziane aufmerksam. So glich also der Gang seiner botanischen Bildung gewissermaßen der Geschichte der Botanik selbst, indem er vom Augenfälligsten, Allgemeinsten zum Nutz- und Anwendbaren, und weiter zum an sich Kenntnißwürdigen fortschritt.

Der eigentlichen wissenschaftlichen Botanik ward er durch den

schon genannten Apotheker Buchholz näher gebracht. Der Herzog ließ, um der Strebsamkeit dieses Mannes einen weitern Spielraum zu geben, durch ihn einen botanischen Garten anlegen. Seit der Zeit begleitete Linné's Terminologie unsern Dichter auf Weg und Steg; Linné's Philosophie der Botanik ward sein tägliches Studium. Linné nennt er als den Mann, der nach Shakespeare und Spinoza die größte Wirkung auf ihn geübt, fügt aber hinzu: „Indem ich sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft ganz willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor. Das, was er mit Gewalt auseinander zu halten suchte, mußte nach dem innigsten Bedürfniß meines Wesens zu Vereinigung anstreben." Das stimmt ganz zu dem, was wir ihn oben erklären hörten: jede Kreatur sei nur ein Ton einer großen Harmonie, die man im Ganzen studiren müsse, wenn nicht jedes Einzelne ein todter Buchstabe bleiben solle.

Wie bei seinen sonstigen wissenschaftlichen Bestrebungen, kam auch bei den botanischen ihm die Nähe von Jena zu statten, wo nicht bloß die Wartung officineller Pflanzen eifrig betrieben ward, sondern auch die allgemeine Botanik ernste Pfleger fand. Hofrath Büttner, früher Professor der Philosophie zu Göttingen, hatte von dort eine ungemein umfassende, auch an botanischen Werken reiche Bibliothek mitgebracht. Goethe verkehrte mit diesem um so lieber, weil auch er mit Linné's System in Widerstreit und bemüht war, ein System der Gewächse nach Familien zu bearbeiten. Durch ihn wahrscheinlich wurde unser Dichter auch auf die botanischen Schriften eines Zunftgenossen, J. J. Rousseau's aufmerksam, dessen Art, die Pflanzenwelt in größere Massen zu zerlegen, sich der Eintheilung nach Familien näherte. Für das Bekanntwerden mit dem Einzelnen hatte Goethe aber einer Familie Dietrich in Ziegenhain viel zu danken. Ein Sohn des Hauses, ein frischer Bursche von offenem Charakter, der die ganze seltsame botanische Terminologie im glücklichsten Gedächtniß festhielt, begleitete ihn auch nach Karlsbad. In den Gebirgsgegenden immer zu Fuß, reichte er ihm die Pflanzen in den Wagen hinein und rief dabei die Linné'schen Benennungen, Geschlecht und Art, mit lauter Stimme als ein froher Herold der Natur aus. In Karlsbad war der junge, rüstige Landbursche schon mit Sonnenaufgang im Gebirge und brachte reiche Ausbeute mit an den Brunnen, ehe Goethe noch seine Becher geleert hatte. Alle Mitgäste freuten sich über die großen Bündel Kräuter und Blumen, die der schmucke Jüngling, in kurzem Westchen daherlaufend, freund=

lich vorwies. Goethe prägte sich so allmälig die Terminologie ein, und gewann auch etwas mehr Fertigkeit im Analysiren, aber keine bedeutende, „weil Trennen und Zählen nicht in seiner Natur lag."

War Dietrich ihm behülflich, sich des Materials zu bemächtigen, so bestärkte ihn in seiner Art und Weise, die Pflanzenwelt zu betrachten, ein anderer junger Mann, August Karl Batsch, später Professor der Philosophie und Medicin zu Jena, Sohn des allgemein geschätzten Lehns-Sekretärs Batsch zu Weimar. Goethe lernte den von der Jenaer Universität Heimgekehrten auf der Schlittschuhbahn kennen, unterhielt sich mit ihm in freier Bewegung über die verschiedenen Methoden, die Botanik zu behandeln, und fand die Ansichten des jungen Mannes seiner Denkweise entsprechend; die Ordnung und Eintheilung des Pflanzenreichs nach Familien in aufsteigendem, nach und nach sich entwickelndem Fortschritt war sein Augenmerk. Indem so Goethe, wie er es am liebsten that, seine Kenntnisse und Einsichten in lebensfroher Geselligkeit erweiterte, wuchs seine innere Opposition gegen Linné's System bei fortdauernder Achtung für den großen Mann, so daß er schon, ehe es ihn über die Alpen trieb, einer ganz abweichenden Anschauung der Pflanzenwelt huldigte. Allerdings sollte ihm erst am Schlußziel seiner italienischen Reise, in Sicilien, die Haupt- und Grundidee, die fortan der Leitstern seiner botanischen Studien blieb, die Erkenntniß der ursprünglichen Identität aller Pflanzentheile, vollständig einleuchten. Doch schon am 10. Juli 1786 schrieb er an Frau von Stein über die Pflanzenwelt: „Das ungeheure Reich simpplificirt sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. Wenn ich nur Jemanden den Blick und die Freude mittheilen könnte! Es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der ewigen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt." Mit diesem Gewahrwerden war ihm offenbar jene Grundidee, die ja auch der Idee eines allgemeinen Knochen-Typus so nahe verwandt ist, bereits aufgedämmert.

Wir sehen, der Aufenthalt in Italien, dessen Darstellung nun folgen soll, war eben so wenig für seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen, wie für seine poetischen, ein eigentlicher Wendepunkt.

Fünftes Kapitel.

Reise von Karlsbad über München, den Brenner, den Garda-See, Verona, Vicenza, Padua, Venedig, Ferrara, Bologna, Florenz, Perugia und Spoleto nach Rom. — Ankunft in Rom. Betrachtung der Kunstschätze. Einwirkung derselben. Verkehr mit Tischbein, Angelica Kaufmann, Reiffenstein. Aufnahme in die Arkadia. Bekanntschaft mit Moritz. Beendigung der Iphigenie. Interesse für Geschichte. Botanische und anatomische Studien. Zeichenübungen. — Erster Aufenthalt in Neapel. Ausflüge auf den Vesuv, nach Pompeji, Herculanum u. s. w. Bekanntschaft mit Hackert, Hamilton, Filangieri. Das Prinzeßchen. Verbindung mit Kniep.

Goethe schlug den Weg nach Italien durch Baiern und Tyrol ein. Er reiste unter dem Namen Möller und galt für einen Kaufmann. Die Fahrt bis auf den Brenner ward rasch genug für jene Zeit in fünf Tagen abgemacht. Unzähliges, rechts und links, was sonst seine Aufmerksamkeit gefesselt hätte, ließ er liegen, um möglichst bald den einen Gedanken auszuführen, der, wie er fürchtete, fast schon zu alt in seiner Seele geworden war. In schnellem Auffassen geübt, nahm er jedoch Manches mit, was sich im Flug ergreifen ließ. Vor Allem beobachtete er fleißig Wind und Wetter und stellte sogar unterwegs eine Wettertheorie zusammen, die er den Weimarischen Freunden übersandte. Zu München fand er im Antikensaal „seine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt;" in der Bildergalerie war's ihm, als müßte er „seinen Blick erst wieder an Gemälde gewöhnen." Wie zur Kunstbetrachtung, so hatte er auch zur Beobachtung der Gebirgsarten, der Vegetation und Menschenwelt nicht Sammlung und Ruhe genug; es drängte ihn unaufhaltsam vorwärts. Seinen Linné führte er zwar bei sich, kam aber nicht zum Analysiren von Pflanzen. Nur für Allgemeineres suchte er seinen Blick zu schärfen und machte z. B. die Bemerkung, daß sich zuerst am Wasser neue Pflanzenarten einstellten, und daß wachsende Gebirgshöhe nicht bloß neue Pflanzen bringe, sondern auch den Bau der alten verändere. Aehnliches Allgemeinere zeichnete er sich über die Felsarten, wie über die Bevölkerung der durcheilten Gegenden auf.

Auf dem Brenner sonderte er seine Iphigenie aus dem Packet der mitgenommenen Schriften. Sie sollte seine Gesellschafterin sein

in dem schönen Lande, das ihn erwartete; die herrlichen Bilder der Umwelt, hoffte er, würden den poetischen Sinn nicht verdrängen, vielmehr erwecken und beleben. Am 9. Sept. 1786 Abends reiste er aus seiner Herberge, dem Posthause auf dem Brenner, ab und ließ sich bei Mondenschein von rasch trabenden Pferden, während der Postillon schlief, zwischen hohen Felsen an der reißenden Etsch hinunterfahren. Mit Tagesanbruch erblickte er die ersten Rebenhügel. Bei heiterm Sonnenschein kam er auf der Botzener Messe an. Die dort zusammengeflossenen Produkte luden zu näherer Betrachtung ein; aber Sehnsucht nach Wichtigerm ließ ihn nicht rasten; er tröstete sich damit, dergleichen aus Büchern erlernen zu können. „Mir ist jetzt nur," schrieb er an seine Freunde, „um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild gibt." Auf dem Wege von Botzen nach Trient labte er sich am Anblick der südlich reichern und kräftigern Vegetation und der naturwüchsigern Menschen. Die Mauern, über welche sich der Attich herüberwarf, der Epheu, der in starken Stämmen die Felsen hinaufwuchs und sich weit über sie verbreitete, die Frauen mit ihren aufgebundenen Zöpfen, die Männer mit bloßer Brust und in leichten Jacken, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markt nach Hause trieben — Alles erinnerte ihn an die liebsten Kunstbilder. Und wenn dann der Abend herankam, bei milder Luft nur wenige Wolken an den Bergen standen, und gleich nach Sonnenuntergang das Glocken- und Schellengeläute der Heuschrecken begann, mit denen muthwillige Buben um die Wette pfiffen, da fühlte er sich doch einmal in der Welt zu Hause. „Ich lasse mir's gefallen," schrieb er in die Heimath, „als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönlandfahrt vom Walfischfange zurückkäme."

Am 11. Sept. war er zu Roveredo, wo sich die Sprache abschneidet. Wie freute er sich, hier das geliebte Italienisch lebendig werden zu hören! Statt nun gerade nach Verona zu fahren, schlug er einen Umweg zum Garda-See ein, und begrüßte dort die ersten Oelbäume, die voll Oliven hingen. An dem herrlichen See, der ehemals Benacus hieß, fand er den Virgil'schen Hexameter bewährt:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino,

den ersten lateinischen Vers, der ihm seinem Inhalt nach lebendig vor Augen trat und sich noch jetzt so wahr erwies, wie vor vielen Jahrhunderten. Er erquickte sich noch ein paar Tage, auf dem See hinab südwärts fahrend, an der Herrlichkeit des Wasserspiegels und des anliegenden Brescianischen Ufers, landete zu Bartolino, und

begab sich auf einem Maulthier nach Verona, wo er den 16. Sept. anlangte.

Hier widmete er vor Allem dem Amphitheater seine Aufmerksamkeit; es war das erste bedeutende Monument des Alterthums, das ihm zu Gesicht kam. Mehrmals erstieg er den höchsten Rand und blickte mit Staunen auf die Stufen des gigantischen Bauwerks hinab. Durch die dortigen Gemäldegalerien fand er sich wieder nicht recht angesprochen, mehr durch die Antikensammlung. Auf seinen Wanderungen durch und um die Stadt beobachtete er Charakter, Lebensweise, Tracht, Gebräuche und Spiele der Bewohner. Er war Zuschauer eines Ballspiels, worin vier Veroneser gegen vier Vicentiner kämpften, lauter schön gewachsene, kräftige, junge Leute in kurzer, knapper, weißer Kleidung. Die Stellungen der Ausschlagenden erinnerten ihn an den borghesischen Fechter.

Durch eine reiche, menschenbelebte Gegend fuhr er den 19. Sept. nach Vicenza, wo er ungefähr eine Woche zubrachte. Was ihn so lange festhielt, waren vorzüglich die trefflichen architektonischen Kunstwerke, das Olympische Theater, die Basilika und andere Bauten, womit der Vicentiner Palladio während der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts seine Vaterstadt im heitern Geschmack der Hellenen verschönert hatte. Die Oper zu Vicenza reizte ihn nicht zur Wiederholung des Besuchs. Mit größerm Wohlgefallen wohnte er an einem andern Abend einer Sitzung der Akademie der Olympier bei, einer aus ungefähr fünfhundert gebildeten Vicentinern bestehenden Gesellschaft. Man behandelte die für heut aufgegebene Frage, ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht habe, bald ernst, bald mit Witz und Humor, in Prosa und in Versen, und das lebendigste Publikum applaudirte und lachte. „Wenn man doch auch," schrieb Goethe an die Freunde daheim, „vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Bestes Schwarz auf Weiß; Jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knoppert daran, wie er kann" — dieselbe Klage, die Schiller in seinem Gedicht „Die Sänger der Vorwelt" so schön ausgesprochen.

In der einfachen Sediola eines Vetturinen fuhr Goethe den 26. Sept. durch eine von Fruchtbarkeit strotzende Landschaft nach Padua, wo er etwa anderthalb Tage verweilte;*) und sodann auf

*) Eine Fächerpalme im botanischen Garten zu Padua, vor der er seinen Spekulationen über das botanische Grundproblem nachhing, trägt die Inschrift Palma di Goethe.

der Brenta mit dem öffentlichen Schiff der einst so gewaltigen Lagunenstadt zu. Am 28. Abends konnte er in die Heimath berichten, daß ihm nun auch Venedig kein bloßes Wort, nicht mehr der hohle Name sei, der ihn, den Todfeind leerer Wortschälle, so oft geängstigt hatte. Als er in die Lagunen einfuhr, rief der Anblick der ersten Gondel ihm einen freundlichen Jugendeindruck zurück. Sie erinnerte ihn an ein Kinderspielzeug, ein vom Vater aus Italien mitgebrachtes schönes Gondelmodell, und begrüßte ihn wie eine alte Bekanntschaft. An den nächsten Tagen warf er sich ohne Führer, nur die Himmelsgegenden merkend, in das Labyrinth der Stadt, durchstreifte sie, bald die engen Gassen durchwandelnd, bald in einer Gondel die Kanäle durchfahrend, bis an die letzte bewohnte Spitze, nnd merkte sich der Einwohner Wesen und Treiben. Dann verschaffte er sich einen Plan von Venedig, bestieg den Marcusthurm, und genoß hier zum ersten Mal in seinem Leben den entzückenden Blick weithin über das Meer.

Nun kamen die Kunstgenüsse an die Reihe. Er hatte zu Padua die Schriften Palladio's angekauft und darin gefunden, daß auch Venedig dem großen Meister einige Bauwerke verdankte, die Kirche Il Redentore, ein großes leider unvollendet gebliebenes Klostergebäude, die sogenannte Carità u. a. Diese wurden sorgfältig betrachtet. Von Gemälden bewunderte er im Palast Pisani Moretta ein Bild von Paul Veronese, die weibliche Familie des Darius, vor Alexander und Hephästion knieend. Im Hause Farsetti fand er eine Sammlung von Abgüssen der besten Antiken, darunter ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Faustina, welches ihn an jenes Kapitäl des Pantheons zu Mannheim (S. Thl. I, S. 197) erinnerte. „Das ist freilich," schrieb er nach Weimar, „etwas Anderes, als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas Anderes, als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken, die ich nun Gott sei Dank auf ewig los bin!" So weit war er jetzt von seiner Begeisterung für die gothische Baukunst zurückgekommen.

Auch an musikalischen und poetischen Kunstgenüssen fehlte es nicht. In der Kirche der Mendicanti hörte er ein Oratorium, das Frauen mit herrlichen Stimmen hinter einem Gitter aufführten. Den berühmten Gesang der Schiffer, die den Tasso und Ariost auf ihre eigenen Melodien vortrugen, mußte er sich, weil er selten vorkam, besonders bestellen. Bei Mondschein bestieg er eine Gondel,

worin der eine Sänger vorn, der andere hinten Platz nahm. Sie sangen abwechselnd Vers für Vers. Aber der Sinn dieses Wechselgesanges schloß sich ihm erst auf, als sie am Ufer der Giudecca ausstiegen und sich am Kanal hin theilten. Jetzt, zwischen den entfernten Sängern in der Mitte auf und ab wandelnd, erkannte er, daß es Gesang eines Einsamen in die Weite sei, damit ein Gleichgestimmter höre und antworte. Die fernen Stimmen klangen ihm „wie eine Klage ohne Trauer;" er fühlte sich bis zu Thränen gerührt. Minder erfreulich war eine Oper mit Ballet im Theater zu St. Moses, dafür um so ergötzlicher im Theater St. Lukas eine Komödie, ein Stegreifspiel in Masken. Er fand, daß auch hier wieder das Volk die Basis des Ganzen bilde; die Zuschauer spielten mit, und das Publikum verschmolz mit den Spielern auf der Bühne, wie zu Vicenza in der Akademie der Olympier. Hatten sie den Tag über auf dem Platz, am Ufer, in den Gondeln, im Palast geschrieen, ausgeboten, gesungen, gelärmt, geflucht, so gingen sie Abends in's Theater und hörten und sahen ihr Tagesleben künstlich zusammengestellt, artiger aufgestutzt, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten angenähert, und freuten sich kindisch darüber und schrieen und klatschen und lärmten wieder. Bei einer italienischen Tragödie, die Goethe im Theater St. Crisostomo sah, ward ihm zuerst klar, wie die Italiener ihren elfsylbigen Jambus behandeln und deklamiren. Auch begriff er nunmehr, warum das italienische und griechische Trauerspiel so lange Reden enthält. Es leuchtete ihm ein, daß Völker, die im wirklichen Leben viel auf's Reden halten, dergleichen auch auf der Bühne lieben müssen, zumal wenn bei ihnen Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen herrscht.

Die gerichtliche Beredtsamkeit der Venetianer lernte er in einer Probe kennen, die ihm wieder ganz den Eindruck einer Komödie machte. Er hörte im herzoglichen Palast eine Rechtssache, die ein Fideikommiß betraf, öffentlich verhandeln. Die Klage war gegen den Dogen selbst, oder vielmehr gegen seine Gemahlin gerichtet, welche denn auch in Person, in ihren Zendal gehüllt, auf dem Bänkchen saß. Der Saal war von Zuhörern gedrängt voll. Der eine Advokat glich vollkommen einem Buffo in Gestalt, Beweglichkeit, Stimme und Gestikulation, und ließ es nicht an wahrscheinlich vorbereiteten Scherzen fehlen, die ein unendliches Gelächter hervorriefen. Obwohl etwas mehr Ernst am Ort gewesen wäre, gefiel unserm Dichter das Ganze weit besser, als die deutschen „Stuben- und Kanzleihockereien." Ein paar Rhetoren anderer Art, aus der

geringen Volksklasse, hörte er auf einem Uferdamm im Angesicht des Meers einem aufmerksamen ernsten Zuhörerkreise Geschichten erzählen. Goethe gedenkt eines solchen zerlumpten Rhapsoden in seiner ersten Epistel (I, 267. Ausg. in 40 B.). Alle öffentlichen Redner, die er in Venedig hörte, darunter auch ein paar Kanzelredner, hatten etwas Leidenschaftliches im Sprechen und Entschiedenes in den Geberden gemeinsam.

Sogar für seine Naturforschung blieb der Aufenthalt daselbst nicht ertraglos. Auf dem Fischmarkt betrachtete er die vielartigen Seeprodukte, am Meere selbst studirte er den gemeinsamen Charakter der Seepflanzen und die Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse. Das Arsenal, obwohl in der Abnahme begriffen, war für ihn, da er nichts vom Seewesen kannte, noch immer anziehend genug. Er bestieg ein im Bau begriffenes Kriegsschiff und stellte seine Betrachtungen über das Wachsthum der hier verarbeiteten herrlichen Eichen aus Istrien an. Nach stark zweiwöchentlichem Aufenthalt rüstete er sich zum Abschied.

Groß war die Einwirkung der Reise, die er jetzt schon in sich gewahrte. Seit er auf sich allein angewiesen war, seit er sich selbst bediente, immer aufmerksam sein, sich um den Geldkurs bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben mußte, statt daß er vorher nur dachte, sann, befahl, diktirte, seitdem freute er sich einer ganz andern Elasticität des Geistes. Und wie belebend wirkte schon jetzt der Himmel Italiens auf Leib und Seele! „Könnte ich nur den Freunden," schrieb er, „einen Hauch dieser leichtern Existenz hinübersenden! Ja wohl ist dem Italiener das Ultramontane eine dunkle Vorstellung. Auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor; doch winken immer freundliche Gestalten aus dem Nebel."

In der Nacht des 14. Oktobers brach Goethe mit dem Courierschiff nach Ferrara auf und langte dort am 16. früh Morgens an. Die große und schöne, aber entvölkerte Stadt fesselte ihn nicht lange; er eilte am 17. weiter nach Cento. Seiner Gewohnheit nach bestieg er dort den Thurm, und sah über eine große und reiche Ebene hinweg in der Ferne zum ersten Mal die Apenninen. Am 18. Okt. wollte er auf dem Wege nach Bologna seine Arbeit an der Iphigenie fortsetzen; da führte ihn der Geist auf ein neues dramatisches Sujet, Iphigenie in Delphi, worüber das Nähere im achten Kapitel folgen wird. In Bologna jagte ihn der Lohnbediente durch so viele Kirchen und Paläste, daß er in seinem Reiseführer Volkmann kaum anzeichnen konnte, wo er überall gewesen war. Die Menge

der Gemälde, die er sah, vermochte er nicht mit Auge und Geist zu bewältigen. Nach den bereits gesehenen Werken älterer Meister gingen ihm hier neue Gestirne am Himmel der italienischen Kunst auf, die er sich unfähig zu berechnen fühlte: die Carracci, Guido, Dominichino. Er ereiferte sich fort und fort über „die meist unsinnigen Gegenstände“ dieser Bilder, die „entweder Missethäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren“ darstellen. Aber es ging ihm zuweilen, „wie dem konfusen Propheten Bileam, welcher segnete, da er zu fluchen gedachte;“ er verzieh das unleidliche Sujet und labte sich an der himmlisch schönen Ausführung. Und traf er dazwischen gar auf ein Werk von Raphael, so fühlte er sich gleich geheilt und beschwichtigt. Die Gestalt einer heiligen Agatha, welcher der geniale Künstler „eine gesunde sichere Jungfräulichkeit, doch ohne Kälte und Rohheit“ gegeben hatte, prägte er sich ein mit dem Gelübde, ihr im Geist seine Iphigenie vorzulesen, und seine Heldin nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.

Wie er sich jetzt den Bergen näherte, fühlte er sich wieder vom Gestein angezogen. Er kam sich wie ein Antäus vor, der sich immer neu belebt fühlt, je inniger man ihn mit seiner Mutter Erde in Berührung bringt. Da er wußte, daß in der Nähe, zu Paderno, der sogenannte Bologneser Schwerspath gefunden wird, machte er einen Austritt dahin, und kehrte, mit einem Achtelscentner belastet, zurück.

Am 21. und 22. Okt. ließ er sich in der leidigen Sedia eines Vetturinen durch die Apenninen schleppen, und sah den 23. früh, aus dem Gebirg hervortauchend, Florenz vor sich liegen. Die Stadt durchlief er eiligst und besah flüchtig den Dom, das Baptisterium, den Garten Boboli. Nur im Vorüberfahren machte er einige Beobachtungen über den trefflichen Anbau des Landes und das schöne, grandiose Ansehen der öffentlichen Bauten, Wege und Brücken Toscana's. Der weitere Weg ging über Perugia, wo er sich am Anblick des Sees weidete. Bei Madonna del Angelo stieg er aus und schlug, während der Vetturin die Straße nach Foligno verfolgte, den Weg nach Assisi ein. Aus Palladio und Volkmann wußte er, daß hier ein köstlicher Tempel der Minerva (jetzt Kirche Maria della Minerva) aus den Zeiten des Augustus noch vollkommen erhalten stehe. Es war das zweite herrliche Denkmal des Alterthums, das erste vollständige, das er erblickte, ein Tempel von bescheidenen Dimensionen, aber so schon gedacht und gelegen, so kunstmäßig ausgeführt, daß er sich kaum von ihm trennen konnte. „Was sich durch die

Beschauung dieses Werks," schrieb er, „in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen, und wird ewige Früchte tragen." In Foligno mußte er in einer völlig Homerischen Haushaltung vorlieb nehmen, und hatte wieder, wie auf den Apenninen, Gelegenheit zur Beobachtung des unerhörten Leichtsinns der Italiener, der sie in guter Jahreszeit nicht an den Winter denken läßt. Aber weit entfernt über seine Entbehrungen zu jammern, schrieb er: „Und wenn sie mich auf Irion's Rad nach Rom schleppen, ich will mich nicht beklagen."

Auf dem fernern Wege dahin war für ihn der bedeutendste Punkt Spoleto mit seiner auf zehn Bogen ruhenden Wasserleitung, die zugleich eine Brücke von Berg zu Berg bildet. „Das ist nun das dritte Werk der Alten," schrieb er, „das ich sehe, und immer derselbe große Sinn! Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst; so steht das Amphitheater, der Tempel, der Aquädukt."

Am 28. Oktober endlich, als er unter der Porta del Popolo sich gewiß war, Rom zu haben, legten sich die Wogen der hochaufgeregten Begierde, die ihn unterwegs rastlos weiter getrieben hatte. Am 1. November kündigte er den Freunden in der Heimath seine Ankunft in der „Hauptstadt der Welt" durch ein paar Briefe an, aus denen eine wahre Beseligung wiederstrahlt. Er schrieb:

„Nun bin ich hier und ruhig, und wie es scheint auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend sehe ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (die Prospekte von Rom im Vorsaal des Vaterhauses), sehe ich nun in Wahrheit; und Alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir. Wohin ich gehe, finde ich eine alte Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist alles, wie ich mir's dachte, und Alles neu. Eben dies kann ich von meinen Betrachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden; aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können."

Goethe fand auch sogleich, daß es ihm moralisch heilsam sei, einmal unter einem ganz sinnlichen Volk, unter Naturmenschen zu leben, „die unter der Pracht und Würde der Religion und Künste nicht ein Haar anders sind, als sie in Höhlen und Wäldern sein würden." Indeß war es ihm weniger um das lebende Volk und das neue Rom zu thun, als um die Reste des alten und die Fülle der hier aufgehäuften Kunstschätze. Rom als Hauptstadt der katholischen Welt anzuschauen, hatte er schon am 2. Nov., dem

Allerseelentage, Gelegenheit. Er sah den Papst in seiner Hauskapelle auf dem Quirinal, von Kardinälen umgeben, in einem prächtigen Seelenamt fungiren. Beim Anblick des heiligen Vaters, einer schönen, würdevollen Männergestalt, ergriff ihn ein wunderbares Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, auch die Hörer in Entzücken versetzen. Da er ihn aber statt dessen vor dem Altar sich hin und her bewegen sah, bald nach dieser bald nach jener Seite sich drehend und Gebete murmelnd, da regte sich in ihm „die protestantische Erbsünde," und er wandte sich von dem Anblick der Prunkscene zur Betrachtung der benachbarten Kunstwerke hinweg.*)

Auf der Hieherreise hatten ihn, wie wir wissen, vorzüglich die antiken Kunstwerke der Architektur angesprochen; jetzt begann er auch an Gemälden ein stärkeres Interesse zu nehmen und sich darüber ein kühneres Urtheil zuzutrauen. Schon in den ersten Tagen weidete er sich an Bildern von Titian, Guido u. A., ohne jene Klagen über die christlichen Gemäldestoffe zu wiederholen. Als er bald darauf die Logen Raphael's und die Schule von Athen kennen lernte, empfand er beim ersten Eindruck einen unvollkommenen Genuß; es war ihm, als müsse er den Homer aus einer theilweise verloschenen Handschrift studiren. Erst mit anhaltendem Schauen und Studiren wuchs seine Freude. Hochbeglückt berichtete er den 17. Nov., daß er die Freskogemälde von Dominichino in Andrea della Valle und die Farnesische Galerie von Carrakcio gesehen. Noch größer war sein Entzücken, als er in der Sixtinischen Kapelle das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Deckengemälde von Michel Angelo kennen lernte. Hierbei begegnete ihm, was sich noch oft wiederholte, daß der übermächtige Eindruck des zuletzt Gesehenen seine Empfänglichkeit für alles Andere eine Zeit lang abstumpfte. So war er augenblicklich für Michel Angelo so eingenommen, durch die großen Formen und die herrliche Vollendung seiner Bilder war sein Auge so ausgeweitet und verwöhnt, daß ihn darnach der erneuerte Anblick der Logen Raphael's, ja selbst die Natur ziemlich kalt ließ. Aehnlich nahm ihn der Apoll von Belvedere eine Weile ganz in Beschlag, und die gleiche Erfahrung machte er beim Pantheon, das ebenfalls für einige Tage seine Theilnahme ausschließend an sich riß. Als

*) Und doch verbreitete sich in Deutschland das Gerücht, Goethe sei in Rom katholisch geworden (s. Jacobi's auserles. Briefwechsel I, 430).

er das Coliseo angeschaut hatte, erschien ihm alles Andere klein; und in St. Peter lernte er begreifen, wie die Kunst sowohl als die Natur alle Maßvergleichung aufheben kann.

Das Interessanteste für uns ist, die Nachwirkung all dieser Eindrücke in seinem Innern zu verfolgen. Schon nach zehntägigem Aufenthalt in Rom berichtete er:

„Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Licht Auge sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von jeder Prätention kommen mir einmal wieder recht zu statten, und machen mich im Stillen höchst glücklich. . . Ich entdecke in mir ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar aussprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden; er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte, als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben." Und etwa sechs Wochen später schrieb er: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen; daß ich aber so weit in der Schule zurückgehen, daß ich viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben; und jemehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte. Er wird es noch bei Zeiten gewahr, und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im Voraus der gewissen Festigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat! Ja es ist mit dem Kunstsinn zugleich der sittliche, welcher große Erneuerung erfährt."

Bei den Kunstwanderungen durch Rom war ihm der schon (oben Kap. 1) genannte Maler Joh. Heinr. Wilh. Tischbein ein Führer von unschätzbarem Werth. Goethe stand bereits früher zu ihm in freundlichen Beziehungen; doch knüpfte sich erst jetzt in Rom eine recht nahe Verbindung an. Was Beide zueinander hinziehen mußte, war der Umstand, daß Tischbein in seinem Schaffen als bildender Künstler fortwährend zur Poesie hinneigte, so wie umgekehrt Goethe aus dem Kreise seiner dichterischen Thätigkeit sehnsüchtig nach der bildenden Kunst hinüberblickte. Tischbein trug sich damals mit allerlei idyllischen Stoffen, und zwar von solcher Art, daß weder bildende noch dichtende Kunst, jede für sich allein, zur

Darstellung hinrichte. Er hatte eine ganze Reihe von Bildern, Scenen aus den Urzeiten des Menschengeschlechts, theils skizzirt, theils projektirt, und wünschte diese von Goethe durch Poesie verknüpft zu sehen. Unser Dichter, der ja schon früh in Leipzig zu Zeichnungen und Kupfern Gedichte gemacht hatte,*) wäre auf die gemeinsame Arbeit eingegangen, wenn er die Zeit dazu hätte erübrigen können. Tischbein malte damals das große Bildniß Goethe's, das ihn als Reisenden darstellt, wie er, in einen Mantel gehüllt, auf einem umgestürzten Obelisken ruhend, die im tiefen Hintergrunde zerstreuten Ruinen der Campagna di Roma überschaut.

Die Verbindung mit Tischbein und das Umherwandeln in den Sammelplätzen der Kunstwerke brachten Goethe in gesellige Verhältnisse zu der fremden Künstlerkolonie, die sich in Rom aufhielt. Wir werden sie bei der Erzählung seines zweiten dortigen Aufenthaltes näher kennen lernen. Vorläufig sei hier der Malerin Angelica Kaufmann gedacht, jener „wahren himmlischen Muse voll Grazie, Feinheit, Bescheidenheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens," wie Herder sie schildert. Mit ihrem Gatten, dem Maler Antonio Zucchi aus Venedig, bildete sie den Mittelpunkt eines angenehmen geselligen Kreises von Künstlern. Es stand bald nach ihrem Bekanntwerden mit Goethe fest, daß er Sonntags regelmäßig ihre wohlbesetzte Mittagstafel theilte. Zur Tischgesellschaft gehörte dann auch stets der schon hochbejahrte russische Hofrath Reiffenstein, in dem römischen Künstlerkreise allgemein geachtet und geliebt. Einst mit Winckelmann enge befreundet, lebte er schon seit dem Anfange des sechsziger Jahre in Italien ganz dem Studium des Alterthums und der schönen Künste im Genuß eines Jahrgehalts der Kaiserin von Rußland. Bei diesen geselligen Beziehungen ließ sich natürlich Goethe's Incognito nicht vollständig behaupten. Doch wußte er diejenigen, die ihn kannten, zu bestimmen, daß sie sich verpflichteten, zu ignoriren wer er sei. Aus diesem Halbincognito entsprang, da nicht leicht Jemand mit ihm von ihm selbst redete, für ihn der Vortheil, daß die Andern entweder von sich oder von Gegenständen, die sie interessirten, mit ihm sprachen, und dadurch seine Kenntnisse förderten, während er der Unbequemlichkeit überhoben war, über sich und seine Arbeiten Rede stehen zu müssen. Es wurden zwar manche Versuche gemacht, ihn aus seinem Zwie-

*) S. Thl. I, S. 112.

licht an den hellen Tag zu ziehen; aber er zeigte sich nur ausnahmsweise nachgiebig, z. B. gegen den Fürsten von Liechtenstein, den Bruder der ihm befreundeten Gräfin Harrach. In seinem Gesellschaftszirkel lernte er den Dichter Abbate Monti kennen, der ihm sein neues Trauerspiel Aristodemus las.

Einen Einblick in sein jetziges Alltagsleben gibt ein Brief Tischbein's an Lavater vom 9. Dec. 1786; es heißt darin:

„Goethe war mir durch die vielen Beschreibungen, die ich von ihm hörte, schon ziemlich bekannt; ich habe ihn eben so gefunden, wie ich ihn mir dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zu Hause findet. Was mich noch sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein kleines Stübchen, wo er schlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen, was ich ihm denn leicht verschaffen konnte, weil er mit so Wenigem begnügt ist. Da sitzt er nun jetzo, und arbeitet des Morgens an seiner Iphigenie bis neun Uhr; dann geht er aus und sieht die hiesigen großen Kunstwerke. Man wollte ihm eine Ehre anthun, die man den großen Dichtern, die vor ihm hier waren, angethan hat; er verbat es sich aber und schützte den Zeitverlust vor. . ."

Goethe blieb aber trotz seiner höflichen Ablehnung von der ihm zugedachten Ehre, Mitglied der Gesellschaft Arkadia zu werden, auf die Dauer nicht verschont. Er schrieb den 4. Januar 1787 an Fritz von Stein: „Ferner muß ich dir erzählen, daß ich zum Pastore dell Arcadia bin ausgerufen worden, als ich heut in diese Gesellschaft kam. Vergebens habe ich diese Ehre abzulehnen gesucht, weil ich mich nicht öffentlich bekennen will. Ich mußte mir gar schöne Sachen vorlesen lassen, und ich erhielt den Namen Megalio per causa della grandezza oder grandiosita delle mie opere, wie sich die Herren auszudrücken beliebten. Wenn ich das Sonett, das zu meiner Ehre auch verlesen wurde, erhalte, so schicke ich dir's." Vor einer Wiederholung solcher Ovationen nahm er sich in Acht; er war nicht gekommen, um sich sehen und bewundern zu lassen, sondern um selbst zu sehen und zu bewundern.

Seit Ende November war neben Tischbein ein etwas jüngerer Mann, Karl Philipp Moritz, der Verfasser des psychologischen Romans „Anton Reiser," Goethe's täglicher Lebens- und Strebensgefährte. Auf der Rückkehr von einem Ausfluge zu Pferde, den sie zusammen nach der Tibermündung machten, stürzte Moritz und brach den linken Arm, und nun war Goethe über einen Monat lang viele Stunden hindurch des Leidenden „Wärter, Beichtvater, Vertrauter,

Finanzminister und geheimer Sekretär." Bei diesem Umgange klärte ihn Moritz über seine prosodischen Ansichten, die er in der Schrift „Versuch einer deutschen Prosodie" (1786) niedergelegt hatte, durch mündliche Belehrung, wie es Goethe liebte, näher auf, und war ihm dadurch für die Vollendung seiner Iphigenie, d. h. für die Uebertragung derselben in Jamben sehr förderlich. Am 6. Januar 1787 konnte er den Freunden in der Heimath die Beendigung des Dramas melden.

Neben dem „Schmerzenskinde" Iphigenie, dessen er mitten unter seinen Kunstgenüssen nicht vergaß, schlummerten auch nicht ganz die naturwissenschaftlichen Forschungen, und merkwürdiger Weise schien sich ihm ausnahmsweise auch einmal für Geschichte der Sinn hier aufschließen zu wollen. Schon auf der Hieherreise hatte er die größte Sehnsucht gefühlt, den Tacitus in Rom zu lesen. Am 3. Dec. schrieb er: „Auch die römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte, Alles drängt sich heran." In einem Briefe vom 29. Dec. heißt es: „Von hier aus liest sich Geschichte ganz anders, als an jedem Ort der Welt. Anderwärts liest man von außen hinein, hier glaubt man von innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat begleiten, oder, wenn ich ein Maulaffe sein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten."

Für seine botanischen Spekulationen fand er in dem warmen Lande mitten im Winter reichen Stoff. Anfangs December zeigten sich in den Villen, die er besuchte, die Wiesenflächen mit Maßliebchen übersät, die ihre Köpfchen der Sonne zukehrten, blühende Erdbeerbäume, Orangenbäume, mit Blüthen und mit halb und ganz reifen Früchten bedeckt. Mitte Februar begann Alles zu grünen; es drangen Blumen aus der Erde, Blüthen aus den Bäumen, die er noch nie gesehen. „Meine botanischen Grillen," schrieb er damals, „bekräftigen sich in allem diesem, und ich bin auf dem Wege, neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, ein Ungeheures, das wie nichts aussieht, aus dem Einfachsten das Mannigfaltigste entwickelt."

Auch zu den anatomischen Studien ward er in Rom durch die Betrachtung der Statuen zurückgeführt, aber er betrieb sie

jetzt in einem höhern Sinne. Kam es ihm bei seinen frühern anatomischen Untersuchungen, wie den Medicinern und Chirurgen, mehr darauf an, den Theil kennen zu lernen, wozu auch allenfalls ein kümmerlicher Muskel genügte, so wollten dagegen hier für künstlerische Zwecke die Theile nichts heißen, wenn sie nicht zugleich eine zum Ganzen stimmende edle, schöne Form darboten. Zu großer Freude und Belehrung fand er nun im Lazareth San Spirito den Künstlern zulieb einen herrlichen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß ihn die Schönheit „dieses geschundenen Halbgottes, dieses Marsyas" in Erstaunen setzte.

Ueber all diesen ernsten und eifrigen Beschäftigungen war das Carneval 1787 herangerückt. Die Thorheiten desselben wollten ihm jetzt, beim ersten Anblick, wenig behagen; er schrieb, man müsse das Carneval in Rom gesehen haben, um den Wunsch eines wiederholten Sehens auf immer los zu werden. Goethe hatte anfänglich Rom erst nach Ostern 1787 verlassen und mit Verzichtleistung auf Neapel und Sicilien über Florenz in die Heimath zurückkehren wollen. Aber schon zu Anfange des Jahrs änderte sich dieser Plan dahin ab, nur bis nach dem Carneval in Rom zu bleiben, dann mit Tischbein nach Neapel zu reisen, vor Ostern wieder in Rom zu sein, den Sommer hier zuzubringen und etwa im September einen Ausflug nach Sicilien zu machen. In dem Plan wurde er durch die Nachricht von einem Unfall, welcher den Herzog getroffen, irre gemacht. Er hatte jetzt große Lust, sogleich nach Ostern heimzureisen. Aber ein gütiger Brief des Herzogs, der ihn über seine Abwesenheit beruhigte, ließ ihn den Gedanken, sofort nach dem Carneval Neapel zu besuchen, wieder aufnehmen. Die letzten drei Wochen vor seinem Aufbruch von Rom war er vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung, um, was er von Merkwürdigkeiten noch nicht gesehen hatte, aufzusuchen; es sollte vor seinem Abschied „die Ernte wenigstens niedergemäht sein." Das Vorzüglichste betrachtete er schon zum zweiten und dritten Mal, und da löste sich das erste Staunen in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Dinge auf. In diesen Tagen erwachte auch plötzlich wieder die alte Leidenschaft für's Zeichnen. Mit kleinen Blättern versehen, durchstrich er die Tiefen und Höhen der Villen, skizzirte ohne viel Besinnens allerlei charakteristisch südliche und römische Gegenstände, und suchte ihnen, so gut es ging, Licht und Schatten zu geben. Die befreundeten Künstler gingen ihm mit Belehrung zur Hand, und er faßte ihren Unterricht schnell, merkte aber

zugleich, was für eine breite Kluft zwischen Begreifen und Ausführen liegt. Indeß prägte er sich jedenfalls durch die eilig gezogenen wenigen Linien die Bilder der Dinge bestimmter und fester ein.

Am 22. Febr. 1787, dem Tage nach Aschermittwoch, reiste er in Tischbein's Gesellschaft nach Neapel ab. Er schied von Rom mit dem Bewußtsein, von den nahehin vier Monaten seines dortigen Aufenthalts keinen Tag verloren zu haben. Nach viertägiger genußreicher Fahrt über Velletri, Fondi und St. Agata kam er am 25. gegen Abend zu Neapel an.

Hier ging ein anderes Leben für ihn an, als in Rom. Dort hatte er sich der Kunst und Vergangenheit gewidmet; hier gab er sich der Wirklichkeit und Gegenwart hin; und da er diese voll und kräftig auf sich einwirken ließ, so ward auch er von der trunkenen Selbstvergessenheit ergriffen, worin die Menschen in diesem Paradiese leben. Sein bisheriger Fleiß und Aneignungseifer wich einem behaglichen Schauen und Aufnehmen, und das war ihm heilsam; gehörte es doch mit zu seinen Reisezwecken, sich von dem übermäßigen Druck der Amtsgeschäfte, der Jahre lang auf ihm gelastet, zu erholen und „die Falten, die sich in sein Gemüth geschlagen, wieder auszutilgen."

Einen Tag lang hielt er sich einer kleinen Unpäßlichkeit wegen zu Hause, am 27. Febr. schwelgte er schon in der Anschauung der herrlichen Welt um ihn her. „Man sage, erzähle, male was man will," schrieb er Abends, „hier ist mehr als Alles! Die Ufer, Buchten und Busen des Meers, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastelle, die Lusträume! ... Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kamen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck besonders von den Gegenständen, die ich heute zum ersten Mal sah, erhalten hatte. Ich bin nun nach meiner Art ganz still, und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen." Und wie die Tage, so waren auch die Vollmondnächte entzückend, die er mit Tischbein auf den Plätzen, durch die Straßen, am Meeresufer hin und her wandelnd genoß.

Da der Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern sollte, so beeilte er sich, die entferntern Punkte aufzusuchen; das Nähere, hoffte er, werde sich schon dazwischen geben. Mit dem Fürsten von Waldeck, der schon zu Rom mit ihm in Verbindung gekommen war, machte er eine vergnügliche Fahrt nach Puzzuoli. Den Vesuv bestieg er dreimal. Beim zweiten und dritten Mal wandelte ihn jene Lust

am Gefährlichen an, die wir bei ihm wiederholt hervortreten sehen. Mit einem kühnen Führer wagte er sich beim zweiten Besuch in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen bis an den Rand des Feuerschlundes, und während sie durch den verhüllenden Qualm in den Abgrund hineinzuspähen suchten, flog auf einmal donnernd die furchtbare Ladung über den Häuptern der unwillkürlich sich Duckenden hinweg. Zum dritten Besuch reizte ihn die Nachricht von einer eben ausbrechenden Lava. Auch diesmal trieb ihn die Begierde, das Hervordringen derselben zu beobachten, so weit vor, bis er sich auf glühendem Boden in erstickendem Dampf befand, dem der Führer ihn noch eben zu rechter Zeit entriß.

Pompeji setzte ihn durch seine Enge und Kleinheit in Verwunderung: schmale Straßen, kleine Häuser, selbst die öffentlichen Werke „mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude," aber die Zimmer, Gänge und Galerien auf's heiterste gemalt. In Herkulanum besah er das Theater bei Fackelglanz und ließ sich ausführlich erzählen, was dort alles gefunden worden. Andere Ausflüge wurden nach Pästum, Caserta und von dort aus nach den Ruinen Capua's unternommen.

In Neapel selbst war ihm bei der Betrachtung der Kunstschätze Tischbein als wohlbewanderter Ausleger zur Seite. Er besuchte auch das Theater, konnte aber dem theatralischen Wesen keinen Geschmack abgewinnen. „Mir ist es ein großer Guckkasten," schrieb er, „es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben." Die herrliche Natur umher, die Schätze der bildenden Kunst, die dem Erdenschoß entstiegenen Alterthümer hatten seinen Sinn zu sehr ausgeweitet, sein Gemüth zu lebhaft aufgeregt, als daß ihn das Schattenspiel des Lebens auf den Brettern noch hätte reizen können. Besonders zog ihn das Meer in seinen wechselnden Zuständen an. In den stürmischen ersten Märztagen saß er oft am Ufer, die Wellen „in ihren würdigen Art und Gestalt" studirend. „Die Natur," schrieb er damals, „ist doch das einzige Buch, das auf allen Blätter großen Gehalt bietet." Die reiche Vegetation unter dem glücklichen Himmel belebte auch seine botanischen Spekulationen. In einem Briefe vom 25. März heißt es: „Während ich am Meer spazierte und still und vergnüglich war, kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herdern bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin; nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen."

Aber Natur, Kunst und Alterthum wollten ihm hier nicht

genügen; die lebensfrohe Parthenope übte auch auf ihn ihre Zauberkraft aus, und so suchte er jetzt wieder den Verkehr mit Menschen, den er in Rom vermied. Duldsamer und mäßiger in seinen Ansprüchen geworden, nahm er sich vor, sie fortan „nur mit dem Krämergewicht, nicht mit der Goldwage zu wiegen.“ Außer dem Fürsten von Waldeck und der Gesellschaft, die sich zu ihm hielt, lernte er schon in den ersten Tagen den Maler Philipp Hackert kennen. Der berühmte Landschafter nahm an Goethe's Bemühungen im Zeichnen lebhaften Antheil. „Sie haben Anlagen,“ sagte er ihm, „aber sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und Andern Freude macht.“ Ein so bündiges Urtheil mochte Goethe noch nicht gehört haben. „Ist das nicht ein Text,“ schrieb er, „über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten sollte?“

Einen Genuß wunderlicher Art bereitete ihm der englische Gesandte, der alte Ritter Hamilton. Nach vieljähriger Kunstliebhaberei und langem Naturstudium hatte dieser den Gipfel aller Natur- und Kunstfreunde in einer reizenden etwa zwanzigjährigen Engländerin gefunden, die als eine neue Armida außer vielen Andern auch den Sieger von Abukir bezauberte. In griechischer Tracht, mit aufgelöstem Haar, wußte sie mit Hülfe einiger Shawls eine wunderbare Abwechselung von Stellungen, Geberden und Mienen hervorzurufen und die herrlichsten Antiken nachzuahmen. Goethe genoß das Schauspiel ein paar Abende, und Tischbein malte die Schöne und benutzte ihr Portrait zum Bilde der Iphigenie in einem Gemälde, welches den Orest darstellt, wie er von der Schwester erkannt wird.

Eine interessante Bekanntschaft machte Goethe an dem Ritter Gaetan Filangieri, der sich durch ein Werk über Gesetzgebung einen Namen gemacht. Er fühlte sich durch ihn an Georg Schlosser erinnert; nur war Filangieri, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und bequemer im Umgange. Einen wunderlichen Gegensatz zu ihm bildete seine Schwester, eine Prinzessin, in ihrem Reden und Benehmen vor der Welt eine Philine aus höherem Stande. Zu der Heirath mit einem alten und reichen Fürsten hatte sie sich um so leichter verstanden, als sie zwar gutmüthig, aber zur Liebe völlig unfähig war. Bei einem, wie der Ruf ging, tadellosen Lebenswandel schien sie drauf auszugehen, durch zügellose Reden allen Verhältnissen in's Gesicht zu schlagen und Religion, Staat und Sitte zu verletzen. Goethe, von ihr zu einem

glänzenden Diner geladen, hatte als nächster Tischnachbar Gelegenheit, ihre lästerliche Zunge kennen zu lernen. Indem sie ihn durch besondere Aufmerksamkeit auszeichnete, neckte und verhöhnte sie einige gegenübersitzende Benediktiner, und machte so gott- und sittenlose Scherze, daß Goethe nicht den Muth hatte, sie alle den heimischen Freunden brieflich mitzutheilen.

Mitte März knüpfte er noch ein bedeutendes persönliches Verhältniß an. Bis dahin war Tischbein sein treuer Führer bei Natur- und Kunstwanderungen gewesen; da ergab sich aber, daß die Geschäfte, die Tischbein, auf eine Anstellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben hatte, weiterhin mit Goethe's Plänen und Wünschen nicht zu vereinigen seien. Er schlug daher zum beständigen Gesellschafter dem Dichter den jungen deutschen Landschaftsmaler Christoph Heinr. Kniep vor, und Goethe gewann in wenigen Tagen zu Kniep's Talent und Charakter so viel Vertrauen, daß er mit ihm übereinkam, in der nächsten Zeit zusammen zu leben und zu reisen, ohne daß Kniep weiter für etwas zu sorgen hätte, als für ihn Landschaften zu skizziren. Die Skizzen sollten Goethe's Eigenthum werden; damit aber auch daraus für den jungen Künstler ein Gewinn entspränge, sollte er später eine Anzahl auszuwählender Sujets bis zu einer festgesetzten Summe für Goethe ausführen. Diese Verbindung, die, wie Goethe nach Hause schrieb, ihn ganz glücklich machte, brachte ohne Zweifel in ihm den Entschluß, schon jetzt nach Sicilien zu reisen, zur völligen Reife.

Sechstes Kapitel.

Fahrt nach Palermo. Aufenthalt daselbst. Exkursionen. Besuch der Familie Cagliostro's. Plan der Nausikaa. Botanische Spekulationen. Reise von Palermo über Girgenti und Catania nach Messina, Rückfahrt nach Neapel. Goethe in Seegefahr. Einfluß der sicilianischen Reise. — Zweiter Aufenthalt in Neapel. Gesellschaftlicher Verkehr. Ein Vesuvausbruch. Rückkehr nach Rom. — Zweiter Aufenthalt in Rom. Kunstgenüsse. Der Künstlerkreis. Ein Privatkonzert Goethe's. Uebungen im Zeichnen. Streit zwischen bildender Kunst und Poesie. Das botanische ἓν καὶ πᾶν. Grundprincip für die Erklärung der Kunstwerke. Vollendung des Egmont.

Donnerstag den 29. März 1787, nach fünfwöchentlichem Aufenthalt zu Neapel, fuhr Goethe mit Kniep in Gesellschaft anständig munterer Operisten und Tänzer auf einer schnellsegelnden Korvette nach Palermo ab. Der Schnellsegler sollte erst nach vier Tagen sein Ziel erreichen. Des Widerwindes wegen setzte sich das Schiff erst bei Sonnenuntergang in Bewegung. Bei Tagesanbruch sahen sie die Sonne zwischen Ischia und Capri herrlich aufgehen. Gegen Abend verschwand Ischia aus dem Gesichtskreise; einem prächtigen Sonnenuntergange folgte eine heitere, schöne Mondnacht; man sah sich nur von Himmel und Meer umgeben. Goethe hatte die wundervollen Ansichten nur auf Augenblicke genießen können, weil ihn die Seekrankheit bald befiel. Er nahm daher in seiner Kammer, in horizontaler Lage ausgestreckt, die zwei ersten Akte des Tasso vor, das einzige Manuskript, das er über See mitgenommen, und ließ, von der äußern Welt abgeschlossen, die innere Welt walten. Dies Brüten über dem Drama setzte er den nächsten Tag und noch die Nacht auf den 1. April, als ein heftiger Sturm tobte, in Schlaf und Halbtraum fort. Erst am 2. April Morgens 8 Uhr war das Schiff Palermo gegenüber. Goethe, wiederhergestellt, stand auf dem Verdeck, in die Betrachtung des sicilischen Gestades vertieft. Die duftige Klarheit, die um die Küsten schwebte, die Zartheit der Umrisse, die Schönheit der Formen, zumal des Monte Pellegrino, das Ineinanderfließen der Töne, die Weichheit des ganzen Bildes, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde versetzten ihn in Entzücken; er glaubte jetzt erst die Claude Lorrain zu verstehen. Dem Schiff gelang gegen drei Uhr Nachmittags end=

lich mit Mühe und Noth die Landung im Hafen von Palermo. Goethe freute sich, nun auch eine Seefahrt unter dem Vorrath seiner Anschauungen zu haben.

Der Aufenthalt in Palermo dauerte stark zwei Wochen. Das Innere der Stadt mit dem Labyrinth ihrer unreinlichen Straßen und geschmacklosen Gebäude bereitete ihm wenig Genuß. Dafür ward er aber in der nähern Umgebung durch die herrliche Frühlingsvegetation und die milde, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft überreich entschädigt. Besonders weilte er gern in einem öffentlichen Garten dicht an der Rhede, der ihm wie die Zauberschöpfung einer Fee erschien. Eine erhöhte Bank ließ ihn ein Gewirre von theilweise ganz fremden Gewächsen überschauen und weiterhin große Bassins mit Gold- und Silberfischen erblicken. Ueber dem Ganzen war ein starker Duft gleichförmig ausgebreitet, worin die Gegenstände, die auch nur wenige Schritte hinter einander lagen, durch ein immer kräftigeres Blau sich entschieden von einander absetzten. Er glaubte, statt der Natur Bilder zu sehen, wie sie der trefflichste Maler durch Lasiren auseinander gestuft hätte. Die schwärzlichen Meereswellen am fernen Horizont, das Anstreben der nähern an die Buchtkrümmungen, selbst der eigenthümliche Geruch des Meerdunstes — dies alles rief ihm die selige Insel der Phäaken mit dem Garten des Alkinoos in's Gedächtniß zurück. Er eilte sich einen Homer zu kaufen, und übersetzte den betreffenden Gesang seinem Begleiter Kniep aus dem Stegreif.

In der weitern Umgebung Palermo's besuchte er das vom Flüßchen Orbito durchschlängelte liebliche Thal. Sein Führer, der ihm hier von Hannibal's Thaten erzählen wollte, wunderte sich, daß der Fremde das Hervorrufen kriegerischer Gespenster in der schönen Frühlingsnatur sich verbat. Wir sehen, das geschichtliche Interesse wollte selbst auf diesem klassischen Boden in Goethe nicht erwachen. Noch seltsamer kam es dem Führer vor, daß Goethe an den seichten Flußstellen allerlei Steinchen auflas. Er that es, um sich von den Felsarten der Gegend möglichst schnell zu unterrichten, und so, wenn auch nur durch Trümmer „eine Vorstellung von jenen ewig klassischen Höhen des Erdalterthums zu gewinnen.“ Sein geologisches und mineralogisches Interesse trat jetzt neben dem botanischen sehr stark hervor. Ein dem Steinreich Siciliens gewidmetes Heft in Quart vom Grafen Borch begleitete ihn stets auf seinen Ausflügen.

Eine seiner angenehmsten Exkursionen war die nach der Kirche

der heiligen Rosalie auf dem Monte Pellegrino. Eine Felsengrotte hatte man zum Chor der Kirche umgebildet. Durch einen Messinggitter erblickte er, wie durch einen Flor, in der Höhle ein schönes Bild der Heiligen, von einigen stillen Lampen beschienen, von dessen Anblick er sich kaum losreißen konnte. Einen entgegengesetzten Eindruck brachte er von einem Ausflug nach dem Schloß des Prinzen Pallagonia zurück. Wie viel er auch von dem Unsinn gehört hatte, womit in der Ausstattung des Schlosses gegen jede Geschmacksregel gefrevelt war, so fand er doch Alles noch viel ärger und abscheulicher, als er es sich vorgestellt: Pferdebilder mit Menschenhänden, Menschenkörper mit Thierköpfen, Stühle mit ungleich abgesägten Füßen u. dgl.

Der Antikensaal im Palast des Vicekönigs zu Palermo war leider einer beabsichtigten neuen architektonischen Dekoration wegen ganz in Unordnung, so daß Goethe von den Antiken desselben nur eine sehr unvollständige Vorstellung gewann. Folgenreich war dagegen für ihn ein Besuch des Medaillen-Kabinets des Prinzen Torremuzza, insofern dadurch ein lebhafteres Interesse für Münzen und Medaillen in ihm angeregt wurde. Hatte er in seiner Jugend nur wenig sagende Familienmünzen und Kaisermünzen mit bis zum Ueberdruß wiederholten Profilen gesehen: so lachte ihm aus diesen Schubkasten ein unendlicher Frühling von herrlichen Blüthen der Kunst entgegen. Er sah, wie Großgriechenland einst mit Städten übersät war, deren kleinste, wo nicht ihre ganze Kunstgeschichte, doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ. „Wie traurig," rief er aus, „hat man unsere Jugend auf das gestaltlose Palästina und das gestaltverwirrende Rom beschränkt! Sicilien und Neugriechenland läßt mich nun wieder ein frisches Leben hoffen."

Einige Zeit vor dem Abschied von Palermo fröhnte er einmal wieder seinen Hang zum Versteckenspielen, um eine Neugier zu befriedigen. Es hatte schon 1785 die berüchtigte Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf ihn gemacht; dem betreffenden Prozeß war er mit gespannter Aufmerksamkeit und mit besonderm Interesse an dem großartigen Betrüger Cagliostro gefolgt. Da er nun jetzt in Palermo erfuhr, daß hier dessen Mutter und Schwester lebten, so ließ er sich bei ihnen einführen, um nachzuforschen, ob sich in ihnen die Charakterzüge des kühnen und verschmitzten Abenteurers wiederfänden, und gab sich dabei für einen Engländer aus, der von dem eben aus der Bastille nach London abgegangenen Cagliostro seiner Familie Nachricht bringen sollte. Er fand in den Angehörigen desselben dürftige Leute von gutartigem Charakter,

deren natürliches Benehmen einen tiefen Eindruck auf ihn machte, so daß er gern etwas zur Erleichterung ihrer bedrängten Lage that. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland setzten ihn „verehrungswürdige Personen“ (wohl seine fürstlichen Gönner), denen er diese Begegnung erzählte, in den Stand, der unglücklichen Familie eine Summe Geldes zu übermachen. Später, als ihr die Gefangenschaft und Verurtheilung bekannt sein mußte, schickte er nochmals eine Summe und gab ihr dabei über die Mystifikation, die er sich erlaubt hatte, Aufklärung.

Während er sich zur Abreise von Palermo anschickte, beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke, ob nicht der in seinem Homer wieder gelesenen Geschichte der Nausikaa eine dramatische Seite abzugewinnen sei. Am 16. April las er noch einmal in dem schönen öffentlichen Garten an der Rhede die bezüglichen Stellen der Odyssee, durchdachte und skizzirte dann den Plan auf einem Spaziergange nach dem Thal am Fuße des Rosalienberges, und konnte sogar nicht umhin, einige ihn besonders anziehende Stellen sogleich auszuführen. Am nächsten Morgen wollte er sich in dem Garten seinem dichterischen Traum wieder hingeben, da erhaschte ihn unversehens eine andere Schattengestalt, die ihm schon einige Tage nachgeschlichen war. Die „alte Grille“ drängte sich ihm wieder auf, ob denn nicht unter all den schönen und neuen Pflanzengebilden, die ihm hier nicht in Kübeln und Töpfen, sondern frisch und kräftig unter freiem Himmel vor Augen standen, die Urpflanze zu entdecken sein möchte. „Warum sind wir Neuern doch so zerstreut,“ klagte er, „warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!“

Am 18. April (nach einem Brief an Fritz von Stein am 19.) verließ Goethe Palermo und ritt, von Kniep und einem Vetturin begleitet, über Monreale durch steiniges Gebirgsland nach Alcamo überall auf dem Wege Boden und Felsarten, Pflanzenwuchs und Landeskultur betrachtend. Von Alcamo aus ward am 20. der abseits und einsam gelegene Tempel von Segest besucht. Auf dem Wege bis hierhin scheint ihm der Grundgedanke seiner Pflanzenmetamorphosenlehre zu völliger Klarheit gediehen zu sein; denn er schrieb von Segest aus: „An frischem Fenchel bemerkte ich den Unterschied der untern und obern Blätter, und es ist doch nur immer dasselbe Organ, das sich aus der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit entwickelt.“ Sodann ging es in drei Tagereisen nach Girgenti, wo sie am 23. Abends anlang-

ten. Hier wurden vier genußreiche Tage zugebracht. Am ersten besahen sie, von einem freundlichen Weltgeistlichen geführt, die hochgelegene neue Stadt. Des folgenden Morgens wanderten sie den sanften Bergabhang hinunter in das Labyrinth der Gärten und Weinberge, deren grünende und blühende Flächen den Raum des alten Girgenti bedecken. Hier betrachtete Goethe, während Kniep fleißig zeichnete, an diesem und den beiden folgenden Tagen die bedeutenden Ruinen: die Tempel der Concordia, des Jupiter, des Hercules, des Aesculap und das Grabmal Theron's, versäumte aber auch nicht, auf Thier- und Pflanzenwelt und die dortige Art des Fruchtbau's zu achten.

Syrakus beschloß Goethe bei Seite zu lassen, weil er wußte, daß von der ehemals so herrlichen Stadt wenig mehr, als der große Name übrig war, und schlug am 28. April den Weg quer durch's Land nach Catania ein. Er hoffte bei dieser Querrichtung einen anschaulichen Begriff zu bekommen, wie Sicilien zum Ehrennamen einer Kornkammer Italiens gelangt war und fand seine Hoffnung schon am ersten Tage bis zum Ueberdruß erfüllt. Er hätte sich Triptolems Flügelwagen wünschen mögen, um der Einförmigkeit dieser von Ceres begünstigten Berg- und Hügelrücken zu entfliehen. Am folgenden Tage erging es ihnen fast, wie dem Möros in Schillers Bürgschaft; es trat Regenwetter ein, und sie kamen nur mit Mühe über mehrere stark angeschwollene Gewässer hinüber. Am Abend des 1. Mai erreichten sie Catania, wohin Goethe ein Empfehlungsschreiben an den Prinzen Biscaris mitbrachte.

Hier fanden sie, wie in Girgenti, einen trefflichen geistlichen Cicerone in dem Hauskaplan des Prinzen. Der Abbé zeigte ihnen zuerst im Museum des Palastes Bilder von Marmor und Erz, Vasen und andere Alterthümer. Dann legte ihnen der Prinz selbst seine Münzsammlungen vor, wobei unserm Dichter die in der Sammlung des Prinzen Torremuzza gewonnenen Vorkenntnisse sehr zu statten kamen. Bei der Fürstin Biscaris, der Mutter des Prinzen, eingeführt, sahen sie eine Menge Urnen, Becher und andere Dinge, aus schönem sicilianischem Bernstein geschnitten, ausgesuchte Elfenbeinarbeiten und geschnittene Muscheln. Beim Ritter Gioeni, Professor der Naturwissenschaften zu Catania, fand Goethe Gelegenheit, die schon in Neapel erworbenen Kenntnisse vulkanischer Produkte in dessen reicher Sammlung von Aetna-Laven zu erweitern. Gioeni brachte ihn von dem Gedanken ab, den Gipfel des Aetna zu besteigen, und rieth, sich mit dem Monte Rosso zu begnügen. Seiner

Ermahnung folgsam, ließen sich Goethe und Kniep auf Maulthieren bis in die höhern Regionen des aus vulkanischer Asche und Steinen zusammengehäuften Berges tragen. Kniep fixirte hier das herrliche Panorama durch zarte Linien auf dem Papier; Goethe erstieg unterdeß den Berggipfel, ward aber durch heftigen Sturm zu baldiger Rückkehr genöthigt. Sie verweilten noch in Catania bis zum 7. Mai, und traten dann die Weiterreise nach Messina an.

Auf dem Wege dorthin machten sie noch einmal in Taormina Halt, um die Reste des antiken Theaters daselbst zu betrachten. Als Goethe hoch oben auf den ehemaligen Zuschauersitzen Platz nahm, ergriff ihn Bewunderung und Entzücken über das herrliche Bild, das sich hier in alter Zeit vor dem Theaterpublikum ausbreitete. Er konnte den Meerstrand bis nach Catania, ja bis Syrakus verfolgen, und die majestätische Gestalt des dampfenden Feuerberges schloß von einer Seite das ungeheure Gemälde. Er blieb den folgenden Tag noch in Taormina, mit seinem Plan der Nausikaa beschäftigt, und ritt am 9. Mai mit Kniep zwischen Felswänden und dem Meer auf Messina zu.

Hier bekamen sie gleich bei der Ankunft den fürchterlichsten Begriff einer durch ein Erdbeben zerstörten Stadt. Mit Ausnahme weniger sehr solid angelegten Gebäude lag Alles in Schutt und Graus. Die Einwohner lebten seit dem schrecklichen Erdbeben von 1783 in einer nördlich von Messina auf einem großen Wiesenplan eiligst errichteten Bretterstadt, wodurch Goethe an den Frankfurter Römerberg zur Meßzeit erinnert ward. Diese „Buden-, Hütten- und Zeltwirthschaft“ zu betrachten, war allerdings interessant genug, aber dafür um so verstimmender der Anblick der Ruinenwüste an der Stelle, wo die Stadt gestanden, und besonders das Graunbild der Palazzata, einer sichelförmigen Reihe von Palästen um die Rhede her, die nun zerrissen und zertrümmert da standen und lagen. Goethe hatte während seines Aufenthalts in Messina ein Abenteuer mit dem dortigen uralten, grimmigen und despotischen Gouverneur zu bestehen, das er ausführlich in seiner italienischen Reise erzählt. Es gelang ihm zwar, den cholerischen Alten, der den Fremden sehr unwirsch zu begegnen pflegte, durch sein gewinnendes Benehmen zu beschwichtigen; doch war er froh, als sich am 14. Mai die Gelegenheit bot, auf einem französischen Kauffahrteischiff nach Neapel abzufahren.

Das Schiff war gewählt worden, weil seine weiße Flagge vor Seeräubern schützte; aber dafür bot es auch nicht die Bequemlichkeit

jener neapolitanischen Korvette, und als Goethe wieder von der Seekrankheit befallen ward, mußte er sich in der Kajüte mitten zwischen einer Menge von andern Passagieren hinstrecken. Der Wind war ungünstig. Erst am 16. Nachmittags sahen sie bei herrlichem Sonnenschein über das spiegelebene, glänzende Meer Cap Minerva in prächtigem Farbenschmuck, und von da aus die ganze Küste bis Sorrent hin erleuchtet. Ueber dem Vesuv im Hintergrunde stand eine ungeheure Dampfwolke aufgethürmt. In den Anblick versunken, merkten Goethe und Kniep nicht, daß ein Unheil sie bedrohe. Durch die wachsende Bewegung unter den Passagieren endlich aufmerksam gemacht, vernahmen sie, das Schiff befinde sich in der höchst gefährlichen Strömung um die Insel Capri, wo ein sicheres Verderben an den schroffen Felsen bevorstehe. Die gänzliche Windstille gab keine Aussicht auf Rettung, das Schiff näherte sich schwankend und schwippend immer mehr den Felsen, die Menge ward immer lauter und wilder und ergoß einen Schwall von Schmähungen und Vorwürfen über den Kapitän und den Steuermann. Da trat Goethe, dem von Jugend auf Anarchie verhaßter als der Tod war, vor die Tobenden hin, und stellte ihnen vor, daß ihr Lärm gerade denjenigen, von denen noch Rettung zu hoffen sei, Kopf und Ohr betäube. Er ermahnte sie, in brünstigem Gebet die Mutter Gottes um Fürsprache bei ihrem Sohn anzuflehen, daß er der Luft gebiete sich zu regen, und so das umgekehrte Wunder von dem thue, das er einst für seine Apostel auf dem stürmischen See Tiberias gethan. Die Ansprache wirkte. Die Menge warf sich auf die Kniee und begann leidenschaftlich ihre Litaneien zu beten. Unterdeß steigerte sich die Gefahr. Schon hörte man oben auf den Felsen die Ziegenhirten schreien: „Da unten strandet ein Schiff!" Immer stärker schwankte das Fahrzeug, und von der Seekrankheit überwältigt, stieg Goethe in die Kajüte hinab und streckte sich halb betäubt auf seine Matratze hin, nicht ohne eine gewisse angenehme Empfindung, die sich, wie er meinte, vom See Tiberias herschrieb. Aus seinem Halbschlummer weckte ihn plötzlich ein Getöse auf dem Verdeck, und gleich darauf sprang Kniep herunter und meldete die Rettung; ein Windhauch habe sich erhoben, der den Gebrauch der Segel gestatte. Als Goethe am nächsten Morgen erwachte, eilte er frisch und gesund auf das Verdeck und begrüßte das herrliche Neapel, das in den Strahlen der Morgensonne vor ihm glänzte.

Die sicilianische Reise war ihm nach dem unerquicklichen Abschluß zu Messina in der seekranken Stimmung der Rückfahrt keineswegs in rosigem Licht erschienen. Er meinte eigentlich nichts gesehen

zu haben, als eitle Bemühungen des Menschengeschlechts, sich gegen die Gewalt der Natur und das zerstörende Wirken der Zeit zu erhalten. Bei näherer Betrachtung entging ihm der günstige Einfluß und Gewinn der Reise nicht. Als Dichter war es ihm von unberechenbarem Werth, daß ihm die Odyssee ein lebendiges Wort geworden war. Nun er alle diese Küsten und Vorgebirge, Buchten und Golfe, Erdzungen und Inselchen, Felsen und Sandstreifen, diese buschigen Hügel, schönen Wiesen, fruchtbaren Felder, diese geschmückten Gärten, gepflegten Bäume, hangenden Reben, diese Wolkenberge und das Alles umfangende Meer im Geist gegenwärtig hatte, war es ihm beim Lesen Homer's, als bewege sich ein Zug der anschaulichsten Bilder an seinem Auge vorüber. Ueber Homer's Schilderungsweise war ihm ein neues Licht aufgegangen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse, die ihm früher als poetischer Schmuck erschienen, kamen ihm jetzt unsäglich natürlich vor. Der Unterschied der antiken und modernen, der naiven und sentimentalen Poesie hatte sich ihm lebhaft aufgedrängt. „Die Alten," schrieb er an Herder, „stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst; denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können." Das war eine Erkenntniß, deren Früchte später in Hermann und Dorothea hervortraten. Dann glaubte er auch mit Recht, durch Sicilien erst den Schlüssel zu einer wahren Anschauung Italiens bekommen zu haben. „Italien ohne Sicilien gibt kein Bild," schrieb er an Herder. Und doch hatte er sich dort nicht, wie früher seine Gewohnheit war, mit begieriger Betrachtung an das Einzelne geklammert. Mehreres vereinigte sich, ihn mit freierm, umfassenderm Blick schauen zu lassen. Schon der vorhergehende Aufenthalt in Neapel hatte die allzugroße Spannung seines Innern gemildert. Dazu kam das Bewußtsein, daß ihm durch Kniep's kunstfertige Hand von den interessantesten Gegenständen Bilder im Umriß wenigstens erhalten blieben. Ferner erhoben ihn die poetischen Träume von seiner Nausikaa und die botanische Grundidee, der er nachhing, Poesie und Wissenschaft, wie zwei Mongolfieren, über ein allzu verweilendes Haften am Realen und Einzelnen hinweg. So konnte er denn an Herder melden, er habe „die Reise durch Sicilien leicht und schnell getrieben," meinte jedoch, das frühere Kleben an den Gegenständen sei ihm dabei zu gut gekommen, weil er ihm die Fertigkeit verdanke, jetzt „Alles gleichsam vom Blatt wegzuspielen."

Bei dem nunmehrigen zweiten Aufenthalt in Neapel hätte er sich gern die Stadt und ihre Umgebungen zu guter Letzt noch recht vergegenwärtigt. Aber der Strom des Tages riß ihn fort, und zahlreiche interessante Personen suchten seine Gesellschaft, die er als alte und neue Bekannte nicht abweisen konnte. Sein emancipirtes Prinzeßchen fand er zwar nicht mehr; sie war unterdeß nach Sorrent ausgeflogen, und hatte vorher noch recht über ihn gescholten, daß er ihr das wüste, steinichte Sicilien vorgezogen. Auch Tischbein's Gesellschaft, der nach Rom zurückgekehrt war, mußte er entbehren. Aber Hamilton und seine Schöne setzten ihre Freundlichkeit gegen ihn fort. Auf Hackert's Antrieb, dessen Neigung zu Goethe sich fortwährend steigerte, zeigte Hamilton ihm sein geheimes „Kunst- und Gerumpelgewölbe.“ Da fanden sich denn Kunstprodukte aller Epochen planlos untereinander gereiht: Büsten, Torsos, Vasen, Bronze, Geschnitztes, Gemaltes u. s. w. In einem langen Kasten an der Erde lagen zwei herrliche Kandelaber von Bronze, die Goethe sogleich vermuthen ließen, daß sie sich aus den pompejanischen Grüften „seitwärts hieher verloren hatten.“ Eine anziehende Bekanntschaft war die des Herzogs und der Herzogin von Ursel aus Brüssel. Goethe charakterisirt Beide als „treffliche Personen von hohen Sitten, reinem Natur- und Menschensinn und entschiedener Kunstliebe.“ Nicht minder freundlich als sie kamen ihm der preußische Minister Marquis von Lucchesini nebst seiner Gemahlin, einer gebornen Deutschen, der Kunstfreund Cavaliere Venuti und die Herzogin Giovane, geb. Freiin von Mudersbach, entgegen.

Goethe konnte mit den Stunden, die er so geist- und kenntnißreichen Männern und Frauen widmete, nicht unzufrieden sein. Indeß machte es ihn unruhig, daß sie ihn zuletzt doch von seinen Hauptzwecken ablenkten. Der 1. Juni war gekommen, ohne daß er etwas Bedeutendes gesehen hatte außer dem Museum der Schätze von Portici, dem Alpha und Omega aller Antiquitätensammlungen, wie er es nannte. Vor dem 7. Juni, dem Frohnleichnamstage, wollte er in Rom sein, weil dann dort die herrlichen nach Raphael gewirkten Teppiche öffentlich ausgehangen wurden. Er beschloß daher, Neapel bald zu verlassen, um so mehr als auch das Klima zur Unthätigkeit verlockte.

Während er sich zur Abreise rüstete, erfuhr er, daß ein mächtiger Lavastrom des Vesuvs seinen Weg nach dem Meer zu nehme. Jetzt befand sich unser Natur- und Kunstfreund in einer bösen Klemme. Er wäre gern sogleich hinausgefahren; aber die nöthigen Abschieds-

besuche nahmen den Rest seiner Zeit in Anspruch. So mußte er sich denn begnügen, wie es Nacht ward, nach dem Molo zu eilen und von dort aus der Ferne das Schauspiel zu genießen. Da bewunderte er nun alle die Feuer und Lichter mit ihren Widerscheinen, die im bewegten Meere schwankten, die Lampen des Leuchtthurms, die Sterne des Himmels, den Vollmond in seiner ganzen Pracht neben dem Sprühfeuer des Vesuvs, und die Lava auf ihrer rothglühenden ernsten Laufbahn. Er konnte sich an dem Schauspiel nicht satt sehen, und blieb unter der zu- und abströmenden Volksmenge auf dem Molo sitzen, bis ihm die Augen zufallen wollten.

Auf den folgenden Abend, den letzten, den er in Neapel verlebte, Samstag den 2. Juni, hatte er noch der Herzogin von Giovane, die auf dem königlichen Schloß wohnte, einen Besuch versprochen. Durch viele Treppen und Korridore gewandert, fand er sie in einem großen und hohen Zimmer, an dessen einer Seite die Fensterläden geschlossen waren. Indem sie hier in einem interessanten literarischen Gespräch auf und ab gingen, brach die Dämmerung ein. Da stieß die Herzogin plötzlich einen Laden auf, und vor Goethe stand ein Bild, wie er es nie wieder sah: in der Mitte der Vesuv; die herabfließende Lava nach längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühend und den begleitenden Rauch vergoldend; der Berg gewaltsam tobend; über ihm eine ungeheure, feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet; von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde deutlich in der Abenddämmerung, friedlich, in zauberhafter Ruhe — und dann der Vollmond hinter dem Bergrücken hervortretend, der bald wie eine zweite Sonne glänzte. Goethe vergaß über dem Anschauen, wie spät es wurde; die Herzogin mußte ihn zuletzt auf den nahen Augenblick aufmerksam machen, wo die Schloßgalerien klostermäßig abgesperrt wurden.

Am nächsten Tage, dem Dreieinigkeitsfeste, fuhr er durch das unendliche Leben Neapels halb betäubt hinaus, jedoch vergnügt, „daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb." Von Kniep schied er, „wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbanden." Er kam zu Rom den 6. Juni an.

Von dem zweiten Aufenthalt in Rom theile ich dem vorliegenden Kapitel nur die vier ersten Monate bis gegen Ende September zu, wo eine Villeggiatur eine mehrwöchentliche Unterbrechung in Goethe's römischem Leben herbeiführte. Der feierliche Fronleich-

namstag, der 7. Juni, weihte ihn alsbald wieder zum Römer ein, und beschwichtigte seine sehnsüchtige Rückerinnerung an die imposante in Neapel verlassene Naturscene nicht sowohl durch das glänzende fromme Festgewirr als durch die begeisternde Anschauung der Teppiche nach Raphael's Cartonen. Ueberhaupt trat in dem römischen Kunstelement sein alter Enthusiasmus und Bildungseifer sogleich wieder an die Stelle des genießenden Lebens und des behaglich träumerischen Wesens, womit ihn Neapel und Sicilien anzustecken gedroht hatten. Schon am 20. Juni meldete er den Freunden in Deutschland, daß er wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und sein Geist sich reinige und bestimme. In Begleitung von Hackert, der auf einige Zeit nach Rom gekommen war, besuchte er von neuem die Galerie Colonna, bewunderte dort die Arbeiten von Poussin, Claude und Salvater Rosa, und freute sich, daß Alles, was Hackert ihm über die Bilder sagte, seine eigenen früher gebildeten Begriffe nicht änderte, nur erweiterte und bestimmte. Die liebenswürdige Angelica Kaufmann führte ihn in die Farnesina. Die Bilder dieser Galerie, die Fabel der Psyche darstellend, wußte er beinahe auswendig; so oft hatte er in der Heimath die bunten Kopien betrachtet. Hier, beim Anblick der Originale, mußte er sich gestehen, daß es das Schönste sei, was ihm je von Dekoration zu Gesicht kam.

Als im August die wachsende Hitze ihm Räume wünschenswerth machte, wo er in Kühlung und Ruhe die Mittagsstunden zubringen könnte, bot gerade dazu die Sixtinische Kapelle die schönste Gelegenheit. Michel Angelo war eben an der Tagesordnung und hatte die Verehrung der Künstler neu gewonnen. Diese theilte sich den Liebhabern mit, und so gab der reiche Kunstfreund Graf Frieß dem Maler Friedr. Bury aus Hanau und dem schon von der Lavater'schen Zeit her mit Goethe bekannten Maler und Kupferstecher Lips den Auftrag, Aquarellkopien in der Sixtinischen Kapelle anzufertigen. Goethe versäumte nicht, sich dort einzufinden. Der gutbelohnte Custode ließ ihn durch die Hinterthür neben dem Altar ein, und mit einigem Mundvorrath versehen, hauste er in dem kühlen Raum stundenlang und hielt einmal auf dem päpstlichen Stuhl einen erquickenden Mittagsschlaf. Er war bei der Arbeit der Freunde unermüdlich im Sehen und Aufmerken, und konnte nicht genug bewundern, was hier alles durch Michel Angelo geleistet war. „Ohne die Sixtinische Kapelle gesehen zu haben," schrieb er, „kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was Ein Mensch vermag."

Wie hier zufällig der Graf Frieß, so kamen bald darauf von

andern Seiten Andere seinem Kunstbildungseifer fördernd entgegen; es war, als hätte sich Alles zu seinen Gunsten verschworen, damit er beladen mit einer Fülle der mannigfaltigsten Kunstanschauungen in die Heimath zurückkehrte. Der Ritter Worthley, aus Aegypten und Griechenland zurückgekommen, zeigte freundlich die mitgebrachten Zeichnungen, unter denen die Nachbildung der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis auf Goethe einen unauslöschlichen Eindruck machte. Der französische Architekt Cassas brachte aus dem Orient Abbildungen ägyptischer Pyramiden, eine Generalansicht der Ruinen von Palmyra, der großen Moschee von Jerusalem und vieles Andere. Gegen Ende August stellte die französische Akademie ihre Arbeiten aus, darunter die Horatier von David. Der Bildhauer Alexander Trippel von Schaffhausen, der Goethe's Büste für den Fürsten von Waldeck in Marmor arbeitete, wurde gerade zu der Zeit auf einen vorzüglichen Apollokopf aufmerksam, der bisher unbeachtet in der Sammlung des Palastes Giustiniani gestanden hatte.

Indem so Goethe in dem reichsten Kunstkreise sich beschauend und, wie sich bald zeigen wird, auch ausübend bewegte, war es natürlich, daß er der vornehmen und hohen Welt gegenüber sein Halbinkognito zu behaupten suchte, wie sehr man sich auch Mühe gab, ihn aus seinem fleißigen Leben herauszuziehen. „Ich scheue mich," schrieb er in die Heimath, „vor den Herren und Damen, wie vor einer bösen Krankheit. Es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe." Auch alle Werther-Abenteuer mied er, die ihn von seinem Hauptzweck hätten ableiten können. Ueber einen kleinen Ball im Garten hinter seiner Wohnung, wozu er auch eingeladen war, schrieb er Ende Juli: „Ungeachtet jetzt keine Jahrszeit des Tanzens ist, so war man doch ganz lustig. Die italienischen Mäuschen haben ihre Eigenthümlichkeiten. Vor zehn Jahren hätten einige passiren können; jetzt ist diese Ader vertrocknet."

Dafür war aber sein Verkehr mit Künstlern und Kunstfreunden um so reger. Ueberblicken wir den Zirkel, der ihn hier umgab, so finden wir Hackert und Tischbein nur kurze Zeit demselben angehörig, da ihre Verbindungen und Verpflichtungen in Neapel sie bald dorthin zurückriefen. Erwähnt sind bereits Angelica Kaufmann mit ihrem Gatten, die Maler Bury und Lips, der Bildhauer Trippel, der Schriftsteller Moriz, der, obwohl kein bildender Künstler, sich doch zu ihrem Kreise hielt, und die Kunstfreunde Graf Frieß und Hofrath Reiffenstein. Hinzuzufügen sind noch

der reiche englische Kunsthändler Jenkins, der römische Zeichner und Kupferstecher Volpeto, der Landschaftsmaler Dies aus Hannover, der Architekt Verschaffelt, der Sohn jenes Mannheimer Direktors,*) der Portrait- und Historienmaler Schütz aus Frankfurt a. M., und besonders hervorzuheben ist der Schweizer Heinrich Meyer, später Hausgenosse, Kunstfreund und Mitarbeiter Goethe's.

Die Versammlungen dieser befreundeten Männer in Goethe's Wohnung am Corso,**) dem Palast Rondanini gegenüber, hatten bis gegen den 20. Juli keine Aufmerksamkeit erregt; da hob ein Vorfall des Dichters Inkognito beinahe gänzlich auf. Der Künstlerkreis bestand größtentheils aus leidenschaftlichen Bühnenliebhabern, die, weil sie, die vordersten Parterrebänke einnehmend immer den lautesten Beifall spendeten, bei den Schauspielern und Opernsängern in besonderer Gunst standen. Frau Angelica besuchte nie das Theater. Um sie nun doch mit Cimarosa's Musik bekannt zu machen, faßte man den Plan, ihr dieselbe in Goethe's großem und kühlem Saal zum Besten zu geben, wozu die Opernsänger gern bereit waren. Goethe ging auf den Gedanken um so lieber ein, als eben unvermuthet der Weimarische Koncertmeister Kranz ankam, der ihm zur Ausführung des Vorhabens behülflich sein konnte. So ließ er denn seinen Saal durch Juden und Tapezierer ausschmücken, übertrug die Besorgung der Erfrischungen einem benachbarten Kaffeewirth, und lud die Freunde und wem er sonst eine Gegenartigkeit schuldig war, zum Koncert ein. Unter den offenen Fenstern versammelte sich in der schönen Sommernacht eine Menschenmenge, welche die Gesänge wie in einem Theater beklatschte, und ein großer mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen hielt auf seiner nächtlichen Lustrunde unter den Fenstern still, applaudirte gleichfalls lebhaft und gesellte dann eine von allen Instrumenten begleitete Baßarie aus eben der Oper hinzu, die man im Saal stückweise vortrug. Von oben wurde nun hinwieder voller Beifall gespendet, das Volk stimmte mit ein, und so wurde das Privatkoncert des deutschen Dichters zu einem öffentlichen römischen Nachtfest.

Goethe ließ es sich nicht irren, daß er hierdurch in seinem Stadtviertel in den Ruf der Vornehmheit und des Reichthums

*) S. Thl. I, S. 197.

**) Jetzt vom Municipio auf einer Marmortafel als Goethe's Wohnung bezeichnet.

kam, und verharrte nach wie vor in seinem regen Fleiß. Es war ihm aber nicht blos um das Schauen, sondern auch um's Leisten zu thun. Noch einmal erwachte jetzt in Rom jener heiße Wunsch, daß „die inn're Schöpfungskraft, die seine Seele füllte, in seinen Fingern bildend würde." Es war eine alte chronische Krankheit, die ihn quälte und die Ausführung längst gehegter poetischer Plane verhinderte; die Krankheit mußte acut werden, um eine Heilung zu ermöglichen. Schon in der ersten Junihälfte, als Hackert noch in Rom war, ließ er sich von diesem in der Kunst, „die Natur abzuschreiben," unterrichten. Anfangs Juli meldete er: „Im Zeichnen fahr' ich fort, Geschmack und Hand zu bilden; ich habe Architektur ernstlicher angefangen. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe setzen. Die rechte Methode wird mir von den Künstlern angedeutet." Am 22. Juli berichtete er, eine von ihm gefundene und gezeichnete Landschaft werde in seiner Gegenwart von Dies kolorirt. Als ihn seit dem häufigen Besuch der Sixtinischen Kapelle in der letzten Augusthälfte „das A und O aller bekannten Dinge, die menschliche Figur, anfaßte," warf er sich auf's Modelliren. Aber im September nahm ihn wieder das Landschaftszeichnen gefangen. „Ich mag nun gar nichts mehr wissen," schrieb er, „als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank; gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse!" Seinem rastlosen Eifer kamen alle Künstler, alt und jung, bereitwilligst entgegen und zersplitterten dadurch auch seine künstlerische Thätigkeit. Verschaffelt unterwies in der Perspektive, Reiffenstein in der enkaustischen Malerei und der Kunst, Glaspasten von Kameen mit vielfarbigen Lagen zu verfertigen. Kein Wunder, daß über einer solchen Vielthätigkeit in bildender Kunst die Poesie zu kurz kam, und der ganze dichterische Ertrag der hier besprochenen vier Sommermonate sich auf die Vollendung des Egmont und den Anfang einer Umformung von Erwin und Elmire beschränkte, Arbeiten, die er vielleicht auch hätte liegen lassen, wäre nicht das Erscheinen seiner Schriften bei Göschen ihm ein Sporn gewesen.

Neben dem fieberhaften Interesse für bildende Kunst bewegten ihn kaum weniger stark zwei wissenschaftliche Probleme, die er gelöst zu haben glaubte, zwei Grundgedanken, die er beide besonders mit Moritz besprach. Das botanische ἓν καὶ πᾶν (Eines und Alles), das ihm in Sicilien völlig klar geworden war, die dort gewonnene Einsicht, daß bei der Pflanze in dem Blatt der wahre

Proteus verborgen sei, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne, dieser geniale Gedanke trieb ihn zu unablässigem Forschen vorwärts. Er hatte die Freude, indem er Moritz in die neue Lehre einzuweihen suchte, an ihm einen sehr empfänglichen, immer selbst mit Schlüssen weiterschreitenden Schüler zu finden. Der andere Grundgedanke war ein Princip für die Erklärung der Kunstwerke, das ihn bei dem Anschauen der Kunstwerke auf Schritt und Tritt beschäftigte. Es war, wie er sich ausdrückt, „eigentlich auch ein Kolumbisches Ei, ein Kapitalschlüssel, der ihm das auf einmal aufschloß, woran sich Künstler und Kenner schon seit der Wiederherstellung der Kunst zersucht und zerstudirt hatten." Moritz legte die Früchte der Unterhaltungen hierüber im folgenden Jahre in der Schrift „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen" nieder, die nicht ohne Einfluß auf Schiller's ästhetische Ansichten blieb.*) Goethe betrachtete die geliebte Göttin, die Natur, selbst als Künstlerin, die nach geheimen Intentionen und Ideen im Stoff wirke, aber in der Kreuzung so vieler äußerlichen Bedingungen hinter ihren Absichten zurückbleibe. Das Schöne war ihm nun die wirkliche, reine Erscheinung jener Naturideen, und die Kunst die würdigste Auslegerin der Geheimnisse, welche die Natur ihren auserlesenen Lieblingen deutbar genug entgegenbringt.

Ungeachtet so Theorie und Ausübung, Kunst und Natur sich um sein Interesse stritten, und er nach seinem eigenen Geständniß „vielleicht nie in seinem Leben operosere Tage zubrachte," so war er doch vielleicht auch nie in seinem Leben glücklicher. Denn er fühlte sich täglich von außen bereichert, von innen wachsend. Besonders freute es ihn, drei „Kapitalfehler", auf die ich schon früher hinwies, in sich entdeckt zu haben. Der eine war, daß er nie das Handwerk einer Sache, die er trieb, gründlich erlernen mochte; der zweite, nahe verwandte, der, daß er nie einer Arbeit oder einem Geschäft die erforderliche Zeit zu widmen sich entschließen konnte; der dritte war sein Hang zu autodidaktischem Lernen. „Gott sei Dank!" schrieb er am 30. Juli, „ich fange an von Andern lernen und annehmen zu können." Aber einen Fehler erkennen und ihn ablegen ist nicht Einerlei. Die eingesehenen Mängel blieben ihm, wenn gleich gemildert, auch in Zukunft anhaften.

---

*) Vgl. mein Leben Schiller's (Stuttgart, Carl Conradi) Thl. II, S. 124.

Siebentes Kapitel.

Villeggiatur in Frascati und Castel Gandolfo. Die schöne Mailänderin. Amor als Landschaftsmaler. Amor als Gast. Rückkehr nach Rom. Der Komponist Kayser. Interesse für Musik und musikalisches Drama. Verzichtleistung auf die Praxis der bildenden Kunst. Beschäftigung mit Singspielen. Faust fortgesetzt. Carneval. Wohnungswechsel. Abschied von der schönen Mailänderin. Abschied von Rom.

Als gegen den 25. Sept. 1787 die große Hitze etwas nachließ, führte der Hofrath Reiffenstein unsern Dichter nebst einigen befreundeten Künstlern nach Frascati hinaus. Hier trat bei Goethe das Landschaftszeichnen, das in der letzten Zeit dem Interesse für die menschliche Gestalt und jenen Versuchen in der Enkaustik und Pastenfabrikation gewichen war, sogleich wieder lebhaft hervor. Mit seinem Landsmann Schütz streifte er den ganzen Tag im Freien und selbst noch Abends beim herrlichsten Mondschein in den Villen umher, und zeichnete die ansprechendsten Motive. Daneben ward „gemalt, getuscht und geklebt," und Botanik „auf Wegen und Stegen" getrieben. Abends versammelte man sich in einem wohleingerichteten Privathause, wo Reiffenstein den Wirth machte, um einen großen Ahorntisch zu belehrender, oft auch lustig neckischer Unterhaltung.

In dem stillern Leben zu Frascati, nicht mehr von dem zahlreichen römischen Künstlerkreise und den überwältigenden Kunstwerken der Hauptstadt umgeben, gedachte er oft auf seinen Wanderungen der Weimarischen Freunde mit Sehnsucht. Besonders stand Herder jetzt seinem Herzen sehr nahe. Das Büchlein „Gott" und die Fortsetzung der „Ideen," welche dieser ihm sandte, las er mit dem größten Interesse, und spendete dem Verfasser den wärmsten Dank und das reichste Lob. Weimar schwebte doch immer zuletzt als der Hafen ihm vor, wo er die Fülle der in der Fremde gesammelten Schätze auszuschiffen und zu jahrelanger Ergötzung seiner Freunde auszubreiten gedachte.

Dennoch hätte nichts Unwillkommeneres ihm begegnen können, als wenn sie ihn durch einen Besuch in Italien überraschten. Er fühlte, daß seit dem Abschied vom Vaterlande seine Art, die Dinge zu sehen, von der ihrigen sehr abweichend geworden war, daß sie noch allerlei nordische Vorstellungen und Denkweisen mitbringen

würden, von denen er sich unter dem heitern südlichen Himmel befreit hatte. Er vernahm daher mit Mißbehagen, daß seine glückathmenden Briefe in dem Kreise der Herzogin Amalia, dem von jeher Italien als das neue Jerusalem wahrhaft Gebildeter galt, die Lust geweckt hatte, ihm nachzufolgen und mit ihm das Glück zu kosten. Nicht bloß die Herzogin mit Gefolge, auch Herder und Dalberg machten Anstalten über die Alpen zu gehen. Goethe war entschlossen, ihre Ankunft nicht abzuwarten, und suchte, da er doch nicht gerne sogleich schied, einstweilen die Ungeduld der Herzogin zu beschwichtigen. Durch einen ausführlichen Brief redete er ihr den Plan aus, die Reise schon jetzt anzutreten, wo der Umschlag des Wetters gerade beim Eintritt in das schöne Land ihr den ersten Eindruck verderben konnte.

Schon der Aufenthalt in Frascati gereichte zu einer wohlthätigen Abspannung von dem übermäßigen Fleiße Goethe's in Rom. Mehr noch war dies bei einer Villeggiatur zu Castel Gandolfo der Fall, die er vom 6. bis zum 24. Oktober bei mildem und schönem Wetter genoß. Er war dort mit Reiffenstein bei Jenkins einquartiert, der ein stattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnsitz des Jesuitengenerals, bewohnte. Nach und nach fand sich eine große Anzahl von Gästen ein: Angelica und ihr Gemahl, Mengs' Schwager, der Maler de Maron mit seiner Frau, eine hübsche römische Nachbarin von Goethe mit ihrer Mutter, nicht weit von ihm am Corso wohnend, eine schöne Mailänderin, Schwester eines Commis von Herrn Jenkins, und andere, theils im Hause, theils in der Nachbarschaft logirend. Unter diesen gestaltete sich alsbald ein geselliges Leben, wie an einem Badeort. Morgens machte sich Goethe bei Zeiten auf seine artistische Wanderung in's Gebirge hinaus, gehörte aber nach seiner Rückkehr für den ganzen Tag dem Gesellschaftszirkel an, in welchem gemeinschaftliches Frühstück und Mittagessen, Spaziergänge, Lustpartien, ernst- und scherzhafte Unterhaltungen schnell Bekanntschaft und Vertraulichkeit hervorriefen. Für die Abende fehlte es nicht an einem Theater, wo ein Schuster als Pulcinell sie mit schlagenden bon-mots belustigte.

In diesem vergnüglichen Leben zeigte sich, daß jene zärtliche Ader in unserm Dichter nicht so vertrocknet war, als er vor Kurzem glaubte. Die hübsche Römerin hatte schon, seitdem er durch das Nachtkoncert in den Ruf der Mylordschaft gekommen war, seinen Gruß, wenn sie auf dem Corso Abends vor der Thüre saß, freundlicher als vorher erwidert; doch war es zwischen ihnen zu

keinem Gespräch gekommen. Jetzt fanden sie sich auf einmal wie völlig Bekannte zusammen. Das Koncert gab Stoff zur ersten Unterhaltung, und Goethe wußte den Faden geschickt fortzuspinnen.*)

Es tritt, wenn man zwischen den Zeilen der Bekenntnisse des Dichters liest, der Gedanke nahe, daß das hiesige Zusammentreffen der römischen Nachbarinnen mit ihm wenigstens von Seiten der Mutter kein absichtsloses war. Verhielt sich dieses so, dann hatte die Mutter die Unklugheit begangen, ihrer Tochter eine gefährliche Rivalin zur Seite zu stellen; sie hatte nämlich die ihr befreundete schöne Mailänderin mitgebracht, die ebenfalls eine starke Anziehungskraft auf Goethe übte. Beide Schönen bildeten einen entschiedenen Gegensatz: die Römerin von dunkelbraunem Haar, die Mailänderin von hellbraunem; jene braun von Gesichtsfarbe, diese von klarem, zartem Teint; jene braunäugig, diese mit fast blauen Augen; jene etwas ernst und zurückhaltend, diese offener und zutraulicher.**) Eine kurze Zeit hielten die beiden anziehenden Pole einander ziemlich das Gleichgewicht; aber bald brachte ein besonderer Anlaß unserm Dichter zum Bewußtsein, daß sich seine Neigung bereits für die Mailänderin entschieden hatte.

Goethe saß eines Abends bei einer Art Lottospiel zwischen den beiden Schönen und hatte mit der Römerin Kasse zusammen gemacht. Im Lauf des Spiels fügte es sich, daß er mit der Mailänderin zusammen sein Glück durch Wetten versuchte, und so auch mit ihr in eine gewisse Partnerschaft kam. Vertieft in die Lust der Unterhaltung, bemerkte er nicht, daß die Theilung seines Interesses Mißfallen erregte, bis nach Aufhebung des Spiels die Mutter der Römerin ihn abseits zwar höflich, aber mit Matronenernst in's Gebet nahm. In Villeggiaturen, belehrte sie ihn, sei es Sitte, daß Personen, die sich näher aneinander geschlossen, der Ge-

---

*) Im Folgenden entnehme ich Einiges einem Aufsatz in der Gartenlaube (1868, S. 617 ff.), den ich dort pseudonym mitgetheilt habe.

**) Rob. Keil hat 1869 in der Gartenlaube (S. 807) mit Bezugnahme auf meinen eben erwähnten Aufsatz eine von Thumann angefertigte treffliche Kopie eines Bildes der Mailänderin von Goethe's eigener Hand mitgetheilt. Goethe schenkte die anmuthige Aquarelle 1825 dem Bibliothekar Rath Kräuter, seinem ehemaligen Privatsekretär, dem Oheim Rob. Keil's. Auf der Rückseite des Originals steht von der Hand des Sohnes von Kräuter: »Signora Pa . . . . . S . . . . . z, (Goethe's Geliebte in Rom) bei Hackert gezeichnet. Goethe's Handzeichnung.« Der Zusatz „bei Hackert gez." erregt Bedenken, da Hackert, so viel wir wissen, im Herbst 1787 und Winter 1787—88 nicht mehr mit Goethe zusammenkam.

sellschaft gegenüber für die ganze Saison in diesem Verhältniß verharrten. Da er nun einmal mit ihrer Tochter in solche Beziehung gekommen sei, so schicke es sich nicht wohl, mit einer andern jungen Dame in eine gleiche Beziehung zu treten. Goethe war eifrig bemüht, sich zu entschuldigen. Er habe als ein Fremder, erwiderte er, jene Sitte nicht gekannt; in Deutschland sei es vielmehr herkömmlich, sämmtlichen Damen der Gesellschaft sich dienstfertig und artig zu erweisen, und das habe ihm hier um so mehr am Platz gedünkt, als die beiden jungen Damen mit einander befreundet seien. Indem er so jede Vorliebe für die Mailänderin entschieden abstritt, empfand er auf einmal innerlich mit der größten Bestimmtheit, daß diese ihn ganz erobert hatte, und um die bisher in Italien bewahrte Herzensfreiheit war's geschehen.

Am nächsten Morgen suchte er sogleich ihre Gesellschaft auf. Da sie im Lauf des Gesprächs beklagte, an der englischen Unterhaltung des Herrn Jenkins mit Frau Angelica und Andern nicht Theil nehmen zu können, erbot er sich, ihr englischen Unterricht zu geben, was sie freudig annahm. Das war nun freilich eine Beschäftigung, die mindestens ebenso geeignet war, die Liebe des Lehrers, als die Sprachkenntnisse der Schülerin zu fördern. Die artistischen Morgenwanderungen wurden nun ausgesetzt, um möglichst früh mit der Geliebten zusammen zu sein. Auch diese versäumte ihrerseits nicht, seine Nähe aufzusuchen. Man hatte ihm an einem der nächsten Tage an der großen Mittagstafel den Platz rechts neben Angelica angewiesen. Eben als er ihn eingenommen, erschien seine Schülerin gegenüber am Tisch, besann sich keinen Augenblick, da sie den Platz auf der andern Seite noch frei sah, und ging, während die Andern sich um die Sitze bekomplimentirten, um die Tafel herum und setzte sich neben Goethe. Angelica bemerkte mit Verwunderung den Eindruck, den es auf ihn machte, und ahnte, als eine scharfblickende Frau, daß mit ihrem bisher so mädchenscheuen Freunde etwas Besonderes müsse vorgegangen sein, wie sehr er sich auch Mühe gab, seine Aufmerksamkeit zwischen den beiden Tischnachbarinnen geziemend zu theilen.

Noch an demselben Tage sollte sein aufgeregter Gemüthszustand eine schmerzliche Umwandlung erfahren. Als er gegen Abend sich nach den jungen Damen umsah, fand er die ältern Frauen in einem Pavillon sitzend, wo sich eine herrliche Aussicht darbot. Durch den Anblick gefesselt, ließ Goethe seine Blicke über die Abendlandschaft schweifen, und überzeugte sich, daß Amor als der

ächte Landschaftsmaler erst einem solchen Bilde das Gepräge vollendeter Schönheit aufdrücke. „Es hatte sich ein Ton," erzählt er selbst, „über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne, noch den Düften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell." Auf die Einladung der Frauen am Fenster sich niederlassend, hörte er, in Beschauung der Landschaft und in Gedanken an die Geliebte vertieft, lange nur mit halbem Ohr einem Gespräch über Ausstattung einer Braut und die Eigenschaft des Bräutigams zu, und fragte zuletzt, wer denn die Braut sei. Da vernahm er, eben im Augenblick, als die Sonne untertauchte, zu seiner höchsten Bestürzung, es sei seine geliebte Schülerin. Um seine Bewegung zu verbergen, verließ er sofort unter irgend einem Vorwand die Gesellschaft, suchte ein einsames Plätzchen zur Bekämpfung seiner Schmerzen auf, und sah sich nun in Italien abermals von den Wetzlarer Leiden bedroht.

Goethe will in dem Bericht, den er in spätem Alter über diese Tage geschrieben, uns glauben machen, daß er sich das Verhältniß in seinem Gemüth alsbald auf die anmuthigste Weise zurecht gelegt habe. Nunmehr gezwungen, die Geliebte als Braut, als künftige Gattin anzusehen, habe sie sich vor seinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustand erhoben, und in seinem Begegnen mit ihr habe sich seitdem eine höhere eigennutzfreiere Zuneigung ausgesprochen. Nachweislich aber liebte Goethe in den aus spätern Jahren herrührenden Schilderungen früherer Herzensbezüge über Manches einen farbendämpfenden Schleier zu breiten, oft vielleicht nur, um seinem weichen Gefühl schmerzliche Erinnerungen erträglicher zu machen. So läßt sich auch hier zeigen, daß der Schmerz um den Verlust der Geliebten noch lange in seiner Brust nachklang und manchmal hindernd zwischen alle die ernsten Aufgaben trat, die er sich für den Rest seines Aufenthalts in Italien vorgesetzt hatte. Doch darf man ihm Glauben schenken, wenn er sagt, er habe diesmal, durch frühere Erfahrungen und reifere Jahre unterstützt, die Leidenschaft sogleich entschlossener bekämpft. In der Frühe des nächsten Morgens nach der schmerzlichen Entdeckung ließ er sich für die Mittagstafel entschuldigen, machte, die Mappe unter dem Arm, einen weiten Weg durch's Gebirge, wich nach der Rückkehr den englischen Studien aus, und hatte Acht, der heimlich Geliebten nur im Beisein Anderer zu begegnen.

In diese Tage fällt ohne Zweifel die erste Konception des reizend schönen Gedichtes Amor als Landschaftsmaler, wenn es gleich erst in einem Briefe an Herder vom 22. Febr. des nächsten Jahres erwähnt wird. Goethe deutet selbst in seinem Bericht über die Villeggiatur auf den Sinn des Gedichtes hin, da, wo er erzählt, er habe sich nach der erschütternden Aufweckung aus dem süßen Liebestraum rasch zu dem Landschaftszeichnen zurückgewandt und dabei die Erfahrung gemacht, daß seine Technik zwar gleich unzulänglich, aber im Sehen ein großer Fortschritt bemerkbar gewesen sei. Die Fülle der landschaftlichen Bilder jener Gegend sei durch seine Gemüthsaufregung dem Auge gleichsam fühlbar geworden, und so habe er dem Schmerz nicht grollen können, der ihm den innern und äußern Sinn in solchem Grade geschärft habe. Eben dies drückt das Gedicht in sinnbildlich poetischer Weise aus. Der Dichter sitzt in der Frühe des Herbstmorgens auf einer Felsenspitze und starrt, von seinem Liebesschmerz hingenommen, in den Nebel, der, wie ein grau grundirtes Tuch gespannt, Alles in die Breite und Höhe deckt. Da findet sich Amor ein, ihm ein Landschaftsbild zu malen.

> Und er richtete den Zeigefinger,
> Der so röthlich war wie eine Rose,
> Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
> Fing mit seinem Finger an zu zeichnen.
> Oben malt' er eine goldne Sonne u. s. w.

Der Leser kennt gewiß das unvergleichliche Gedicht. Des poetischen Gewandes entkleidet, sagt es: Die aus dem Nebenflor vor dem Dichter sich entwickelnde Landschaft schaut er deßhalb in so wunderbarer Klarheit und Reinheit, weil die Kraft seines innern Auges durch die Liebe gesteigert ist.

Daß aber die Herzensbewegung, in die er so unversehens während der Villeggiatur gerathen war, noch Monate lang fortdauerte und sich oft störend genug zwischen sein eifriges Bildungsstreben drängte, das bezeugt ein Lied, dessen Goethe im Bericht zum Januar 1788 gedenkt, dessen Entstehung aber wahrscheinlich in den December 1787 zurückreicht. Ich lasse es hier folgen, weil es von Goethe aus der Gedichtsammlung ausgeschlossen worden und daher vielleicht einigen Lesern unbekannt ist. Ich habe ihm in meinem Kommentar zu Goethe's Gedichten den Titel Amor als Gast gegeben:

Cupido, loser, eigensinniger Knabe,
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden;
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde Nächte gequälet.
Dein Muthwill schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennt den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumt die Hütte.

Wunderlicher Weise suchte der Dichter in späten Jahren diesem Liedchen, dessen Beziehung aus dem Vorhergehenden einleuchtet, eine ganz andere Deutung zu geben. Er wollte es nicht im nächsten Sinne genommen, „nicht an jenen Dämon, den wir gewöhnlich Amor nennen,“ gedacht haben, sondern, wie er sich ausdrückt, an „eine Versammlung thätiger Geister, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und her ziehen, durch getheiltes Interesse verwirren.“ Demgemäß wäre also hier Amor eine Personifikation seiner Vielgeschäftigkeit in Rom, während in der That, wie das Gedicht auch ausdrücklich sagt, Amor der Störer seines Fleißes, der Verzehrer des Vorraths an Bildungs- und Ergötzungsstoffen war, den er sich in Italien für die nordische Winternacht zu sammeln strebte. Wie kam er zu dieser verdunkelnden Erläuterung? War ihm wirklich (wozu sich allerdings Parallelfälle bezeichnen lassen) im späten Alter das Verständniß der eigenen Produktion abhanden gekommen? Oder gibt sich darin wieder die oft bei ihm hervortretende Neigung kund, seine zartesten und theuersten Herzensbeziehungen der Welt zu verdecken?

Am 27. Okt. berichtete er aus Rom: „Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt . . . Die ersten Tage habe ich mit Briefschreiben zugebracht, und die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemustert; die nächste Woche soll es an eine neue Arbeit gehen.“ Er meinte dabei nicht eine neue Zeichnung, sondern eine seiner unvollendeten poetischen Arbeiten. Nach Beendigung der Iphigenie und des Egmont war noch ein Paar solcher Steine, Faust und Tasso, bergan zu wälzen, und da die barmherzigen Götter, schrieb er, ihm für die Zukunft die Strafe des Sisyphus erlassen zu haben schienen, so hoffe er auch diese Klumpen hinaufzubringen.

Allein die Ausführung dieser Plane mußte ausgesetzt werden; denn die Ankunft seines Landsmannes und Freundes Kayser leitete wieder eine neue Epoche ein, und brachte für einige Zeit Musik und musikalisches Drama an die Tagesordnung. Kayser hatte, wie wir wissen*), schon 1785 die Operette Scherz, List und Rache, auch mittlerweile eine Symphonie zu Egmont komponirt. Es hatte sich darüber zwischen dem Dichter und dem Komponisten ein Briefwechsel angesponnen, wobei rathsam befunden ward, daß Kayser nach Italien komme. Der Künstlerkreis, der in Goethe's Wohnung sein Hauptquartier aufgeschlagen, empfing ihn freudig. „Nun ist ein dreifach Leben," meldete Goethe den 10. Nov., „da die Musik sich anschließt. Kayser ist ein trefflich guter Mann, und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen." Die von ihm gewandt und geschmackvoll vorgetragenen Stücke erweiterten das musikalische Interesse des Künstlerkreises, das sich bisher auf die Oper beschränkt hatte. Man merkte sich nun sorgfältig die Kirchenfeste und besuchte die an ihnen aufgeführten solennen Messen. Goethe insbesondere gerieth durch die von Kayser mitgebrachten Musikstücke zu seinen Dichtungen für die nächste Zeit in eine entschiedene Richtung auf das musikalische Theater. Eine Umarbeitung von Erwin und Elmire war in Erwartung Kaysers schon vor der Villeggiatur begonnen und während derselben fortgeführt worden. Jetzt wurde auch Claudine von Villabella angegriffen. Das Stück sollte gleichfalls beinahe ganz neu ausgeführt und, wie er am 3. Nov. schrieb, „die alte Spreu seiner Existenz herausgeschwungen werden."

Die neubelebte Neigung für das musikalische Drama ist insofern als ein wichtiges Moment in Goethe's Entwickelungsgeschichte zu betrachten, als dadurch seine Ablösung von der Praxis der bildenden Kunst und seine Rückkehr zur Ausübung der Poesie angebahnt wurde. Was für einen Kampf es ihm kostete, auf die bildende Kunst zu verzichten, braucht dem Leser nicht gesagt zu werden. Die Künstler, mit denen er umging, durch seine glühende Begeisterung, seinen feinen Geschmack und tiefen Blick für das Kunstschöne über seine praktischen Anlagen getäuscht, bestärkten ihn in seinem Irrthum, statt ihn über seinen wahren Beruf aufzuklären; und er öffnete ihnen nur gar zu gern sein Ohr, da eine

---

*) Vgl. oben Kap. IV.

endliche Befriedigung der Sehnsucht, woran er von Jugend auf krankte, ihn unaussprechlich beglückt haben würde. Jetzt legte sich die Tonkunst gegen die bildende Kunst in die andere Wagschale. Erwin und Claudine führten zu Tasso, die musikalische Poesie zur reinen hinüber, doch erst, wie sich gleich zeigen wird, nach mehreren Schwankungen und Rückfällen.

Ueber der Beschäftigung mit den Singspielen war der December herangerückt. Da wollte es mit der Dichtung nicht mehr fort; über die Ursache gibt uns wohl das oben mitgetheilte Gedicht „Amor als Gast" Aufschluß: Cupido hatte ihm „sein Geräth verstellt und verschoben." Er erhielt Anfangs December die Nachricht, der Bräutigam seiner still Geliebten habe sich unter irgend welchen Vorwänden von der Verlobung losgesagt, und die Braut sei aus Gemüthsbewegung darüber in ein heftiges Fieber verfallen, das für ihr Leben fürchten lasse. Voll Besorgniß ließ er sich tagtäglich, die erste Zeit sogar zweimal täglich, nach ihrem Zustand erkundigen, und stellte zugleich genaue Nachforschungen über die Vorwände des Bräutigams an, weil er von dem Gedanken geängstigt wurde, durch sein Benehmen gegen die Braut in Castel Gandolfo Anlaß zum Zerwürfniß gegeben zu haben. Zu seiner Beruhigung erfuhr er, daß unter den Vorwänden keine Erwähnung jener Villeggiatur geschehen sei. Aber höchst schmerzlich war es ihm, sich ihr schönes heiteres Auge durch Thränen getrübt, das frische Jugendroth ihrer Wangen durch Kummer und Krankheit gebleicht vorstellen zu müssen.

Um die poetisch unfruchtbare Zeit doch irgendwie zu verwerthen, griff er zum Zeichnen von Theilen des menschlichen Körpers, studirte nebenbei Perspektive, oder freute sich an Kayser's Musik, oder ging in Moritzen's Grübeleien ein, der mit etymologischen Forschungen sich beschäftigte. Daran schloß sich in der zweiten Decemberwoche bei herrlichem Wetter in Gesellschaft von Kayser und Bury ein Ausflug nach Frascati, Monte Caro, Rocca di Papa, Albano, Castel Gandolfo und Marino. In Castel Gandolfo erhielt er die Nachricht von der glücklichen Herstellung der schönen Mailänderin. Am 15. December nach Rom zurückgekehrt, durchzog er in den nächsten Tagen in größerer Gesellschaft die Stadt und Umgegend, um sich einmal einen Gesammtüberblick über die sehenswürdigsten Gegenstände zu verschaffen. Jetzt fand er sich nicht mehr bei ihrem Anblick verwirrt und durch ihren Glanz geblendet; „ich habe keine Worte," schrieb er den 25. Dec., „die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange. Mein

Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildete sich immer mehr aus, um sie schätzen zu können." Diese Geisteserweiterung und Urtheilsschärfung glaubte er zumeist dem stillen und fleißigen Heinr. Meyer schuldig zu sein. „Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe," schrieb er, „und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt; so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend, sind seine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte."

Goethe beschloß so das Jahr 1787 in einer mehr aufnehmenden, passiven Geistesverfassung, begann aber das nächste Jahr mit desto ernsterer Selbstthätigkeit. An den Singspielen wurde im Lauf des Januar weiter gearbeitet, Erwin beendigt, Claudine um ein gutes Stück fortgeführt. Aber ein rechtes Herz konnte er zu diesen Produktionen nicht mehr fassen; er mußte sich zu der Arbeit daran zwingen. „Die Opern unterhalten mich nicht," schrieb er schon am 5. Januar; „nur das innig und ewig Wahre kann mich noch erfreuen." Das Studium der Menschengestalt, das „non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns," wie er es in einem Briefe vom 10. Januar nennt, nahm ihn wieder ganz gefangen. „Meine fleißige Vorbereitung," fügte er hinzu, „im Studium der ganzen Natur, besonders der Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt erst sehe ich, jetzt genieße ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen."

Ungeachtet dieser leidenschaftlichen Begeisterung für die Werke der bildenden Kunst, oder vielleicht gerade weil diese Begeisterung jetzt ihren Gipfelpunkt erstieg, scheint eben jetzt, in der letzten Hälfte des Januars 1788, der Entschluß zum Durchbruch gelangt zu sein, auf die Ausübung jener Kunst zu verzichten; denn im nächsten Monat finden wir ihn sogleich als einen ruhig und gefaßt Resignirten. Gegen die Höhe der Leistungen, die ihm in den antiken Statuen entgegentrat, mußte ihm Alles, was er auch bei dem ausdauerndsten und angestrengtesten Fleiße je in Malerei und Plastik erreichen konnte, wie Kinderwerk erscheinen. Vielleicht trug zu seinem Entschluß auch die in diese Zeit fallende Revision seiner kleinern Gedichte für die neue Ausgabe der Werke bei. Indem er den dürftigen Ertrag all seines eifrigen Bemühens in bildender Kunst mit dem verglich, was er in der Poesie leicht und spielend geleistet hatte, mochte sich ihm die Ueberzeugung, daß er zum Dichter geboren sei, unwiderstehlich aufdrängen.

Doch ehe er sich nun der Dichtkunst hingeben konnte, hatte er in den ersten Februartagen noch den sinnverwirrenden Lärm des Carnevals zu überstehen. „Es ist eine entsetzliche Seccatur," schrieb er, „Andere toll zu sehen, wenn man nicht selbst angesteckt ist." Doch gewann er diesmal dem närrischen Schauspiel weit mehr Interesse ab, als im vorigen Jahre. Nachdem sich durch den ersten Aufenthalt in Rom sein heißer Durst nach Kunstanschauungen etwas abgekühlt hatte, widmete er schon in Neapel und Sicilien dem Volksleben mehr Aufmerksamkeit und suchte das Einzelne auf ein Allgemeines zurückzuführen. So war ihm denn auch das Carneval als eine prägnante Aeußerung römischer Volkseigenthümlichkeiten diesmal nicht unwillkommen. Er machte sich über den ganzen Verlauf sorgfältige Notizen, aus denen später die meisterhafte Darstellung dieses Volksfestes erwachsen ist, die er in den zweiten Theil seiner italienischen Reise eingelegt hat.

Mitten im Gewühl der Fastnachtsthorheiten sollte auch seinem Herzen eine Erquickung zu Theil werden. Der schönen Mailänderin hatte sich seit dem Mißgeschick, das sie getroffen, Angelica Kaufmann tröstend angenommen. Auch nach der Wiedergenesung fand sie, die vorher völlig Fremde, im Zuchi'schen Hause die freundlichste Aufnahme und wurde von Angelica auch in höhere Gesellschaftskreise eingeführt, wo sie sich gut zu benehmen wußte. Man greift wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß Angelica, die das lebhafte Interesse ihres Freundes an dem schönen Mädchen durchschaut hatte, ihm nach der Auflösung ihres Brautstandes den Weg zu einem nähern Verhältniß mit ihr habe ebnen wollen. Dazu stimmt wenigstens gut Angelica's Rolle beim Wiedersehen der Beiden. Die kleine Scene spielte sich im Fastnachtsgetümmel auf dem Venetianischen Platze ab. Als Goethe dort in der Reihe der Kutschen den Wagen Angelica's bemerkte, trat er an den Schlag, sie zu begrüßen. Sie hatte sich kaum freundlich gegengrüßend zu ihm herausgeneigt, als sie sich zurücklehnte, um ihrem Freunde einen Blick auf die neben ihr sitzende Mailänderin zu eröffnen. Er gewahrte mit freudiger Ueberraschung, daß sie sich durchaus nicht verändert hatte; nur schienen ihre blauen Augen ihn noch frischer und glänzender anzublicken, und zugleich mit einer Freudigkeit, die sein Innerstes durchdrang. So blieben die beiden Liebenden eine Zeit lang einander sprachlos gegenüber, bis Angelica das Schweigen unterbrach. „Ich muß wohl," sagte sie, „hier den Dolmetscher machen; denn ich sehe, meine junge Freundin kommt nicht dazu, Ihnen zu sagen, was sie

mir so oft wiederholt hat, wie sehr sie nämlich Ihnen für den Antheil dankbar ist, den Sie an ihrem Schicksal und ihrer Krankheit genommen. Das Erste, was ihr beim Wiedereintritt in's Leben zum Trost gereicht und wiederherstellend auf sie gewirkt habe, sei die Theilnahme ihrer Freunde und vor Allem die Ihrige gewesen." — „Das ist alles wahr," setzte das liebenswürdige Mädchen mit freudestrahlenden Blicken hinzu, und reichte ihm über die Freundin her die Hand, die er lebhaft ergriff und gern mit seinen Lippen hätte berühren mögen. Beglückt und mit inniger Dankbarkeit gegen Angelica zog er sich in's Gedränge der Carnevalsthoren zurück.

Und er bewarb sich nun nicht um die freigewordene Hand der Geliebten? wird man fragen. Er that es nicht, und den Grund, warum er es unterließ, hat er eben so wenig bestimmt ausgesprochen, als die Gründe, die ihn zur Auflösung der Verhältnisse zur Sesenheimer Friederike und zur Frankfurter Lili bewogen. Wenn er selbst berichtet, er habe die letzte Zeit hindurch manches Erfreuliche von ihr gehört, und vermuthen dürfen, daß ein mit Zucchis befreundeter wohlhabender junger Mann „gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sei," so liegt darin keine genügende Erklärung. Warum trat er nicht als Mitbewerber mit dem jungen Mann in die Schranken? Zu Hoffnungen hatte ihn doch wahrlich des Mädchens Begegnen berechtigt. Scheute er sich, das liebenswürdige Kind der schönen Heimath zu entziehen? Aber sie sehnte sich ja, wie er selbst berichtet, die Welt außerhalb Italiens kennen zu lernen, und war in ihren einfachen Lebensverhältnissen nicht verwöhnt worden. Oder zweifelte er, ob sie in seine Gesellschaftsstellung zu Weimar passen würde? Aber er schildert sie selbst als ein anmuthsvolles Mädchen von großer Bildungslust und Bildungsfähigkeit, die sich selbst in höhern Gesellschaftskreisen mit Takt und Gewandtheit bewegte. Wenigstens wäre sie ihm eine minder unebenbürtige Lebensgefährtin geworden, als Christiane Vulpius, die er einige Monate später dazu erkor. Am wahrscheinlichsten däucht mir, daß ihm das Verhältniß zur Frau von Stein im Wege stand, wenn gleich dieses in ihm selbst schon im Absterben begriffen war. Wie dem auch sein mag, das Entsagen ist ihm in diesem Falle nicht leicht geworden, und an der süßschmerzlichen Bewegung seines Innern während der letzten Monate in Rom hatte die bevorstehende Trennung von der heimlich Geliebten, auf die ich noch zurückkommen werde, gewiß ihren guten Theil.

Am 6. Februar endlich hören wir aus Goethe's Munde das Bekenntniß, daß der große Kampf zwischen bildender Kunst und Poesie in ihm zu Ende sei. „Ich bin nun still und rein," schrieb er, „und jedem Ruf ergeben und bereit. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt; ob ich also ein bißchen mehr oder weniger pfusche, ist Eins. Mein Durst ist gestillt, und auf dem rechten Wege bin ich der Betrachtung und des Studiums; mein Genuß ist friedlich und genügsam." Und noch bestimmter heißt es in einem Briefe vom 22. Febr.: „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue."

Nun einmal die Ueberzeugung von seinem Dichterberuf fest stand, warf er sich mit Eifer auf die Vollendung älterer Dichtungen. Zuerst wurde Faust in Angriff genommen. So schwer die Aufgabe war, da er sich nicht bloß in eine untergegangene Welt, sondern auch in eine hinter ihm liegende Lebensperiode zurückversetzen mußte, so konnte er doch mit dem Fortschritt der Arbeit zufrieden sein. Am 1. März schrieb er, den Faden glaube er wieder gefunden zu haben, und fühle sich, nachdem die Ausführung der Scene der Hexenküche im Garten Borghese ihm gelungen, auch über den Ton des Ganzen getrosten Muthes. Dann faßte er den Entschluß, auch Künstlers Erdenwallen neu auszuführen und die Apotheose hinzuzufügen, und beschäftigte sich mit dem Ordnen und Revidiren seiner vermischten kleinen Gedichte. Dieser nunmehr zur Haupttagesaufgabe gewordenen poetischen Thätigkeit lief indeß noch Manches beschränkend und störend zur Seite, nicht bloß Betrachtung von Kunstwerken, sondern auch fortwährendes botanische Spekuliren, zu dem sich sogar Spekulationen über die Farben gesellten, womit ihm wieder ein neues wissenschaftliches Interesse für alle folgenden Jahre eingeimpft war. Ein gänzliches Stocken seiner dichterischen Arbeiten veranlaßte aber gegen die Osterzeit der nun immer stärker anwachsende Schwall kirchlicher Feierlichkeiten, namentlich der musikalischen Aufführungen der Sixtinischen Kapelle.

Als die heilige Woche vorüber war „mit ihren Wundern und Beschwerden" — denn manchen Genuß mußte man durch ein unendliches Gedrückt- und Gedrängtwerden erkaufen — wandte sich

Goethe's Gemüth dem bevorstehenden Abschied von Italien zu. In der letzten Zeit, schrieb er in die Heimath, habe er die höchste Zufriedenheit seines Lebens genossen; er kenne nun wenigstens einen äußersten Punkt, nach welchem sich das Thermometer seiner Existenz künftig abmessen lasse. Und aus diesem Glück sollte er nun scheiden! Das ewige Rom sollte er verlassen mit seinen Schätzen antiker und neuer Kunst, mit seinen Denkmälern einer großen Vergangenheit; den heitern Himmel Italiens sollte er vertauschen mit dem trüben nordischen, die reiche und üppige Flora des Südens mit der dürftigern des Vaterlandes, eine gänzliche Freiheit und Unabhängigkeit mit einer vielfach bedingten und beschränkten Existenz, den römischen Künstlerkreis, in welchem er ein durch die edelsten Blüthen der Kultur verschönertes Naturleben führte, mit einer wunderlich komplicirten Umgebung, worin es nicht an edlen Elementen und Kräften, nicht an Sinn für Kunst und Wissenschaft, aber auch nicht an falschen und hohlen Bestrebungen fehlte. Welche Besorgniß ihn bei dem Gedanken an die Rückkehr in den Weimarischen Gesellschaftskreis ergriff, zeigt schon ein Brief an Herder vom 25. Dec. 1787. Es heißt dort:

„In den schweigenden, zurücktretenden Zustand (der Zeit vor der italienischen Reise) mag ich einen Feind nicht wünschen. Und wie sonst für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich, und erhalte mir mein Leben, das sonst, ohne Jemanden zu nützen, zu Grunde geht. Ja, ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, hab' ich eine Zeit lang (auch hier ist die voritalienische Zeit gemeint) allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege; und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen Alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren, und doch für Boten und Reisende gehalten sein wollen."

Was trieb ihn jetzt aus dem geliebten Italien fort? Die Sehnsucht nach seinen deutschen Freunden allein schwerlich; denn es gab auch unter ihnen nicht wenige, gegen die er unbarmherzig werden mußte. Die Sehnsucht nach der alternden Herzensfreundin? Wohl eben so wenig, da er sich eben in dem Verjüngungsborn der Liebe zu einer frischaufblühenden Schönen badete. Unwahr ist es ferner, daß ihm der Herzog einen weitern Urlaub verweigerte; vielmehr würde er, wie er selbst in einem spätern Briefe an Frau von Stein sagt, nach des Herzogs Willen länger in Italien geblieben

sein. Wahrscheinlich wirkte nebensächlich die bevorstehende Reise der Herzogin Mutter nach Italien auf seinen Entschluß ein. Wie leicht sich auch mit der gütigen Frau leben ließ, so mochte er doch jetzt, voll des Dranges, die angesammelten Schätze seines Innern im Stillen zu verarbeiten, sich nicht zum Führer der lebenslustigen Fürstin geeignet fühlen. Schöll sieht den Hauptgrund seines Aufbruchs in dem Gefühl, „daß alle diese herrlichen Anregungen und Aufregungen seine Reproduktionen und Operationen in einer Weise vermehren würden, daß er je länger je weniger fertig werden könnte.“ Als „bescheidene Ahnung“ fügt er hinzu, daß unter denen, die sein Abschied betrübte und er mit Trauer verließ, „Eine, wenn er länger blieb, Gefahr für sich oder ihn lief.“ Aber warum konnte nicht vielmehr aus längerm Bleiben Glück für sie wie für ihn erblühen?

Was gegen das Ende des Aufenthalts in Italien die schmerzliche Bewegung seines Innern noch erhöhte, war das endliche Verzichtleisten auf die Praxis der bildenden Kunst nach langem schwerem Kampfe. „Es ist immer eine sonderbare Empfindung,“ schrieb er den 22. März, „eine Bahn, auf der man mit starken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlassen; doch muß man sich darein finden und nicht viel Wesens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.“

Dann sollte ihm das Scheiden auch noch durch eine neue schönere Wohnung, die er im letzten Monat bezog, erschwert werden. Die von ihm benutzten Räume hatte ihm Tischbein bei seiner Abreise nach Neapel überlassen. Da dieser nun seine Rückkehr auf den Frühling ankündigte, so beeilte sich Goethe, die zufällig frei gewordene obere Etage des Hauses zu miethen, und bezog sie sogleich, damit Tischbein in der untern Alles zu seinem Empfange bereit fände. Goethe's neue Wohnung bot eine herrliche Aussicht über ein grünendes und blühendes Paradies von Gärten, überall durch Gartensäle, Balkone und Terrassen geschmückt, und gewährte zugleich das vortrefflichste Licht zur Beschauung von Kunstwerken. Hier fanden nun die eben angekommenen Aquarellzeichnungen, die Kniep für ihn ausgeführt hatte, in der günstigsten Beleuchtung Platz, und erregten allgemeine Bewunderung. Goethe fühlte sich durch ihren Anblick in die Wirklichkeit zurückversetzt. Außerdem ließ er in den neu bezogenen Räumen eine Anzahl trefflicher Gypsabgüsse aufstellen, die sich nach und nach um ihn gesammelt hatten: Juno Ludovisi

nebst mehrern andern Junonen, einige Büsten Jupiter's, einen Herkules und Anderes. Er betrachtete diese Schätze mit dem Gefühl eines Reichen, der sein Testament überdenkt. Die Umständlichkeit, die Kosten hielten ihn ab, das Beste nach Deutschland zu befördern; so bestimmte er denn Juno Ludovisi seiner edeln Freundin Angelica und Andern Anderes. Manches gehörte noch zu Tischbein's Eigenthum, und Einzelnes sollte an der Stelle bleiben für Bury, der nach ihm das Quartier bezog. Aehnlich verfuhr er mit seinen geliebten Pflanzen. Einen schon herangewachsenen Piniensprößling verpflanzte er in Angelica's Hausgarten; einige Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen, gab er einem römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße setzte, wo sie später, zur Manneshöhe aufgeschossen, der König Ludwig von Baiern mit Interesse betrachtete.

Gegen die Mitte Aprils wuchs durch Einpacken und Abschiedsbesuche die Verwirrung so, daß an eine ordentliche Folge von Arbeit oder Genuß nicht mehr zu denken war. Unter den Besuchen setzte der bei der schonen Mailänderin Goethe's Fassung auf eine schwere Probe. Er fand sie im reinlichen Morgenkleide, wie er sie oft in Castel Gandolfo gesehen hatte. Sie empfing ihn mit offener Anmuth, drückte in liebenswürdig natürlicher Weise den wiederholten Dank für seine Theilnahme aus, erkundigte sich nach seinem Reiseplan und verbreitete sich dann redselig und vertraut über ihre Familienzustände. Ihre Gesprächigkeit war ihm sehr willkommen, da er, alle Momente ihres schönen Verhältnisses zueinander noch einmal rasch überdenkend, sich nicht in der Verfassung zum Reden fühlte. In Gegenwart des hereintretenden Bruders schloß sich der Abschied, wie er sagt, „in freundlicher, mäßiger Prosa.“ Als er vor die Thür kam, fand er seinen Wagen ohne Kutscher, den ein dienstfertiger Knabe zu holen fortlief. Da sah die Geliebte zum Fenster des Entresols heraus, das sie in einem stattlichen Gebäude bewohnte; es war gar nicht hoch, so daß man es fast mit der Hand erreichen konnte. „Man will mich nicht von Ihnen wegführen,“ rief er ihr zu; „man scheint zu wissen, wie ungern ich von Ihnen scheide.“ Ihre Antwort und das weitere Gespräch, das sich daran knüpfte, hat er uns leider aus Furcht, „es durch Wiederholung und Erzählung zu entweihen,“ nicht aufbewahrt. Es war, wie er sich in der seltsam geschraubten Sprache seines Alters ausdrückt, „ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechsel-

seitigen Gewogenheit, das mir deßhalb auch nie aus Sinn und Seele gekommen ist."

Zur Feier der letzten Nächte, die er in Rom zubrachte, stand der herrlichste Vollmond am klaren Himmel. Den oft gefühlten Zauber, den er über die ungeheure Stadt verbreitet, empfand er jetzt doppelt und dreifach. Bei seinem Glanz machte er noch einmal mit einigen Freunden eine Wanderung durch Rom. Nachdem er den langen Corso zum letzten Mal durchmessen, bestieg er das Kapitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurel's rief ihm ahnungsvoll den Commandeur im Don Juan in Erinnerung. In der Einsamkeit der Via sacra erschienen ihm die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als er sich den erhabenen Resten des Coliseums näherte und in das verschlossene Innere einen Blick durch's Gitter warf, überfiel ihn ein Schauer, der seine Rückkehr beschleunigte.

Bei der Hinausfahrt aus Rom — es war in der Mondnacht des 22. April — wälzten sich zwischen seinen schmerzlichen Empfindungen unaufhörlich jene Ovid'schen Distichen durch seine Seele:

Schwebet von jener Nacht mir das traurige Bild vor dem Geiste,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Ruf' ich die Nacht mir zurück, wo des Theuren so viel ich verlassen,
Dann entgleiten noch jetzt Thränen vom Auge herab.

Allmälig begann er die Worte des alten Dichters umzuformen, um sie seiner Persönlichkeit, seiner Lage anzupassen, und diese innere Beschäftigung füllte manche Stunden der Tage wie der Nächte auf seiner Heimreise aus. Doch schrieb er keine Zeile nieder, aus Scheu, „der zarte Duft inniger Schmerzen möge verschwinden." Bald aber, der frühern Erfahrung eingedenk, in wie schönem Lichte die Welt dem gerührten Auge erscheine, ermannte er sich zu einer selbständigern poetischen Thätigkeit und nahm seinen Tasso vor. Dieses Schmerzenskind sollte für die Heimreise sein Gefährte werden, wie die Iphigenie es für die Herreise gewesen war. Ein Theil desselben ward in den Prachtgärten von Florenz gedichtet. In der zweiten Hälfte des Mai war er in Mailand, wo er, wie es in einem Briefe an Knebel vom 24. heißt, „wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft witterte." Die weitere Reise ging über den Comersee und Chiavenna nach Chur, und von dort wahrscheinlich über den Bodensee, Stuttgart und Nürnberg. In Weimar traf er am 18. Juni Abends 10 Uhr beim Glanz des Vollmondes ein, der auch seine letzten Nächte in Neapel und Rom verherrlicht hatte.

Achtes Kapitel.

Ueberblick. Zwei Lieder der anakreontischen Art. Iphigenia in Delphi. Nausikaa. Iphigenie auf Tauris. Egmont. Umarbeitung der Singspiele Scherz, List und Rache, Erwin und Elmire, Claudine von Villabella. Künstlers Erdenwallen umgearbeitet, Künstlers Apotheose hinzugedichtet.

Der Leser, welcher Goethe's Leben die drei vorhergehenden Kapitel hindurch vom 3. Sept. 1786 bis zum 18. Juni 1788 verfolgt hat, wird es nicht auffallend finden, wenn sich bei einem Ueberblick über die poetische Ausbeute jenes fast zweijährigen Zeitabschnittes der Gesammtertrag nicht als ein reicher darstellt. Wäre er nach Italien gegangen mit dem klaren Bewußtsein, daß die Poesie sein wahrer Beruf sei, gewiß würde ihm das herrliche Land eine Fülle dichterischer, besonders lyrischer Blüthen entlockt haben. Aber, abgesehen von den naturwissenschaftlichen Problemen, die er dorthin mitnahm, hatte er in dem gelobten Lande der Kunst den schweren Kampf zwischen bildender Kunst und Poesie durchzukämpfen, der erst ganz am Ende seines Aufenthaltes in Rom sich zu Gunsten der Dichtkunst entschied. So kam es, daß er auf dem Felde der Lyrik nur zwei kleine Lieder anakreontischer Art, Amor als Landschaftsmaler und Amor als Gast, gewann, auf dramatischem Gebiet zwei neue Stücke, Iphigenia in Delphi und Nausikaa, zwar projektirte, aber zeitlebens unausgeführt ließ, von seinen ältern Hauptproduktionen Faust und Tasso wenig förderte und nur Iphigenie und Egmont beendigte, außerdem noch einige minder bedeutende Singspiele sowie Künstlers Erdenwallen umarbeitete und letzterm noch Künstlers Apotheose hinzufügte.

Ueber die beiden anakreontischen Lieder, die aus des Dichters Verhältniß zur schönen Mailänderin entsprangen, ist im nächstvorigen Kapitel Genügendes bemerkt. Auf die Iphigenie in Delphi, deren Sujet aus Hygin (Fab. 122) entnommen ist, gerieth er, wie schon erzählt, am 18. Okt. 1786 auf dem Wege nach Bologna. Der Plan gestaltete sich in folgender Weise: Elektra, der festen Hoffnung lebend, daß Orest das Bild der Taurischen Diana nach Delphi bringen werde, tritt im Tempel des Apoll auf und widmete die grausige Axt, die so viel Unheil in Pelop's Hause angerichtet, dem Gott als Sühnopfer. Ihr naht sich ein Grieche,

welcher erzählt, er habe Orest und Pylades nach Tauris begleitet, beide dort zum Tode führen sehen und nur sich selbst zu retten vermocht. Die leidenschaftliche Elektra ist außer sich und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wuth richten soll. Unterdessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe kontrastirt stark mit Elektrens irdischer Leidenschaft, als sie unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche das Freundepaar geopfert, und theilt dies Elektren mit. Diese ist im Begriff, mit jener Axt Iphigenien zu erschlagen, als eine glückliche Wendung dies letzte schreckliche Unheil von den Geschwistern abwendet. Goethe war der Meinung, wenn diese Scene gelänge, so sei nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. „Wo soll man aber," fügte er hinzu, „Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!"

Den Plan der Nausikaa gab ihm, wie uns aus dem sechsten Kapitel bekannt ist, der Aufenthalt in Palermo ein. Erst in spätem Alter, bei der Redaktion der italienischen Reise, hat er den Gang der Fabel aus ferner Erinnerung aufgezeichnet. Er glaubte damals wenig oder nichts davon niedergeschrieben zu haben, obwohl es in seinem Briefe aus Palermo vom 16. April 1787 ausdrücklich heißt: „Ich verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlassen, einige Stellen, die mich besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen." Diesen Plan und die wenigen Bruchstücke der Ausführung hat man aus Goethe's schriftlichem Nachlaß den spätern Ausgaben seiner Werke unter dem Titel „Nausikaa, ein Trauerspiel fragmentarisch" einverleibt. Das Plan-Schema bezeichnet die einzelnen Scenen jedes der fünf Akte durch bloße Anführung der darin auftretenden Personen, skizzirt jedoch zusätzlich einige Auftritte durch ganz kurze Andeutungen ihres Inhalts. Sonderbarer Weise heißt in diesem Schema die Königstochter Arete (bei Homer heißt so ihre Mutter) und ihre Amme Xanthe, während in den Bruchstücken der Ausführung, wie bei Homer, jene Nausikaa, diese Eurymedusa genannt wird. Schon in diesem Schwanken der Benennung möchte ein Beweis liegen, daß das Schema eben jener erste Entwurf ist, den Goethe am 16. April 1787 auf dem Spaziergang nach dem Thal am Fuß des Rosalienberges durchdachte. Von ihm weicht der Plan, den er spät aus dem Gedächtniß hervorrief, in manchen Punkten ab. Nach beiden Entwürfen aber sollte die Fabel des Stücks ganz einfach sein, dafür aber der Reichthum der untergeordneten Motive und das „Meer-

und Inselhafte" des Tons Ersatz bieten. Der Hauptreiz der Ausführung würde darin gelegen haben, daß sich in dem Ganzen der Eindruck Siciliens, der Häfen und Buchten, der Berge und Thäler, der üppigen fremden Vegetation, des klaren südlichen Himmels auf das Gemüth des Dichters abgespiegelt hätte. Ueberhaupt war in der Komposition nichts, was er nicht aus eigenen Erfahrungen naturgetreu hätte darstellen können. „Selbst auf der Reise," so lautet sein Bekenntniß, „selbst in Gefahr, Neigung zu erregen, die, wenn auch kein tragisches Ende nehmend, doch schmerzlich und schädlich genug werden konnte, selbst in dem Fall, in großer Entfernung von der Heimath abgelegene Gegenstände, Reiseabenteuer, Lebensvorfälle zur Unterhaltung der Gesellschaft mit lebhaften Farben auszumalen,*) von der Jugend für einen Halbgott, von gesetzten Personen für einen Aufschneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunst, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren — das alles gab mir ein solches Attachement an diesen Plan, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo und meine übrige sicilianische Reise großen Theils verträumte." Alles, was er auf dem „überklassischen Boden" erfahren, gesehen, bewundert hatte, das sollte in diesem poetischen Gefäß aufbewahrt werden. Welch ein Verlust für uns, daß er nicht Zeit und Stimmung zur Ausführung fand!

Der Entstehung der Iphigenie auf Tauris und einiger Metamorphosen, die sie durchlief, ist in Früherm gedacht worden. Hinzuzufügen ist noch, daß Goethe 1786, ehe er das Stück nach Italien mitnahm, es abermals in Verse umschrieb. „Jetzt, da sie in Verse geschnitten ist, macht sie mir neue Freude," schrieb er den 23. August: „man sieht auch eher, was noch Verbesserung bedarf. Ich arbeite dran und denke morgen fertig zu werden." Aber erst unter dem italienischen Himmel sollte das Drama die wunderbare Schönheit und Harmonie der Form, die es auszeichnet, erlangen. Die ersten Linien der schließlichen Bearbeitung zog er am Garda-See, wo der Mittagswind mächtige Wellen an's Ufer trieb, und er sich nicht minder allein fühlte, als seine Heldin am Gestade von Tauris. In Verona, Vicenza, Padua, Venedig ward die Arbeit fortgesetzt, gerieth aber sodann durch Iphigenie in Delphi in's Stocken. In Rom ward sie wieder aufgenommen, und unter Moritzens förderlicher

*) So unterhielt der neue Odysseus auf dem Wege nach Catania zu Caltanisetta Abends einen auf dem Markt nach antiker Weise umhersitzenden Kreis von Zuhörern durch Erzählung der Großthaten Friedrichs II.

Einwirkung mit ziemlicher Stetigkeit zu Ende geführt. Abends beim Schlafengehen bereitete er sich auf's morgige Pensum vor, welches er dann beim Erwachen sogleich angriff. Sein Verfahren dabei war, wie er angibt, sehr einfach: er schrieb das Stück ab und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period erklingen. Am 6. Januar 1787 konnte er berichten, daß er das Drama fertig, d. h. in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor sich auf dem Tisch liegen habe. Er las es ein paarmal in einem Kreise seiner Freunde vor und entdeckte hierbei manche Stelle, die ihm gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papier stand, und demgemäß nachträglich verbessert wurde.

Den Anlaß zu dieser Dichtung betreffend, hat neuerdings Hermann Grimm die wunderliche Ansicht ausgesprochen, daß sie aus einer Cantate, die Goethe 1776 zum Andenken der jüngst verstorbenen Nichte Gluck's zu dichten beabsichtigte, hervorgegangen sei. Er habe, meint Grimm, zum Stoff der Cantate (über den nichts bekannt ist) das Sujet Iphigenie in Tauris gewählt, die Dichtung aber plötzlich liegen lassen, „weil ihm unter den Händen der Stoff sich in ein Gedicht verwandelte, dessen Trägerin Frau von Stein war." Das sind Vermuthungen, zu denen das Nachweisliche keine Berechtigung gibt. Ohne Zweifel gab des Euripides Iphigenie bei den Tauriern unserm Dichter den Anstoß zu dem Drama. Daß die Persönlichkeit der Frau von Stein und ihr Verhältniß zu Goethe auf die Dichtung einen tiefgreifenden Einfluß geübt, ist nicht zu bestreiten. Die Form derselben ging mit Nothwendigkeit aus Goethe's damals schon eingeschlagener Richtung zum antik Klassischen hervor und nicht, wie Grimm sagt, aus dem zufälligen Umstande, „daß dem in der Ehrfurcht vor den französischen Klassikern erzogenen Herzoge gezeigt werden sollte, es lasse sich dergleichen auch in deutscher Sprache hervorbringen."

Auf die vielfach angeregte Frage, ob das Stück antiker Art sei, läßt sich nicht einfach mit Ja oder Nein antworten. Unleugbar fühlen wir uns bei demselben im Ganzen und in Einzelnem an die griechische Tragödie gemahnt; und der Grund hiervon liegt nicht etwa bloß im Stoff, in der Anlehnung an griechische Sagen, Sitten und Gebräuche und in mehrfachen Reminiscenzen an die Iphigenie in Tauris des Euripides, sondern vorzugsweise darin, daß Goethe das Charakteristische der hellenischen Kunst, das Maßhalten in den sittlichen Motiven, in der Komposition des Dramas, in Form und Sprache bereits damals in seiner Natur gefunden, wenn auch noch

nicht so klar, wie später in Italien, erkannt hatte. Im Uebrigen aber ist die Dichtung ganz und gar von modernen, und man darf sagen von christlichen Elementen durchdrungen. Schon daß die tragischen Konflikte und ihre Lösung in's Innere der Menschenbrust verlegt sind, ist modern. Der Grundgedanke vollends, worauf die Heilung des Orest gebaut ist, der Gedanke, daß die Frevel eines Geschlechtes durch die bloße liebende Erbarmung eines rein gebliebenen Mitgliedes desselben gesühnt werden, konnte nur auf dem Boden des Christenthums entsprießen. Es sind keine Hellenen und Scythen in ihrer nationalen Beschränktheit, die uns hier entgegentreten; es sind zu reinerer Menschheit hinaufgeläuterte Griechen und Barbaren. Orest, „dieser an seinen Fittigen verletzte junge Adler, mit seinem Heldenblick in eine von zuckenden Blitzen unterbrochene Nacht starrend," diese dunkle Blume, um die Pylades wie ein leichter bunter Schmetterling gaukelt, hat gewissermaßen ein romantisches Gepräge. Besonders die sentimale Schwärmerei, womit er an der Vergangenheit hängt, entfernt sich ganz vom Charakter der antiken Poesie. Wo fände sich in einem hellenischen Drama eine Stelle, wie folgende?

Wenn dann wir Abends an der weiten See
Uns aneinander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag,
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Als die Grundidee des Stückes bezeichnet der Dichter selbst in den Schlußzeilen folgender Verse, die er dem Schauspieler Krüger in ein Exemplar seines Dramas schrieb, die heilende und sühnende Kraft, die ein edel menschliches Gemüth auf leidenschaftlich zerrüttete Seelen ausübt:

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.

So im Handeln, so im Sprechen,
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Ob jedoch damit die ideelle Grundlage der Dichtung erschöpfend angegeben sei, wird zweifelhaft, wenn man den Inhalt des Ganzen näher in's Auge faßt. Die Heilung des Orest ist mit dem Schluß des dritten Akts vollendet, und so wäre nach jener Auffassung des Grundgedankens das Folgende, wenn auch nicht ganz müßig, doch

wenigstens zu weit gedehnt. In den beiden letzten Akten finden wir bei näherm Zusehen einen andern geistigen Gehalt von großer Bedeutung: einen Konflikt in Iphigeniens eigener Brust, den Seelenkampf, in den sie durch des Pylades Rath, gegen Thoas zur List zu greifen, verstrickt wird. Iphigeniens innere Lage hat mit derjenigen Aehnlichkeit, worin sich Schiller's Jungfrau von Orleans befindet. Beiden ist ein hoher Beruf auferlegt: Johanna soll ihr Vaterland von äußern Feinden, Iphigenie ihr Haus von einem innerlich fortwuchernden Fluch befreien. Beide sind zur Lösung ihrer Aufgabe durch ihr bisheriges Leben vorbereitet: in Johanna hat sich in der träumerischen Stille des Hirtenlebens eine tiefe Frömmigkeit, unbezwingliche Glaubenskraft, prophetische Begeisterung, unbegränzte Liebe zu König und Vaterland entwickelt; Iphigenie ist im Dienst der jungfräulichen Diana zu einem Musterbilde reiner Menschlichkeit und Weiblichkeit herangreift. Beide beginnen erfolgreich die Lösung ihrer Aufgabe: Johanna schreitet von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph; Iphigenie löst ihren Bruder, den Träger des alten Götterfluchs, aus den Banden der Erinnyen. Aber nur die geprüfte, und in der Prüfung bewährte Tugend gibt volles Vertrauen und verbürgt die Beständigkeit ihres Werkes; und dazu kommt noch, daß Charaktere, die über jede innere Collision erhaben wären, undramatisch sein würden. Daher bringen beide Dichter ihre Heldinnen in einen innern Kampf, aus dem sie als Siegerinnen hervorgehen: Johanna kämpft ihre Liebe zu Lionel nieder, und steht am Ende als zweifache Heldin da, als Ueberwinderin der Feinde und des eigenen Herzens; Iphigeniens edle Natur stößt den unreinen Tropfen der Verstellung, des Trugs, der Unwahrhaftigkeit, der in sie eindringen will, gewaltsam aus, und führt eben dadurch die schönste Lösung des Knotens der Handlung herbei. Der gesammte ideale Grundgedanke der Dichtung ließe sich also etwa so formuliren: Es wird hier die sittliche Kraft des weiblichen Gemüthes nicht bloß in ihrer sühnenden und versöhnenden Einwirkung auf Orest, Thoas und die Scythen, sondern auch in ihrem siegreichen Kampfe gegen dasjenige dargestellt, was die Lauterkeit dieses Gemüthes trüben will.

Als eigentliche Handlung des Stückes erscheint auf den ersten Blick die Heimführung Iphigeniens aus dem Barbarenlande, wo sie gezwungen weilt. Wie schon der Eingangsmonolog die Heimkehr als das Ziel ihrer Wünsche zu erkennen gibt, so strebt weiterhin das Drama Schritt vor Schritt nach der Erreichung desselben. Man darf

nicht, wie Schiller es in einem Brief an Goethe (vom 22. Jan. 1802) thut, zwei Aktionen in dem Stücke sehen. „Ferner gebe ich Ihnen zu bedenken," heißt es in dem Brief, „ob es nicht rathsam sein möchte, zur Belebung des dramatischen Interesses sich des Thoas und seiner Taurier, die sich zwei Akte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern, und beide Aktionen, davon die eine zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten." Das ganze Drama ruht nur auf Einer Handlung, der Befreiung Iphigeniens aus dem Lande der Taurier, und was Schiller als eine zweite Handlung betrachtet, das Streben des Thoas nach der Hand der Priesterin, ist eben so, wie der Krankheitsanfall des Orest, und der Kampf in Iphigeniens Brust, mit jener Handlung enge verknüpft; das sind hemmende, retardirende Motive, welche die Einheit der Handlung nicht aufheben und zugleich ihr eine höhere Bedeutsamkeit geben, indem sie die Grundidee an's Licht stellen. Die Rückfühtung einer edeln Königstochter aus einem Lande menschenopfernder Barbaren, in welches sie durch geheimnißvolle Götterfügung verschlagen ist, nach ihrem durch den zwiefachen Reiz einer schönen Natur und edel menschlicher Bildung geschmückten Vaterlande, ein solches Thema ist zwar schon an und für sich nicht arm an poetischen Motiven; aber wie viel reicher wird es daran, wie viel bedeutsamer wird jene Rückführung, wenn sich an sie die Entführung eines von altem Götterfluch belasteten Königshauses knüpft, wenn die Heimziehende den Frieden, den Segen, den Glanz der ehemaligen Herrschermacht unter das Dach ihrer Väter zurückführt!

Aber hier tritt uns in der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hatte, eine große Schwierigkeit entgegen. Der Friede, das Heil, welches Iphigeniens Heimkehr dem Vaterhause bringt, liegt außerhalb des Stückes in näherer und fernerer Zukunft, konnte also nicht unmittelbar zur Anschauung gebracht werden, und doch mußte der Zuschauer von diesen Wirkungen ihrer Heimkehr volle Gewißheit haben, um an der Handlung ein tieferes Interesse zu nehmen. Viel leichter war in dieser Beziehung Schiller's Aufgabe in der Jungfrau von Orleans. Er konnte Johanna vor unsern Augen ihre Mission erfüllen lassen. Auch in dem Vorbilde und der Hauptquelle Goethe's, der Iphigenie des Euripides, stellt sich die Sache anders, als in unserm Drama. Dort ist nicht sowohl die Heimkehr Iphigeniens, als die Entführung des Bildes der Artemis das Endziel der Handlung; an diese Entführung als Bedingnng hatte ein Orakelspruch die Versöhnung der zürnenden Götter geknüpft. War

die Bedingung erfüllt, so zweifelte der gläubige Athener nicht an der Erfüllung der göttlichen Verheißung. Unser Dichter durfte bei seinem Publikum nicht einen gleich gläubigen Sinn voraussetzen, und mußte daher in ihm auf andere Weise die Gewißheit erzeugen, daß Iphigenie „die Weihe des väterlichen Hauses vollbringen werde.“ Er glaubte diese Ueberzeugung dadurch hervorzurufen, daß er seine Heldin schon innerhalb des Stückes nach allen Seiten hin ihren reinigenden, sühnenden, beschwichtigenden, veredelnden Einfluß üben ließ. Daher ist ihre Wirkung auf Thoas und seine Taurier so stark hervorgehoben; daher wird die Heilung des Orest schon innerhalb des Dramas vollendet, früher sogar, als es der Gott verheißen hatte (vgl. die Schlußscene: „Bringst du die Schwester nach Griechenland, so löset sich der Fluch“); daher mußte die Entwickelung der innern Vorgänge, die Darstellung des Sittlichen einen so breiten Raum gegen die äußere Handlung einnehmen. Seele ward, wie Schiller sich ausdrückt, der Charakter des Stücks. Vielleicht gerieth Goethe durch das Gefühl der bezeichneten Schwierigkeit auf den Gedanken, den Gegenstand in der Iphigenie in Delphi weiter fortzuführen. Nothwendig war es nicht. Der Beschränkung auf Ein Stück haben wir es zu verdanken, daß hier ein so seelenvolles Produkt entstand, daß das innerste, leiseste Spiel der Gemüthskräfte, das geheimnißvolle Einwirken eines Gemüths auf ein anderes hier mit so unendlich feiner Kunst bis zu einem Grade von Anschaulichkeit dargestellt ist, wie vielleicht in keinem andern dramatischen Werke.

Vor Allem gebührt dieses Lob dem dritten Aufzuge, der die Sühnung und Heilung des Orest behandelt. Nicht durch ein Wunder erfolgt die Befreiung des Muttermörders vom Furienwahnsinn, nicht durch übernatürliches Eingreifen einer göttlichen Macht, sondern nach den ewigen Gesetzen des menschlichen Gemüths entwickelt sich Alles Schritt vor Schritt. Nur von einem Mitgliede des Hauses, an dem sich Orest durch Blutschuld versündigt hatte, konnte die Entsündigung, die Vergebung ausgehen; aber nicht von Elektra, die an des Bruders Frevel betheiligt war, sondern nur von Iphigenie, weil sie die von Orest verletzte Heiligkeit der Familie durch keinen Frevel verdunkelt hatte. Zudem fiel ein von ihr ausgehendes Verzeihen doppelt in's Gewicht, weil ihr Geschick als höchst wirksames Glied in die Reihe der Gräuel des Hauses verschlungen war. Klytämnestra war von des Sohnes Hand gefallen, weil sie an dem Gatten Blutrache wegen Iphigenien geübt. Daher mußte ein

verzeihendes Wort aus Iphigeniens Munde, der nach alterthümlicher Vorstellungsweise das Recht der fortgesetzten Blutrache zustand, eine verstärkte Kraft haben. Dunkel, aber darum nicht weniger mächtig, sprach aus ihren Zügen, ihrer Stimme eine ferne Erinnerung an die Mutter („Wer bist du, deren Stimme mir das Innerste in seinen Tiefen wendet?"). Wenn eben diese Stimme nun ihm Liebe, Versöhnung zurief, mußte da nicht ihn die Ahnung von der Möglichkeit einer Sühnung durchzucken?

Auch das ist ein bedeutendes Moment, daß er durch den geheimnißvollen Zauber, den sie auf ihn ausübt, zu einem vollen Bekenntniß seines Verbrechens geführt wird. Das Außersichhinstellen der bösen That, die bisher wie ein Alp auf dem Gemüth gelastet, ist die erste Bedingung, um die dumpfe, sinnverwirrende Seelenqual in eine, wenn gleich anfangs doppelt starke, doch heilsame Reue zu verwandeln, die durch Bußfertigkeit das Herz stählt und neuem Lebensmuthe öffnet. Bei Elektra, die seine Racheglut geschürt hatte, konnte er keine Erleichterung suchen. Pylades in seiner nüchternen Verständigkeit, die häufig die tiefsten Seelenforderungen verkennt, suchte jede Erinnerung an die Schreckensthat dem Freunde abzuschneiden („O laß von jener Stunde sich Höllengeister nächtlich unterhalten u. s. w."). So können wir uns füglich denken, daß Orest jetzt zum ersten Mal das Bekenntniß seiner vollen Schuld in eine andere Brust, und dazu in eine reine, tiefsittliche, aber zugleich liebevolle und erbarmungsreiche niederlegt.

Ungern verzichte ich in Berücksichtigung des Umfangs dieser Schrift auf eine weitere Verfolgung der bewundernswürdigen Kunst des Dichters in Entfaltung von Seelenzuständen: wie er weiterhin den Schmerz der Reue, der innern Buße des Orest durch eine Reihe von Stufen hindurch bis zum Gipfelpunkt, der Akme, schildert, die in Erschöpfung und kurzen Schlummer umschlägt; wie dann beim Erwachen daraus sich die Symptome beginnender Genesung zeigen; wie zunächst ein traumähnliches Wachen folgt, worin die Phantasie zwar noch die frühern Todesgedanken festhält, aber damit sanfte Bilder von Sühnung und Vergebung verbindet; wie dann Orest die auftretende Iphigenie und den Pylades erkennt, sich aber mit ihnen noch in der Unterwelt wähnt; wie diese letzte Selbsttäuschung theils durch Iphigeniens Gebet zur Diana, theils und zwar vorzugsweise durch das Zureden des Pylades verscheucht wird, der die krankhafte Thätigkeit des innern Sinnes dadurch paralysirt, daß er die äußern Sinne Gesicht, Gefühl und Gehör („Erkennst du ... Fühlst du ...?

Merk' auf mein Wort!") kräftig anregt, und zuletzt noch den Selbsterhaltungstrieb in's Spiel zieht („Jeder Augenblick ist theuer u. s. w."). Wahrlich, Goethe hat hier ein Meisterbild einer Seelenkur ausführt, ein Bild, das im Ganzen, wie in mehrern Einzelnheiten an Lila *) erinnert, aber durch tieferes Eindringen in das innerste Leben und Weben der Gemüthswelt und durch Zartheit, Adel und Schwung der Darstellung jenes frühere psychologische Gemälde weit hinter sich zurückläßt.

Der Dichter war wohl berechtigt, sich einen günstigen Erfolg seiner Arbeit zu versprechen. Er sah sich in dieser Erwartung getäuscht. Schon seine ersten Zuhörer, den bei Angelica versammelten römischen Künstlerkreis, ließ mit Ausnahme Angelica's die Vorlesung des Stückes kalt; sie hatten auf etwas Leidenschaftliches, Ergreifenderes, „Berlichingisches" sich gefaßt gemacht. Auch die Aufnahme des Stücks in der Heimath entsprach nicht seinen Hoffnungen; sogar sein Diener und Sekretär Philipp Seidel scheint das Stück in der ältern Form vorgezogen zu haben. Sein freundlicher Herr schrieb ihm Ende Oktober 1787 mit rührender Humanität: „Du sollst auch eine Iphigenie in Prosa haben, wenn sie dir Freude macht. Der Künstler kann nur arbeiten. Beifall läßt sich, wie Gegenliebe, nur wünschen, nicht erzwingen." Der Beifall ist schließlich nicht ausgeblieben; mit jeder neuen Betrachtung, die man jetzt der Dichtung widmet, wächst die Bewunderung dieses mild leuchtenden ewigen Gestirns am Himmel der deutschen Poesie.

In einer ungünstigern Geistesverfassung, als der griechischen Heldin gegenüber, befand sich Goethe bei dem zweiten in Italien vollendeten Drama, dem Egmont. Als er Iphigenie zuerst entwarf, war die Geistesrichtung, in welcher er sich in Italien bestärkte und befestigte, bereits eingeschlagen; Rom und die ganze Halbinsel mit ihrem heitern Himmel und ihren zahlreichen Denkmälern des Alterthums waren der geeignetste Ort für die Zeitigung dieser Produktion. Beim Egmont dagegen mußte er sich mit seiner Stimmung in eine überwundene Entwickelungsperiode zurück, mit seiner Phantasie in eine Welt versetzen, die gegen den ihn umgebenden friedlichen Künstlerkreis einen starken Kontrast bildete. Wie wir schon wissen, wurde das Drama 1775 noch in Frankfurt begonnen und bedeutend gefördert. Hauptquelle war ihm das Werk De bello Belgico des Jesuiten Strada, neben welchem er Emanuel von

---

*) Theil II, Kap. XI.

Meeren's Niederländische Geschichte benutzte. In Weimar wurde die Arbeit zu verschiedenen Zeiten wieder aufgenommen, im Frühjahr 1782 zu einem gewissen Abschluß gebracht und am 5. Mai an Justus Möser's Tochter geschickt. In der damals gewonnenen Gestalt, die den Dichter nicht befriedigte, wanderte das Stück mit ihm nach Rom. Von dort meldete er den 5. Juli 1787, sein Egmont sei in der Arbeit, der erste Akt sei in's Reine und zur Reife, es seien ganze Scenen darin, an die er nicht zu rühren brauche. Am 9. Juli schrieb er: „Ich bin fleißig, mein Egmont rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Scenen spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren schrieb. Man wird Vieles jetzt für Pasquill halten." Sieben Tage später war er bis in den vierten Akt gekommen, zu Ende des Monats „so gut wie fertig." Doch meldet erst ein Brief vom 5. Sept. 1787: „Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher für mich wird; denn heute ist Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Titel und Personen sind geschrieben, und einige Lücken, die ich gelassen, ausgefüllt worden. Nun freue ich mich schon voraus auf die Stunde, wo ihr ihn erhalten und lesen werdet."

Daß ein Drama, dessen Gestaltung sich durch zwölf Jahre hindurchzieht, nicht gleich dem Clavigo oder Götz wie aus Einem Guß entstanden aussieht, darf uns nicht Wunder nehmen. In das Urtheil aber, daß die heterogenen Bestandtheile des Stücks verbindungslos nebeneinander liegen, kann ich nicht einstimmen, finde sie vielmehr höchst geschickt miteinander verschmolzen. Die Volksscenen in der Götzischen Art stechen gegen die in edlerem Styl gehaltenen Partien gewiß nicht stärker ab, als so manche possenhafte Scene bei Shakespeare gegen eine benachbarte hochpathetische. Und was besonders den störenden Eindruck der Ungleichartigkeit der Bestandtheile im Egmont mildert, ja aufhebt, das ist das stufenweise Emporsteigen des Tons und Styls mit jedem Akt, bis das Stück zuletzt mit lyrischem Schwunge ausklingt.

Die Verknüpfung des spätern idealisirenden Styls mit dem frühern individualisirenden ist nicht ausschließlich der ungleichzeitigen Entstehung der Theile des Dramas zuzuschreiben. Wäre es auch 1775 ganz vollendet worden, so würde es immer noch, mit dem Götz verglichen, eine Annäherung an die strengere Form gezeigt haben. War der Dichter doch schon mittlerweile im Clavigo zu einer regelrechtern Gestaltung des dramatischen Stoffs zurückgekehrt. Nachdem er sich im Götz den Shakespeare, wie er selbst sagt, „vom

Halse geschafft," machte sich sein angeborner Formsinn allmälig in ihm wieder stärker geltend. Egmont zeigt uns eine sehr einfache und symmetrische Gliederung, und ist, wenn auch nicht nach den französisch-griechischen Regeln gebaut, doch schon weit von dem stürmischen Scenenwechsel des Götz entfernt. Der ganze Stoff zerfällt durch die Akteinschnitte in gut gesonderte Gruppen, und die Scenen der einzelnen Aufzüge reihen sich, wie Riemer treffend bemerkt, gewissermaßen antistrophisch aneinander.

Weicht hierin unser Drama vom Götz ab, so ist es ihm dagegen in anderer Beziehung innig verwandt. Erstens bildet auch hier, wie im Götz nicht eine außerordentliche Handlung, sondern ein Charakter den Angelpunkt des Ganzen; die Einheit liegt im Helden. „Hier ist keine hervorstechende Begebenheit," sagt Schiller in seiner Recension des Stücks, „keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von dem allem; eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts zusammengehalten werden als durch den Charakter, der an allen Antheil nimmt, und auf den sich alle beziehen." Zweitens ist hier, wie im Götz, das Vollgefühl und die Wahrung der persönlichen Freiheit den Beschränkungen der Gesellschaft gegenüber der Nerv des Charaktergemäldes. In Egmont setzt sich die Gedanken- und Gefühlsbewegung des Götz fort; Goethe hat darüber selbst einige Andeutungen gegeben. „Im Götz," sagt er, „hatte ich das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach meiner Art gegeben;" das heißt, bestimmter ausgedrückt: auf dem Hintergrunde einer geschichtlichen Uebergangsepoche, worin sich eine große sociale Umwälzung vollzog, hatte er ein Charakterbild entworfen, wie er es aus seinem eigenen Innern mit reichem Leben ausstatten konnte. Jetzt wünschte er auf mehr politischem Hintergrunde einen Charakter zu malen, der gleichfalls Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut wäre; und so gewann die Geschichte des Aufstandes der Niederlande, und darin vor Allem der „menschlich ritterliche" Egmont seine Aufmerksamkeit. Um sich selbst in dem Helden voller und reiner abspiegeln zu können, verwandelte er den bejahrten historischen Egmont in einen jugendlichern, den Hausvater in einen Unbeweibten, den vielfach Gebundenen und Beschränkten in einen Freien und Unabhängigen, und gab ihm die Eigenschaften, die er selbst besaß, die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich und Andern, die Kühnheit, die Unerschrockenheit, die Großmuth, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen, die er auch seinem Clavigo ge-

liehen hatte. So ward Egmont ein Abbild des Dichters; und man darf behaupten: Goethe würde, wenn ihn als Jüngling das Schicksal auf einen ähnlichen Schauplatz gesetzt hätte, nicht viel anders als Egmont sich den Weltereignissen gegenüber verhalten haben; sie hätten ihn nicht verhindert, das Dasein zu genießen, „jede Blume aufzulesen," wie Schiller sagt, „die er auf seinem gefährlichen Wege fand."

Hiernach wird sich der Leser auch den anscheinenden Widerspruch zu lösen wissen, daß Goethe in Egmont und Götz als Vorkämpfer für Volksfreiheit aufzutreten scheint, die er in spätern Dramen (den Aufgeregten, dem Bürgergeneral) satirisch angriff. Wandte sich der Dichter in den spätern Stücken gegen die politischen Neuerer, so stand er in den ältern nicht minder auf konservativer Seite. Vom Götz habe ich dies in der Charakteristik desselben nachgewiesen; vom Egmont sagt der Dichter selbst, er stehe auf der Seite altherge-brachter Zustände dem revolutionären Treiben klug und mitleidlos vorschreitender Despotie gegenüber. Nicht die Idee der Volksfreiheit begeistert Egmont, seine eigene Freiheit will er sich nicht verkümmern lassen. Gerade wie Götz, und wie Goethe selbst, will er mitten unter den Beschränkungen und Gefahren der Zeit, ja diesen Gefahren zum Trotz, seine volle Persönlichkeit frei und froh entfalten. Wie sollte sich auch ein Charakter, wie Schiller den Goethe'schen Egmont treffend skizzirt, „ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Andern, liebenswürdig, sanft, ein Charakter der schönen Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und etwas verliebt, ein fröhliches Weltkind," — wie sollte dieser Charakter sich zu einem politischen Freiheitshelden qualificiren? Bei aller Freundlichkeit gegen das Volk ist er ein ächter Aristokrat, der von den Adelsprivilegien nichts wegzugeben gesonnen ist. Es liegt ihm aber auch der Gedanke fern, zur Vertheidigung dieser Privilegien seinen Einfluß auf das Volk, seine Beliebtheit bei demselben auszubeuten. Er ermahnt die Bürger, sich nicht auf den Straßen zusammenrotten. „Ein ordentlicher Mann," ruft er ihnen zu, „der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht." Den letzten schweren Gang zum Tode suchte er sich freilich durch die Vorstellung zu erleichtern, daß er als ein Opfer für die Freiheit falle; aber tief durchdringen konnte ihn unmöglich dieser Gedanke, denn er mußte sich im Innersten gestehen, daß die Freude an der Fülle, Freiheit und Schönheit des eigenen Daseins die Haupt-

triebfeder seines Lebens war. Einem solchen Gemüth kann ein frischer Todesmuth nur aus einem Blick zurück auf das reiche, volle Leben erwachsen; und diesen Blick eröffnet ihm sein begeisterter Verehrer Ferdinand, Alba's Sohn, der vielleicht gerade zu diesem Zweck aus einem blutdürstigen Spanier, wie ihn die Geschichte darstellt, in einen für Egmont und seine Vorzüge schwärmenden Jüngling umgewandelt worden ist. „Durch ihn," gesteht Egmont, „bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls." Und zu Ferdinand sagt er: „Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut, an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen sie mir zeigte. Nun endigt sich mein Leben, wie es früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen, hätte endigen können. Ich höre auf zu leben, aber ich habe gelebt."

Auf eine Charakteristik der übrigen Personen des Stücks muß ich verzichten; nur des in einer einzigen Scene meisterhaft gezeichneten Oranien gedenke ich noch flüchtig, weil er in manchen Zügen einen Kontrast zu Egmont bildet und dadurch dessen Charakterbild aufhellt. Scharfblickend, vorsichtig, diplomatisch, entschlossen, ist Oranien der Mann, wie ihn ein Volk, das sich der Tyrannei erwehrt, zum Haupt bedarf. Ganz unähnlich dem durch Arglosigkeit verblendeten Egmont, steht er nach seinem eigenen Bekenntniß immer wie über einem Schachspiel und hält keinen Zug des Gegners für unbedeutend. Der Gedanke, vor dem sich Egmont entsetzt, daß ein kühner Schritt der Fürsten sogleich den Krieg entzünden und Tausende dem Verderben preisgeben werde, vermag nicht seine Thatkraft zu lähmen. Er fühlt seinen Werth und antwortet: „Ziemt es sich, uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu schonen."

Die Aufnahme des Stücks entsprach eben so wenig, wie die der Iphigenie, den Erwartungen des Dichters. Karl August, Frau von Stein, Herder, Jacobi hatten mancherlei Bedenken. Schiller vermißte Größe an dem Hauptcharakter. Man kann dem beipflichten und dennoch das Drama in seiner Art vortrefflich finden. „Nach Schiller's Idee," sagt Hoffmeister, „wäre ein ganz anderes, und bei gleich musterhafter Ausführung sicherlich ein Drama höhern Styls entstanden. Aber wer will es Goethen verargen, daß er sich die Aufgabe niedriger stellte, wenn er sie so herrlich löste?" Oder, wie ich lieber sagen möchte, wer kann es ihm verdenken, daß er den Charakter so auffaßte und darstellte, wie er in dem Kreise seiner

Lebensanschauung und seiner innern Erfahrung lag? Goethe hatte nun einmal nicht den heroischen Sinn Schiller's, welcher von dem Helden einer Tragödie die Würde und den Ernst verlangt, die nur im Streben nach hochgesteckten Zielen wurzeln. „Schiller's Tadel," sagt Hoffmeister treffend, „stammt aus eigenen mitgebrachten Ideen, nicht aus dem lebensreichen, edelmenschlichen dramatischen Gemälde, das ein Gesetz nicht anzuerkennen braucht, unter dem es nicht geboren ist."

Sehr mißbilligend urtheilte Schiller auch über die Traumerscheinung am Schluß des Stückes. Er fand, daß man dadurch aus der wahrsten und rührendsten Situation mit einem salto mortale in eine Opernwelt versetzt werde. Dieser mit mehr Recht getadelte Abschluß ging gleichfalls aus einer tiefen Eigenthümlichkeit Goethe's fast mit Naturnothwendigkeit hervor, und zwar aus der von seiner Mutter ererbten Scheu vor gewaltsam schmerzlichen Gemüthsbewegungen. Mit zunehmenden Jahren mied er mehr und mehr alle ergreifend tragischen Eindrücke; ja, er sprach 1797 in einem Briefe an Schiller sich dieser Scheu wegen die Fähigkeit zur Tragödie beinahe ganz ab. Er erschrecke, sagt er, bei dem Gedanken an das Unternehmen, eine wahre Tragödie zu schreiben, und sei überzeugt, daß der bloße Versuch ihn zerstören würde. Kein Wunder, daß er, wo eine tragische Situation nicht abzulehnen war, den Eindruck derselben durch künstlerische Mittel zu mäßigen und zu mildern suchte. Wenn er hier die lindernde und beschwichtigende Macht der Töne zu Hülfe nahm, so erklärt sich dies um so leichter, als der Schluß der Dichtung der Entstehung nach höchst wahrscheinlich der Zeit angehört, wo durch die Korrespondenz mit Kayser, der bald nachher in Rom ankam, sein Interesse für die Musik und das musikalische Drama neu belebt war.

Kayser traf in Rom Anfangs November 1787 ein, wo denn sogleich die Umarbeitung älterer Singspiele begann. Er brachte die vollendete Partitur der oben im vierten Kapitel besprochenen Operette Scherz, List und Rache mit, und bezeichnete dem Dichter die aus musikalischen Rücksichten wünschenswerthen Aenderungen.

Die Umarbeitung von Erwin und Elmire hatte Goethe schon vor Kayser's Ankunft beinahe beendigt. Am 12. Sept. 1787 meldete er, das Stück sei „zur Hälfte umgeschrieben," am 8. Oct., es sei „so gut als fertig;" es wurde aber in Kaysers Anwesenheit nochmals durchgegangen und „mit seinem Beirath verbessert." Claudine von Villabella wurde erst nach Kayser's Eintreffen

vorgenommen und Anfangs Februar 1788 abgeschlossen. Ueber die Grundsätze, die den Dichter bei diesen Arbeiten leiteten, gibt ein Brief vom 10. Januar 1788, womit er Erwin in die Heimath schickte, nähern Aufschluß. Er schrieb:

„Du wirst bald finden, daß Alles auf's Bedürfniß der lyrischen Bühne berechnet ist, die ich erst hier zu studiren Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maß zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhepunkte genug habe u. s. w. Es sind hundert Dinge zu beobachten, denen der Italiener allen Sinn des Gedichtes aufopfert. Ich wünsche, daß es mir gelungen sein möge, jene musikalisch-theatralischen Erfordernisse durch ein Stück zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machten. Ein italienisch Opernbüchlein liest kein Mensch, als am Abend der Vorstellung, und es in Einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für eben so unmöglich gehalten werden, als daß man Deutsch singen könne. Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß du das trochäische Sylbenmaß besonders im zweiten Akt öfter findest; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus italienischen Beispielen genommen. Dieses Sylbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich; und der Komponist kann es durch mehrere Takt- und Bewegungsarten so variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt."

Goethe würde die beiden Singspiele wohl ganz kassirt haben, wären ihm nicht die lyrischen Partien darin noch immer lieb und werth gewesen; der alte prosaische Dialog schien ihm „platt, Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei" zu sein. Das kann man nicht ohne Einschränkung gelten lassen. Der ältere Dialog trug den Charakter der Genieperiode mit ihrer Derbheit zwar, aber auch mit ihrer naturwüchsigen Kraft, Keckheit und Lebendigkeit. Dafür bewegt sich jetzt das Gespräch in freilich sehr anmuthigen jambischen Quinaren, die in ihrem leichten rhythmischen Fluß, in ihrer zarten, schön gerundeten Sprache an die Iphigenie erinnern. Uebrigens beschränkt sich in beiden Singspielen die Umformung nicht auf die Umwandlung der Dialogprosa in Verse und die Ausmärzung jener Kruditäten der Geniezeit, sondern die ganze Anlage und der Gang der Handlung sind mehrfach verändert, was eine auch nur flüchtige Vergleichung der ältern und neuern Stücke, ja schon ein Blick auf die beiden Personenverzeichnisse erkennen läßt.

Es war zu erwarten, daß Goethe, indem er mitten im römischen Künstlerleben die Herausgabe seiner noch ungedruckten Schriften vorbereitete, jene dramatische Skizze aus dem Jahr 1774*) Künstlers

---

*) S. Theil II, S. 121 f.

Erdenwallen nicht vergessen werde. Er unterzog sie einer Retouchirung und begann eine neue, Künstlers Apotheose, hinzuzudichten. In dieser hat er sich augenscheinlich Mühe gegeben, den frischen und derben Hans-Sachsischen Ton des ältern Stücks wieder anzuschlagen, aber man empfindet den Unterschied doch sogleich, im Metrum und im sprachlichen Ausdruck, wie im Gedankengehalt; Alles ist unwillkürlich edler, feiner, maßvoller geworden. Vom Inhalt der Apotheose konnte er mit Wahrheit sagen, daß er ihn größtentheils an sich und Andern jüngst in Italien durchlebt und durchempfunden habe. Alle die Qual und Noth, von welcher der Malerlehrling im Eingangsmonolog spricht, hatte er selbst gefühlt. Was Goethe die beiden Meister sagen läßt, waren zwei divergirende Ansichten, die ohne Zweifel beide in den römischen Künstlerkreise ihre Vertreter hatten. Der erste Meister will, daß der Schüler nur immerfort sich übe; der Verstand werde dadurch nach und nach von selbst in die Hand kommen. Der zweite lehrt, man müsse, nachdem sich Hand und Blick geübt, auch den Verstand üben, und spricht damit Goethe's nunmehrige eigene Ueberzeugung aus. Was er zunächst mit Beziehung auf die bildende Kunst sagt:

> Die Kunst bleibt Kunst! Wer nie sie durchgedacht,
> Der darf sich keinen Künstler nennen,

das ist jetzt auch für die Dichtkunst Goethe's Glaubensbekenntniß. Eben so spricht der zweite Meister aus seiner Seele, wenn er es zwar nicht tadelt, daß der Schüler sich eine Zeitlang der Einwirkung Eines großen Vorbildes leidenschaftlich hingibt, aber doch zur Warnung hinzufügt:

> Die Tugend wohnt in keinem Mann allein,
> Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Alles, was bis zu dieser Stelle vorkommt, bildet, obwohl die größere Hälfte des Stücks, doch nur ein untergeordnetes Glied; denn nun wird erst das Hauptbild jenes Künstlers aus dem ersten Drama gebracht, eben desjenigen, für welches der Schüler schwärmt, worauf dann der hingeschiedene Meister, von der Muse herbeigeführt, in der allgemeinen Bewunderung, die sein Werk jetzt nach seinem Tode erregt, und besonders in dem Entzücken des Malerlehrlings seine Apotheose feiert. Also nur durch die zweite, kleinere Hälfte hängt die Apotheose mit dem Erdenwallen zusammen. Für sich allein bildet das zweite Stück kein Ganzes, es setzt das erste voraus. Da-

gegen verlangt das erste durchaus nicht das zweite zur Ergänzung, da die Muse schon den lebenden Künstler mit triftigen Vorstellungen getröstet hat. Es war dem Dichter beim zweiten Stück wohl hauptsächlich darum zu thun, die in Italien wenn auch nicht zuerst aufgedämmerten, doch zu klarer Erkenntniß gediehenen Kunstansichten, mit denen er jetzt heimkehrte, zu poetischem Ausdruck zu bringen. Die letzte Hand legte er an die Apotheose erst im Herbst 1788.

Neuntes Kapitel.

Einwirkung des Aufenthalts in Italien auf Goethe. Stellung zu den Freunden. Merck's Unglück. Mißstimmung gegen Schiller. Goethe's Vereinsamung. Verhältniß zu Christiane Vulpius. Auflösung des Verhältnisses zu Frau von Stein. Aenderungen in Goethe's amtlicher Stellung. Reise nach Venedig. Ausflug nach Schlesien.

Goethe war mit der Hoffnung nach Weimar zurückgekehrt, einem allseitig freundlichen Empfange zu begegnen; trug er sich doch mit dem Bewußtsein, eine Fülle von Geistesschätzen mitzubringen, die Vielen zu gut kommen konnten. Er sah sich in seiner Erwartung getäuscht. Auf eine gleiche Erfahrung muß sich Jeder gefaßt machen, der nach längerer Abwesenheit, geistig bereichert und bedeutend vorgerückt, in den frühern Lebenskreis zurücktritt, wo man stehen blieb, oder nach einer andern Richtung hin fortschritt. Goethe fühlte sich, als die erste Zeit nach der Heimkehr in den Hofkreisen noch ziemlich anregungsvoll verstrichen war, bald mißbehaglich und verstimmt, weil man ihn nicht zu verstehen schien, wurde schweigsamer und zurückgezogener, galt nun für kälter geworden, und wirkte dadurch erkältend auf seine Umgebung.

Man fand ihn verändert. Das war er insofern, als die Geistes- und Gemüthsrichtung, die er minder klar ausgesprochen nach Italien mitnahm, dort sich völlig ausgebildet hatte, und jetzt entschieden und manchmal schroff hervortrat. In dem reizenden Lande, wo der Mensch in der Fülle sinnlichen Wohlbehagens schwimmt, unter einem Volk, das sich dem Genuß des Augenblicks mit offener Seele hingibt, und es mit Sitte und Konvenienz leicht nimmt, in der Mitte eines lebensfrohen, liberalen Künstlerkreises, hatte sich in

Goethe der inwohnende Hang zu einem freien, naturgemäßen Dasein mächtig entwickelt. Fast zwei Jahre lang der Fesseln des Berufs, des Zwanges der Gesellschaft entledigt, kehrte er mit dem Entschluß heim, diese Fesseln sich fortan ferner zu halten. Er fühlte sich gegen das Urtheil der Welt, das er früher schon nicht hoch anschlug, gehärteter als je; es sollte ihm sein Leben nicht mehr verkümmern. Von einer besonders tiefen Verstimmung war er gegen die feinern und vornehmern Kreise durchdrungen, die, wie er in den Venetianischen Epigrammen sagt, nur dann die gute Gesellschaft heißen, wenn sie zum kleinsten Gedicht keinen Stoff bieten. Das frische Leben der untern und mittlern Stände, in welches er in Italien tief hineinblickte, hatte ihm den Geschmack an dem glänzend überfirnißten, oft so hohlen Treiben der obern Klassen gründlich verleidet. So hatte die Umgebung, in der und für die er vor der italienischen Reise lebte, gar viel von ihrer Gewalt über ihn verloren.

Er schien, als er sich im Stillleben zu Frascati nach den heimischen Freunden sehnte, einen Augenblick vergessen zu haben, wie sehr der Kreis der seinem Herzen nahe stehenden sich schon vor der Reise nach Italien verengt hatte. Nach der Rückkehr verengte er sich noch mehr. Mit Wieland, mit dem er einst „göttlich schöne Stunden verlebte," stand er fast nur noch in literarisch geschäftlicher Berührung; er stellte für dessen Merkur aus seinen italienischen Papieren Beiträge zusammen, die er sich gut bezahlen ließ. Knebel lebte meist in Jena, und war mittlerweile wenig fortgeschritten. Herder, der ihm jetzt noch am nächsten stand, ward ihm schon Anfangs Aug. 1788 durch eine Reise über die Alpen beinahe auf ein ganzes Jahr entzogen. Die Alles um sich belebende Herzogin Amalia reiste Mitte August gleichfalls mit Einsiedel und Fräulein von Göchhausen nach Italien, wo sie fast zwei Jahre verweilte. Sie entführte ihm auch den von Rom mitgebrachten musikalischen Freund Kayser. Corona Schröter, mitunter körperlich leidend, hielt sich den Gesellschaftskreisen fern in stiller Häuslichkeit mit ihrer treuen Freundin Wilhelmine Probst. Mit Frau v. Stein, der Goethe noch aus Palermo schrieb: „Geliebteste, mein Herz ist bei Dir!" kam es, wie wir hören werden, bald zu einem entschiedenen Bruch. Karl August und Goethe blieben sich innerlich einander gleich zugethan; aber ihr Verkehr gestaltete sich jetzt doch anders. Der Herzog war zu einem selbständigen Mann und Regenten gereift, und bedurfte nicht mehr der Freundesleitung. Das war unserm Dichter erwünscht, weil es ihm mehr Zeit für die Verfolgung seiner Zwecke ließ; und so fand er sich sogar in die

lebhaft erwachten militärischen Neigungen des Fürsten, denen er selbst abhold war. Wir sehen, nach allen Seiten stand jetzt Goethe vereinsamt da. „Ich bin hier fast ganz allein,“ schrieb er im Oktober 1788 an Knebel, „Jedermann findet seine Konvenienz, sich zu isoliren.“ Man darf ihm wahrlich Glauben schenken, wenn er andeutet, daß ihn ein mächtiges Zurücksehnen nach Italien ergriff, als er im Wagen der abreisenden Herzogin Mutter „einen ihm dringend angebotenen Platz leer sah.“

Auch den in der Ferne lebenden deutschen Freunden fühlte sich Goethe nach der Heimkehr weiter entrückt. Merck ging ihm verloren, weil der Unglückliche über einer verfehlten industriellen Spekulation sich selbst verlor. Man erschrickt, wenn man in der Reihe seiner Briefe an Goethe zu dem vom 3. August 1788 kommt. Der früher so kräftige, selbstbewußte, oft herbe Freund erscheint plötzlich tiefgebeugt, demüthig um Hülfe flehend, nicht mehr mit dem traulichen Du in der Anrede. Der Brief beginnt: „Einer der unglücklichsten Menschen, der Ihnen ehedem werth war, ruft Ihre Hülfe in der drückendsten Lage an,“ und schließt mit den Worten: „Leben Sie bis in's späteste Alter, umgeben mit allem Segen des Himmels, der in so reichem Maß auf Ihnen ruht. Für mich bleibt nichts übrig, als ein Abgrund von Elend.“ Goethe und der Herzog bewährten sich als treue Freunde, konnten aber sein Mißgeschick nur lindern, nicht heben, und ihn schließlich nicht vor dem Selbstmord (27. Juni 1791) schützen.

Von Lavater und Jacobi fühlte Goethe sich durch seine Stellung zum Christenthum mehr und mehr geschieden. Mit Jacobi ging der Briefwechsel in der letzten Hälfte des Jahrs 1788 noch ziemlich lebhaft fort; aber die Divergenz ihrer Geistesrichtungen trat doch auf die Dauer zu stark hervor, als daß ein erquickender Gedankentausch sich hätte weiterspinnen können. Durch eine viel breitere Kluft fand Goethe sich innerlich von Lavater getrennt. Er war jetzt nicht bloß, wie er sich in einem früheren Briefe an Lavater nannte, „ein decidirter Nichtchrist,“ sondern ein Widerchrist. Auf dem Boden der antiken Welt, von ihren erhabenen Resten umringt, an antiker Kunst sich labend, worin ihm Alles so menschlich und faßlich, und doch so tief und edel däuchte, dem Studium der Natur hingegeben, die ihm als das wahre Gottesbuch, auf allen Blättern voll des höchsten Gehaltes, erschien, gedachte er nur noch mit Widerwillen der deutschen Christologen, mit denen er ehedem friedsam gelebt, ja manchen tiefen Berührungspunkt gehabt hatte. „Wenn

Lavater," schrieb er aus Italien, „seine ganze Kraft anwendet, um ein Kindermärchen wahr zu machen; wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern; wenn Claudius (der Wandsbecker Bote) aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte: so ist offenbar, daß sie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen." Wie sehr in Italien die christliche Baukunst in seiner Schätzung sank, hörten wir schon; desgleichen, wie verhaßt ihm die christlichen Gemäldestoffe wurden. Sie schienen ihm „abscheulich, dumm, mit keinem Scheltwort der Erde genug zu erniedrigen;" man befinde sich unter ihnen stets „wie auf der Anatomie, dem Schindanger und Rabenstein." Goethe bezeichnete selbst 1792 zu Pempelfort gegen Jacobi die Stimmung, die er aus Italien „wider das Christenthum und namhafte Christen" mitgebracht, als einen „wahrhaft Julianischen Haß."

Eine schwache Entschädigung für diesen Verlust an Freunden gewährte ihm ein paar Monate lang die Anwesenheit des von Rom her mit ihm befreundeten K. Ph. Moritz, der im Winter 1788—1789 bei ihm wohnte. Uebervollen Ersatz hätte ihm ein einziger Mann, der damals in seiner Nähe weilte, Schiller, bieten können. Aber noch über fünf Jahre sollten dahingehen, ehe der fruchtreiche Geistesbund zwischen den beiden großen Dichtern zu Stande kam. Schiller glühte im Stillen vor Sehnsucht nach einem Entgegenkommen Goethe's, war aber zu stolz, sich aufzudrängen. Goethe wünschte keine Annäherung und war ein Virtuos in der Kunst des Ablehnens. So blieben ein paar gelegentliche Begegnungen ohne Folgen.*) In spätem Alter hat Goethe dies Fernhalten bereut. Der Polizeirath Grüner in Eger, der bei des Dichters Aufenthalt daselbst im August 1822 viel mit ihm verkehrte und ihn zum Lesen der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von Schiller bewog, fand ihn eines Abends über der Lektüre in Thränen. Bestürzt fragte er: „Excellenz, was ist Ihnen geschehen?" — „Nichts, Freundchen," erwiderte Goethe; „ich bedaure nur, daß ich mit einem Manne, der so etwas geschrieben, einige Zeit in Mißverständniß leben konnte. Schiller wohnte drei Häuser von mir, und wir besuchten uns nicht, weil ich, von Italien zurückkommend, vorwärts gedrungen war, und die durch Schiller veranlaßten Räubergeschichten nicht ertragen konnte."

---

*) Näheres hierüber in meiner Biographie Schiller's (Stuttgart 1874) II, 94 f, 108 ff.

Ausführlicher gibt er den Grund seiner Abneigung in den Annalen unter 1794 an. In Italien um seine eigene Fortbildung bemüht, hatte er sich um das, was in Deutschland vorging, wenig gekümmert, und fand nun bei der Rückkehr zu seinem Schrecken Produktionen, die ihn anwiderten, wie Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber, bei gebildeten Hofdamen, wie bei wilden Studenten in gleich hohem Ansehen. Er hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre, Poesie und Kunstbetrachtung ganz aufgegeben, weil er keine Aussicht sah, jene Produktionen „von genialem Werth und wilder Form zu überbieten." Schiller's Beurtheilung des Egmont und das Erscheinen des Don Karlos waren nicht dazu angethan, seine Stimmung gegen Schiller zu ändern. Ebenso wenig vermochte das milde Zureden des Koadjutors Dalberg und Anderer, die beiden Dichtern nahe standen, eine Verbindung derselben herbeizuführen.

Die jetzige Vereinsamung Goethe's und die im Vorhergehenden geschilderte Sinnesweise, die sich in Italien stärker ausgebildet hatte, und nun durch den Gegensatz der Umgebung noch verschärft wurde, machen uns ein in dieser Epoche angeknüpftes Liebesverhältniß erklärlicher, welches ihm von Mit- und Nachlebenden schwer verdacht worden ist. Es muß bald nach der Rückkunft aus Italien gewesen sein, daß er die Bekanntschaft von Christiane Vulpius, seiner nachherigen Gattin, machte; denn in einem Briefe an Schiller vom 13. Juli 1796 meldete er, es sei am heutigen Tage sein Ehestand gerade acht Jahre alt. Nach Riemer's Angaben lernte er das Mädchen auf einem Spaziergang im Park kennen, wo sie ihm eine Bittschrift für ihren Bruder, den als Verfasser von Räuberromanen bekannten Vulpius, überreichte. Sie ward nicht sogleich seine Hausgenossin, sondern besuchte ihn nur und war ihm bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen als anmuthige Gesellschafterin zur Hand. Auch hatte sie zuerst nichts mit seiner Wirthschaft zu thun, deren sie erst in der Folge sich mit Geschick und Sorgfalt annahm. Nachher wurden auch ihre Tante und ihre Stiefschwester von Goethe in's Haus aufgenommen, und blieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, zeitlebens. Zur Zeit ihrer Verbindung mit Goethe wird Christiane als ein in voller Jugendblüthe stehendes Mädchen von naiv freundlichem Wesen geschildert, klein und zierlich von Körperbau, rundwangig mit schwellenden Lippen, kleinem Näschen, lachenden Augen, den Kopf mit einer Fülle goldbrauner Locken umgeben, mit niedlichen tanzlustigen Füßchen, „ein weiblicher Dionysos." Ihr Vater war ein Trunkenbold, der oft seine Kleider

versetzte, um seiner Leidenschaft fröhnen zu können. Kein Wunder, daß seine Kinder, sowie sie heranwuchsen, von ihm wegzukommen und sich auf eigene Hand durchzubringen suchten, der Sohn durch literarische Thätigkeit, die Tochter durch Anfertigung künstlicher Blumen und mancherlei Handarbeiten. Achtzehn Jahre lang währte Goethe's Verbindung, ehe er durch die Kirche die Ehe weihen ließ. Sie gebar ihm mehrere Kinder, die bis auf das erste, seinen Sohn August (geb. den 25. Dec. 1789), früh dahinstarben.

Der Anstoß und Aerger, den dieses Verhältniß erregte, war begreiflicher Weise groß. Zunächst ward ihm verdacht, daß er offenkundig in „wilder Ehe" lebte, was denn doch, so viel sich auch sonst die Weimarische haute voleé erlaubte, unverzeihlich erschien. Hätte er aber auch den Bund durch die Kirche besiegeln lassen, so blieb es immerhin unbegreiflich und für die feingebildete Frauenwelt kränkend, daß er, der Hochgestellte und Allbewunderte, so tief unter seinem Stande und noch tiefer unter seiner Bildungsstufe die Lebensgefährtin gesucht. Der Unmuth übertrug sich, wie leicht zu erklären, auf die Person Christianens und brachte sie in Mißgerede. Ich bin weit entfernt, mich zum Vertheidiger des Verhältnisses und zum Lobredner Christianens aufzuwerfen, behaupte aber, daß jenes mindestens damals nicht so unedler Art war, als böse Zungen es darstellten. Es muß der Geliebten Goethe's doch nicht so ganz an Empfänglichkeit für sein höheres Geistes- und Gemüthsleben gefehlt haben, wenn sie an seinen naturwissenschaftlichen Studien fördernden Antheil nehmen, wenn er ein Gedicht, wie die Metamorphose der Pflanzen, zunächst für sie bestimmen konnte. „Höchst willkommen," so erzählt er selbst, „war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne Neigung steigerte und vollendete."

Man hat als Beweis, wie fern sie seinem tiefsten Gefühlsleben gestanden, den Umstand betont, daß er in seinen Gedichten ihrer nirgendwo gedenkt. Eher ließe sich, wenn es sich wirklich so verhielte, daraus das Entgegengesetzte folgern; denn gerade, was ihn im Leben am tiefsten bewegte, scheute er sich in der Dichtung offen auszusprechen. Die Verse:

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine . . .

deuten eben dies in Bezug auf Christiane an. Aber nur ihr Name, nicht ihr Bild und belebender Einfluß ist seiner Dichtung fern ge-

blieben. Außer der Metamorphose der Pflanzen sind die Morgenklagen, und der Besuch poetische Blüthen dieser Liebe. Daß ferner aus eben derselben alle die Wärme und Lebenswahrheit geflossen ist, die in den Römischen Elegien und vielen der Venetianischen Epigramme athmet, hat Goethe wiederholt selbst angedeutet. Auf die Uebersiedelung der Geliebten in sein Haus bezieht sich das anmuthige Gedichtchen Gefunden („Ich ging im Walde So für mich hin"). Die Tiefe des Schmerzes, den er über ihren Verlust empfand, sprechen kräftiger, als die wortreichste Todtenklage, die vier Verse aus, die er an ihrem Sterbetage schrieb:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Goethe schloß sich, je mehr ihn die Umgebenden durch Geringschätzung seiner Geliebten kränkten, um so inniger an diese an. Der Herzog blieb, wie immer, in seiner Gesinnung gegen den Freund sich gleich, und war Gevatter bei der Taufe seines Erstlings August. Auch das Herder'sche Ehepaar bildete eine Ausnahme, und Goethe war dafür höchst dankbar. In seinen damaligen Briefen an Herder fühlt man sich, auch wenn man den religiös und sittlich nachsichtigen Sinn jener Zeit kennt, doch hier und da bei einem Wort an den Generalsuperintendenten und seine Frau höchlich betroffen. Im März 1790 bekennt er ihnen gleich nach dem Aufbruch zur Reise nach Venedig, der Abschied von Christianen und seinem drei Monat alten Kinde habe ihn „ganz mürbe" gemacht, und empfiehlt ihnen angelegentlich „sein Mädchen und den Kleinen, die ohne sie in einem schlimmen Falle ganz verlassen sein würden." Am 28. Mai dankt er aus Mantua für die den Zurückgelassenen bewiesene Gesinnung und gesteht: „Ich liebe das Mädchen leidenschaftlich. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt." Durch jene Briefe, wie auch durch die im Sommer 1790 aus Schlesien an Herder gerichteten, zieht sich der Ausdruck warmer Sehnsucht nach dem jetzt ihm so lieb gewordenen häuslichen Herde hindurch. „Wenn Ihr mich lieb behaltet," schrieb er den 11. Sept. 1790 aus Breslau, „wenn wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kleiner lebt, und mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst weiter nichts zu wünschen."

Mochte er sich eine Zeit lang noch so glücklich fühlen, die Buße für seine Verletzung der Sitte blieb auf die Dauer nicht aus. Es gibt eine allgemeine Ethik, und eine besondere. Jene ist einfach und ewig und allenthalben gültig; diese ist zusammengesetzt und nach Zeit und Ort veränderlich. Nach jener ist der Mensch gut, der, von Selbstsucht frei, den Mitmenschen wie sich liebt, nach dieser nur derjenige, der zugleich die auf das Gemeinwohl berechneten Sitten und Satzungen achtet. Goethe wußte sich, aus dem Gesichtspunkt der allgemeinen Ethik betrachtet, schuldlos, und beruhigte sich dabei. Er erlaubte sich damals nicht nur in der Poesie, wie in den Römischen Elegien, den Venetianischen Epigrammen und andern Gedichten, eine unumwundene Darstellung der sinnlichen Natur, sondern emancipirte sich auch im Leben von Brauch und Herkommen. Jenes erschien verzeihlich, dieses nicht. Schiller vertheidigt in dem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung den deutschen Properz Goethe, wie den römischen, gegen den Vorwurf, lüsterne, verführerische Gemälde aufgestellt zu haben. Er sagt:

„Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Recht, als die Gesetze der Natur in der Unschuldswelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben dadurch auch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm."

Goethe, den Dichter, sprach also Schiller von aller Verschuldung frei. Wie er aber hiernach über Goethe, als Glied einer „künstlichen Welt," urtheilte, der sich von der für diese Welt geltenden „heiligen Gesetzen" zu emancipiren wagte, liegt am Tage.

Niemand wurde natürlich von Goethe's Verhältniß zu Christiane schmerzlicher getroffen, als Frau von Stein. Noch ehe sie davon Kunde bekam, fühlte sie mit dem Instinkt des liebenden Weiberherzens aus seinem Benehmen, wie aus seinen Briefchen heraus, daß er ihr gegenüber ein ganz Anderer geworden war. Wie gedrückt er sich auch durch die thüringische Luft und die jetzige Umgebung fühlte, so bezwang er sich doch in größern Zirkeln und er

schien namentlich in den ersten Monaten heiter und mittheilsam, dafür aber um so verstimmter und zusammengezogener bei der Freundin unter vier Augen, wo er von jeher gewohnt war, sich in seiner wahren Gemüthsstimmung zu geben. Mit der alten Offenheit verhehlte er ihr nicht, was ihm den Abschied von Italien so schwer gemacht; und daß dieses Bekenntniß das gelockerte Band nicht fester ziehen konnte, versteht sich von selbst. Sie behandelte ihn, statt mit geduldiger Schonung, gereizt und bitter, und verschloß dadurch sein Herz noch mehr. Im Juli 1788, als sie im Begriff, nach Kochberg abzureisen, eine vorherige Unterredung mit ihm verlangte, schrieb er ihr: „Gern will ich Alles hören, was du mir zu sagen hast. Ich muß nur bitten, daß du es nicht so genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen nehmest. Dir darf ich wohl gestehen, daß mein Inneres nicht ist, wie mein Aeußeres." Zu einem Ausfluge nach Kochberg konnte er sich nicht entschließen. „Vergib mir, meine Liebe," schrieb er ihr den 31. August, „wenn mein letzter Brief ein wenig konfus war. Es wird sich Alles geben und auflösen; man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen. Ich fürchte mich dergestalt vor Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl, als in meinem Stübchen. Da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will." Wie ganz anders klingt das, als jene Sehnsuchtsergüsse der voritalienischen Zeit!

Als sie aber erst erfuhr, warum es ihm in seinem Stübchen so wohl war, erkrankte sie und trat im Mai 1789 eine Reise zu einer Badekur an. Ein Brief, den sie zurückließ, entwickelte, nach Goethe's Antwort zu schließen, wie viel sie ihm vorzuwerfen habe, und wie unverträglich mit dem Fortbestehen ihres Herzensverhältnisses jenes andere sei. Goethe nahm die Vorwürfe nicht leicht; dazu war sein Gemüth viel zu ernst und edel. Was er ihr zu verdanken hatte, däuchte ihm unberechenbar groß. Um Alles in der Welt hätte er gern ihren Schmerz gelindert; und so griff er, da ihm die nackte Wahrheit unerträglich für sie schien, ausnahmsweise einmal zu halbwahren und unwahren Ausflüchten, indem er seiner Trennung von Italien unzureichende Beweggründe unterschob und sein Verhältniß zu Christiane in ein falsches Licht rückte. Hören wir seine beiden letzten Briefe an die einst so leidenschaftlich Geliebte, in denen noch das traute Du sich findet, und mit denen ein vieljähriges für ihn, und man darf sagen für die deutsche Literatur bedeutungsvolles

Herzensverhältniß in unerquicklichen Tönen ausklingt. Er schrieb ihr den 1. Juni 1789:

„Ich danke dir für den Brief, den du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als Eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist, aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen. Wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort. Herder ging hin; und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas Anderes im Sinne, als dich und Fritzen. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen; du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung; und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie du mich empfingst, wie mich Andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles, ehe von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das dich so sehr zu kränken scheint. Und welch ein Verhältniß ist es! Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer auf die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, Jeden, der mir näher, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin, als vorher; ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen! Aber das gestehe ich gerne, die Art, wie du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast du mir die Lippen verschlossen; wenn ich mittheilend war, hast du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast du kontrolirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt, und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn du mich mit vorsätzlicher Laune von dir stießest? — Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es dich bei deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte. Unglücklicher Weise hast du schon lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden; du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit du eine Zeit lang wohl eingesehen, und das du aus Liebe zu mir auch eine Weile vermieden und dich wohl befunden hattest. Möge dir die Kur, die Reise recht wohl bekommen! Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß du mich wieder erkennen werdest. Lebe wohl. Fritz ist vergnügt und besucht mich fleißig."

Goethe meinte es gewiß aufrichtig mit dem Briefe. Aber sie mußt seinem Herzen schon sehr fern gerückt sein, wenn er es nicht empfand, wie kränkend unter den vorliegenden Umständen der diätetische Rath für die Freundin war, die denn auch ein großes O!!! über den Brief schrieb. Während ihr dieser auf der Reise nachging, kam sie nach Frankfurt und erfreute Goethe's Mutter durch ihren Besuch. Die Nachricht hiervon gab ihm noch einmal die Feder in die Hand, und mit unverkennbar wärmerm Gefühl schrieb er ihr den 8. Juni:

„Es ist mir nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden, als mein letzter Brief an dich, und wahrscheinlich war er dir so unangenehm zu lesen, als mir zu schreiben. Indeß ist doch wenigstens die Lippe eröffnet, und ich wünsche, daß wir sie nie gegen einander wieder schließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen dich, das von jeher unbegränzt war; so bald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch, und muß in der Folge mich noch mehr verändern. — Ich klage nicht über meine hiesige Lage; ich habe mich hineingefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Klima schon wieder mich angreift und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird. Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, den strengen Winter bedenkt; wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß*) und andere Kombinationen Alles bei uns inkonsistent und folgenlos ist und wird; wenn man fast keinen Menschen nennen kann, der in seinem Zustande behaglich wäre: so gehört schon Kraft dazu, sich aufrecht, in einer gewissen Munterkeit und Thätigkeit zu erhalten, und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslösen könnte. Wenn nun aber gar ein übles Verhältniß zu den nächsten entsteht, so weiß man nicht mehr, wohin man soll. Ich sage das so gut in deinem als in meinem Sinne, und versichre, daß es mich unendlich schmerzt, dich unter diesen Umständen noch so tief zu betrüben. Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich dich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältniß, welches dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht. Schenke mir dein Vertrauen wieder; sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkt an. Erlaube mir, dir ein gelassenes Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich Alles zwischen uns rein und gut herstellen."

Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Bis 1796 liegt weiter keine datirte Zeile von Goethe's Hand an Frau von Stein vor, und ihr mündlicher Verkehr bis dahin war gewiß ein seltener und entfernter, nur durch ihre beiderseitigen Beziehungen zum Hofe gebotener, und wäre wohl noch seltener und entfernter gewesen, hätte nicht Goethe's fortwährende liebevolle Theilnahme an seinem Zöglinge Fritz eine gewisse Verbindung erhalten. Frau von Stein litt

---

*) Des Herzogs Verhältniß zu Preußen und der preußischen Armee.

durch die Auflösung ihres Verhältnisses zu Goethe schwer, doch nicht unverdient. Ich nehme im Gegensatz zu den Ansichten von Lewes, Stahr und Rob. Keil an, daß das Verhältniß ein reines Herzensbündniß gewesen sei; aber dabei blieb sie nicht frei von der Schuld, daß sie, durch die leidenschaftliche Zuneigung des großen Dichters und liebenswürdigen Mannes sich geschmeichelt fühlend, ihn so lange in ihren Fesseln hielt und so an der Wahl einer Lebensgefährtin verhinderte, die ihm das geworden wäre, was Lotte von Lengefeld für Schiller ward.

Um das Bild von Goethe's Leben, wie es sich nach seiner Rückkehr aus Italien gestaltete, zu vollenden und zugleich von einer Lichtseite zu zeigen, ist noch der Veränderung seiner amtlichen Stellung zu gedenken. Er hatte schon von Rom aus den Herzog gebeten, ihm die bisherige Amtsbürde zu erleichtern, und der großherzige Fürst hatte seinen Wünschen auf die zartsinnigste Weise entsprochen. Durch ein Reskript vom 11. April 1788 war der zum Geh. Rath erhobene Geheime Assistenzrath Schmid zum Kammerpräsidenten ernannt worden, wobei jedoch Goethe das Recht behielt, den Sitzungen des Kollegiums, so oft es seine Zeit erlaubte, beizuwohnen und zwar in dem für den Landesherrn reservirten Sessel. Auch hatte ihn der Herzog von der lästigen Kriegs-Kommission befreit, und ihm nur die an seine geognostischen Studien sich anschließende Bergbau-Kommission gelassen. Hierzu gesellte sich im Jahr 1790 die Oberaufsicht über sämmtliche Landesanstalten für Kunst und Wissenschaft, so daß nunmehr sein Geschäftsbereich mit seinen höhern Interessen den schönsten Einklang bildete. Jener Brief Goethe's aus Rom an den Herzog ist für die fernere Richtung seines Geisteslebens, wie für sein Verhältniß zu Karl August so bezeichnend, daß die Mittheilung keiner Rechtfertigung bedarf. Er schrieb:

Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen! Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne das Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit mich selbst wieder gefunden. Aber als was? Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nützen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu gebrauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie,

die Sie zu spielen gedenken, ich will jederzeit gern und ehrlich meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft wie eine neueröffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da- oder dorthin zu leiten sein. — Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Andern auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus deinem Knecht, was Du willst."

Der Amtsbürden größtentheils entlastet, einer vielfachen (im nächsten Kapitel zu betrachtenden) dichterischen und wissenschaftlichen Thätigkeit hingegeben, von der Welt zurückgezogen, durch sein häusliches Verhältniß beglückt, hatte Goethe beinahe zwei Jahre mit Ausnahme kleiner Streifzüge nach Ilmenau, Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach u. s. w. daheim zugebracht; da ermunterte ihn das Frühjahr 1790, nochmals einen Blick über die Alpen zu thun. Die Herzogin Amalia wurde damals von Neapel zurückerwartet und sollte den Weg über Venedig einschlagen. Goethe beschloß ihr bis dahin entgegenzureisen, und brach vor Mitte März auf. Wie schwer ihm die Trennung von Christiane und dem Söhnchen wurde, hörten wir ihn schon bekennen. Am 3. April meldete er an Herder, er sei in Venedig angekommen, „ein wenig intoleranter gegen das Sauleben dieser Nation, als das vorige Mal;" von der Herzogin höre und sehe er nichts, habe sich aber eingerichtet, daß er es abwarten könne; er wolle das Wassernest diesmal recht durchstören, und gedenke ein Buch nach dem Leben schmeckender Epigramme mitzubringen. An diesen Epigrammen wird sich uns im nächsten Kapitel zeigen, daß ihn jetzt auf Italiens Boden eine ganz andere Stimmung, als vor zwei Jahren, beseelte. Anfangs Mai berichtete er an Herder's Gattin, die Zahl der Epigramme sei auf hundert angewachsen. „Ich habe gesehen, gelesen, gedacht," schrieb er, „wie sonst nicht in einem Jahr, wenn die Nähe der Freunde und des guten Schatzes mich ganz behaglich und vergnügt macht." Der reiche geistige Ertrag dieses Aufenthalts wog ihm das vermißte Behagen nicht auf. Sein Gemüth strebte mächtig nach der Heimath, und er schrieb damals an Frau Herder die in der Gedichtsammlung fehlenden Verse:

Weit und schön ist die Welt; doch, o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Zwischen der Beschäftigung mit den Epigrammen durchlief er die Geschichte des venetianischen Staats, wobei ihm die Anwesenheit Zucchi's, des Gemahls von Angelica Kaufmann, eines geborenen Venetianers, zu statten kam. Dieser erklärte ihm mit freundschaftlichem Entgegenkommen die wunderliche Konstitution des Staats. Zugleich war Goethe eifrig bemüht, eine historische Uebersicht der venetianischen Malerschule zu erlangen, und bediente sich bei diesem Studium und bei der Besichtigung der damals noch unzerstreuten Kunstschätze Venedigs als Führers des trefflichen Werks Della pittura Veneziana (1771). Ein besonderes Interesse nahm er an der Restauration beschädigter Gemälde, die hier nach einer kunstvoll ausgebildeten Praxis im Großen betrieben wurde.

Durch einen glücklichen Zufall erhielten auch seine Naturstudien in Venedig einen neuen Anstoß. Es war ihm in den letzten Jahren der wichtige osteologische Gedanke aufgegangen, daß die Schädelknochen sämmtlich metamorphosirte Wirbelknochen seien, doch hatte er dies bisher nur an den drei hintersten Knochen nachweisen können. Als er jetzt in Venedig eines Tages auf den Dünen des Lido über den Judenkirchhof spazieren ging, hob sein Diener scherzweise, um ihm einen Judenschädel zu repräsentiren, ein Stück Thierschädel auf, überreichte es, und Goethe hatte einen geborstenen Schafschädel in der Hand, der auf den ersten Blick erkennen ließ, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien. Mit Entzücken bemerkte er ganz deutlich den Uebergang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine und zu den Muscheln.

Am 6. Mai traf die Herzogin Amalia mit Gefolge in Venedig ein. Es läßt sich denken, wie gehaltreich und angeregt das Gespräch nach der langen Trennung bei der Masse des inzwischen angesammelten Stoffes sein mußte, zumal da im Geleit der Fürstin auch Goethe's römische Freunde Meyer und Bury gekommen waren. In ihrer Gesellschaft wurde nun die Besichtigung der venetianischen Kunstschätze mit erhöhtem Eifer und Nutzen fortgesetzt. Der französische Gesandte in Venedig, Marquis von Bombelles, war zuvorkommend bemüht, ihnen überall Zutritt zu verschaffen, und der lebenslustigen Fürstin den Aufenthalt durch geschmackvoll arrangirte Festivitäten zu erheitern. Dann begab sich die Herzogin mit dem

ganzen Gefolge nach Padua, Vicenza, Verona, Mantua, überall sich an der Fülle der Kunstwerke ergötzend. Von Mantua begab sich Meyer nach seiner Heimath, der Schweiz, Bury kehrte nach Rom zurück. Goethe's und der Herzogin Heimreise ging durch Tyrol und Baiern. Die Ankunft in Weimar erfolgte vor Mitte Juni.

Goethe erfreute sich nicht lange des häuslichen Herdes; denn bald berief ihn sein fürstlicher Freund nach Schlesien, wo er einmal „statt der Pflanzen und Steine die Felder mit Kriegern werde besät finden." Der Herzog war dorthin schon den 27. Mai gereist, um den Uebungen einer preußischen Heeresabtheilung als Brigade-Commandeur beizuwohnen. Diese ward zur Demonstration gegen Rußland und Oestreich aufgestellt, welches letztere Truppen in Mähren und Böhmen zusammenzog. Der Kongreß von Reichenbach verscheuchte die drohenden Kriegswolken. Goethe folgte dem Ruf in's Feldlager ungern; aber die innige Anhänglichkeit an seinen Herrn und Wohlthäter überwog die Abneigung gegen die Reise; so brach er denn am 26. Juli auf, widmete in Dresden ein paar Tage dem Besuch von Freunden (Körner, Graf Geßler u. a.) und der Betrachtung der Galerie, der Antiken, der Gypse, und eilte am 30. nach Schlesien. Die Brigade des Herzogs lag unweit Breslau auf den Dörfern. Von dort aus durchstreifte der Dichter manchen Theil des Gebirgs und der Ebene, überall neue Begriffe und Anschauungen sammelnd. In den Kantonnierungsquartieren entstanden ein paar Epigramme, darunter das Feldlager:

Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach.
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Silesiens Höhen,
Spähen mit muthigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein.
Aber es zeigt sich kein Feind und — keine Feindin! O bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg!

Nach der Ankunft des Königs (am 11. Aug.) verweilte Goethe einige Zeit mit dem Herzog in Breslau, wo ein soldatischer Hof und der schlesische Adel großen Glanz entfalteten. Anfangs bemühte sich unser Dichter, seine Vorrathskammer von Anschauungen möglichst zu bereichern; aber bald überfiel ihn die Sehnsucht nach seinen Naturstudien mit solcher Gewalt, daß er mitten in der buntesten und bewegtesten Welt wie ein Einsiedler lebte. Mochten am Hofe noch so prunkvolle Zirkel sich versammeln, draußen noch so schöne Regimenter manövriren, er hielt sich auf seinem Zimmer, studirte, durch jenen Fund auf den Dünen zu Venedig gespornt,

vergleichende Anatomie und begann eine Abhandlung über die Gestalt der Thiere zu schreiben. Gegen Ende des Monats August finden wir ihn auf einem Ritt nach Adersbach und Glatz begriffen, dann weiterhin in Begleitung des Grafen Reden, Direktors der schlesischen Bergwerke, auf einer Fahrt nach Tarnowitz, Krakau und den Salinen von Wieliczka. In Tarnowitz, einem Städtchen mit Eisen-, Silber- und Bleigruben, gab ihm der Anblick des friedlichstillen Daseins der Bergleute, die fast ohne Berührung mit der Außenwelt ganz ihrem Beruf lebten, das Epigramm: An die Knappschaft von Tarnowitz ein. Am 10. September kam er wieder in Breslau an. Den Heimweg nahm er über Dresden, um nochmals die Bildergalerie zu beschauen. Allein auch hier machte der Naturforscher in ihm dem Kunstfreunde den Platz streitig. Eine Sammlung von Thierskeletten, die er in Breslau fand, nahm ihn vorherrschend in Beschlag.

So hielt er sich auch nach der Heimkehr zunächst fleißig an seine anatomische Schrift über die Gestalt der Thiere, und hoffte sie vor Jahresschluß zu beendigen. Allein nach einigen Wochen wollte die Arbeit nicht mehr vorwärts rücken, weshalb er sie einstweilen zurücklegte. Die Herzogin Mutter, Herder und Andere, die mit seinen „Knochenstudien“ sehr unzufrieden waren, ermahnten ihn, den Wilhelm Meister fortzusetzen. Ihrem Zureden folgend, griff er den Roman wieder an, ergänzte, feilte und änderte dazwischen Einiges an den Römischen Elegien und den Venetianischen Epigrammen, und beschloß so das Jahr 1790 in mannigfacher dichterischer Thätigkeit.

Zehntes Kapitel.

Poetisches: Tasso; Die ungleichen Hausgenossen; Lieder daraus; Morgenklagen; Der Besuch; Römische Elegien; Venetianische und Schlesische Epigramme. — Prosaisches: Einfache Nachahmung der Natur; Manier und Styl; Die Metamorphose der Pflanzen; Optische Untersuchungen; Schilderung des römischen Carnevals.

Die Schriften, welche während des zuletzt erzählten dritthalbjährigen Zeitraums aus Goethe's Leben entstanden, sind theils poetischer, theils wissenschaftlicher Art. Von den poetischen gehören

zwei der dramatischen, die übrigen der lyrischen Gattung an. Unter jenen steht dem Werth wie größtentheils der Entstehungszeit nach Tasso an der Spitze.

Das Keimen und Hervorwachsen dieser Dichtung habe ich in Früherm verfolgt. Zuletzt ward oben am Schluß des siebenten Kapitels erwähnt, daß einige Partien auf der Rückkehr aus Italien zu Florenz im Lustgarten Boboli entstanden. „Hier," berichtete Goethe in späterm Alter, „schrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. Wie mit Ovid dem Lokal nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung. Und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalt zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten. Dieser Aufenthalt in dem Weimarischen Belriguardo fiel in die Tage vom 20. Mai bis zum 7. Juni 1789. Doch führte er erst anderthalb Monate später das Werk zu gänzlichem Abschluß.

Den geschichtlichen Stoff lernte der Dichter vielleicht schon als Knabe in der Bibliothek seines Vaters durch Koppens Uebersetzung des befreiten Jerusalems kennen, deren Vorrede einen kurzen Abriß von Tasso's Leben nach der Vita di Torquato Tasso von G. B. Manso und nach des Abbé's de Charnes Vie du Tasse (Paris 1690) enthält. In Italien, wenn nicht schon früher, wurde er wohl auf Muratori's Werk Delle Antichità Estense, sowie auf dessen in die Gesammtausgabe von Tasso's Schriften aufgenommenen Brief an Apostoli Zeno über einige Punkte in dem Leben des Dichters aufmerksam, desgleichen auf Tiraboschi's Storia della Literatura Italiana (Modena 1772—1783). Eine Hauptquelle war aber ohne Zweifel La Vita di Torquato Tasso von Serassi (Bergamo 1785). Bei der Vergleichung dieser Schriften mit Goethe's Dichtung zeigt sich, daß er aus Tasso's Schicksalen und Charakterzügen, wie auch aus denen der Nebenfiguren, viele festgehalten, auch einzelne Thatsachen, die dem Zeitpunkt der Handlung vorangingen oder nachfolgten, mit Geschick in den engen Rahmen seines Gemäldes zusammengedrängt, aber doch im Ganzen den Gegenstand aus seinem eigenem Wesen und Leben, aus seinen innern und äußern

Erfahrungen wiedergeboren hat. Das Stück wurzelt seinem tiefsten Gehalt nach in Goethe's persönlichen Verhältnissen und Lebensschicksalen. Aus seiner Stellung zum Weimarischen Fürstenhause hat er so viel hineingetragen, daß Gervinius unsere Dichtung als ein Denkmal für das Haus Weimar betrachtet, welches, wie kein anderes Fürstengeschlecht, sich auf die schöne Kunst und den Vortheil verstand, „den Genius zu bewirthen.“ Doch wäre es ein vergebliches Bemühen, überall zu den Charakteren der Dichtung genau entsprechende Vorbilder in den Personen zu suchen, die Goethe in Weimar umgaben. Der Dichter schuf hier, wie in seinen andern Dramen, die Charaktere, indem er Züge, die ihm die Ueberlieferung zuführte oder die ihm an mehrern Personen im Leben begegneten, zu Einem Gesammtbilde vereinigte, oder Einen Hauptzug herausgriff, mit andern Nebenzügen verband und überhaupt mit freischöpferischer Thätigkeit zu einem vollen Charakterganzen entwickelte.

Die ideelle Grundlage der Dichtung ist hier wieder, wie in Goethe's frühern Dramen, jenes Streben nach persönlicher Freiheit, das mit den bestehenden Verhältnissen in Widerstreit geräth, aber der Konflikt ist auf ein anderes Gebiet gerückt. Götz sucht sein Ideal mittelalterlicher Unabhängigkeit und Mannhaftigkeit gegen eine ihm widerwärtige neuanbrechende Weltperiode zu vertheidigen; Egmont will ein schön menschliches Dasein, eine mit dem Leben selbst spielende Freiheit mitten unter Revolutionsstürmen behaupten; in Clavigo und Stella ist der Streit auf das moralisch-bürgerliche Gebiet verlegt; im Prometheus kehrt sich der Freiheitstrotz gegen die Gottheit selbst; im Mahomet sollte der Umschlag der erhabensten ideellen Bestrebungen in niedere realistische Zwecke dargestellt werden; im Tasso bricht sich die ungezügelte poetische Lebensansicht an den Schranken des konventionellen Welt- und Hoflebens.

Die Hauptträger dieses Gegensatzes sind Tasso und Antonio. In Jenem tritt uns ein schwärmerisches Dichtergemüth entgegen, das in den Reichen süßer Träume schwebt. „Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,“ sagt von ihm die Gräfin Leonore, „sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur.“ So zeigt er sich im Anfange des Drama's; denn das ist vornherein zu betonen, daß sein Charakter nicht, wie die übrigen, als ein fertiger, sondern als ein werdender, in der Entwickelung begriffener sich darstellt. Der Dichter führt ihn im Zeitpunkt einer Krisis vor, wählt also, wie es der Maler zu thun pflegt, für sein Bild einen höchst prägnanten Moment, der neben dem veranschaulichten Gegenwärtigen auch Ver-

gangenes und Kommendes vor das innere Auge führt. Bis zum Augenblick, wo sich die Handlung eröffnet, hatte sich Tasso's Gemüth, wie beweglich es war, in schönem Gleichgewicht gehalten; und das hatte er besonders seinem Dichterwerk zu verdanken. Es war ihm, so lange es ihn in Anspruch nahm, ein Hort gegen krankhafte Ausbrüche der Empfindung gewesen. Daneben hatte das stille, hoheitvolle Wesen der Prinzessin die Stürme seiner Brust mit geheimem Zauber in Fesseln gehalten; er fühlte sich „Von jeder Sucht und jedem falschen Triebe durch Einen Blick in ihren Blick geheilt." Nachdem er sich aber seiner großen Arbeit, der epischen Darstellung des ersten Kreuzzugs, entledigt hatte, stand er sofort in Gefahr, seine maßlose Gefühle und Wünsche der umgebenden Wirklichkeit zuzuwenden. Die krankhaften Züge seines Gemüths, die in früh erlittenen Kränkungen und vorherrschendem Phantasieleben begründete Reizbarkeit, seine Mißstimmung gegen die Menschen, sein unklarer Thatendrang, dies alles bekam nun freieres Spiel; und selbst die Neigung zur Prinzessin war auf dem Punkt, einen für ihren und seinen Frieden bedrohlichen Charakter anzunehmen.

In solcher Gemüthsdisposition trifft er mit Antonio, dem Staatsmanne, zusammen. Dieser entwirft ihm ein lebendiges Bild der großartigen politischen Wirksamkeit des Pabstes Gregor. Begierig horcht Tasso seinen Worten. Je länger er horcht, je stärker erwacht die Thatenlust in ihm, je kleiner erscheint ihm sein Dichterberuf; er fürchtet, „sich wie ein Echo an Felsen zu verlieren." Ein Gespräch mit der Prinzessin beschwichtigt dieses Streben nach einer Wirksamkeit im Staatsleben, ja er preist mit raschem Umschwung der Stimmung begeisterungsvoll die goldene Zeit, wo auf der freien Erde die Menschen sich wie frohe Herden im Genuß verbreiteten. Aber dasselbe Gespräch läßt ihn die Zuneigung der Prinzessin zu ihm erkennen. Hierdurch zu leidenschaftlicher Gluth entzündet, tritt er Antonio entgegen und bietet ihm, den Wunsch der Prinzessin zu genügen, mit beredter Wärme seine Freundschaft an. Dieser weist sie kalt und schroff zurück. Da reißt der hochgeschwollene Strom der Gefühle den Dichter zu solchem Jähzorn fort, daß er sich gegen ein Gesetz vergeht, welches den Palast des Fürsten wenigstens als eine heilige Freistatt gegen jeden wilden Ausbruch der Selbsthülfe gesichert wissen will. Der Herzog muß gegen den Uebertreter des Gesetzes den Schein einer Strafe verhängen und verurtheilt Tasso zu einer gelinden Haft. Dieser verkennt die Milde des Fürsten, überschreitet in seinem Gemüthssturm jedes Maß und verblendet sich

ganz für die Vorzüge der ihn umgebenden Personen. Alphons erscheint ihm wie ein selbstsüchtiger Tyrann, Antonio wie ein kalter Intriguant, die Gräfin wie eine verschmitzte Heuchlerin, sogar zur Prinzessin verliert er das Vertrauen. Von Verstellung und Eigensucht sich umringt glaubend, wird er selbst verstellt und egoistisch, und scheut sich nicht, die Prinzessin durch vorgespiegeltes Elend, durch eine Art Märtyrerthum, worin er sich gefällt, tief zu betrüben. Da ihm hierbei aber einleuchtet, wie sehr er sie verkannt hat, so entflammt plötzlich in ihm eine solche Leidenschaft für sie, daß er, sich und seine Stellung vergessend, sie an seine Brust reißt. Damit ist das Schicksal dieser Liebe entschieden, eine Trennung unvermeidlich. Tasso fühlt, daß er selbst sein Glück blindlings zerstört hat, und bricht dennoch von Neuem in Wuth gegen die Umgebung aus, bekennt aber, daß er sich dieser Wuth nur hingiebt, um die Höllenqual der Reue für einen Augenblick zu übertäuben, um nicht durch Besinnen von Sinnen zu kommen. Erst auf Antonio's Zureden, sich zu ermannen, zu erkennen, wer er sei, fällt ihm das Heilmittel ein, das ihm die Natur als ein köstliches Geschenk verlieh:

> Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
> Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen;
> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Der Zuschauer wird mit dem den tragischen Ausgang lindernden Gefühl entlassen, daß die Poesie für den gebeugten Helden des Stückes das sein werde, was sie für Goethe so oft in ähnlichen Fällen war.

Der trefflich ausgeführten Nebencharaktere kann ich hier des Raumes wegen nicht gedenken. Ueber die Handlung ist wenig zu sagen, weil in jenen Entwicklungsphasen, die der Hauptcharakter durchläuft, eben auch die Hauptstadien der Handlung liegen. Die bewegenden Hebel der Aktion sind den Nebenfiguren zugetheilt. Antonio durch die Schilderung der staatlichen Wirksamkeit des Pabstes und die Kälte, womit er Tasso's Freundschaftsantrag ablehnt, Alphons durch die Strafe, die er über ihn verhängt, die Prinzessin durch das Verrathen ihrer Neigung, die Gräfin Leonore durch den Plan, den sie, um den Dichter an sich zu fesseln, auf eigene Hand schmiedet, — Alle wirken zusammen, sein Gemüth aufzuregen und ihn der Katastrophe zuzuführen. Die dramatische Entwickelung bewegt sich nicht an einem komplicirten Triebwerk äußerlicher Thatsachen sondern an den innersten Regungen und Gefühlen der

handelnden Personen fort. Darum darf man aber doch nicht mit Lewes sagen: „Tasso ist eine Reihe tadelloser Verse, kein Drama," und: „Tasso ist neben der natürlichen Tochter unter Goethe's dramatischen Versuchen der schwächste." Vielmehr gehört er, wenn man die dramatische Darstellung einer bedeutungsvollen psychologischen Krisis als eine existenzberechtigte Gattung des Drama's gelten läßt, zu Goethe's gelungensten Schöpfungen.

Eben wegen des innerlichen Charakters dieser Dichtung darf uns die Ausführlichkeit in der Sprache nicht auffallen. Ein Schlag auf Schlag wechselnder Dialog, den A. W. Schlegel vermißte, wäre hier nicht an der Stelle. Die aus der Tiefe langgenährter Gefühle aufsteigenden Gedanken ergießen sich naturgemäß in längere Wechselreden und in Monologe. Das blühende Kolorit vieler Partien ist ganz passend, weil uns in diesen die innere Welt eines reich begabten Dichters sich erschließt; und die feine glatte Sprache, die selbst in leidenschaftlich bewegten Scenen alle Härten und Ecken vermeidet, entspricht dem hochgebildeten höfischen Kreise, innerhalb dessen die Handlung abläuft. Die Jamben fließen sogar noch leichter und anmuthiger, als in der Iphigenie, dahin, und über dem sprachlichen Ausdruck, wie über dem Metrum liegt ein so reizender, an Italiens Himmel erinnernder ätherischer Duft, wie sich schwerlich in irgend einem Stück unserer dramatischen Literatur wiederfindet. *)

Das zweite hier zu erwähnende Drama ist das unvollendet gebliebene Singspiel Die ungleichen Hausgenossen. Goethe's Vorliebe für die Opernform war besonders damals sehr groß. Er berichtet über das Stück in den Annalen unter dem Jahr 1789: „Ein Singspiel, die ungleichen Hausgenossen, war schon ziemlich weit gediehen.**) Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf Einem Schloß zusammen verweilten, oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deshalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, im Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegenstanden, entgegen wirkten, und doch einander nicht

---

*) Die Besprechung des im Frühjahr 1790 als „Fragment" erschienenen Faust wird einer spätern Stelle vorbehalten.

**) Er scheint schon vor dem Aufenthalt in Italien sich mit dem Stoff beschäftigt zu haben. Vgl. die Briefe an Frau von Stein III, 198, 210, 224 nebst Anmerkungen.

los werden konnten. Arien, Lieder und mehrstimmige Partien vertheilte ich nachher in meine lyrischen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit unmöglich." In den spätern Ausgaben von Goethe's Werken ist das Scenario nebst den Fragmenten der Ausführung mitgetheilt. Der erste Akt erscheint größtentheils fertig, von dem zweiten und dritten ist nichts ausgeführt, vom vierten und fünften sind nur Bruchstücke vorhanden.

Die in Goethe's Liedersammlung übergegangenen Gesangpartien sind: Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel, Verschiedene Empfindungen an Einem Platz und Erster Verlust. Das letztgenannte Gedicht („Ach wer bringt die schönen Tage"), ein liebliches Triolett, ist nicht ohne bedeutende Aenderungen, die es der Triolettform annähern, in die Liedersammlung aufgenommen worden. In dem zweiten Gedicht hat Goethe vier Gesangstücke des Singspiels in Einen Rahmen zusammengefaßt, aber damit kein einheitliches Ganze geschaffen. Im Singspiel ist das Auftreten der vier Personen, welche die Lieder singen, genügend motivirt, im Gedicht erscheinen namentlich die beiden letzten zu willkürlich gewählt. Die Personen reichen hier weder der Art noch der Zahl nach aus, um einen kunstmäßig geschlossenen Kreis zu bilden. Die Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel sind dem Schluß des Singspiels entnommen, das, wie es uns vorliegt, in ganz zusammenhangslose, räthselhafte Bruchstückchen ausläuft. In dem Fragespiel, das dort vorkommen sollte, wäre zweifellos jeder Antwort die bezügliche Frage vorangegangen und dadurch Alles in's gehörige Licht getreten. Wie aber der Dichter jetzt diese Strophen ohne Beifügung der veranlassenden Fragen zusammengestellt hat, erscheint das Ganze weder recht klar, noch abgerundet.

Die drei Singspiellieder haben uns zu den lyrischen Produktionen des Zeitabschnitts Juli 1788 bis Ende 1790 hinübergeführt. Diese entsprangen größtentheils aus Goethe's Verhältniß zu Christiane Vulpius. Der ersten Zeit seiner Liebe gehören die den vermischten Gedichten eingereihten Morgenklagen an; denn Goethe schickte sie schon am 31. Okt. 1788 als Briefbeilage an Jakobi („daß dieser Brief nicht leer ausgehe, hier ein Erotikon"). Das in der Gedichtsammlung zunächst folgende Stück Der Besuch ist wohl eine Blüthe derselben Zeit, wenngleich erst 1795 in Schiller's Musenalmanach für das folgende Jahr erschienen. Beide Gedichte schließen sich in Form und Ton (wie auch ihre nächsten italienischen

Vorgänger Amor als Landschaftsmaler und Amor als Gast) jener mit dem Jahr 1781 anhebenden Gruppe Anakreontischer Lieder an (vgl. oben Kapitel 2), und zeichnen sich, wie alle Glieder der Gruppe, durch eine antikplastische Darstellung aus.

Athmen diese Gedichte griechischen Geist, so fühlt man sich in den Römischen Elegien von dem Geist des Tibull, Catull und Properz angeweht. Römisch nannte der Dichter diese Produktionen, weil er sie allenthalben mit dem geschmückt hat, was ihm den Aufenthalt in Rom verschönerte; aber entstanden sie nicht dort, sondern auf thüringischem Boden, auch sind sie nicht etwa ein Nachklang seiner römischen Liebe, sondern Ausfluß der ihn jetzt in Deutschland beglückenden. Während sein Geist in Rom und bei dem dort genossenen Schönen und Großen verweilte, bot ihm auch die Gegenwart ihre reizenden Gaben, und Beides verwob und verknüpfte seine Dichterphantasie zu einem wunderbar schönen Ganzen. So spiegeln also diese Elegien nicht, wie jene erotischen Liederkränze der Leipziger, Straßburger und Frankfurter Zeit, die Wirklichkeit und Gegenwart ab, sondern eine Mischung von Wahrheit und Dichtung, von augenblicklich und früher Erlebtem; und dennoch haucht uns hier eine ebenso frische Lebenswärme, wie in den ältern Liebesliedern an, weil des Dichters Gemüth von dem gegenwärtigen Glück und dem in Italien genossenen gleichmäßig erfüllt ist.

Die schöne metrische Form gewannen diese Elegien nicht sogleich beim ersten Guß im Jahr 1789. Schon 1795, wo sie im sechsten Stück der Horen erschienen, hatte mancher Vers eine Verbesserung erfahren. Im Sommer 1799 unterzog sie der Dichter einer nochmaligen metrisch-prosodischen Ueberarbeitung, und schickte sie im Februar 1800 zur Revision von A. W. Schlegel, dessen Aenderungsvorschläge dankbar acceptirt wurden. Ursprünglich bestand die Sammlung aus einer größern Zahl von Elegien. Einige wurden ihres anstößigen Inhalts wegen sekretirt, wenn sie gleich ganz in den Kreis gehörten. Sie werden von denen, die Einsicht genommen, als Muster gerühmt, wie auch so bedenkliche Stoffe mit Geist und Geschmack sich behandeln lassen.

Auf den ersten Blick könnte die Komposition des Ganzen etwas willkürlich und locker erscheinen; bei näherer Betrachtung erweist sie sich als wohlerwogen und kunstvoll. Eine Hauptklippe, welche der Dichter zu vermeiden hatte, war eine gewisse Einförmigkeit und Eintönigkeit, wozu sowohl der Gegenstand als das pendelartig schwingende Distichenmaß zu verführen drohte. Er hatte leicht mehr

Abwechselung und Spannung hervorbringen können, wenn er das Liebesverhältniß stufenweise, bald durch Hindernisse aufgehalten, bald durch Förderniße beschleunigt, sich hätte entwickeln lassen. Aber das Ganze sollte kein metrisch verfaßter kleiner Roman, sondern ein Elegien-Cyclus werden; nur ein solcher entsprach seiner dermaligen Gemüthsstimmung. Dem Charakter der Elegie ist aber ein gespanntes Interesse für den faktischen Verlauf, ein ungeduldiges Hineilen zum Ziel durchaus zuwider; in ihr schwebt das Gefühl, sich selbst genießend, gleichsam in kreisender Schwingung. Daher ist alles dramatisch Fortstrebende diesen Dichtungen ferngehalten. Wir finden den Dichter gleich in der zweiten Elegie von der Liebe gänzlich umstrickt, und so erscheint er bis zur letzten von demselben Glück erfüllt. Und dennoch gebricht es diesem Kranze nicht an Mannigfaltigkeit, den hineingeflochtenen Blumen nicht an Farbennüancen; es fehlt auch nicht an „Blättern im Kranz, den Glanz der Blumen zu mildern." Bald malt er uns einzelne Scenen seines glücklichen Daseins aus; bald wendet er sich an die Geliebte mit einem beruhigenden Wort; oder er vergleicht frühere Zustände mit seinem gegenwärtigen; oder er läßt die Flamme der Liebe einen Augenblick von einem Wasserguß der Eifersucht dampfen, nur um sie mächtiger und heller aufleuchten zu lassen; und so weiß er noch auf mancherlei Art einer ermüdenden Eintönigkeit vorzubeugen.

Zugleich aber gibt er dadurch, daß er seine Liebe nach verschiedenen Seiten hin zu bedeutenden, großen Dingen in Beziehung setzt, diesen Gedichten mehr Charakter und Würde. Der Ort, wo er sich befindet, oder vielmehr wohin er sich zurückträumt, das heutige, wie das alte Rom, sowohl die Gegenwart, als Geschichte und Mythen, verflicht er höchst geschickt mit der Darstellung seiner persönlichen Zustände; er stellt sein Glück in Gegensatz zu dem gesellschaftlichen und politischen Treiben der Menschen; er hebt die Beziehungen der Kunst, auf die er es hauptsächlich bei seinem Aufenthalt in Rom abgesehen hatte, zu seiner Liebe hervor. Auch der Abschluß des Ganzen ist glücklich behandelt. Auf ein Sichausleben der Leidenschaft durfte nicht hingedeutet werden; die Dichtung sollte uns mit dem vollen Gefühl des Glücks, das den Dichter beseligte, entlassen. So rundete er sie dadurch ab, daß er seine Poesien als die Blüthenkrone seines Liebesverhältnisses hervorhob, zugleich leise auf die Gefahr der Veröffentlichung und Gefährdung seines Glücks durch eben diese Poesien hinwies, und somit das Verstummen seiner Muse rechtfertigte.

Vorgänger Amor als Landschaftsmaler und Amor als Gast) jener mit dem Jahr 1781 anhebenden Gruppe Anakreontischer Lieder an (vgl. oben Kapitel 2), und zeichnen sich, wie alle Glieder der Gruppe, durch eine antikplastische Darstellung aus.

Athmen diese Gedichte griechischen Geist, so fühlt man sich in den Römischen Elegien von dem Geist des Tibull, Catull und Properz angeweht. Römisch nannte der Dichter diese Produktionen, weil er sie allenthalben mit dem geschmückt hat, was ihm den Aufenthalt in Rom verschönerte; aber entstanden sie nicht dort, sondern auf thüringischem Boden, auch sind sie nicht etwa ein Nachklang seiner römischen Liebe, sondern Ausfluß der ihn jetzt in Deutschland beglückenden. Während sein Geist in Rom und bei dem dort genossenen Schönen und Großen verweilte, bot ihm auch die Gegenwart ihre reizenden Gaben, und Beides verwob und verknüpfte seine Dichterphantasie zu einem wunderbar schönen Ganzen. So spiegeln also diese Elegien nicht, wie jene erotischen Liedersträuße der Leipziger, Straßburger und Frankfurter Zeit, die Wirklichkeit und Gegenwart ab, sondern eine Mischung von Wahrheit und Dichtung, von augenblicklich und früher Erlebten; und dennoch haucht uns hier eine ebenso frische Lebenswärme, wie in den ältern Liebesliedern an, weil des Dichters Gemüth von dem gegenwärtigen Glück und dem in Italien genossenen gleichmäßig erfüllt ist.

Die schöne metrische Form gewannen diese Elegien nicht sogleich beim ersten Guß im Jahr 1789. Schon 1795, wo sie im sechsten Stück der Horen erschienen, hatte mancher Vers eine Verbesserung erfahren. Im Sommer 1799 unterzog sie der Dichter einer nochmaligen metrisch-prosodischen Ueberarbeitung, und schickte sie im Februar 1800 zur Revision von A. W. Schlegel, dessen Aenderungsvorschläge dankbar acceptirt wurden. Ursprünglich bestand die Sammlung aus einer größern Zahl von Elegien. Einige wurden ihres anstößigen Inhalts wegen sekretirt, wenn sie gleich ganz in den Kreis gehörten. Sie werden von denen, die Einsicht genommen, als Muster gerühmt, wie auch so bedenkliche Stoffe mit Geist und Geschmack sich behandeln lassen.

Auf den ersten Blick könnte die Komposition des Ganzen etwas willkürlich und locker erscheinen; bei näherer Betrachtung erweist sie sich als wohlerwogen und kunstvoll. Eine Hauptklippe, welche der Dichter zu vermeiden hatte, war eine gewisse Einförmigkeit und Eintönigkeit, wozu sowohl der Gegenstand als das pendelartig schwingende Distichenmaß zu verführen drohte. Er hätte leicht mehr

Abwechselung und Spannung hervorbringen können, wenn er das Liebesverhältniß stufenweise, bald durch Hindernisse aufgehalten, bald durch Förderniſſe beſchleunigt, ſich hätte entwickeln laſſen. Aber das Ganze ſollte kein metriſch verfaßter kleiner Roman, ſondern ein Elegien-Cyclus werden; nur ein ſolcher entſprach ſeiner dermaligen Gemüthsſtimmung. Dem Charakter der Elegie iſt aber ein geſpanntes Intereſſe für den faktiſchen Verlauf, ein ungeduldiges Hineilen zum Ziel durchaus zuwider; in ihr ſchwebt das Gefühl, ſich ſelbſt genießend, gleichſam in kreiſender Schwingung. Daher iſt alles dramatiſch Fortſtrebende dieſen Dichtungen ferngehalten. Wir finden den Dichter gleich in der zweiten Elegie von der Liebe gänzlich umſtrickt, und ſo erſcheint er bis zur letzten von demſelben Glück erfüllt. Und dennoch gebricht es dieſem Kranze nicht an Mannigfaltigkeit, den hineingeflochtenen Blumen nicht an Farbennüancen; es fehlt auch nicht an „Blättern im Kranz, den Glanz der Blumen zu mildern.“ Bald malt er uns einzelne Scenen ſeines glücklichen Daſeins aus; bald wendet er ſich an die Geliebte mit einem beruhigenden Wort; oder er vergleicht frühere Zuſtände mit ſeinem gegenwärtigen; oder er läßt die Flamme der Liebe einen Augenblick von einem Waſſerguß der Eiferſucht dampfen, nur um ſie mächtiger und heller aufleuchten zu laſſen; und ſo weiß er noch auf mancherlei Art einer ermüdenden Eintönigkeit vorzubeugen.

Zugleich aber gibt er dadurch, daß er ſeine Liebe nach verſchiedenen Seiten hin zu bedeutenden, großen Dingen in Beziehung ſetzt, dieſen Gedichten mehr Charakter und Würde. Der Ort, wo er ſich befindet, oder vielmehr wohin er ſich zurückträumt, das heutige, wie das alte Rom, ſowohl die Gegenwart, als Geſchichte und Mythen, verflicht er höchſt geſchickt mit der Darſtellung ſeiner perſönlichen Zuſtände; er ſtellt ſein Glück in Gegenſatz zu dem geſellſchaftlichen und politiſchen Treiben der Menſchen; er hebt die Beziehungen der Kunſt, auf die er es hauptſächlich bei ſeinem Aufenthalt in Rom abgeſehen hatte, zu ſeiner Liebe hervor. Auch der Abſchluß des Ganzen iſt glücklich behandelt. Auf ein Sichausleben der Leidenſchaft durfte nicht hingedeutet werden; die Dichtung ſollte uns mit dem vollen Gefühl des Glücks, das den Dichter beſeligte, entlaſſen. So rundete er ſie dadurch ab, daß er ſeine Poeſien als die Blüthenkrone ſeines Liebesverhältniſſes hervorhob, zugleich leiſe auf die Gefahr der Veröffentlichung und Gefährdung ſeines Glücks durch eben dieſe Poeſien hinwies, und ſomit das Verſtummen ſeiner Muſe rechtfertigte.

Den Römischen Elegien der Entstehungszeit nach unmittelbar benachbart, aber der Gefühlsstimmung nach weit von ihnen geschieden sind die Venetianischen Epigramme. Sie entsprangen, wie wir aus dem Vorigen wissen, größtentheils während Goethe's Aufenthalt zu Venedig im Frühjahr 1790. Als er sie von dort am 3. April Herdern ankündigte, bemerkte er zugleich: „Die Elegien sind wohl zu Ende; es ist gleichsam keine Spur mehr dieser Ader in mir.“ Man vermißt in den Epigrammen sogleich jenes friedliche frohe Behagen, jenen innigen, idyllischen Glücksrausch, der uns aus den Elegien anspricht. Alles was ihn seit der Rückkehr aus Italien verstimmt und gekränkt hatte, der widerwärtige Eindruck, den die französische Revolution auf ihn machte, der Verdruß über die Kälte, womit die Nation seine neuesten dichterischen Gaben aufnahm, der Aerger über die Geringschätzung, welche die Gelehrten ihm auf dem Gebiet der Naturforschung entgegenbrachten, der Unwille über das von Schiller und Andern genährte Geniewesen, die Verstimmung gegen die vornehmere Welt und ihre Prätensionen, der Mißmuth über die Fesseln, welche Konvenienz, Sitten und Kirchen dem Menschen auferlegen, — das alles spiegelt sich in den Epigrammen mehr oder weniger deutlich ab. Hatte er sich in den Elegien aus der beengenden Gegenwart in das freie römische Leben zurückgeträumt, so machen hier die augenblicklichen innern Zustände, die wirkliche Umgebung sich geltend. Die Ausfälle gegen politische, sociale und religiöse Verhältnisse, die hier uns begegnen, gehören zu dem Herbsten und Schärfsten, was aus Goethe's Feder geflossen ist. Werden die Freiheitsapostel, die am Ende doch nur Willkür für sich erstreben, mit derben Schlägen getroffen, so bleiben auch die Fürsten und Großen nicht verschont, die so viel des Unheils, das über sie hereinbricht, selbst verschuldeten. Die religiösen, wie die andern Schwärmer will er vor dem dreißigsten Jahr an's Kreuz geschlagen haben, damit sie nicht aus Betrogenen schließlich Betrüger werden. Die klingelnden Pfaffen, der päpstliche Nuntius, der neben dem Doge feierlich einherschreitet, erscheinen ihm als listige Gaukler, die innerlich selbst über ihr ernstes Gepränge lachen. Er sucht geflissentlich nur Volk und Seiltänzer und „was noch niedriger ist“ auf, weil ihm die gute Gesellschaft unschmackhaft wurde. Ja, er dehnt seine Verachtung auf das Menschengeschlecht aus:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

Auch auf seine Ansicht von Italien fließt die herrschende Stimmung ein: die Schattenseiten desselben fallen ihm jetzt besonders in's Auge (Epigr. 4). Er erkennt, daß die Verehrung dieses Landes zum guten Theil auf einer Art frommgläubiger Illusion beruhe, ähnlich jener des Pilgers, der einen Heiligen da aufsucht, wo nur ein paar Gebeine von ihm bewahrt werden. Selbst an seiner Trösterin, der Dichtkunst, wird er Einiges gewahr, was ihm nicht gefällt. Daß sie ein „theures Metier" ist, daß ihm die Zechinen schwinden, während das Epigrammenbüchlein schwillt, ist halb im Scherz gesagt; aber ganz ernst, und doch nur halb gerecht ist sein Vorwurf gegen das Deutsche als Dichtersprache (Epigr. 29).

Bei solcher Gemüthsstimmung ist es erklärlich, wenn aus dem Aufenthalt in Venedig nicht, wie aus der Erinnerung an das Leben in Rom, Elegien hervorgehen konnten; denn bei Goethe bildete die Seele einer Dichtung sich mit Naturnothwendigkeit ihren Leib. Ist die Elegie die angemessene Form zur Darstellung des bei sich verweilenden, sich selbst innig genießenden Glücks oder Leids: so sprechen sich die vielfachen Beziehungen des Dichtergemüths zu einer Welt, mit der es sich oft im Widerspruch fühlt, am passendsten in der kurzen, schlagenden Form des Epigramms aus. Weil indeß auch manche Klänge aus der Zeit des römischen Aufenthalts in der Brust des Dichters noch forttönten, so wird es uns nicht wundern, wenn einige Blumen, die Goethe diesem Epigrammenkranz eingeflochten hat, auf dem gemeinsamen Gränzraine des Sinngedichts und der Elegie oder gar auf dem Felde der letztern gewachsen sind.

Es leuchtet aber unter solchen Umständen auch ein, warum die Epigramme kein so schön in sich abgeschlossenes einheitliches Ganze werden konnten, wie die Elegien. Ein sehr verschiedenartiger Stoff, Reflexion und Gefühl, Erinnerung an Fernes und Vergangenes und Anschauung des Gegenwärtigen, Polemik und Neigung schlingen sich bunt durcheinander. Den durchgehenden Faden, woran Alles aufgereiht ist, bildet ein Liebesverhältniß, in welchem aber Fiction und Wirklichkeit anders als in den Elegien gemischt sind. In den letztern verlegt er das gegenwärtige, wirkliche Liebesglück in die Vergangenheit und auf römischen Boden, in den Epigrammen befindet er sich auf dem Boden, wo der ersonnene Liebesroman sich abspielt, aber die Geliebte in der Ferne. Auch erscheint hier der Liebesbund nicht, wie in den Elegien sogleich als ein fertiger, sondern als ein allmälig werdender. In den ersten 27 Epigrammen finden wir nur einzelne präludirende Andeutungen, die das Liebes-

bedürfniß des Dichters aussprechen, Erinnerungen an früheres Liebesglück, an die in Deutschland zurückgelassene Geliebte (Epigr. 3), an die römische Faustine (Epigr. 4) und Andere. Er klagt, daß der Mai, der so viel Schönes bringe, ihn diesmal das Glück entbehren lasse, den Busen einer geliebten Schäferin mit Blumen zu schmücken (Epigr. 18); Venedig ist ihm noch ein Sardinien, weil er allein schläft (Epigr. 26). Aber im 18. Epigramm hat er das Mädchen, wie er es sich wünschte, das Perlchen in der unscheinbaren Muschel, gefunden. Welcher Volksklasse es angehöre, deuten die Epigramme 30 bis 32 an. In den Epigrammen 37 bis 48 macht er uns näher mit ihr und ihren Lebensverhältnissen bekannt. Es scheint, als habe er den heimischen Sittenrichtern zum Trotz die fingirte venetianische Geliebte noch tiefer hinabgerückt, als die wirkliche Weimarische war. Nachdem sich dann weiterhin bis Nr. 67 die Betrachtung andern Dingen, meist politischen und socialen Verhältnissen zugewandt, führt er uns wieder in die gesellschaftlichen Regionen, denen seine Geliebte angehört, ohne bei ihr besonders zu verweilen. Er gibt uns Definitionen von Lacerten, „zierlichen Mädchen, die über den Platz fahren dahin und daher," und uns zuletzt durch Gäßchen und Treppchen fortlocken; von Spelunken, „dunkeln Häusern in engen Gäßchen," wo dich die Schöne mit Kaffee bewirthet. Dann folgen wieder Epigramme vermischten Inhalts, darunter Angriffe auf die Newtonianer. Noch immer hat er die Geliebte nicht ganz gewonnen; das zeigt Epigramm 89. Aber in Nr. 92 erfahren wir, daß ihn „Amor's Fittig bedeckt, ewiger Frühling umschwebt;" und nun verschwinden alle polemisirenden Epigramme, und wir fühlen uns in die Atmosphäre der Römischen Elegien zurückversetzt.

Ueber die wenigen Schlesischen Epigramme darf ich wohl das gegen den Schluß des vorigen Kapitels Bemerkte als genügend betrachten.

Von dem Entstehen der prosaischen Schriften dieses Zeitabschnitts berichtet Goethe selbst in dem 36. Bande seiner sämmtlichen Werke (Ausg. in 40 B., S. 92 ff.):

„Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heitern Himmel mit einem düstern zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, mein Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen; ich vermißte jede Theilnahme, Niemand verstand meine Sprache. In diesen peinlichen Zustand wußte ich mich nicht zu finden, die Entbehrung,

an welche sich der äußere Sinn gewöhnen sollte, war zu groß, der Geist erwachte sonach und suchte sich schadlos zu halten. Im Lauf von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht jede meiner Anlagen auszubilden gesucht. Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überschauen und mir einen reinen, vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Zweitens glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werk gehe, um lebendiges Gebild, als Muster alles künstlichen, hervorzubringen. Das Dritte, was mich beschäftigte, waren die Sitten der Völker, um an ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern Beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind; ich verstehe die menschliche Gesellschaft. Wie ich mich nun in diesen drei Regionen hin und her bewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich sogleich schriftlich zu verfassen, was mir am klarsten vor dem Sinne stand: und so ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet, der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst: Einfache Nachahmung der Natur, Manier, und Styl; einen andern, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und drittens Das Römische Carneval."

Der erste dieser Aufsätze definirt und sondert die Begriffe Naturnachahmung, Manier und Styl, und knüpft daran Betrachtungen über die Verwandtschaft und das Ineinanderlaufen dieser drei Arten von Kunstverfahren. Der Manier wird dabei noch eine „respektable Stelle" in der Kunst zuerkannt, der Styl aber das Höchste bezeichnet, „was die Kunst erreichen kann." Neben dieser größern Abhandlung gingen aus Goethe's damaligen Kunstbetrachtungen noch folgende vier kleinere Aufsätze hervor: 1) Material der bildenden Kunst, worin an den ägyptischen Obelisken nachgewiesen wird, daß jedes Kunstwerk bis auf einen gewissen Grad durch das Material bedingt sei; 2) Von Arabesken, Werth, Bestimmung und Anwendung derselben bei den Alten behandelnd; 3) Ueber Christus und die zwölf Apostel, nach Raphael von Marc-Anton gestochen und von Professor Langer in Düsseldorf kopirt (1789); und 4) Aeltere Gemälde, aus dem Aufenthalt zu Venedig 1790 hervorgegangen und den Schluß des Anhangs zur italienischen Reise bildend.

Bei weitem bedeutender, als diese Aufsätze über Kunst und Kunstgegenstände ist die naturwissenschaftliche Abhandlung Metamorphose der Pflanzen, die Goethe bald nach seiner Heimkehr aus Italien schrieb. Das erste Dämmern und die allmälige Aufhellung der in jener Schrift entwickelten Idee ist in frühern

Kapiteln verfolgt worden. In unsern Tagen gestehen es die Naturforscher freudig ein, daß jene Idee zu den großen luminosen Forschergedanken gehöre, die der menschlichen Erkenntniß neue weite Bahnen eröffnen. Linné hatte allerdings schon ein Wort hingeworfen (principium florum et foliorum idem est), worin man den Keim der Goethe'schen Metamorphosenlehre erblicken könnte; und 1759 hatte Kasp. Friedr. Wolf in seiner Theoria generationis eine ähnliche Lehre vorgetragen; aber Linné's Wort schloß doch nur den ganz unentwickelten Keim in sich und bezieht sich nur auf Blüthen und Blätter, während Goethe die Identität aller Pflanzentheile lehrt; und Wolf's Theorie, die Goethe erst nach Veröffentlichung seiner eigenen kennen lernte, weicht in den Ansichten und der Art der Entwickelung mannigfach ab. So darf Goethe, wenngleich inzwischen eine noch allgemeinere Grundform der organischen Wesen (die Zelle) entdeckt worden, als der Schöpfer der Morphologie gelten, die den wahren Grund zu einer natürlichen Systematik legte. Er hat sich somit einen Platz unter den Koryphäen der Naturwissenschaft errungen, und große Celebritäten derselben haben sich offen als seine Jünger bekannt. Der damaligen Zeit aber war die ganze Anschauungsweise so fremd, daß die kleine Schrift, noch ehe sie an's Licht trat, das unerfreulichste Schicksal erlebte. Göschen, der Herausgeber von Goethe's gesammelten Werken, lehnte sie zum Erstaunen des Verfassers ab. Da erbot sich Ettinger in Gotha, wohl nur um mit dem Dichter in Verbindung zu kommen, zur Uebernahme des Verlags; und so wanderten die wenigen Bogen, zierlich gedruckt, auf gut Glück in die Welt. Das Publikum stutzte, Niemand wollte das Werkchen anfänglich für mehr als ein artiges Phantasiespiel gelten lassen. Goethe's Freund Tischbein glaubte es gut zu vertheidigen, indem er sagte, „der Verfasser wolle den Künstler lehren, wie sprossende und rankende Blumenverzierungen zu erfinden seien." Das ließen die Fachgelehrten zur Noth hingehen, meinten aber, dann müsse man nicht thun, als ob man für die Wissenschaft arbeite, wo dergleichen Phantasien nicht am Platz seien. Von keiner Seite gab man zu, daß Wissenschaft sich mit Poesie vereinigen lasse. „Man vergaß," sagt Goethe, „daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt hat; man bedachte nicht, wie nach einem Umschwung von Zeiten beide sich freundlich zu beiderseitigem Vortheil auf höherer Stelle gar wohl begegnen können."

Neben der Botanik nahm schon damals ein anderer Zweig der Naturwissenschaft, die Optik, Goethe's Nachdenken lebhaft in An-

spruch. Das Nähere hierüber hebe ich für die Zeit auf, wo er seine Forschungen auf diesem Gebiet zu veröffentlichen begann.

Das Denkmal der dritten Hauptrichtung, nach welcher hin Goethe's Geist jetzt vorzugsweise beschäftigt war, das Römische Carneval, scheint im Winter 1788—1789 entstanden zu sein. „Ich habe diese Zeit," schrieb er den 2. Febr. 1789 an Jakobi, „hier nichts zu Stande gebracht, als eine Beschreibung des römischen Carnevals. Bertuch und Krause wollen es auf Ostern mit illuminirten Kupfern herausgeben. Ich empfehle dir dies Werkchen und schicke dir ihre Ankündigung. Es wird, hoffe ich, Niemand gereuen, einen Blick auf das moderne Saturnal zu thun." Wir wissen schon, daß Goethe erst beim zweiten Anschauen dieses Volksfestes im Febr. 1788 trotz manches widerwärtigen Eindrucks Interesse genug nahm, um seinen Verlauf sorgfältig zu beobachten; er sah es „wie ein sonstiges bedeutendes Naturerzeugniß oder Nationalereigniß" an und versöhnte sich dadurch etwas mit dem tollen Getümmel. Unter die verkappte Menge gemischt, merkte er sich genau den Gang der Thorheiten, notirte die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach und ließ die interessantern Masken durch seinen Landsmann und Hausgenossen, den Portrait- und Historienmaler Schütz flüchtig zeichnen und koloriren. Mit Hülfe dieser Vorarbeiten entwarf er nach der Heimkehr aus Italien von jener bewegungsvollen bunten Volkslustbarkeit das meisterhafte Gemälde, welches an Anschaulichkeit und plastischer Bestimmtheit vielleicht unübertroffen da steht. Ich bedauere hier nicht Raum zu finden, um, wie ich es anderswo versucht habe, die von Goethe bei dieser Schilderung angewandten Kunstmittel poetischer Malerei einzeln nachzuweisen.

In denselben Kreis mit dem Römischen Carneval gehören größtentheils auch die jetzt den italienischen Briefen angehängten Fragmente eines Reisejournals, welche nebst jenen aus den Kunstbetrachtungen hervorgegangenen Aufsätzen zuerst in Wieland's Merkur 1788 in den Heften der drei letzten Monate veröffentlicht wurden.

Elftes Kapitel.

Mißstimmung Goethe's. Stellung zur französischen Revolution. — 1791: Uebernahme der Theaterdirektion. Freitagsgesellschaft. — 1792: Campagne in Frankreich. Antrag einer Frankfurter Rathsherrnstelle. Aufenthalt in Pempelfort. Reise über Duisburg (Plessing) nach Münster zur Fürstin von Gallitzin. Heimkehr. — 1793: Neubau des Hauses. Zusammenwirken mit Heinr. Meyer. Reise zur Blokade von Mainz. Abstecher nach Heidelberg. Winter 1793—94.

Goethe darf den Sterblichen beigezählt werden, die während ihres Daseins die größte Glücksumme genossen haben; und doch mußte er nicht bloß Stunden und Tage heftiger Seelenschmerzen, sondern auch andauernde Perioden tiefer Herabstimmung und dumpfer Stockung durchleben. Zu den letztern gehört der beinahe vierthalbjährige Zeitraum, womit sich dieses Kapitel zu beschäftigen hat. Dem Gefühl der Vereinsamung, in die er durch den Verlust der Frau von Stein und die Gesinnungsentfernung von seinen frühern Freunden gerathen war, hielt das ihm wohlthuende häusliche Verhältniß auf die Dauer nicht das Gleichgewicht. Daß, wie die nähere Umgebung, so auch das größere Publikum kälter gegen ihn geworden war, vermochte er trotz seiner Geringschätzung der Massenurtheile nicht zu verschmerzen. Besonders verdroß ihn die Nichtbeachtung seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten seitens der Zunftgelehrten. Zwar suchte er durch Mancherlei sich innerlich aufrecht zu erhalten. Wir werden sehen, wie er sich an einem geselligen Zirkel für wissenschaftliche Unterhaltung betheiligt, wie er die Leitung des Theaters übernimmt und sich dem Geschmack eines weitern Publikums akkommodirt, wie er ernsten und aufregenden Kriegs- und Belagerungsscenen als Zuschauer beiwohnt; aber nichts von dem allem gab ihm das Gefühl wahrer Förderung und Bereicherung.

Am meisten verstimmend und niederdrückend wirkten auf ihn die politischen Zeitereignisse. Er hatte von der Mutter Scheu vor allen gewaltsamen Eindrücken, vom Vater Widerwillen gegen Unordnung geerbt. „In meiner Natur liegt es nun einmal," gestand er einst, „ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen." In den Jahren, wo er dem Herzog in höhern Staatsgeschäften zur Hand ging, war er Zeuge und Theilnehmer so manches redlichen Bemühens gewesen, um Wohlstand und Bildung in allen

Volksklassen zu verbreiten, und auch in vielen andern deutschen Staaten hatte er ein ernstes Fortstreben zum Bessern wahrgenommen. Wie hätte er nun ein Herz für die französische Revolution fassen können, welche gewaltsam alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung aufhob, die wilden Leidenschaften der Massen entfesselte, und stille Geistesbildung, gesetzmäßigen Fortschritt, wer konnte wissen, auf wie lange, zurückdrängte! Erwägt man ferner, wie er aus Italien mit überreichem Stoff für jahrelanges Forschen, Betrachten und Bilden heimgekehrt war und daher sehnlichst Frieden und Ruhe wünschen mußte; wie er dort sich in das Kunststudium vertieft hatte, welches den Menschen stille macht; wie er in der letzten Zeit sich der Betrachtung der Natur hingegeben und dadurch den Sinn für Gesetzlichkeit und folgerechte Entwickelung geschärft; wie er gleichzeitig die Reize eines zurückgezogenen häuslichen Lebens kennen gelernt hatte: so begreift sich leicht, daß die französische Staatsumwälzung für ihn eine grauenerregende Erscheinung sein mußte.

Das Jahr 1791 bezeichnet Goethe selbst als ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes. Was es ihm an literarischem Gewinn eingetragen, wird das nächste Kapitel angeben. Von Lebensereignissen sind zwei hervorzuheben: die Uebernahme der Leitung des neuen Hoftheaters und die Gründung der sogenannten Freitagsgesellschaft.

Die Direktion des Theaters trat Goethe den 1. Mai 1791 an. Die Bellomo'sche Gesellschaft, welche zuletzt nicht mehr befriedigte, war entlassen worden. Aus einigen guten Mitgliedern derselben und mehreren anderswoher neu Angeworbenen ward eine neue Truppe gebildet. Als Direktionsgehülfe stand unserm Dichter ein schon bejahrter, in seiner Aufgabe geübter Mann, Franz Joseph Fischer, zur Seite, der aus Prag einige in seinem Sinn wirkende Schauspieler mitgebracht hatte. Goethe begann das Unternehmen „mit Vorsicht und Mäßigung.“ Vor der Hand wurden nur wenig Novitäten eingelernt; an den ältern Stücken sollte die Gesellschaft erst ihre Kräfte versuchen und üben. Große Kosten sollten vermieden, das Bessere stufenweis angestrebt werden. Daß Opern damals, wie jetzt, das Publikum besonders anzogen, war Goethen bei seiner in Italien neubelebten Neigung zur Operette willkommen. In seiner Bemühung, sie zu heben, fand er Unterstützung an seinem mit gleicher Neigung aus Italien zurückgekehrten Freunde Einsiedel, an dem unermüdlichen Koncertmeister Kranz und dem fruchtbaren Theaterpoeten Vulpius. Einer Unzahl italienischer und französischer Opern

legte man deutschen Text unter; andere wurden zu besserer Singbarkeit umgeschrieben; ganz Deutschland bezog damals Partituren aus Weimar. Goethe betheiligte sich auch an diesen untergeordneten Arbeiten. Sobald er sich mit Opern hinreichend versorgt wußte, begann er dem recitirenden Schauspiel seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er sah bald, daß sämmtlichen Schauspielern die eigentliche „Grammatik“ ihrer Kunst fehle, die doch das Fundament einer guten Rhetorik und Poesie bilden müsse. Aber die Bedürfnisse des Tages heischten Befriedigung, und so begnügte er sich vorläufig, eine aus Nachahmung und Routine hervorgegangene Technik, die mehrere Schauspieler besaßen, weiter zu entwickeln. Eine seiner Hauptmaximen war, daß er für jedes Stück zunächst den Vorzüglichsten sorgsam schulte und sodann die Andern diesem anzunähern suchte. So verfuhr er z. B. beim König Johann von Shakespeare, der schon 1791 zur Aufführung kam. Für die Rolle des Arthur wählte er Christiane Neumann, die vierzehnjährige Tochter eines schätzbaren Schauspielers der Bellomo'schen Truppe, der kurz vor ihrer Entlassung gestorben war. Goethe nahm sich der Ausbildung des reichbegabten Mädchens liebevoll an.

Die Freitagsgesellschaft, so benannt, weil sie sich am ersten Freitag jedes Monats zu versammeln pflegte, erhielt ihre Statuten am 5. Juli 1791. Ihre Sitzungen fanden anfänglich bei der Herzogin Mutter (später in Goethe's Hause) statt. Auch der Herzog und seine Gemahlin wohnten bisweilen bei. Mit Beiseitesetzung der Etikette nahm Jeder Platz, wie er kam; nur für den Vortragenden war ein bestimmter Sitz reservirt. Goethe sprach mehrmals über Optik, ein ander Mal über Cagliostro, dessen Stammbaum er entworfen hatte; Herder las über Unsterblichkeit, Hufeland über Makrobiotik, Böttiger über antike Vasen u. s. w. Nach Beendigung des Vortrags setzte man sich um einen großen Tisch in der Mitte des Zimmers, nahm Kupferstiche oder literarische Novitäten zur Hand und knüpfte daran eine sich frei bewegende Unterhaltung.

Den Sommer über spielte die neue Theatergesellschaft in Lauchstädt vor einem sehr gemischten Publikum mit Beifall. Im Winter 1791—92 bemühte sie sich, den Weimaranern durch Mannigfaltigkeit und Tüchtigkeit der Leistungen zu gefallen. Goethe sagt darüber:

„Wiederholung früherer werthvoller und beliebter Stücke, Versuche mit aller Art von neuen gaben Unterhaltung und beschäftigten das Urtheil des Publikums, welches denn die damals neuen Stücke aus Iffland's höchster Periode mit Vergnügen anzuschauen sich gewöhnte. Auch Kotzebue's Pro-

duktionen wurden sorgfältig aufgeführt und, sofern es möglich war, auf dem Repertorium erhalten. Dittersdorf's Opern, dem singenden Schauspieler leicht, dem Publikum anmuthig, wurden mit Aufmerksamkeit gegeben . . . Bedeutendes aber geschah, als wir schon zu Anfange des Jahrs 1792 Mozart's Don Juan und bald darauf Don Karlos von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Vortheil entsprang aus dem Beitritt des jungen Vohs zu unserm Theater. Er war von der Natur höchst begünstigt und erschien eigentlich jetzt erst als bedeutender Schauspieler."

Der Sommer 1792 rief, gleich dem von 1790, unsern Dichter in Kriegerschaaren und Feldlager hinaus, aber diesmal zu ernstern Scenen. Preußen, das sich 1791 durch den Pillnitzer Vertrag mit Oestreich zur Herstellung des französischen Königthums verbündet hatte, ließ im Sommer 1792 ein Heer unter Anführung des Herzogs von Braunschweig gegen Frankreich vorrücken. Der König selbst begleitete die Armee. Der Herzog Karl August zog als Chef eines Regiments mit in's Feld. Ihm schloß sich Goethe an, eben so sehr durch innige Anhänglichkeit bewogen, als durch den Wunsch, die Welt von einer ihm noch unbekannten Seite anzuschauen. Die Armee, durch ein Corps französischer Emigranten verstärkt, war schon jenseits des Rheins, als Goethe in einer leichten böhmischen Halbchaise über Frankfurt nacheilte. In der Vaterstadt verweilte er bis zum 20. Aug. und erquickte sich am Wiedersehen der alten Freunde. Seinen alten Freund Merck fand er nicht mehr; ihn deckte der Grabhügel schon über ein Jahr. Bei der Abreise nach Mainz ahnte er, daß „Zelt und Marketenderei gegen sein mütterlich Haus, Bett, Keller und Küche gar übel abstechen würden." Er empfand das um so bittrer, als „ihm an dem Tode weder der aristokratischen noch der demokratischen Sünder etwas gelegen war," und wünschte sich schon jetzt zwischen die Thüringischen Hügel zurück.

In Mainz verbrachte er mit Sömmering, Forster, Huber u. A. ein Paar Abende in Erinnerung an frühere Tage und in wissenschaftlichen Gesprächen. Politik wurde vermieden, weil man sich wechselseitig schonen wollte; die republikanischen Gesinnungen der Freunde klangen in seinem Innern nicht an. In Trier fand er alle Straßen und Plätze von Truppen und Fuhrwerk wimmelnd und nirgends ein Unterkommen. Die Vermittlung eines militärischen Freundes verschaffte ihm endlich ein behagliches Quartier bei einem Kanonikus. Auf der Fahrt nach Luxemburg fesselte das antike Monument bei Igel seine Aufmerksamkeit, ein architektonisch-plastisch verzierter Obelisk auf einem schönen Punkt an der Mosel. Gegen dieses Kunstwerk des Alterthums kontrastirte stark ein sehr modernes

Schauspiel zu Grevenmachern, wo er das Corps der Ausgewanderten, lauter Edelleute und meist Ludwigsritter, ohne Diener und Reitknechte sich und ihre Pferde selbst bedienend fand, während auf einer großen Wiese Reisewagen aller Art mit ihren Frauen, Kindern, Verwandten und Geliebten hielten. Weiterhin ließ er Longwy, dessen Uebergabe man ihm schon unterwegs triumphirend gemeldet hatte, in einiger Entfernung rechts liegen, und kam den 27. Aug. bei schrecklichem Wetter vor dem Lager von Brocourt an. Durch den feuchten, aufgewühlten Boden sich mühevoll durcharbeitend, machte er in der öden Zeltwüste, wo Alles sich vor dem Unwetter verkroch, endlich das Regiment des Herzogs ausfindig und ward von Freunden und Bekannten bewillkommt. Ein angebotenes Zelt lehnte er ab; er hielt sich Tags bei den Freunden auf und nahm sein Nachtquartier in dem großen Schlafwagen. In so ungewöhnlicher Lage brach ihm sein dreiundvierzigster Geburtstag an. Er ritt Morgens mit Freunden in die eroberte Festung Longwy und tafelte dort zu Mittag in einem Kreise alter Garnisonskameraden, die ihm die Abenteuer ihres Zuges seit dem Aufbruch von Aschersleben erzählten.

Am 29. Aug. brach die Armee aus den „Erd- und Wasserwogen“ des Lagers schwerfällig und langsam auf. Weil das Herzoglich Weimarische Regiment die Spitze des Heeres bildete und unser Dichter in einem leichten offenen Wägelchen vorauffuhr, so konnte er sich der Ehre rühmen, diesmal der Anführer der ganzen Armee zu sein. Weiterhin, wo die Wege sich besserten, schwang er sich auf sein Pferd, und so ging es freier und lustiger vorwärts. Zur Seite sahen sie mitunter über Thal und Hügel den König, und an einer andern Stelle den Herzog blitzschnell dahersprengen, beide gleich Kometenkernen von langem schweifartigem Gefolge begleitet; fernher donnerten die Kanonen von Thionville. Den 30. langten sie vor Verdun an, und schlugen diesseits der Festung ein Lager auf. Am nächsten Tage fand er beim Umherwandeln auf der Lagerstätte einen Trupp Soldaten, um eine trichterförmige mit Quellwasser gefüllte Vertiefung sitzend, nach unzähligen Fischchen angeln. Zuschauend bemerkte er, daß die Fischchen bei der Bewegung in bunten Farben spielten, sah auch ein Stück Steingut aus der Tiefe herauf in den schönsten prismatischen Farben schillern, und freute sich, den ganzen Krieg vergessend, kindlich, hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu schauen, weßhalb die Physiker mit ihren Schülern in dunkle Kammern krochen. Noch klarer zeigte es sich in der folgenden Nacht, wie sein Herz mitten

im Waffenlärm den Friedensstudien zugewandt blieb. Das Bombardement der Festung war eben im vollsten Gange, als er, mit dem Fürsten Reuß Heinrich III. hinter Weinbergsmauern hin und her gehend, ein angelegentliches Gespräch über die Farbenlehre führte. Während die Batterien dröhnten und die geschwänzten Feuermeteore ihre Bogen durch die dunkele Nacht beschrieben, hielt er, nur zuweilen durch einsichtige Worte des Fürsten unterbrochen, seinen ruhigen, wohlgeordneten Vortrag, bis die Morgenkälte sie an das Kohlenfeuer eines östreichischen Bivouacs trieb. Die Festung ergab sich den 2. Sept. Goethe ritt andern Tages in die Stadt, betrachtete die Festungswerke und die angerichteten Verwüstungen, ließ Kistchen mit den berühmten Verduner Liqueuren und Drageen bepacken und sandte sie an die Lieben in der Heimath mit Nachrichten über das bisherige Kriegsglück.

Aber mit diesem Glück ging es bald zu Ende. Der Weg nach Paris schien jetzt offen zu liegen; allein der Herzog von Braunschweig trug Bedenken, auf Straßen, die der endlose Regen fast unwegsam gemacht, mit einem durch Strapazen, Entbehrungen und Krankheiten geschwächten Heer mitten durch ein feindlich gesinntes Volk vorzubringen. Während er zauderte, gewann der französische Befehlshaber Dumouriez Zeit, die wichtigsten Argonnenpässe zu besetzen und Verstärkungen an sich zu ziehen. Goethe erwies sich in der nun folgenden Leidenszeit, wie einst in Italien bei Sturmesgefahr, fortdauernd besonnen, gelassen, thätig, hülfsbereit und ermuthigend, und hatte sogar in Stunden höchster Bedrängniß Geistesfreiheit genug zu naturwissenschaftlichen und künstlerischen Betrachtungen. So, als man am 12. Sept. Abends unfern Landres, Grandprée gegenüber, im Angesicht des Feindes kampirte, der jeden Augenblick aus seinen Berg- und Waldverschanzungen hervorbrechen konnte, diktirte er in einem vom Regensturm gepeitschten Zelt dem Sekretär Vogel Einiges über jene Farbenerscheinungen der Verduner Quelle und zeichnete Figuren dazu. Er bewahrte die Papiere mit ihren Regenspuren als Denkmäler seines Forschungseifers auf. Am 17. Sept. bewunderte er auf dem Zuge durch's Aire-Thal die Reitermassen, die zu der hübschen Landschaft eine reiche Staffage bildeten, und hätte sich einen van der Meulen gewünscht, um das Bild zu verewigen.

Der 20. Sept. war ein verhängnißvoller Wendepunkt in der Campagne. Den Tag vorher hatten sich zwanzig Tausend Franzosen unter Kellermann mit Dumouriez vereinigt, der eine vortheilhafte

Stellung bei Valmy einnahm. Die Preußen und Oestreicher standen jetzt ihren Gegnern in der Truppenzahl um ein Drittel nach. Der König von Preußen drängte trotzdem zur Schlacht. Der Herzog von Braunschweig eröffnete das Gefecht von Valmy, beschränkte sich jedoch nach dem ersten Angriff auf eine lebhafte, aber nichts entscheidende Kanonade. Goethe, der viel vom Kanonenfieber gehört hatte, wünschte zu erfahren, wie es damit beschaffen sei. Ganz gelassen ritt er auf eigene Hand in die Region, wo die feindlichen Kugeln herüberspielten, und stellte genaue Beobachtungen über den Ton der fliegenden Geschosse an, und über das, was dabei in seinem Innern vorging. Das gefährliche Experiment lief glücklich ab.

Am andern Morgen ward es Allen klar, in welch hoffnungsloser und beschämender Lage man sich befand. Man sah sich vor einem ungeheuren Amphitheater aufgestellt, wo jenseits der Feind auf Höhen, deren Fuß durch Wasser und Moräste gedeckt war, einen kaum übersehbaren Halbkreis bildete. Wind und Regenwetter tobten fort, Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln wuchsen täglich, finstere Gerüchte drückten die Stimmung herab. Einige Erleichterung brachte die Nachricht, daß mit Dumouriez über eine Waffenruhe unterhandelt werde. So blieb das deutsche Heer mehrere Tage in seiner Stellung. Goethe hielt seinen Muth aufrecht. Als eines Abends im Zelt des fürstlichen Freundes die mißliche Lage besprochen wurde, erzählte er zur Ermuthigung die drangvollsten Ereignisse aus dem Feldzuge Ludwigs des Heiligen in Aegypten, und schloß mit dem Worte, das mitten im Unheil der Graf von Soissons dem Ritter Joinville zurief: „Senechal, laßt das Hundepack bellen und blöcken! Bei Gottes Thron, von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen!"

Am 29. Sept. Abends trat das Heer den Rückmarsch an. Goethe wußte aus Andeutungen von Stabsofficieren, daß an keine Rettung zu denken war, wenn es dem Feinde, der rechts, links und im Rücken stand, anzugreifen beliebte. Da dies am ersten Tage nicht geschah, so stellte sich in ihm das halbfatalistische Vertrauen auf sein Cäsarglück wieder her. In der nächsten Nacht beschaute er, während Alles um ihn her schlief, mit dem Auge des Malers die Schlafstätte. Der Mond schien hell durch die beruhigte Luft, die ganze Umgebung war deutlich sichtbar fast wie am Tage. Vom Mondlicht beschienen waren die im Schlaf hingestreckten Menschen, die vom Futterbedürfniß wach gehaltenen Pferde, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben, weiße Wagendecken, weiße

Garben, zur Nachtruh bestimmt, Alles verbreitete Helle und Heiterkeit. Goethe sagt, das Bild sei eine würdige Aufgabe für den Pinsel des größten Malers gewesen, eine noch würdigere, meine ich, wenn er auch den Betrachter in das Bild aufgenommen hätte, der hier unabläßig an sich bewährte, was er als Jüngling gesungen:

Wen du nicht verläßest, Genius,
Den hebst du über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalions Fluthschlamm.

Es folgten schwere Tage, harte Prüfungsstunden für sein menschenliebendes Herz. Am 3. Okt. war die Armee nach Grandprée zurückgelangt. Ein herber Augenblick war für Goethe der Abschied vom Schloß von Grandprée, wo man Hunderte von Kranken der Menschlichkeit des Feindes überließ. Seine Gefährten sagten, das sei das einzige Mal gewesen, wo er kummervoll ausgesehen und sie weder durch ein ernsthaftes Wort gestärkt, noch durch ein scherzhaftes erheitert habe. Auf dem weitern Rückzuge kam für ein Paar Tage seine werthe Halbchaise, ein Geschenk seines Fürsten, abhanden. Er gab sie schon mit Allem, was sie enthielt: Manuskripten, Koffer mit Kleidungsstücken, Geldtasche u. s. w. verloren, holte sie jedoch noch vor Verdun wieder ein und fand Alles unversehrt. Die Fortsetzung der Fahrt über Verdun, Estain, Sebincourt, Longwy führte auf immer schlechten Wegen an Gräuelbildern des Krieges vorüber. Umgestürzte Wagen, frisch ausgeschnittene Pferde, von Büschen halb bedeckt, geplünderte und ausgezogene Menschen zeigten sich überall dem scheuen Blick. Nachdem er in Luxemburg eine Woche verweilt hatte, belebte auf der Fahrt nach Trier am 22. Okt. eben ein herrlicher Sonnenblick die Gegend, als er sich dem Monument von Igel näherte. Es glänzte ihm „wie der Leuchtthurm dem nächtlich Schiffenden" entgegen.

In Trier bei jenem gastlichen Kanonikus wieder eingekehrt, mußte er sich eine Zeit lang innehalten und pflegen, weil die herrschende Ruhrkrankheit ihn nicht ganz verschont hatte. In dieser Zurückgezogenheit skizzirte er seine Bemerkungen über das Igeler Monument, brachte seine chromatischen Beobachtungen in Ordnung und zeichnete Figuren dazu. Als er wieder ausgehen konnte, fand er überall Mißmuth und Sorge verbreitet. An der Wirthstafel, wo Uniformen aller Art durcheinander saßen, gab sich der Verdruß nicht nur in kummervollen Mienen, sondern auch in heftigen Aeußerungen kund. Man schonte des obersten Führers nicht, das Ver-

trauen zu dem berühmten Feldherrn war dahin. Dazu liefen die Nachrichten über Custine's verwegenes Vorrücken ein. Das große Magazin von Speier war in seine Hände gerathen, Mainz hatte sich ihm übergeben, Coblenz, Frankfurt schienen bedroht, der Rückzug abgeschnitten, das Unheil gränzenlos. Spaziergänge durch und um die Stadt machte Goethe in Begleitung eines kenntnißreichen jungen Lehrers, des nachmaligen Trier'schen Gymnasialdirektors Wyttenbach, und ließ sich von ihm, wie er es liebte, über das Geschichtliche der Stadt und Umgegend in freier Bewegung und Angesichts des Schauplatzes der Begebenheiten unterrichten. Die Reste des römischen Amphitheaters däuchten ihm „respektabel“, doch der großen Zerstörung wegen kaum zu entziffern. Auffallender Weise widmete er dem kolossalen Römerthor, der porta nigra, keine besondere Aufmerksamkeit, die freilich damals bis zu einer gewissen Höhe verschüttet und durch Einrichtung zu einer Kirche entstellt war. Seine geringe Theilnahme an der schönen Liebfrauenkirche erklärt sich aus seiner damaligen Abneigung gegen den gothischen Baustyl. Nach der Ankunft des Oberheerführers (29. Okt.), der in der benachbarten reichen Abtei Maximin einquartiert ward, hatte er Gelegenheit, das damals wahrhaft fürstliche Innere derselben zu bewundern.

Er verweilte in Trier bis in den Anfang November. Vor der Abreise ging ihm verspätet ein Brief seiner Mutter zu, worin diese aus Auftrag anfragte, ob er eine durch den Tod seines Oheims Textor erledigte Rathsherrnstelle annehmen würde, falls ihm die goldene Kugel zufiele. Das fortdauernd freundliche Andenken seiner Landsleute rührte ihn tief; aber eine bejahende Antwort war ihm bei seiner Anhänglichkeit an das Weimarische Fürstenhaus unmöglich. In einem Briefe, den er nach seiner Heimkehr an die Mutter richtete, heißt es in offenbar ostensiblem Ton:

„Bei der unwiderstehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für sein Vaterland empfindet, würde es eine schmerzhafte Verleugnung sein, eine Stelle auszuschlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht auf der andern Seite meine hiesigen Verhältnisse so glücklich, und ich darf wohl sagen über mein Verdienst günstig wären. Des Herzogs Durchlaucht hat mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihm so viel Dank schuldig geworden, daß es der größte Undank sein würde, meinen Posten in einem Augenblick zu verlassen, da der Staat treuer Diener am meisten bedarf. Danken Sie also, ich bitte, auf das lebhafteste den würdigen Männern, die so freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zeigen; versichern Sie Solche meiner aufrichtigsten Erkenntlichkeit, und suchen Sie mir ihr Vertrauen für die Zukunft zu erhalten.“

Die Fahrt nach Coblenz machte Goethe auf der Mosel in einem Kahn mit seinem Diener Paul und einem von früher her ihm bekannten preußischen Officier. Während sie behaglich sich an den wechselnden Uferansichten erfreuten, sahen sie stellenweise auf dem Landwege Truppenzüge sich mühselig fortbewegen oder stockend verweilen, und würdigten daher doppelt die Bequemlichkeit ihrer Fahrt. Unfern Trarbach wurden sie von stockfinstrer Nacht und einem gefährlichen Sturmwind überfallen. Paul zog schon im Stillen Rock und Stiefel aus, um nöthigen Falls seinen Herrn durch Schwimmen zu retten. Es gelang ihnen zu Trarbach zu landen, wo ein angesehener Kaufmann, der die Ankunft von Fremden in tiefer stürmischer Nacht erfuhr, sie in sein Haus lud und mit köstlichem Moselwein bewirthete. Am nächsten Tage fuhren sie weiter nach Coblenz hinunter. Das Schlußbild der Fahrt, den Blick auf die Moselbrücke, Ehrenbreitstein, Coblenz und den Rheinstrom, zählte Goethe den schönsten Naturbildern bei, die ihm je vor Augen kamen.

In Coblenz fand er ein behagliches Unterkommen beim Herzog Karl August, der ein schönes Quartier bewohnte, und blieb, so lange des Herzogs Regiment dort verweilte. Als sich dieses aber zur Fortsetzung der Kriegsoperationen anschickte, bat er voll Sehnsucht nach einem friedlichen Kreise edel gebildeter Menschen seinen Fürsten um Urlaub und miethete sich einen Kahn zu einer Fahrt nach Düsseldorf. Mit seinen Habseligkeiten eingeschifft, in Begleitung seines treuen Dieners auf dem schönen Strom dahingleitend, glaubte er sich von allem Uebel erlöst und blickte auf die letztvergangene Zeit wie auf einen abgeschüttelten bösen Traum zurück. Am folgenden Tage spät Abends in Düsseldorf gelandet, ließ er sich mit Laternen nach Pempelfort bringen und ward mit freudiger Ueberraschung liebevoll empfangen.

Goethe war in den nächsten Tagen durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingewohnt. Ueberreichen Gesprächsstoff bot leider der unselige Feldzug. Indem man aber die traurigen Bilder und Gedanken durch literarische, wissenschaftliche und moralische Unterhaltungsstoffe zu verscheuchen suchte, deckte sich, zu wenig Erbauung beiderseits, der große Abstand auf, der Goethe jetzt innerlich von den Freunden schied. Jenes sehnsuchtsvolle und hingebende Wesen, wodurch er einst diesen Menschenkreis an sich gekettet hatte, war seitdem, und besonders während des Aufenthalts in Italien, einer Befriedigung in sich selbst und einer Verzichtleistung auf Anderer Zustimmung gewichen. An die Stelle so vieler unklaren Vorstellungen

und dunklen Wünsche war dort der Begriff der ächten Kunst und die Sehnsucht nach dieser getreten. Dazu kam seine eigenthümliche Art der Naturbetrachtung, worin er weder Meister noch Gesellen, weder Rath noch Ermunterung fand, und die auch dem Jacobi'schen Zirkel auf einem grillenhaften Irrthum zu beruhen schien. Eben so drängten ihn seine politischen Ansichten in eine isolirte Stellung; er konnte die bis in die höhern Stände verbreiteten demokratischen Gesinnungen nicht theilen, begriff nicht, wie man so vieles Erprobte einem zweifelhaften Gewinn zum Opfer bringen wollte. Ferner ist seine aus Italien mitgenommene feindselige Stimmung gegen das Christenthum und sein anstoßerregendes häusliches Verhältniß in Betracht zu ziehen, die gewiß beide manchmal einen herzlichen Erguß der Mittheilung zum Stocken brachten. Ueberdies mochten, wie er selbst meint, die jüngst erlebten Gräuelscenen und Leiden manche zarte Seite seines Innern abgestumpft haben. Trotzdem muß sich sein Zusammenleben mit den Freunden herzlicher gestaltet haben, als sein eigener Bericht aus späterer Zeit erkennen läßt. Nach dem Abschied schrieb er an Jacobi: „Das Bild, das ich von Dir und den Deinigen mitnahm, ist unauslöschlich, und die Reife unserer Freundschaft hat für mich die größte Süßigkeit;" und Jacobi sagte zwanzig Jahre später von ihrem diesmal Beieinandersein in Pempelfort: „Wir verlebten Stunden mit einander, die keiner von uns je vergessen konnte. Jene Ahnungen in der Mitternachtstunde zu Köln wurden uns jetzt zu Erkenntnissen. Wunderbar hatten selbst die Täuschungen sich zur Wahrheit verklärt."

Goethe berichtet selbst, es sei ihm eines Abends in Pempelfort die Iphigenie zum Vorlesen in die Hand gegeben worden; er habe sich aber gleich beim Beginn dem zarten Sinne des Stücks so entfremdet gefühlt, daß er es weder selbst vortragen, noch von Andern anhören konnte. Doch wie mit einem Zauberstabe vertrieb er alle Mißstimmung, sobald er von Italien zu erzählen anfing. Er beschrieb dann, als ob er Alles mit leiblichem Auge vor sich sähe, und das Ganze wimmelte von belebender Staffage. Auf der Düsseldorfer Galerie, die er häufig besuchte, beschäftigte er sich sehr eingehend mit den Werken der niederländischen Meister und gab dadurch, da er jetzt auf dem Höhepunkt seiner Liebe zur italienischen Malerei stand, wieder einen Beweis seiner Abneigung gegen ausschließende Geschmackseinseitigkeit.

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt schied er gegen Anfang December von Pempelfort, und fand sich nun wieder bei schrecklichem

Wetter auf schlechten Straßen in demselben Gedränge, wie vor einigen Wochen; denn der ganze Zug der Vertriebenen ging vor dem ungestüm heranrückenden Dumouriez in Westphalen hinein. Goethe nahm den Weg auf Münster zu, weil er dort bei der Fürstin Gallitzin einzusprechen gedachte. In Duisburg besuchte er jenen Plessing, mit dem er 1777 in sentimental romanhafte Beziehungen gekommen war.*) Er traf ihn als Professor angestellt und mit antediluvianischen Untersuchungen beschäftigt. In Münster fand er im Hause der Fürstin Gallitzin Alles zur freundlichsten Aufnahme vorbereitet. Er kannte die Hauptmitglieder ihres Gesellschaftskreises schon, wußte, daß er hier in eine fromme, zart sittliche Atmosphäre trat, und richtete sich in seinem Betragen darnach. Als man später in Pempelfort von Münster her vernahm, wie hold und artig er dort gewesen, und man ihm brieflich darüber Verwunderung äußerte, antwortete er: „Daß Ihr zu meiner Aufführung in Münster so sonderbare Gesichter schneidet, daran erkenne ich die losen Weltkinder, die sich skandalisiren, wenn sich unser einer einmal in puris naturalibus seiner angeborenen Tugend sehen läßt, oder nach dem schönen Gleichniß der Kirchenmutter Lenchen (Helene, Jacobi's Halbschwester) die rechte Seite der gewirkten Tapete an einem Festtage herauskehrt. Ihr werdet also künftig von Eurem Unglauben und bösen Leumund ablassen, und Gott in seinen Geschöpfen die gebührende Ehre erweisen."

Das Gespräch drehte sich in Münster oft um Hamann, den Magikus aus Norden, den verstorbenen Freund der Fürstin, dessen Grab in einer Ecke des entlaubten Gartens stand, und den gleichfalls schon dahingeschiedenen Philosophen Hemsterhuis, welcher diesem Kreise mit ganzer Seele angehört hatte. Es kam unter andern ästhetischen Verhandlungen die Definition des Schönen zur Sprache, welches Hemsterhuis in die möglichst große Summe von Vorstellungen setzte, die sich in einem Moment bequem fassen lasse. Goethe, der ein fremdes Philosophem nur durch Uebertragung in seine Anschauungs- und Ausdrucksart sich anzueignen wußte, definirte: „Das Schöne ist, wenn wir das gesetzmäßig Lebende in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen." Eine vorzügliche Sammlung geschnittener Steine,

---

*) Vgl. Th. II gegen den Schluß des 10. Kapitels.

die Hemsterhuis der Fürstin hinterlassen hatte, gab Anlaß zur anregendsten Unterhaltung. Naturwissenschaftliche Vorträge, zu denen sich Goethe durch den trefflichen Fürstenberg verlocken ließ, fanden eben so wenig Anklang als in Pempelfort. Um so lebhafter war das Interesse, womit seine Schilderungen italienischer Sitten und Zustände, zumal die der römischen Kirchenfeste von den mitzuhörenden katholischen Geistlichen aufgenommen wurden. Beim Abschied gab ihm die Fürstin vertrauensvoll die kostbare Sammlung geschnittener Steine zu gründlicherer Betrachtung mit, begleitete ihn bis zur nächsten Poststation, und meldete ihn bei den folgenden durch Laufzettel an.

Dieses kam ihm auf der weitern Fahrt sehr zu statten; denn noch immer stürmte durch die Winternacht über Haidekraut, Sand und Moor die Schaar der Ausgewanderten vor und hinter ihm her. Beim nächtlichen Einfahren in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Cassel trat ihm das Glück eines städtischen Zusammenlebens hell vor die Seele. Um die Mitte Decembers 1792 traf er Mitternachts in dem ersehnten Weimar wieder ein.

Während seiner Abwesenheit war auf Anordnung des Herzogs eine Erneuerung des Goethe'schen Hauses am Frauenplan vorgenommen, aber nur so weit fortgeführt worden, daß dem Bewohner die Freude blieb, beim innern Ausbau noch mitzuwirken. Die Seinigen waren gesund und munter, das hübsche Knäbchen wuchs fröhlich heran. So trat Goethe das Jahr 1793 in um so behaglicherer Stimmung an, als fortan sein römischer Freund Heinrich Meyer als Hausgenosse, Künstler, Kunstkenner und Mitarbeiter ihm treulich zur Seite stand. Im Frühjahr war er ihm auch bei den optischen Studien behülflich und suchte seine Farbenspekulationen „in Praxis zu setzen.“ Daneben wurden die von Münster mitgebrachten Gemmen geprüft und größtentheils als ächt antike Kunstwerke erkannt. Sie gaben dem geistreichen um die Herzogin Amalia versammelten Zirkel eine treffliche Unterhaltung und den Anstoß zu einem eingehenden Studium der geschnittenen Steine. Das Theater suchte Goethe fortdauernd mit mäßigen Mitteln auf eine höhere Stufe zu bringen.

Diesem friedlichen Dasein, welches ihm der Kontrast mit der wildbewegten Welt doppelt lieb machte, entzog ihn der Herzog Anfangs Mai 1793 durch Einladung zur abermaligen Theilnahme an einem Kriegsübel, der Blokade von Mainz. Am 10. Mai

brach er nach Frankfurt auf, verweilte bei der Mutter ein Paar Wochen und traf den 27. Mai bei seinem Fürsten im Lager zu Marienborn ein. Das von einem französischen Corps besetzte Mainz war schon seit Mitte April von einem preußischen Heer umschlossen; es währte aber bis zum 27. Juni, ehe das Bombardement eröffnet ward, und bis zum 23. Juli, ehe die Uebergabe erfolgte. Glücklicher Weise war das Wetter günstiger, als bei der vorigjährigen Campagne. Selbst die Nächte waren sehr angenehm; Goethe sah damals öfter, als je in seinem Leben, den Sonnenaufgang. In ungestörtern Stunden beschäftigte er sich mit seinen geliebten chromatischen Studien oder arbeitete an seiner Uebertragung des Reineke Fuchs. Nach dem Beginn des Bombardements war er Zeuge von mancherlei imposanten und schrecklichen Kriegsscenen, wobei er jedesmal, wenn etwas zu sehen und lernen war, dieselbe Unerschrockenheit wie bei Valmy zeigte; ja er bekennt, von der wilden wüsten Gefahr, wie vom Blick einer Klapperschlange angezogen, sei er durch die Tranchéen geritten und habe die Haubitzgranaten dröhnend über seinem Kopf zerspringen lassen. Nachdem er die letzten Julitage der Besichtigung der eingenommenen und furchtbar verwüsteten Stadt gewidmet hatte, beurlaubte er sich beim Herzog und begab sich nach Heidelberg zu seinem Schwager Schlosser und der alten Freundin Delf. Nach seiner eigenen Darstellung des dortigen Aufenthalts kam er damals mit Schlosser über Discussionen, die seine optischen Studien betrafen, in ein Zerwürfniß. Es muß damit aber nicht so schlimm gewesen sein; denn am 11. Aug. schrieb er an Jacobi: „Mit Schlosser brachte ich einige glückliche Tage in Heidelberg zu. Es freut mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben.“ Darauf verweilte er, von der Liebe zur Mutter festgehalten, noch bis gegen 20. Aug. in Frankfurt. Seinen Geburtstag beging er wieder in Weimar.

Ueber die nun folgenden neun Monate bis Juni 1794 fließen die Nachrichten ziemlich dürftig. Es war im Ganzen keine erfreuliche und fruchtbare Periode. Der wolkenschwere politische Horizont ließ keine heitere und freie Gemüthsstimmung aufkommen. Dazu gesellte sich ein Trauerfall in der herzoglichen Familie, die Krankheit und der Tod des Prinzen Konstantin, der gegen Ende Oktober starb; und bald darauf machte wieder der düstere nordische Winter an dem empfindlichen Gemüth des Dichters seine Kraft geltend. „Die trübe Jahreszeit schrieb er den 5. Dec. an Jacobi, „hat mir trübe Schicksale gebracht. Wir wollen die Wiederkehr der Sonne

erwarten.“ Als sie wiedergekehrt war und im Glanz des vollsten Frühlings strahlte, begann für ihn durch die Annäherung an Schiller ein neuer herrlicher Lebensfrühling.

Zwölftes Kapitel.

Naturwissenschaftliches: Zwei Beiträge zur Optik; der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt. — Dramatisches: Drei Prologe und ein Epilog; Der Groß-Cophta; Der Bürgergeneral; Die Aufgeregten. — Nachbildung des Reineke Fuchs. Reise der Söhne des Megaprazon. — Lieder: Zwei Cophtische Lieder; Die Spröde; Die Bekehrte; Der neue Amor.

Die von 1791 bis Mitte 1794 entstandenen Schriften Goethe's lassen sich in drei Gruppen zusammenfassen. Die erste entsprang aus seinen naturwissenschaftlichen Forschungen; die zweite aus dramatischen Arbeiten bestehend, verdankt ihren Ursprung der Uebernahme der Theaterdirektion durch Goethe; durch die der dritten Gruppe angehörigen, zum Theil dramatischen Produktionen suchte er sich der verstimmenden Eindrücke der französischen Revolution zu erwehren. Die lyrische Muse verstummte beinahe ganz in dieser Zeit. Ueberhaupt gereichte keines seiner damaligen Geisteswerke zur Erhöhung seines Ruhmes, und es war dem Publikum nicht zu verdenken, wenn es glaubte, der große Dichter habe den Höhepunkt seiner Laufbahn hinter sich. Der vorliegende mehr als dreijährige Zeitabschnitt war ganz geeignet, als dunkele Folie den überraschenden Glanz des ihm folgenden Trienniums zu steigern.

Zu den naturwissenschaftlichen Schriften gehört zunächst ein Beitrag zur Optik, Erstes Stück 1791. Es wurde schon im zehnten Kapitel erwähnt, daß neben der Botanik auch die Optik nach Goethe's Rückkehr aus Italien ihn lebhaft beschäftigte. Den Anstoß dazu gab ihm sein Interesse an Gemälden. So viele Lichter ihm auch in Italien über die Malerei aufgingen, Eines blieb ihm dunkel: das Kolorit. Weder Gespräche mit den Meistern, noch Lesen von Lehrbüchern klärten ihn auf; nur so viel schien ihm einleuchtend, daß man den Farben als physischen Erscheinungen erst von der Seite der Natur beizukommen

suchen müsse, wenn man über sie als Kunstmittel sich Rechenschaft geben wolle. Als er nun in der Heimath das Studium der Optik angriff, glaubte er die Entdeckung zu machen, die allgemein angenommene Newton'sche Hypothese über die Entstehung der Farben sei falsch und müsse durch eine haltbarere ersetzt werden; und so war ihm, wie er sagt, „eine neue folgenreiche Entwicklungskrankheit eingeimpft." Ueber die Art, wie er zu jener vermeintlichen Entdeckung gekommen, berichtet er selbst, er habe eines Tages, als er im Begriff stand, durch ein Glasprisma eine weiße Wand zu betrachten, der Newton'schen Theorie eingedenk, „die ganze Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt" zu sehen erwartet, statt dessen aber gefunden, daß sie nach wie vor weiß blieb und nur an den Rändern gefärbt erschien, und durch dieses „Aperçu" habe ihm sogleich die Unrichtigkeit jener Theorie eingeleuchtet. Der Leser, der Newton's Lehre kennt, wird einsehen, wie mißlich es um die Solidität des von Goethe neu angelegten optischen Lehrgebäudes stehen mußte, da der Aufbau desselben auf einem ganz irrigen „Grundaperçu" beruhte. Schon die Erwartung, womit Goethe das Prisma in die Hand nahm, ging aus einem Irrthum hervor; denn nach Newton's Theorie muß gerade eine weiße Wand, durch das Prisma beschaut, weiß und nur an den Rändern gefärbt erscheinen, weil die entstehenden Farbenbilder, indem sie sich übereinanderschieben, wieder das Weiße erzeugen und nur an den Rändern die überragenden Farben erblicken lassen. Allein hier rächte es sich an Goethe, daß er sich von Jugend auf nicht gewöhnt hatte, eine lange zusammenhangende Gedankenreihe eines Andern mit Hingebung zu verfolgen und besonders, daß er keine gründlichen mathematischen Studien gemacht hatte.

Bei jedem neuen Versuch mit dem Prisma glaubte er sich von Newton's Irrthum zu vergewissern. Im dünkeln Gefühl jedoch, daß er hier auf unbekanntem Boden wandele, legte er seine Beobachtungen einem benachbarten Physiker vor und hoffte sicher, daß dieser gleichfalls sofort im Glauben an Newton wanken werde. Zu seiner Verwunderung hörte er, die Phänomen seien bekannt und aus Newton's Theorie erklärt. Aber das entmuthigte ihn nicht; er fuhr fort, Dilettanten und Fachgelehrten seine Beobachtungen mitzutheilen. Jene amüsirten sich daran, diese gingen zu seinem Aerger nicht darauf ein. Man sollte denken, es hätte ihn doch stutzig machen müssen, daß gerade die kenntnißreichsten Männer, wie er gesteht, die entschiedenste Abneigung gegen seine Bemühungen zeigten. Er sucht in seinen Selbstbekenntnissen die Ursache dieser Unfreundlichkeit

überall, nur nicht, wo sie zu finden ist. Er beklagt die Beschränktheit, den Eigensinn, den Dünkel der wissenschaftlichen Gilden, den Handwerkssinn, der wohl etwas erhalten, aber nicht fördern könne u. s. w.; daß auf diesem Gebiet ohne Mathematik nichts auszurichten sei, ließ er nicht gelten.

Am meisten Aufmunterung ward ihm aus den obersten gesellschaftlichen Regionen zu Theil, wo freilich nicht selten das Halbwissenschaftliche und geistreich Dilettantische einen günstigen Boden findet. Der Herzog Karl August, rühmt er dankbar, vergönnte ihm „Raum und Muße zu seinem neuen Vorhaben;“ Dalberg, damals noch in Erfurt, schrieb zu einem ihm zugesandten Aufsatz durchgehende Randbemerkungen; der Herzog Ernst von Gotha stellte ihm sein physikalisches Kabinet zur Disposition; der Prinz August von Gotha verehrte ihm aus England verschriebene kostbare achromatische Prismen. Wornach er sich aber am meisten sehnte, fördernde Theilnahme eines tüchtigen Fachmannes an seinen Arbeiten, das blieb fortdauernd ein unerfüllter Wunsch. So entschloß er sich denn, was ihm bei Einzelnen mißlang, beim Gesammtpublikum zu versuchen und eine Frage an die ganze gebildete Welt zu richten. Er veröffentlichte ein kleines Heft, Beiträge zur Optik. Erstes Stück betitelt. Der Erfolg war unerfreulich, und dies hatte er theilweise selbst dadurch verursacht, daß er von dem Ziel, worauf er hinsteuerte, nur schwache Andeutungen gab. „In gelehrten Zeitungen,“ erzählt er selbst, „in Journalen, Wörterbüchern und Compendien sah man stolz auf mich herab.“ Ebenso kalt wurden die Beiträge zur Optik. Zweites Stück 1792 aufgenommen. Auch darin hielt er noch mit seiner Theorie zurück, die wir später kennen lernen werden.

Dem Kreise seiner naturwissenschaften Schriften gehört auch die Abhandlung Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt aus dem Jahr 1793 an. Goethe sucht hier zu zeigen, daß die unmittelbare Anwendung eines isolirten Versuchs zum Beweis einer Hypothese leicht zum Irrthum führe. Er verlangt zunächst Vermannigfaltigung jedes Versuchs, um aus einer Reihe verwandter Erfahrungen eine Erfahrung höherer Art, eine Kollektiverfahrung, zu gewinnen. Sei man zu einer Anzahl solcher Kollektiverfahrungen gelangt, so müsse Verstand und Einbildungskraft auch diese in Verbindung zu bringen suchen. Das Ganze ist eine Apologie seiner eigenen Forschungsmethode und zugleich Anbahnung seiner spätern Polemik gegen Newton, dem er Schuld gab, auf allzu vereinzelte Versuche seine überkühne Hypothese gegründet zu haben.

Von den dramatischen Arbeiten, zu denen unserm Dichter die Uebernahme der Theaterdirektion den Anstoß gab, mögen zuerst drei Prologe und ein Epilog erwähnt werden. In dem Eröffnungs-Prolog vom 7. Mai 1791 bittet er das Theaterpublikum, er möge nicht nach den anfänglichen Leistungen der Gesellschaft über die zukünftigen urtheilen und deutet zugleich an, daß er sich (wie später Immermann in Düsseldorf) die Aufgabe gestellt habe, weniger einzelne Talente in glänzendem Lichte zu zeigen, als vielmehr ein möglichst harmonisches Zusammenwirken aller Kräfte zu fördern. Zur Eröffnung der Wintersaison 1791—92 schrieb er wieder einen Prolog, der am 1. Okt. 1791 gesprochen wurde. Der Ausdruck darin ist zum Theil gar nüchtern und prosaisch:

Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
Daß unsere Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat, vielleicht in Deutschland mehr
Als anderswo u. s. w.

Man könnte diese fast platte Sprache damit erklären wollen, daß Goethe, für Anderweitiges lebhafter interessirt, dergleichen Gelegenheitsgedichte nachlässig improvisirt habe. Mir scheint aber, daß ihn hierbei praktische Rücksichten geleitet. Prologe und Epiloge sollten dazu dienen, sich mit dem größern Publikum über die Aufgabe des Weimarischen Theaters zu verständigen, und so glaubte er den Vortragenden eine möglichst plane und faßliche Sprache in den Mund legen zu sollen. Am Schluß der Theatersaison im Juni 1792 konnte die Gesellschaft mit dem Bewußtsein Abschied nehmen, daß sich bereits ein freundliches Verhältniß zwischen ihr und dem Publikum gebildet hatte; demgemäß ist die Sprache des Epilogs vom 11. Juni 1792 zwar schlicht und einfach, aber nicht kühl und trocken, vielmehr vom Hauch einer belebenden Wärme durchdrungen. Ein Prolog vom 15. Oktober 1793 wurde zum Lustspiel „Der Krieg, von Goldoni“ gedichtet, und von Christiane Neumann, nunmehr Frau Becker, gesprochen. Er zeigt, daß Goethe in der damaligen unheilschwangern Zeit, wie als Schauspieldichter, so auch als Theaterdirektor es sich angelegen sein ließ, die heitere Seite des Lebens hervorzukehren.

Es wurde im vorigen Kapitel berührt, wie Goethe sich an der Umarbeitung italienischer, französischer und deutscher Operntexte für die Weimarische Bühne betheiligte. Er verbesserte unter Anderm den Text der Theatralischen Abenteuer und der Heim-

lichen Heirath und lieferte eine Neubearbeitung des Librettos der Oper Circe. Daß der hierbei aufgewandte Fleiß für seinen Nachruhm verloren war, wußte er recht gut; ihn entschädigte die Hoffnung, dadurch einen günstigen Einfluß auf die deutschen Operntexte zu üben.

Weit größere Anerkennung, als ihm zu Theil ward, versprach er sich von einer dramatischen Originalarbeit, dem 1791 beendigten Lustspiel Der Groß-Cophta. Man zieht häufig diese Dichtung in den Kreis der auf die französische Revolution bezüglichen. Sie hängt aber im Wesentlichen mit Goethe's Interesse für Propheten, Schwärmer, Wunderthäter und Panurgen zusammen, demjenigen Interesse, woraus sein Satyros, der Pater Brey und gewissermaßen auch Mahomet hervorgingen. Unser Stück behandelt als Hauptsache die thaumaturgische Mystifikation, deren Repräsentant der Groß-Cophta ist, und daneben die sittliche Verderbtheit, die sich am ausgeprägtesten in der Marquise darstellt. Wie ganz anders hätte der Stoff ausgeführt werden müssen, wenn die Darstellung seines Zusammenhangs mit der großen französischen Staatsumwälzung in der Absicht des Dichters gelegen hätte! Freilich bestand in der Wirklichkeit ein solcher Zusammenhang; denn den Stoff lieferte die berüchtigte Halsbandgeschichte, welche dem Dichter schon 1785 bekannt wurde und ihn schon damals in dem „unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrund die gräulichsten Folgen gespensterhaft erblicken ließ.“ Bei allen Veränderungen, die er mit dem Sujet vornahm, erinnert doch sogleich der Domherr an den Herzog von Rohan, die Marquise an die Gräfin Lamothe, ihre Nichte an Demoiselle Oliva, der Groß-Cophta an Cagliostro u. s. w. Die raffinirte List der Gräfin, womit sie die Neigung des Herzogs zu benutzen wußte, um sich in den Besitz eines Halsbandes von anderthalb Millionen Francs an Werth zu setzen, das trügerische Rendezvous des Herzogs mit der die Rolle der Königin spielende Oliva und mehreres Andere findet sich im Drama wieder. Goethe deutet auch selbst auf den Zusammenhang der Halsbandgeschichte mit der Revolution in seiner „Campagne in Frankreich“ hin. „Nun,“ sagt er, „lagen die direkten und indirekten Folgen jener Narrheiten und Halbverbrechen gegen die Majestät vor mir, alle zusammen wirksam genug, um den mächtigsten Thron der Welt zu erschüttern.“ Aber sogleich fügt er hinzu, er habe, „um sich einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, diesem Unheil eine heitere Seite abzugewinnen gesucht,“ und zu dem Ende mußte er den Blick von den furchtbaren Folgen jenes frevel-

haften Beginnens abwenden d. h. die Beziehung dessen zur Revolution ignoriren.

Anfangs gedachte er den Gegenstand als Oper mit dem Titel Die Mystificirten zu behandeln. Sobald er sich des Tasso's entledigt hatte, begann er die rhythmische Behandlung des Sujets und verabredete die Komposition mit Joh. Friedr. Reichardt, welcher sogleich einige Baßarien in Musik setzte. Die Arbeit gerieth in's Stocken, „weil kein froher Geist über dem Ganzen waltete." Um nicht alle Mühe zu verlieren, beschloß er seltsamer Weise, das Stück in Prosa — als Lustspiel zu behandeln, als ob es dazu weniger eines „frohen Geistes" bedurft hätte. Ohne Frage war die Opernform dem Gegenstande günstiger. Das sittlich Herbe, das ihm anhaftet, würde in der Tonbegleitung weniger verletzt haben, und der Thaumaturg, der Groß-Cophta, wäre, durch die Wirkung der Musik gehoben, imposanter erschienen, und sein wunderbarer Einfluß auf die Umgebung begreiflicher geworden.

Nach einer Andeutung in der „Campagne in Frankreich" waren die Hauptfiguren des Lustspiels für die Persönlichkeit gewisser Mitglieder der Weimarischen Schauspielertruppe berechnet. Auch wollte Goethe bei diesem Stück auf den Geschmack eines weitern Theaterpublikums Rücksicht nehmen. Nachdem die bedeutendsten seiner frühern Dramen keinen rechten Eingang in's Theater gefunden, die ältern, wie Götz, weil sie zu sehr in's Breite gingen, die jüngern, wie Iphigenie und Tasso, weil sie dem tiefsten innern Sinn zugewandt waren: wünschte er diesmal etwas ganz Bühnengemäßes zu liefern, und hoffte, wie er sich ausdrückt, „durch eine gewisse mittlere Technik, die er sich eingeübt, etwas mäßig Erfreuliches bieten zu können." Die Hoffnung wäre in Erfüllung gegangen, — denn die Behandlung des Stücks zeugt von der größten Bühnenkenntniß — hätte er sich nur nicht im Stoff so durchaus vergriffen. Trotz der sorgfältigsten Aufführung machte das Stück den widerwärtigsten Effekt. Er gesteht selbst: „Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann; kein Herz klang an. Die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden. Und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respektabler Theil des Publikums entfremdet, sowie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte."

Zu der dritten der im Eingange des Kapitels bezeichneten Gruppen, welche die durch die Revolution veranlaßten Schriften

umfaßt, gehören zwei dramatische Arbeiten: Der Bürgergeneral und Die Aufgeregten, von denen jedoch nur jene vollendet ist.

Der Bürgergeneral, ein einaktiges Lustspiel, 1793 anonym erschienen, wird vom Dichter selbst als „zweite Fortsetzung der beiden Billets“ bezeichnet, einer einaktigen Posse, welche Chr. Lebr. Heyne unter dem Namen Anton Wall 1783 nach einem Nachspiel des Grafen Florian geschrieben hatte. Schon in dieser Posse finden sich die Personen Schnaps, Görge und Röse. Das Stück gefiel, und dadurch sah sich Heyne veranlaßt, eine Fortsetzung, Der Stammbaum betitelt, folgen zu lassen, worin außer den drei genannten Personen noch Märten, Röse's Vater, auftritt. In keiner von beiden Possen liegt eine politische Tendenz. Beide wurden in Weimar wiederholt gegeben, und Joh. Christoph Beck, ein Mitglied der neuen Schauspielertruppe, spielte den Schnaps, wie Goethe sich ausdrückt, „mit individueller Trefflichkeit, indem selbst seine Fehler ihm dabei zu statten kamen.“ Ueber dem Einüben, Proben und Aufführen der Possen vertiefte sich Goethe so in die närrische Figur des Schnaps, daß ihn die Lust ergriff, sie in einer Produktion zum dritten Mal vorzuführen. Bei der Idee, den Schnaps als Bürgergeneral in der „Uniform der Freiheit“ auftreten zu lassen, war der Zufall im Spiel. Sein Bedienter Paul hätte während der Campagne in Frankreich an der Gränze ein Mantelsäckchen mit einer solchen Uniform aufgerafft, und dieses authentische Kostüm spielte bei jeder Aufführung des Stücks in Weimar mit.

Nach einem Briefe Goethe's an Herder (vom 7. Juni 1793) „verstrichen von dem Moment an, wo er die erste Idee des Lustspiels faßte, keine drei Tage so war es fertig.“ Trotzdem fehlt es ihm nicht an mancherlei Vorzügen. Die Anlage ist einfach; der Dialog bewegt sich sehr lebendig, in den meisten Scenen Schlag auf Schlag; die Rolle des dreisten Großsprechers und Freiheitsapostels Schnaps, der es vor Allem auf ein gutes Frühstück abgesehen hat, sprudelt von köstlicher Ironie und Satyre. Eben so glücklich ist die Figur des alten behaglichen Märten, des politischen Kannegießers, behandelt, der sich von Schnaps um einen fetten Milchtopf, Zucker und Rahm prellen läßt. In Rose und Görge spricht sich ein Gefühl aus, das den Dichter selbst so lebhaft durchdrang, das innige Gefühl des friedlich häuslichen Glücks. Dem Edelmann legte er die Lehren in den Mund, zu den er sich selbst im Leben bekannte: „Kinder, liebt euch, bestellt euren Acker wohl und haltet gut Haus . . . Fremde Länder laßt für sich sorgen, und den poli-

tischen Himmel betrachtet allenfalls einmal. Sonn- und Feiertags." Goethe berichtet das Stück habe ungeachtet seiner guten Eigenschaften selbst auf Gönner und Freunde höchst widerwärtig gewirkt; die Nähe der gefahrdrohenden Begebenheiten, die hier in Abbild erschienen, die Parteileidenschaft im Vaterlande habe keinen heitern Eindruck, keinen rein ästhetischen Genuß aufkommen lassen. Doch muß in Weimar die Aufnahme nicht so übel gewesen sein. Am 7. Juni 1793 schrieb er an Jacobi: „Den Bürgergeneral habe ich vor meiner Abreise (zur Blokade von Mainz) in Weimar spielen lassen; er nimmt sich sehr gut aus." Und in hohem Alter (1828) sagte er zu Eckermann: „Es war zu seiner Zeit ein sehr gutes Stück und hat uns manchen heitern Abend gemacht."

Das bedeutendste und beste der durch die Revolution veranlaßten Dramen Goethe's würde zweifellos, wäre es zur Vollendung gediehen, das fünfaktige Drama Die Aufgeregten geworden sein. Nur die zwei ersten Akte und der vierte sind ausgeführt, der dritte nur eben angefangen, und vom letzten bloß der ihm zugedachte Inhalt angegeben. Goethe hatte sich hier die Aufgabe gestellt, die großen und furchtbaren Auftritte der Weltbühne in einem die Hauptparteien und ihre Triebfedern abspiegelnden Miniaturbilde vorzuführen, aber so, daß das grauenhaft Drohende, das tragisch Erschütternde wegfiele, für heitern Humor und Ironie Raum bliebe, und vor Allem gemäßigte und billige Ansichten angebahnt würden. Die Handlung ist geschickt angelegt. Sie dreht sich um einen Rechtsstreit über Frohnden, der zuletzt durch Herbeischaffung unterschlagener Dokumente gütlich geschlichtet wird. Was die Franzosen durch Revolution gewaltsam wegräumen, das sollen wir, lehrt der Dichter, auf dem Wege friedlicher Reformen und Kompromisse beseitigen. Die Darstellung ist edel und gefällig, an vielen Stellen durch Humor und Satyre gewürzt. Die Personen bilden drei Hauptgruppen: 1. Heftige Gegner der Revolution (der Baron, die junge Comtesse Friederike); 2. aufrührerisch Gesinnte (der Magister, der Chirurg Breme von Bremenfeld, unzufriedene Bauern); 3. eine mittlere und vermittelnde Gruppe (die Gräfin, der Hofrath, Luise, Jacob und Caroline). Der Amtmann, ein prozeßsüchtiger Egoist, war als Haupttriebrad der Handlung nöthig. Kraft und Leben des Stücks würde sich gerade in den unausgeführt gebliebenen Theilen koncentrirt haben. Besonders zu bedauern ist, daß die geistreich erfundene Scene des dritten Akts nicht zu Stande gekommen ist, wo auf den tückischen Vorschlag des Barons die Theegesellschaft sich unter dem

Vorsitz des Hofraths zu einer Nationalversammlung konstituirt, die das Spiel in Ernst verkehrend tumultuarisch endigt. Hier versiegte dem Dichter wohl über dem Versuch der Darstellung die Laune, weil der Ernst der Zeit ihn übermannte.

In den Kreis von Goethe's Produktionen politischer Tendenz gehört auch seine Nachbildung des Reineke Fuchs. Wie aus einem Briefe an Jacobi hervorgeht, war sie schon Anfangs Mai 1793 im Rauhen fertig, und in zwölf Gesänge mit etwa 4500 Hexametern abgetheilt. In den Annalen sagt aber Goethe ausdrücklich, er habe „der unheiligen Weltbibel" auch auswärts seine Thätigkeit gewidmet und sie zur Blokade von Mainz mitgenommen. In welchem Sinn er sich zu dieser Arbeit entschloß, spricht er in folgendem Bekenntniß aus:

„Die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte. Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch besondere Fügung Reineke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit beträgt, so geht doch Alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört. Um aber das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsbald eine treue Nachbildung."

Das ist ein Bekenntniß, worüber sich Viele wahrhaft entsetzt haben. Gervinus findet es höchst beleidigend, daß der Dichter von Reineke eine solche Anwendung gemacht, „daß er den unschuldigen Humor einer simpeln Zeit, die das hier geschilderte intrigante Wesen erst im Werden sah, an eine Zeit halten konnte, die sich vom Uebermaß desselben zu befreien suchte." Auch rügt er die Einschiebung einiger dem Geist des alten Werks widersprechenden Stellen; so werde z. B. in diesem nur von einem Theil der Pfaffen ein so nachtheiliges Bild entworfen, wie Goethe die Menschen seiner Zeit überhaupt in den Versen schildert:

Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift, es könne Jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch Jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung u. s. w.

Dagegen darf man wohl mit Rosenkranz unserm Dichter das Recht vindiciren, das sich überhaupt die Bearbeiter älterer Sagen zu nehmen

pflegen, das Recht, den jedesmaligen Standpunkt ihrer Zeit hineinzudichten. Anstößig könnte man es finden, daß Goethe die deutsche Sage in das antike heroische Versmaß gekleidet. Er suchte dadurch die Dichtung um eine Stufe höher zu setzen und dem Geschmack der gebildeten Welt anzunähern, zugleich aber mit dieser Arbeit sich im Hexameter zu üben, für den er in den letzten Jahren eine große Vorliebe gewonnen hatte.

Nur im Vorbeigehen erwähne ich einer Schrift von gleichfalls politischer Tendenz, der Reise der Söhne des Megaprazon, eines Fragment gebliebenen, abenteuerlich märchenhaften, absichtlich räthselhaft gehaltenen Werks, das sich dem Stoff nach an den Pantagruel des Rabelais anlehnt.

An lyrischen Produktionen Goethe's entstanden in dem Zeitraum von 1791—94 nur einige aus seinen dramatischen Arbeiten hervorgegangene Lieder. Zu den für die Mystificirten (Groß-Cophta) gedichteten gehören zwei Baßarien: Cophtisches Lied und Ein anderes, jetzt den geselligen Liedern eingereiht. Die Lieder Die Spröde und Die Bekehrte, beide ungemein wohlklingend, wurden in die Theatralischen Abenteuer eingelegt. Das Gedicht Der neue Amor, das Goethe 1792 zu Münster bei der Fürstin Gallitzin improvisirte, ward durch die dortigen Verhandlungen über Aesthetik hervorgerufen. Es kleidet den Gedanken, daß Kunsttrieb und Kunstliebe aus einem sinnlichen und einem geistigen Element zusammengesetzt seien, in ein mythisch allegorisches Gewand.

Dreizehntes Kapitel.

1794: Nähere Verbindung mit Schiller. Theilnahme an den Horen. Schiller zu Besuch. Naturwissenschaftliche Studien. Politische Zeitverhältnisse. — 1795: Häufige Ausflüge nach Jena. Nähere Verbindung mit Wilh. v. Humboldt und Körner. Besuch von Karlsbad. Stollenbruch in Ilmenau. — 1796: Die Xenien. Schiller und Iffland zu Besuch. Reise nach Le'pzig und Dessau. Xenienſturm. — 1797: Reise in die Schweiz. Neue Epoche in Goethe's Geistesentwickelung.

In dem zunächst vor uns liegenden vierthalbjährigen Zeitraum erstieg Goethe's lyrische und epische Poesie den Gipfelpunkt der Klassicität; in der dramatischen hatte die klassische Richtung schon in Iphigenie und Tasso kulminirt. Am Schluß dieses Zeitraums trat eine nochmalige bedeutende Epoche in Goethe's Geistentwicklung ein, der Grund, warum ich in der vorliegenden Auflage seines Lebens die dritte Schweizerreise, nicht Schiller's Tod, zum Gränzstein des dritten Bandes gewählt habe.

Der mächtige Aufschwung aber, den Goethe's Genius in der uns jetzt beschäftigenden Periode nahm, ist auf Rechnung seiner nun endlich erfolgenden nähern Verbindung mit Schiller zu setzen. Goethe hat uns selbst die glückliche Begegnung erzählt, welche die Annäherung herbeiführte. In Jena hatte sich eine naturforschende Gesellschaft gebildet, an deren Spitze der Professor Batsch stand; Goethe und Schiller waren Ehrenmitglieder derselben. Einst wohnten sie beide einer der periodischen Sitzungen bei und trafen beim Herausgehen zufällig zusammen. Auf dem Wege knüpfte sich ein Gespräch an, wobei Schiller äußerte, eine so zerstückelte Art der Betrachtung der Natur, wie die eben gehörte, könne den Laien nicht ansprechen. Auch wohl den Eingeweihten nicht, antwortete Goethe, und es gebe eine andere Art, welche die Natur nicht gesondert und einzeln, sondern aus dem Ganzen in die Theile strebend, wirkend und lebendig darstelle. Schiller bezweifelte das. Darüber waren sie vor Schiller's Haus gelangt. Vom Gespräch fortgezogen, trat Goethe mit hinein, trug seine Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ sogar mit einigen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor Schiller's Augen entstehen. Dieser vernahm und schaute Alles mit reger Theilnahme und raschem Auffassen, schüttelte aber schließlich den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist

eine Idee." Goethe, stutzend und etwas verdrießlich, erwiderte: „Das kann mir lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Schiller, der Goethen für seine neu projektirten Horen zu gewinnen wünschte,*) entgegnete ruhig und rein bei der Sache bleibend: „Wie kann jemals eine der Idee ganz entsprechende Erfahrung gegeben werden? Darin besteht ja eben das Eigenthümliche der Idee, daß ihr nie eine Erfahrung kongruiren kann." Solche Sätze konnten unsern Dichter unglücklich machen. Dennoch wirkte die Anziehung des Schiller'schen Geistes mächtig auf Goethe; der erste Schritt war gethan. Schiller's treffliche Gattin, die von Kindheit auf Verehrung und Zuneigung für Goethe hegte, und trotz ihrer intimen Freundschaft mit Frau von Stein ihm auch jetzt noch zugethan war, trug das Ihrige zur Vermittelung eines dauernden Verständnisses bei, und alle beiderseitigen Freunde waren froh, das langersehnte Band sich knüpfen zu sehen.

Zugleich erwuchs daraus für unsern Dichter der Gewinn, mit den Gebrüdern Humboldt, besonders mit Wilhelm, der bereits mit Schiller befreundet war, in ein näheres Verhältniß zu treten. Wilhelm von Humboldt, der vor Allen Gelegenheit hatte, Entstehung und Entwickelung des Geistesbundes zwischen Schiller und Goethe zu beobachten, sagt darüber:

„Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer aufeinander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermuthigt auf seiner eigenen Bahn; jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen sie dasselbe Ziel vereinte. Keiner zog den andern in seinen Pfad herüber. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusamenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt, und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht."

Am 13. Juni 1794 richtete Schiller eine briefliche Einladung an Goethe zur Theilnahme an den Horen, noch ganz im ehrerbietigen Ton eines Fernerstehenden gehalten. Goethe antwortete unter dem 24. Juli freundlich, obwohl gemessen: „Ew. Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden

*) Hiernach scheint das Gespräch vor der am 13. Juni an Goethe gerichteten Einladung zum Mitwirken an der Zeitschrift stattgefunden zu haben.

und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein." Er erklärte, was er an Ungedrucktem Zweckdienliches besitze, gern mittheilen zu wollen, und sprach die Hoffnung aus, es werde „die Verbindung mit so wackern Männern (Schiller hatte ihm als mitarbeitende Jenenser W. v. Humboldt, Fichte, Woltmann u. a. bezeichnet) manches bei ihm in's Stocken Gerathene wieder in lebhaften Gang bringen." Aber nun verschwinden aus ihrer Korrespondenz für immer alle Wohl- und Hochwohlgeboren; denn um die Mitte Juli fand abermals eine Zusammenkunft in Schiller's Hause statt, wo zu glücklicher Stunde ihre Geister sich so tief einander aufschlossen und so mächtig ergriffen, daß sie fortan nicht mehr von einander lassen konnten. Schiller berichtete darüber an Körner den 1. Sept. 1794:

„Goethe kommt mir nun endlich mit Vertrauen entgegen. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben die ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mittheilen läßt, soll dir getreulich berichtet werden."

Man sieht, der Bund der beiden großen Dichter war nicht vorwaltend eine Herzensfreundschaft, wie die Jugend sie in überwallendem Liebesdrang zu schließen pflegt, nicht ein Bündniß wie das zwischen Schiller und Körner, oder zwischen Goethe und Jacobi, sondern beruhte von Anbeginn auf gemeinsamer Thätigkeit und wechselseitiger Förderung. „Es bedurfte für uns" sagte Goethe in den Gesprächen mit Eckermann, „keiner sogenannten besondern Freundschaft; denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden."

Kurz vor dem 28. August 1794 empfing Goethe einen Brief Schiller's, das liebste Geburtstagsgeschenk, wie er gestand, das ihm hätte werden können. Was er selbst am 28. Aug. zu thun pflegte, das hatte der neue Freund mit liebevoller Theilnahme und bewundernswürdigem Scharfblick in meisterhafter Form voraus gethan: er hatte die Summe seiner bisherigen Existenz gezogen. Hören wir

nur, wie er Goethe's Art, die Natur zu betrachten, die Nothwendigkeit seiner Hineigung zur antik klassischen Kunst und zur Erforschung fester Kunstprincipien darlegt:

„Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem sich jede schwächere Kraft wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen — eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde; aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen; mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus, auf rationalem Wege, in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenomen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem bessern Muster, das Ihr Geist sich erschuf, korrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von statten gehen.“

Wo gab es in der Welt einen Mann, der in unsers Dichters Wesen so tief hineinzublicken, und das Erblickte so bündig und schön auszusprechen vermocht hätte? Kein Wunder, daß Goethe sofort antwortete: „Alles was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen; denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren und dadurch nicht

allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin."

Enger knüpfte sich das neue Freundschaftsband durch einen vierzehntägigen Aufenthalt Schiller's zu Weimar in Goethe's Hause während der letzten Hälfte des Septembers 1794. Weil der Hof damals nach Eisenach übergesiedelt war, so befand sich Goethe in der Lage, dem eingeladenen Freunde so viel Zeit zu widmen, als dessen leider große Kränklichkeit gestattete. Das waren nun für beide Dichter genuß- und fruchtreiche Stunden! Nicht bloß dichterische Werke und Principien wurden besprochen, auch über bildende Kunst und Naturwissenschaft erstreckten sich die Verhandlungen. Schiller pries in einem Briefe an Goethe vom 29. Sept. den Reichthum neuer Ideen, die er aus Weimar mitgenommen. „Die Zeit wird lehren," schrieb er, „ob diese Aussaat bei mir aufgeht." Und wahrlich, sie ist herrlich aufgegangen! Aber auch für Goethe war der Gewinn jener Tage unberechenbar. Der schwere Druck, der auf seinem Gemüth lastete, der Bann, der seit einiger Zeit seine dichterische Produktivität stocken ließ, löste sich allmälig. Der liebevolle Antheil, den der geistig ebenbürtige Freund seinem Streben und Leisten zollte, entschädigte ihn für die Gleichgültigkeit einer in ganz andere Interessen versunkenen Welt. Das nächste Triennium, zumal das Jahr 1796 und die erste Hälfte von 1797, bilden durch Reichthum, Gediegenheit und klassische Vollendung der ihnen angehörigen dichterischen Erzeugnisse die strahlende Mittagshöhe in Goethe's Leben.

Was von solchen im Jahr 1794 entstand, werden wir im nächsten Kapitel kennen lernen. Daß der Ertrag dieses Jahrs nicht schon ein reicherer war, ist besonders zwei Umständen zuzuschreiben. Erstens schlangen sich durch Goethe's poetische Bestrebungen noch fortwährend zu stark die naturwissenschaftlichen hindurch, und zweitens übten die politischen Zeitverhältnisse einen zu starken Druck auf sein Gemüth aus.

Durch Professor Göttling in Jena wurde sein Interesse für die Chemie neu belebt. Auf mineralogischem Felde blieb der Geheime Rath Voigt sein treuer Mitarbeiter. In der Anatomie ward er durch ein Kolleg des Hofraths Loder über die Bänder gefördert; er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, Morgens in tiefem Schnee mit

Freund Meyer nach dem anatomischen Auditorium zu wandern. Alexander von Humboldt, von Baireuth herübergekommen, erhöhte seinen Eifer für die Naturwissenschaft überhaupt durch kenntnißreiches Eingehen auf seine Ideen. Die Optik beschäftigte ihn fortdauernd gleich lebhaft. „Der dir gesagt hat," schrieb er Ende 1794 an Jacobi, „daß ich meine optischen Studien aufgegeben, weiß nichts von mir. Sie gehen immer gleichen Schritts mit meinen übrigen Arbeiten."

Die Wolken am politischen Horizont zogen sich im Lauf des Jahrs 1794 immer dichter und drohender zusammen. Die Gefahr rückte jetzt auch dem mittlern Deutschland näher. Goethe erhielt aus dem Süden und Westen des Vaterlandes Kostbarkeiten mancher Art zum Aufbewahren zugesandt, die ihm als Beweise ehrenden Vertrauens, aber zugleich als Zeichen einer nationalen Bedrängniß vor Augen standen. Für seine Mutter ließ er schon vor dem Herbst einige Zimmer zu ihrer eventuellen Aufnahme zurecht machen. Wir wissen aus Früherm (Th. I, S. 8), daß die wackere Frau in der Heimath ausharrte. Sie wußte auch Frau von La Roche, die sich schon bei ihrem Jugendfreunde Wieland angemeldet hatte, zum Bleiben zu bewegen, wofür ihr der Weimarische Gevatter sehr dankbar war. Mit Betrübniß vernahm Goethe, daß auch sein Pempelforter Freund sich aus der Nähe des Kriegstheaters hatte flüchten müssen. Jacobi fand zu Eutendorf im Holsteinischen freundliche Aufnahme in der Familie des Grafen Reventlow, und lud Goethen wiederholt dorthin ein. Allein obwohl auch die interessante Gräfin Reventlow in einem schmeichelhaften Billet „auf ihres Jacobus Geheiß freudig die Angel nach dem schönen Fisch auswarf," so blieb Goethe doch nach dem Beispiel der Mutter unbeweglich an seiner Stelle. Gelegentlich sei hier erwähnt, daß er sich eines in Jena studirenden Sohnes von Jacobi, Max, mit väterlicher Sorgfalt annahm. Er überwachte und leitete seine Studien, und berichtete dem Vater ausführlich über sein Thun und Leben. Inzwischen verweilte sein geliebter Zögling Fritz von Stein in England und ließ es nicht an interessanten brieflichen Mittheilungen fehlen.

Zu dem Jahr 1795 übergehend, behalte ich wieder die Betrachtung der Geistesproduktionen desselben dem folgenden Kapitel vor. Schiller und Goethe beglückwünschten einander zum neuen Jahr. „Meine besten Wünsche," schrieb Schiller, „und noch einen herzlichen Dank für das verflossene Jahr, das mir durch Ihre Freundschaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergeßlich ist!"

— und Goethe: „Lassen Sie uns dieses Jahr zubringen, wie wir das vorige geendigt haben, mit wechselseitiger Theilnahme an Allem, was wir lieben und treiben.“ Aus Goethe's Briefen jener Zeit leuchtet ein inniges Genügen hervor, das er, wie ihm wohl bewußt war, dem Geistesbunde mit Schiller verdankte. Von jedem Besuch des Freundes brachte er einen neuen Sporn zur Thätigkeit mit, weshalb er denn auch wiederholt Wochen lang in Jena verweilte. Meyer begleitete ihn gewöhnlich dahin. W. v. Humboldt nahm gleichfalls an den dortigen Abendconferenzen Theil. Körner, der Herzensfreund Schiller's, stand mit dem Zirkel durch Briefverkehr in reger Verbindung. Durch die Theilnahme an Schiller's Horen erweiterte unser Dichter überhaupt den Kreis seiner literarischen Bekanntschaften. Er ward auf mitlebende Schriftsteller und auf Schriften aufmerksam, die ihm früher nie ein Interesse abgewonnen hatten. Gegen Herder that sich jedoch allmälig eine Entfremdung hervor, die in dem Maße zunahm, wie der Bund Goethe's mit Schiller enger und inniger ward. Herder's Abneigung gegen die Kantische Philosophie“, sagt Goethe, „und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs.“

Gegen die Mitte 1795 beschloß Goethe, weil ihn im Frühjahr mehrmals Rheumatismen geplagt hatten, Karlsbad zu besuchen. Schiller fühlte sich unglücklich, daß er den Freund auf einige Zeit entbehren sollte. „Sie waren,“ schrieb er, „in einer so frischen und heitern Thätigkeit, und der Sprudel ist eine schlechte Hippokrene, wenigstens so lange er getrunken wird.“ Der Erfolg zeigte, daß er Recht hatte. Goethe reiste Anfangs Juli ab mit dem Vorhaben, in Karlsbad seine naturwissenschaftlichen Arbeiten zu revidiren; aber daraus wurde nichts. Die zahlreiche und interessante Gesellschaft nahm ihn ganz in Anspruch. Am 19. Juli berichtete er: „Die Kur schlägt gut an; ich halte mich aber auch wie ein ächter Kurgast, bringe meine Tage in absolutem Nichtsthun zu und bin beständig unter den Menschen, da es denn nicht an Unterhaltung und kleinen Abenteuern fehlt.“ Die Heimkehr erfolgte den 9. August.

Nicht lange nachher traf aus Ilmenau die Hiobspost ein, daß ein Stollenbruch dem dortigen Bergbau den Garaus gemacht habe. Am 25. Aug. begab er sich mit seinem fünfjährigen Söhnchen und dem Geh. Rath Voigt dahin, und sah mit Betrübniß ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden war, in sich selbst erstickt und verschüttet. Er scheint sich jedoch bald getröstet zu

haben; denn in Briefen an Schiller vom 29. Aug. und vom 3. Sept. spricht er sich zufrieden über den vom herrlichsten Wetter begünstigten Aufenthalt in dem schönen Gebirgsthal, sowie über die Erheiterung aus, die ihm der kleine Begleiter durch sein lebhaftes Interesse für alles Neue bereitete. Am 7. Sept. war er wieder in Weimar.

Von den Lebensereignissen des letzten Quartals 1795 erwähne ich nur, daß am 5. Okt. sein Freund und Hausgenosse Meyer auf längere Zeit nach Italien reiste, wodurch er auch des Dichters Sehnsucht nach diesem gelobten Lande neu aufregte, und daß ihm Anfangs November ein zweites Söhnchen geboren wurde, welches aber nur kurze Zeit lebte. Um den Schmerz über diesen Verlust und die sehnsüchtigen Gedanken an Italien zu übertäuben, arbeitete er angestrengt an seinem Wilhelm Meister fort und beschloß so das Jahr in lebhafter Geistesthätigkeit.

Es folgen nunmehr anderthalb Jahre (1796 und die erste Hälfte 1797), die zu den glänzendsten und fruchtbarsten Perioden in Goethe's Leben gehören. Wir sehen hier seinen Genius sich nochmals zu gewaltigem Flug aufschwingen und die Kritiker beschämen, die seine Flügel für unheilbar gelähmt erklärt hatten. Ich gehe dennoch vorläufig raschern Schrittes über diese Zeit hinweg, weil die Hauptbedeutung derselben in den damals entstandenen Geistesschöpfungen liegt, mit deren Betrachtung sich das nächstfolgende Kapitel zu befassen hat. Nur bei einer werde ich schon hier etwas verweilen.

Goethe und Schiller begannen jetzt ihre Geister in den dichterischen Produktionen innigst ineinander zu verschränken, und Jeder von ihnen konnte des Freundes Gespräch und Briefwechsel kaum noch entbehren. So finden wir denn Goethe, weil Schiller durch seine Körperzustände an's Haus gebunden war, wieder vom 3. bis zum 17. Jan. 1796 in Jena, wo ihm die Abendstunden in der Unterhaltung mit dem Freunde bis tief in die Nacht dahinflogen. Diesmal galten ihre Konferenzen hauptsächlich einem gemeinschaftlichen Opus für Schiller's neuen Musenalmanach. Das Werk, schrieb Schiller an Körner, werde „eine wahre poetische Teufelei sein, die noch kein Beispiel habe." Es waren die Xenien. Beide Dichter hatten gegen Schriftsteller, Recensenten, gelehrte Gesellschaften, Buchhändler und Lesewelt Manches auf dem Herzen; über sie sollte nun ein großes literarisches Kollektivgericht abgehalten werden, und zwar durch Epigramme von je Einem Distichon nach Art der Xe-

— und Goethe: „Lassen Sie uns dieses Jahr zubringen, wie wir das vorige geendigt haben, mit wechselseitiger Theilnahme an Allem, was wir lieben und treiben.“ Aus Goethe's Briefen jener Zeit leuchtet ein inniges Genügen hervor, das er, wie ihm wohl bewußt war, dem Geistesbunde mit Schiller verdankte. Von jedem Besuch des Freundes brachte er einen neuen Sporn zur Thätigkeit mit, weshalb er denn auch wiederholt Wochen lang in Jena verweilte. Meyer begleitete ihn gewöhnlich dahin. W. v. Humboldt nahm gleichfalls an den dortigen Abendconferenzen Theil. Körner, der Herzensfreund Schiller's, stand mit dem Zirkel durch Briefverkehr in reger Verbindung. Durch die Theilnahme an Schiller's Horen erweiterte unser Dichter überhaupt den Kreis seiner literarischen Bekanntschaften. Er ward auf mitlebende Schriftsteller und auf Schriften aufmerksam, die ihm früher nie ein Interesse abgewonnen hatten. Gegen Herder that sich jedoch allmälig eine Entfremdung hervor, die in dem Maße zunahm, wie der Bund Goethe's mit Schiller enger und inniger ward. Herder's Abneigung gegen die Kantische Philosophie“, sagt Goethe, „und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs.“

Gegen die Mitte 1795 beschloß Goethe, weil ihn im Frühjahr mehrmals Rheumatismen geplagt hatten, Karlsbad zu besuchen. Schiller fühlte sich unglücklich, daß er den Freund auf einige Zeit entbehren sollte. „Sie waren,“ schrieb er, „in einer so frischen und heitern Thätigkeit, und der Sprudel ist eine schlechte Hippokrene, wenigstens so lange er getrunken wird.“ Der Erfolg zeigte, daß er Recht hatte. Goethe reiste Anfangs Juli ab mit dem Vorhaben, in Karlsbad seine naturwissenschaftlichen Arbeiten zu revidiren; aber daraus wurde nichts. Die zahlreiche und interessante Gesellschaft nahm ihn ganz in Anspruch. Am 19. Juli berichtete er: „Die Kur schlägt gut an; ich halte mich aber auch wie ein ächter Kurgast, bringe meine Tage in absolutem Nichtsthun zu und bin beständig unter den Menschen, da es denn nicht an Unterhaltung und kleinen Abenteuern fehlt.“ Die Heimkehr erfolgte den 9. August.

Nicht lange nachher traf aus Ilmenau die Hiobspost ein, daß ein Stollenbruch dem dortigen Bergbau den Garaus gemacht habe. Am 25. Aug. begab er sich mit seinem fünfjährigen Söhnchen und dem Geh. Rath Voigt dahin, und sah mit Betrübniß ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden war, in sich selbst erstickt und verschüttet. Er scheint sich jedoch bald getröstet zu

haben; denn in Briefen an Schiller vom 29. Aug. und vom 3. Sept. spricht er sich zufrieden über den vom herrlichsten Wetter begünstigten Aufenthalt in dem schönen Gebirgsthal, sowie über die Erheiterung aus, die ihm der kleine Begleiter durch sein lebhaftes Interesse für alles Neue bereitete. Am 7. Sept. war er wieder in Weimar.

Von den Lebensereignissen des letzten Quartals 1795 erwähne ich nur, daß am 5. Okt. sein Freund und Hausgenosse Meyer auf längere Zeit nach Italien reiste, wodurch er auch des Dichters Sehnsucht nach diesem gelobten Lande neu aufregte, und daß ihm Anfangs November ein zweites Söhnchen geboren wurde, welches aber nur kurze Zeit lebte. Um den Schmerz über diesen Verlust und die sehnsüchtigen Gedanken an Italien zu übertäuben, arbeitete er angestrengt an seinem Wilhelm Meister fort und beschloß so das Jahr in lebhafter Geistesthätigkeit.

Es folgen nunmehr anderthalb Jahre (1796 und die erste Hälfte 1797), die zu den glänzendsten und fruchtbarsten Perioden in Goethe's Leben gehören. Wir sehen hier seinen Genius sich nochmals zu gewaltigem Flug aufschwingen und die Kritiker beschämen, die seine Flügel für unheilbar gelähmt erklärt hatten. Ich gehe dennoch vorläufig raschern Schrittes über diese Zeit hinweg, weil die Hauptbedeutung derselben in den damals entstandenen Geistesschöpfungen liegt, mit deren Betrachtung sich das nächstfolgende Kapitel zu befassen hat. Nur bei einer werde ich schon hier etwas verweilen.

Goethe und Schiller begannen jetzt ihre Geister in den dichterischen Produktionen innigst ineinander zu verschränken, und Jeder von ihnen konnte des Freundes Gespräch und Briefwechsel kaum noch entbehren. So finden wir denn Goethe, weil Schiller durch seine Körperzustände an's Haus gebunden war, wieder vom 3. bis zum 17. Jan. 1796 in Jena, wo ihm die Abendstunden in der Unterhaltung mit dem Freunde bis tief in die Nacht dahinflogen. Diesmal galten ihre Konferenzen hauptsächlich einem gemeinschaftlichen Opus für Schiller's neuen Musenalmanach. Das Werk, schrieb Schiller an Körner, werde „eine wahre poetische Teufelei sein, die noch kein Beispiel habe.“ Es waren die Xenien. Beide Dichter hatten gegen Schriftsteller, Recensenten, gelehrte Gesellschaften, Buchhändler und Lesewelt Manches auf dem Herzen; über sie sollte nun ein großes literarisches Kollektivgericht abgehalten werden, und zwar durch Epigramme von je Einem Distichon nach Art der Xe-

nien (Gastgeschenke) des Martial. In dem abendlichen Zusammensein der beiden Dichter sprühten die Geistesfunken lustiger und reicher, so daß bei Goethe's Rückkehr nach Weimar die Zahl der beißenden Gastgeschenke sich schon auf 66 belief. Am 1. Febr. berichtete Schiller an Körner: „Das Meiste ist wilde, gottlose Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen. Es werden nicht unter 600 solcher Monodistichen werden; aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Ueber 200 sind schon fertig ... Wir haben beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an die einzelnen Theile niemals auseinanderzusetzen; und sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder diese Epigramme ganz abdrucken" — was bekanntlich keiner von beiden gethan.

Goethe war unterdessen in Folge eines Besuchs der Darmstädtischen Herrschaft, und weil der Geburtstag der Herzogin heranrückte, in ein geräuschvolles und zerstreuendes Leben hineingerathen. Trotzdem hatte er das Xenienprojekt im Auge behalten und den Entschluß gefaßt, auch die Newtonianer nicht leer ausgehen zu lassen. Gleichzeitig hatten sich bei Schiller neue Ideen für die Xenien entwickelt. Beim Lesen Homer's hatte er in dem Gericht, das dieser über die Freier ergehen läßt, ebenso in der Nekromantie, eine prächtige Quelle für Parodien entdeckt, und sofort die Ausführung begonnen. Er setzte im Februar mit Feuereifer die Beschäftigung mit den Xenien fort, wie er denn trotz seines siechen Körpers unsern Dichter an Arbeitsenergie übertraf, und freute sich, unter den von Goethe einlaufenden auch einige politische anzutreffen. Da man sie doch einmal, meinte er, an unsichern Orten konfisciren werde, so sehe er nicht ein, warum sie es nicht auch von dieser Seite verdienen sollten.

In diese frische Thätigkeit Schiller's kam eine Unterbrechung durch wiederholte Krampfanfälle und durch traurige Nachrichten aus der schwäbischen Heimath. Goethe begab sich nach Jena und suchte des Freundes Gemüth aufzurichten. Auf seine Bitte verweilte Schiller vom 23. März bis zum 20. April zu Weimar bei unserm Dichter, der ihm die zarteste Aufmerksamkeit erwies und ihn so geschickt zu erheitern wußte, daß sein Befinden sich wesentlich besserte, und sogar der lang entbehrte ruhige Nachtschlaf zurückkehrte. Im Schauspielhause, das keine Logen hatte, ließ er eine für den leidenden Freund herstellen, worin er ganz ungestört war. Die Hauptmittel, ihn von trüben Gedanken abzuziehen, waren abwechselnd

geistige Beschäftigung und gesellschaftliche Zerstreuung. Da zu eben der Zeit Iffland einige Wochen in Weimar zubrachte, um Gastrollen zu geben, und schließlich in Egmont aufzutreten, so unternahm auf Goethe's Wunsch Schiller eine Redaktion des Stücks für die Bühne, und griff die Aufgabe nach seiner Weise sehr energisch an. Er schnitt zu des Verfassers Leidwesen die ganze Rolle der Regentin weg. Doch ließ Goethe ihn gewähren, weil er der Umarbeitung eine konsequente Durchführung zuerkennen mußte. Schiller war ihm auch behülflich, für Iffland einen geselligen Kreis zu eröffnen. An W. v. Humboldt berichtete Schiller darüber: „Goethe wollte nicht gerne zu viel Anstalten Iffland's wegen machen, und doch muß man, wie Sie wissen, in Weimar Alles aufbieten, um nur etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil des Societäts-Arrangements auf meinen Namen, und indem wir, Goethe und ich, zusammen sind, verwandelt sich die ganze Historie in eine Komödie für uns."

Nachdem Schiller am 20. April erfrischt und ermuthigt nach Jena heimgekehrt war, folgte ihm Goethe bald, und nun belebten sich dort ihre Konferenzen durch den Zutritt Körner's, der am 27. mit den Seinen zu Besuch eintraf und ein paar Wochen blieb. Dieser edle Busenfreund Schiller's rückte jetzt auch Goethe'n sehr nahe und griff durch musikalische Komposition, einsichtsvolle Kritik und warmen Antheil anregend und fördernd in den Geistesverkehr des Dichterpaares ein. Nach seiner Abreise gab es wieder viele „gottlose und fromme Xenien", wie Schiller den 9. Juni an Körner berichtete, und zugleich rückte Wilhelm Meister unter Schiller's steter Mitwirkung dem Ende zu. Die Beschäftigung mit den Xenien war offenbar für beide Dichter eine Selbstläuterung von Bitterkeit und Mißmuth; denn nun ist weiterhin immer mehr von freundlichen, von „lieblichen und gefälligen Xenien" die Rede, die wie ein Regenbogen auf das Gewitter folgen sollten.

Als nun aber Schiller um die Mitte Juli an die Gesammtredaktion der gewaltig angeschwollenen Epigrammenmasse ging — denn der Musenalmanach für 1797 sollte bei Zeiten im Herbst 1796 in die Welt hinausflattern — da zeigte sich, daß wenn die Sammlung den Eindruck eines Ganzen machen sollte, noch viele Monodistichen würdiger, philosophischer Art zu dichten waren. So vereinigten sich die beiden Dichter dahin, die Epigramme zerstreut dem Almanach einzuverleiben, jedoch so, daß mehrere inhaltlich verwandte Monodistichen zu kleinern Gruppen vereinigt würden. Goethe

fügte sich darein, gestand aber nachher brieflich, daß es ihm wehe gethan, das „schöne Karten- und Luftgebäude“ so zerstört und zerstreut zu sehen. Schiller fand neuen Rath. Er schrieb den 1. Aug. an Goethe: „Nach nochmaligem Beschlafen der Sache habe ich die natürlichste Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünsche und die Konvenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen. Wenn wir die unschuldigen Xenien in dem vordern, gesetzten Theile des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien als ein eigenes Ganzes dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie Vieles an ihrer Bitterkeit, der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar.“ Goethe stimmte freudig bei, und so brachte der Musenalmanach für 1797 die eigentlichen Xenien, d. h. die satyrischen, polemischen Epigramme, am Schluß. Aus den übrigen Epigrammen waren drei andere Sammlungen gebildet, eine größere, die Votivtafeln (die ernsten, würdigen, philosophischen Sprüche enthaltend) und zwei kleinere (die freundlichen, lieblichen, gefälligen umfassend) mit den Ueberschriften Vielen und Einer. Eine Eisbahn betitelte Sammlung ist Goethe's alleiniges Eigenthum. Die vier andern Sammlungen erschienen G. und S. unterzeichnet. Außerdem waren noch einzelne Epigramme zwischen die übrigen Gedichte des Almanachs vertheilt.

Die Entstehung der Xenien habe ich etwas ausführlicher erzählt, um an einem Beispiel zu zeigen, welchen belebenden Einfluß auf Goethe sein nunmehriges Zusammenwirken mit Schiller übte. Dieser reichen Produktivität in der Epigrammendichtung waren bei Goethe noch mancherlei andere Arbeiten, besonders die Beendigung von Wilhelm Meisters Lehrjahren zur Seite gelaufen. Als er sich dieser lange getragenen Bürde entledigt hatte, war ihm nicht wohl zu Muth. Daran war aber nicht ausschließlich der augenblickliche Mangel einer ihn kräftig erfassenden neuen Aufgabe Schuld, sondern zugleich die lebhaft erwachende Sehnsucht nach einem nochmaligen Aufenthalt in Rom. Bei der Abreise Meyers dahin im Oktober vorigen Jahrs hatte er sich vorgenommen, im August 1796 ihm zu folgen. Aber der Kriegsunwetter wegen, die im südlichen Deutschland daherzogen, durfte er die Reise nicht antreten, und sein Schmerz darüber war groß. „Sie werden, mein Lieber,“ schrieb er den 2. Aug. 1796 an Schiller, „noch manchmal in diesen Tagen

zur Geduld gegen mich aufgefordert werden; denn jetzt, da die Zeit kommt, in welcher ich abreisen sollte, fühle ich nur zu sehr, was ich verliere, indem mir eine so nahe Hoffnung aufgeschoben wird, was in meinen Jahren so gut als vernichtet heißt. Was ich noch von Kultur bedarf, konnte ich nur auf jenem Wege finden; was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nützen und anwenden." Darin sprach Goethe einen großen und verhängnißvollen Irrthum aus, wenigstens sofern es um dichterische Leistungen ihm zu thun war. Es ist vielmehr für ein Glück anzusehen, daß er in Schiller's Nähe ausharren mußte. Nur diesem Umstande haben wir es zu danken, daß die nächsten elf Monate (bis zum August 1797) noch einen so reichen und glänzenden Ertrag an dichterischen Erzeugnissen lieferte; ich erwähne nur Hermann und Dorothea und die Balladen des Jahrs 1797. Schiller hatte Recht, wenn er meinte, daß Goethe auf dem Gipfel, worauf er jetzt stand, nicht nach neuem Stoff ausgehen, sondern daran denken solle, die schöne Form, deren er Meister geworden war, an dem überreichen Stoff, den er besaß, zur Anwendung zu bringen.

Ganz am Schluß des Jahrs 1796 machte Goethe mit dem Herzog eine Reise nach Leipzig und von da nach Dessau, von welcher er erst am 11. Jan. 1797 heimkehrte. In Leipzig besuchte er einen großen Ball, und hatte hier Gelegenheit, sich von der Wirkung der Xenien durch den Augenschein zu überzeugen. Der mitgetroffene Buchhändler Dyck, und wer sonst verletzt oder erschreckt worden war, betrachteten ihn „mit Apprehension wie das böse Princip." Die Flamme, welche die mordbrennerischen Füchse in Deutschlands literarischen Feldern angezündet hatten, war jetzt eben in hellster Lohe. Vom Nov. 1796 bis etwa Ostern 1797 verschlang der Antheil an den Xenien fast jedes andere literarische Interesse. Kein Wunder, daß in Monatsfrist eine neue Auflage des Almanachs nöthig ward. Des Staunens über die Verwegenheit der beiden Dichter, des Rathens nach den undeutlich Angegriffenen war kein Ende. In Gespräch und Briefwechsel summte der ausgeflogene Xenienschwarm durch ganz Deutschland nach; überall leiser Groll oder lautes Zürnen, geheime oder offene Schadenfreude. Von Herder ließ sich, obwohl er verschont geblieben war, bei seiner Mißstimmung gegen Schiller und Goethe nichts Anderes erwarten, als daß er seinen Haß gegen diese „neue verdammte Gattung" recht derb auslassen werde. Aber auch „die zierliche Jungfrau von Weimar", der gnädig behandelte Wieland, schrieb an Göschen, das

Dichterpaar habe sich durch einen in solchem Alter kaum verzeihlichen Muthwillen die ihm ringsher begegnende pöbelhafte Behandlung selbst zugezogen und voraussehen sollen, daß, wer sich zum Spaß mit Gassenjungen herumschlägt, beschmutzt wird. Voß sogar, der als „wackrer Eutinischer Leu“ gepriesene, war verdrießlich über diese „Menschenausstellung“. In Gotha zürnte der Herzog wegen des Angriffs auf Schlichtegroll, den er hochhielt. In Berlin war die Aufregung unbeschreiblich; Nicolai nannte den Musenalmanach einen Furienalmanach. Bald ergoß sich auch ein Strom gedruckter Entgegnungen in Versen und Prosa, eine ganze Antixenienliteratur. Schiller war über einige dieser Angriffe verstimmt; Goethe blieb heiter und wohlgemuth. „Es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik,“ schrieb er an Schiller, „daß Jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er jederzeit wieder durch Gegenwart, Leben und Wirken.“ Er machte sich wenig aus diesem Federkrieg, hätte nur nicht ein schlimmerer Krieg mit Schwertern im Süden getobt.

Als im Frühling 1797 ein Waffenstillstand in Leoben geschlossen ward, und damit der Krieg, der sich auch über Oberitalien verbreitet hatte, zur Ruhe kam, erwachte bei Goethe wieder die Hoffnung auf eine Reise nach Italien. Doch verhinderte einen baldigen Aufbruch die Abwesenheit des Herzogs, dessen Rückkehr er abwarten mußte, weil Manches mündliche Verhandlung mit ihm erforderte. Inzwischen klagte Meyer in Briefen aus Rom über Kränklichkeit und Mißmuth. Goethe bewog ihn zur Rückkehr in seine Heimath, die Schweiz, und erbot sich, ihm bis dorthin entgegenzureisen. Ob sie dann zusammen sich nach Rom oder nach Weimar wenden würden, sollte von den Umständen abhängig bleiben.

Am 30. Juli 1797 gelangte Goethe endlich dazu, die Reise nach dem Süden anzutreten. Er machte diesmal den Weg von Thüringen nach dem Mainstrom ganz bei Tage mit bedächtiger Ruhe und Aufmerksamkeit und führte nach viertägiger Fahrt seiner Mutter zum ersten Mal Christiane Vulpius mit seinem Sohne zu, die von der Frau Rath mit aller Herzlichkeit aufgenommen wurden. Goethe verweilte bis zum 25. Aug. in seiner Vaterstadt.

Schon hier traten die Symptome einer neuen Entwickelungsperiode in ihm hervor. Noch am 29. Juli hatte er an Schiller geschrieben: „Sie sagten neulich, daß zur Poesie nur die Poesie Stimmung gebe, und da das sehr wahr ist, so sieht man,

wie viel Zeit der Dichter verliert, wenn er sich mit der Welt abgibt, besonders wenn es ihm an Stoff nicht fehlt. Mir graut schon vor der empirischen Weltbreite.“ Und dennoch werden wir ihn von nun an recht absichtlich eine Fülle von Stoff aufnehmen und allerlei künstliche Veranstaltungen treffen sehen, um sich dieses Besitzes zu versichern. Anstatt die mit den Jahren doch nicht wachsenden Kräfte haushälterisch zu verwenden, beginnt er Anschauung und Nachdenken an allerlei kleinliche Gegenstände zu vergeuden. Er legte auf dieser Reise ganze Bündel von Akten an, worin er öffentliche Papiere, die ihm vorkamen, Tages- und Wochenblätter, Verordnungen, Komödienzettel, ferner Predigtauszüge, Preiscourante u. dgl. mit beigefügten Bemerkungen einheftete. „Nicht eher will ich wiederkommen,“ schrieb er an Schiller, „als bis ich wenigstens eine Sattheit der Empirie empfinde, da wir an eine Totalität nicht denken dürfen.“ Warum wandelte ihn nicht die Furcht vor Geistesüberladung an, die dem Fluge des Genius so hinderlich werden kann?

Allerdings lag, wie wir wissen, ein universalistischer Zug von Jugend auf in ihm; aber nunmehr nahm derselbe eine krankhafte und pedantische Richtung auf Untergeordnetes an. Dieser Trieb in die Weite und Breite war die eine Seite der jetzt in Goethe vorgehenden Entwickelung; die andere Seite war ein eigenthümliches Streben in die Tiefe bei der Betrachtung gewisser Dinge, eine Art sentimentalischer Theilnahme, die er zu seiner eigenen Ueberraschung als ein neues Phänomen in seinem Innern gewahrte. Indem er die Gegenstände, die eine solche Wirkung in ihm hervorbrachte, genau prüfte, fand er mit Verwunderung, daß sie eigentlich symbolisch seien, d. h. wie er dies in einem Briefe an Schiller erläutert, „eminente Fälle, die als Repräsentanten von vielen andern dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, Aehnliches und Fremdes im Geist aufregen und so von außen wie von innen an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen.“ Hätte er sich hierbei auf wirklich „eminente Fälle“ beschränkt, so wäre das neue Phänomen vielleicht nicht so bedenklich gewesen; allein dieser Zug zum Symbolischen begann sich auf gar unbedeutende Objekte zu richten. So bezeichnete er in dem Briefe an Schiller als zwei eminent symbolische Dinge, die er in Frankfurt gefunden, den Platz, wo er wohnte, „welcher durch seine Lage und Alles, was darauf vorging, in jedem Moment symbolisch war“, und den Raum seines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, „der aus dem beschränktesten patriarchalischen Zustande, worin ein

alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waaren= und Marktplatz umgewandelt wurde.“ Hier zeigen sich, wie Gervinus treffend bemerkt, die Anfänge jener spätern Theorie des Erstaunens, nach welcher Goethe manchmal die höchste Bedeutung in geringfügige Dinge legte und seine Poesien bisweilen ganz in dem allegorisirenden und symbolisirenden Geist der Romantiker behandelte.

Der symbolische Zug war, wie der universalistische, seiner bisherigen Poesie freilich nicht ganz fremd, wie denn natürlich nichts in Geist und Gemüth zum Durchbruch kommt, was nicht latent als Keim darin enthalten war. Auch ist bis auf einen gewissen Grad alle Poesie symbolisch; das Einzelne, was sie uns vorführt, ist immer der Repräsentant von Allgemeinerm. Allein der ächte, der naive Dichter stellt, ohne daß er es weiß und will, in dem Besondern das Allgemeine dar; dieses klingt in jenem nur dunkel, aber desto reicher mit an. Der ächte Dichter wird von dem Drange nach individueller Charakteristik beherrscht; die Idealität gesellt sich seinem Werke in dem Maße von selbst zu, wie er die Welt mit wahrem Dichterauge sieht. So war es in Goethe's bisherigen Meisterwerken. Von jetzt an arbeitet er zu bewußt und absichtlich auf symbolische Darstellung hin. Seine Gestalten verlieren an frischer Lebenswärme und plastischer Bestimmtheit; die Idealität beginnt die Individualität zu überwuchern. Sein Interesse für alles Edle und Große, sein Forschereifer, seine menschliche Würde wachsen fort und fort; aber sein Dichtergenius ist an einem Wendepunkt angelangt, wo er den Flug allmälig zu senken beginnt.

Goethe setzte den 25. Aug., nachdem er sich bewegten Gemüths von Christiane, seinem Söhnchen und der Mutter verabschiedet hatte, die Reise über Darmstadt, Heidelberg, Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart fort, wo er den 29. Abends anlangte. Auf dem Wege wandte er seine Aufmerksamkeit den heterogensten Dingen zu. Gebirgsarten und der darauf gegründete Feld= und Weinbau, Gegenden und Lage der Ortschaften, Wohnungen, Kleidungen, Gestalt und Sitten der Menschen, Preise der Lebensbedürfnisse, selbst einzelne Bonmots, die er an der Wirthstafel hörte, Alles wurde zu Protokoll genommen und dem Kollektaneenheft einverleibt. Der achttägige Aufenthalt in Stuttgart war vorzugsweise der Kunstbetrachtung und Kunstgenüssen gewidmet. In Dannecker's Atelier bewunderte er den herrlichen Originalabguß von Schiller's Büste; er verkehrte viel mit dem Hofbildhauer Scheffauer und sah interessante Gemälde beim

Kunstfreunde Rapp u. A. Dem Theater gewann er, mit Ausnahme des Ballets, keinen Geschmack ab, fand aber großen Genuß in einer musikalischen Soiree bei Schiller's Jugendfreunde, dem Kapellmeister Zumsteeg. Für die Poesie hatte ihm bisher die Reise den Gewinn gebracht, daß er auf ein neues poetisches Genre, „Gespräche in Liedern", gerathen war; er wandte die neue Form alsbald in den Balladen von der schönen Müllerin an.

Am 7. Sept. fuhr er nach Tübingen, wo er bei Cotta logirte und zu diesem kenntnißreichen und unternehmungslustigen Manne in ein näheres Verhältniß kam. Auch mit den meisten Universitätslehrern ward er bekannt. Bei Professor Storr besichtigte er ein bedeutendes Naturalienkabinet, mit Professor Kielmeyer unterhielt er sich über Anatomie und Physiologie. Am 16. Sept. verließ er Tübingen, übernachtete in Tuttlingen und traf am 17. Abends in Schaffhausen ein. Den 18. widmete er ganz dem Rheinfall. Wie sehr er sich durch seine Naturstudien an eine schematische und analysirende Betrachtungsweise gewöhnt hatte, zeigte sich hier. Er suchte das sinnverwirrende Wasserphänomen in seine Theile aufzulösen und sodann wieder als Ganzes aufzufassen und schrieb die dabei gemachten Beobachtungen und angeregten Ideen nieder *). „Sie werden sehen," berichtete er an Schiller, „daß jene wenigen dichterischen Zeilen (er meinte die Schilderung der Charybdis im Taucher: „Es wallet und siedet und brauset und zischt) sich gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth ziehen." Am 20. Sept. traf er mit Meyer in Zürich zusammen. Auf dem Wege dorthin gab ihm der Anblick eines von Epheu umwundenen Apfelbaumes den Gedanken zu seiner schönen Elegie Amyntas ein. Folgenden Tages fuhr er mit Meyer nach Stäfa.

Hier ward ungefähr eine Woche auf die Betrachtung der Umgegend und ihrer Kultur und der von Meyer mitgebrachten Kunstschätze verwendet. Der Anblick der nahen Hochgebirge erregte in Goethe den Wunsch, nochmals bis auf den St. Gotthard vorzudringen; den Gedanken an einen Uebergang nach Italien hatte er der dort fortdauernden Unruhen wegen aufgegeben. Donnerstag den 28. September brach das Freundepaar auf, übernachtete in Einsiedeln, am nächsten Tage in Schwyz, am dritten in Altorf. Bei der Fahrt auf dem Vierwaldstädter See faßte Goethe im Angesicht

*) Eingereiht in die „Schweizerreise im Jahr 1797" (Goethe's W. Bd. 26, S. 121 ff. Ausg. in 40 B.).

der sagenverklärten Oertlichkeiten, des Rütli's, der Tellskapelle u. s. w. den Plan eines Epos Tell. In Altorf änderte sich Nachts das bis dahin schöne Wetter; Wolken, Nebel und Schnee zeigten sich Morgens auf den nächsten Gipfeln. Ihr Anblick rief die tiefempfundenen Distichen Schweizeralpe hervor.

Am 3. Oktober Mittags stand Goethe zum dritten und letzten Mal auf der Höhe des St. Gotthard. Es läßt sich denken, wie lebhaft ihm der Platz die Gefühle zurückrief, die ihn vor zweiundzwanzig und vor achtzehn Jahren an dieser Stelle bewegt hatten. Gleich nach Tisch schickten sich die Reisenden zur Rückkehr an, und waren am 5. Oktober Abends wieder in Altorf. Noch innerhalb der Gebirge empfing Goethe die Trauerpost von dem am 22. Sept. erfolgten Tode der Schauspielerin Christiane Becker, geb. Neumann, der Schülerin, die er mit so viel Liebe und Erfolg für die Bühne herangebildet hatte. „Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten," schrieb er an Böttiger und widmete ihrem Andenken die herrliche Elegie Euphrosyne. Der 6. Oktober ward auf dem Vierwaldstädter See und dessen Ufern zugebracht, und am 7. der Weg über Stanz, Küßnacht und Zug nach Stäfa eingeschlagen, wo sie Sonntag den 8. Abends wohlbehalten anlangten und für zwei Wochen ihr Quartier aufschlugen.

Goethe hatte von der Gotthardstour wieder eine Unmasse von Notizen über naturhistorische, topographische, ökonomische und politische Verhältnisse der durchstreiften Gegenden mitgebracht, die jetzt in Stäfa revidirt, geordnet und mundirt wurden, außerdem eine Menge zu verpackender Mineralien. Zu diesen Beschäftigungen kamen noch die Ausbildung des Tellprojekts in Gedanken, die Unterhaltung mit Meyer darüber, die Lektüre der Hauptquelle, der Helvetischen Chronik von Tschudi, die Beobachtung der Charaktere, Lebensart und Gebräuche der dortigen Menschen behufs Benutzung in dem beabsichtigten Werke, ferner fortgesetzte Betrachtung der von Meyer mitgebrachten und ihm nachgeschickten Kunstsachen, zumal der Kopie der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit. So waren zwei Wochen wie im Fluge verstrichen, als das Freundepaar am 21. Oktober nach Zürich aufbrach. Hier blieben sie zum 26. und besuchten manche interessante Personen, nur nicht den einst so warm geliebten Freund Goethe's, Lavater. Unser Dichter wandelte sogar auf dem Petersplatz, wo Lavater wohnte, hin und her, ohne in das Haus einzutreten, worin es ihm noch 1779 so wohl gewesen war. Als Lavater ihn im Gasthofe, wo er ihn aufsuchte, nicht traf und

seinen Namen an die Stubenthür schrieb, blieb Goethe gleich unbeweglich. Freilich hatten sich einer herzlichen Begrüßung neuerdings auch noch die Xenien mit ihren scharfen Ausfällen auf Lavater in den Weg gestellt.

Die Heimreise ging von Zürich aus über Schaffhausen, Tübingen, Stuttgart, Ellwangen und Nürnberg, wo sie einige Tage mit Knebel zubrachten. In Weimar trafen sie bald nach der Mitte Novembers ein.

Vierzehntes Kapitel.

Zwei Episteln. — Die Xenien, Die Votivtafeln, Die Sammlungen Vieler, Einer und Eisbahn. Der Chinese in Rom. Musen und Grazien in der Mark. — Elegien: Alexis und Dora, Hermann und Dorothea, Der neue Pausias, Metarmorphose der Pflanzen, Amyntas, Schweizeralpe, Euphrosyne. — Lieder: Nähe des Geliebten, Meeresstille, Glückliche Fahrt. — Balladen: Der Schatzgräber, Die Braut von Korinth, Der Gott und die Bajadere, Der Zauberlehrling, Balladen von der schönen Müllerin. — Die epische Dichtung Hermann und Dorothea, zwei projektirte epische Dichtungen. — Wilhelm Meisters Lehrjahre. — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Märchen. Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie. Zwei auf bildende Kunst bezügliche Aufsätze.

In einer Biographie Schiller's lassen sich die Jahre 1794 und 1795 kurz als die Zeit der Ideendichtung, 1796 als das Epigrammenjahr, 1797 als das Balladenjahr bezeichnen. Die Benennungen der beiden letzten Jahre passen auch bei Goethe. Fassen wir die vierthalb Jahre in Goethe's Leben, die sein erstes und feurigstes Wetteifern mit Schiller umschließen, zusammen, so kann man diese in Beziehung auf ihren dichterischen Ertrag eine lyrisch-epische Periode nennen. Das Drama tritt darin ganz zurück. Die Beschäftigung mit dem projektirten Schauspiel Der befreite Prometheus (im April 1795) wurde bald aufgegeben, und der Versuch, den Faust zu vollenden (im Sommer 1797), mißlang gleichfalls.

Zu den Erstlingsfrüchten des Geistesbundes mit Schiller gehörten zwei Episteln aus dem Jahr 1794. Der ersten, die im

Oktober beendigt wurde, gab Schiller den Ehrenplatz an der Spitze des ersten Stücks der neugegründeten Horen. Die zweite übersandte ihm Goethe den 23. December für das zweite Stück. Er beabsichtigte einen ganzen Cyklus von Episteln zu dichten, weßhalb auch in den Horen dem Schluß der zweiten „Fortsetzung folgt“ beigefügt, und in der Gedichtsammlung ihnen das klagende Motto vorgesetzt ist:

> Gern hätt' ich fortgeschrieben,
> Aber es ist liegen blieben.

Ueber Veranlassung und Entstehung der Xenien und Votivtafeln, wie über den Sturm, den die erstern in der deutschen Schriftsteller- und Leserwelt erregten, ist im vorigen Kapitel die Rede gewesen. Hier noch einige Worte zur Charakteristik derselben. Was ihrer Lektüre einen besondern Reiz gibt, ist nicht bloß die Mannigfaltigkeit des Inhalts und die bunte Reihe der getroffenen Personen und Schriften, sondern auch der kühne Wechsel der Formen und Masken, in denen diese Kinder eines genialen Humors erscheinen. Zuerst sind sie geflügelte Passagiere, die im Wagen zur Leipziger Messe fahren und dort eine Glücksbude für die Autoren errichten. Die Schriftsteller nahen, zwar nicht ohne Bedenken, aber von Neugier gelockt, um ein Loos zu ziehen. Der Prophet Lavater zieht mehrere, darunter:

> Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf!
> Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Andere, darunter Fritz Stolberg, bekommen noch beißendere Gastgeschenke. Mit Nr. 29 verwandeln sich die Xenien in ein Feuerwerk. Von den zündenden Kugeln treffen besonders viele den Breslauer Gymnasialdirektor Manso. Mit Nr. 43 werden sie zu Füchsen mit brennenden Schwänzen, um die reife papierene Saat der Philister zu verheeren, und hier werden Kant's Anhänger scharf mitgenommen. Mit Nr. 68 fliegen die schmächtigen Monodistichen zum Himmelszelt hinauf, wo deutsche Autoren als Glieder des Zodiakus und als benachbarte Sternbilder figuriren: Friedr. Jacobs als Widder, die Brüder Stolberg als Zwillinge, Ramler als Krebs (weil er mit nachbessernder Scheere manches lyrische Blümlein todt gekneipt), Voß als Löwe, der oft schmollende Wieland, dem man aber seiner Grazie wegen die Launen verzeiht, als zierliche Jungfrau, der Musiker und Zeitschriftredakteur Reichardt als Skorpion, Nicolai als Steinbock, Adelung als Wassermann u. s. w. Weiterhin flattern die Xenien

an den deutschen Flüssen umher und beschenken Rhein, Donau, Main, Saale, Pleiße, Elbe u. s. w. mit scharf gewürzten Gaben. Dann wird der Almanach zum Bienenkorb, aus dem ein stechender Schwarm um die täppischen Philister her summt. Gegen das Ende schlüpfen die dünnleibigen Xenien gar in den Tartarus hinab, um zunächst die philosophischen Systeme in ihren dort versammelten Repräsentanten zu verhöhnen. Den Schluß bildet die herrliche Parodie nach Homer, der Dialog zwischen dem Xenienführer und Herakles-Shakespeare.

Wie Goethe selbst in den Gesprächen mit Eckermann bezeugt, stammen die schärfsten und schlagendsten Xenien von Schiller her, mit denen verglichen er die seinigen „unschuldig und gering" nannte. Auch zu den Votivtafeln, den ethischen und ästhetischen Maximen des Dichterpaars, steuerte Schiller die körnigsten und kräftigsten bei. Dagegen sind die Epigrammensammlungen Vielen und Einer beinahe sämmtlich Goethe's Eigenthum. Sie finden sich in seiner Gedichtsammlung den Vier Jahrszeiten als Frühling und Sommer eingereiht; den Winter bildete die schon erwähnte Eisbahn, zum Herbst benutzte er mehrere seiner Votivtafeln. Ueberflügelte ihn Schiller im satyrischen und auch im philosophischen Epigramm, so war er hingegen dem Freunde im anmuthigen und gefälligen Sinngedicht überlegen.

In der Tendenz den Xenien verwandt sind zwei Goethe'sche Gedichte aus dem Jahr 1796: Der Chinese in Rom und Die Musen und Grazien in der Mark. Ersteres, wie Goethe an Schiller schrieb, „durch eine arrogante Aeußerung des Herrn Richter (Jean Paul)" veranlaßt, setzt Jean Paul's Rococo-Manier gegen die solide Einfachheit der Alten herab. Das andere verhöhnt den Prediger Friedr. Wilh. Aug. Schmidt zu Werneuchen in der Mittelmark als Vertreter jener Poeten, die das Princip der Natürlichkeit in der Kunst übertreibend sich in ihren Idyllen mit Vorliebe an die gemeine und rohe Seite der Natur halten. Schmidt hatte für das Jahr 1796 einen Kalender der Musen und Grazien herausgegeben. Reichardt's Zeitschrift hatte diesen Kalender im Gegensatz zu Schiller's Musenalmanach herausgestrichen, und dabei Schmidt's schlichte, rein sittliche, dem heimischen Dorf gewidmete Poesie den unsittlichen, meist auf ausländische und gekünstelte Zustände gerichteten Epigrammen Goethe's gegenüber verherrlicht.

Goethe beschränkte sich aber nicht auf einen satyrischen Ausfall gegen die platten Idyllendichter; er lieferte in der wunderschönen

Dichtung Alexis und Dora (ursprünglich in der Ueberschrift als Idylle bezeichnet) ein Musterstück edel idyllischer Poesie, das sich von der matten, nebelhaft verschwommenen Idylle Geßner's, wie von der derbmassiven Schmidt's, gleich weit entfernt hält. Das Gedicht wurde später den Elegien eingereiht. Zu diesen gehört aus dem Jahr 1796 noch Hermann und Dorothea, ursprünglich zur Ankündigung und Bevorwortung des gleichnamigen idyllischen Epos bestimmt. Als Goethe das Gedicht den 7. December an Schiller übersandt hatte, schrieb dieser: „Ihre Elegie macht einen eigenen tiefen rührenden Eindruck, der keines Lesers Herz, wenn er eines hat, verfehlen kann. Die nahe Beziehung auf eine bestimmte Existenz*) gibt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe Ruhe mischt sich darin so schön mit der leidenschaftlichen Farbe des Augenblicks."

In das Jahr 1797 fallen der Entstehung, wenn auch nicht alle der völligen Beendigung nach, vier oder fünf vortreffliche Elegien: Der neue Pausias, die Metamorphose der Pflanzen, Amyntas, die epigrammatische Miniaturelegie Seealpe und Euphrosyne. — Der neue Pausias und sein Blumenmädchen wurde im Mai 1797 vollendet. Schiller schrieb über das Gedicht an den Verfasser: „Es ist so musterhaft schön und rund und vollendet, daß ich recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung den Genuß des Höchsten geben kann." Goethe wetteifert hier mit dem Maler Pausias von Sicyon, der seine Geliebte, eine geschickte Blumenkranzwinderin, als solche in einem Bilde darstellte, das für eines seiner besten galt. Wie schön es gewesen sein mag, das Kunstwerk des neuen Pausias, dessen Geliebte gleichfalls eine Blumenkünstlerin war, ist ihm vollkommen ebenbürtig. Der Dichter hat sich im Wettstreit mit dem Maler wohl gehütet, in dessen Kunst hinüberzupfuschen, sondern der Lessing'schen Regeln eingedenk alle Mittel und Vortheile seiner Kunst in's Spiel gesetzt. — Die Metamorphose der Pflanzen schließt sich an Goethe's botanische Studien und ist eigentlich nur die poetisch geläuterte Quintessenz jener gleichnamigen Abhandlung aus dem

*) Schiller dachte an die Anspielungen auf die Römischen Elegien (V. 1) und die Xenien (V. 2.), auf Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten (V. 5), sein häusliches Verhältniß (V. 23), seine Beziehungen zu Friedr. Aug. Wolf (V. 27) und zu Voß (V. 35). Solche Einmischung persönlicher Bezüge widerstrebte eigentlich der Theorie Schiller's.

Jahr 1790. Goethe setzt sie in den Annalen in's Jahr 1797; doch gehört ihre Konception wohl einer frühern Zeit an. Völlig abgeschlossen wurde sie erst im Juni 1798. — Anlaß und Entstehungszeit der Elegie Amyntas habe ich im vorigen Kapitel angegeben. Am 25. September 1797 legte Goethe das Gedicht einem Briefe an Voigt bei. J. W. Schaefer bezieht diese Elegie auf Christiane Vulpius und sieht in dem umschlingenden Epheu ein Bild der kraftzerstörenden Liebesfesseln, deren sich der Dichter nicht zu erwehren vermochte. Ich zweifle, ob Goethe sich jetzt schon der nachtheiligen Einflüsse seines häuslichen Verhältnisses so klar bewußt war. Der neue Pausias spricht nicht dafür. — Die kleine Elegie Schweizeralpe ist eben ihres geringen Umfangs wegen der Rubrik „Antiker Form sich nähernd" angehängt worden, obwohl sie ächt elegischen Charakters ist. Sie liegt, wie die vorhergehende, schon ganz in der symbolischen Richtung, die gegen Ende 1797 stärker in Goethe hervortrat. — Die Elegie Euphrosyne entstand, wie wir wissen, gleich den beiden zuletzt erwähnten auf der Schweizerreise 1797. Aus dem Ort, wo ihn die Trauerpost von dem Hinscheiden der geliebten Schülerin erreichte, erklärt sich die Verlegung der Scene in ein hohes Gebirge. Die Todesnachricht verwandelte sich der Dichterphantasie in eine Erscheinung ihres Schattens; die Erinnerung an die mit ihr verlebten Stunden wurde zu Worten, womit der Schatten ihn anredet. Das Stück trägt ein durchaus antik klassisches Gepräge, und doch pulsirt in jedem Verse volle Lebenswärme und wahre Empfindung.

Die Gattung des eigentlichen Liedes ist in der uns beschäftigenden Zeit nur schwach vertreten. Zur Nähe des Geliebten ward Goethe durch ein von Zelter komponirtes Lied verwandten Inhalts von Friederike Brun angeregt.*) — Die beiden enge zusammengehörigen Lieder Meeresstille und Glückliche Fahrt können auf den ersten Blick lediglich als ein Paar Bilder aus einer Seefahrt erscheinen, sind aber ohne Zweifel als allegorische Lebensbilder gleich jenem ältern Gedicht „Seefahrt" aufzufassen. Die Deutung liegt nahe. Es fehlte ja bei Goethe nicht an Zeiten, wo alle Produktivität stockte; wir werden einer solchen bald begegnen. Seine Seele glich dann einem regungslosen Meer, auf welchem der bekümmerte Schiffer sich wie eingemauert fühlt. Dergleichen Zustände

*) Mitgetheilt in meinem Kommentar zu Goethe's Gedichten (Stuttg. Carl Conradi) 3. Aufl. I, 78.

betrachtete Goethe als etwas Naturnothwendiges, dem er sich mit Resignation zu fügen habe. Er wartete still, bis Aeolus das ängstliche Band löste und die Nebel zerflossen, rührte sich dann aber auch emsig und steuerte dem ersehnten Ziel entgegen. Alle drei Lieder erschienen zuerst im Musenalmanach für 1796.

Ich gehe zu einer wichtigen Gruppe von Gedichten über, die Goethe im poetischen Wettstreit mit Schiller schuf, und nach denen dieser 1797 das Balladenjahr benannte. Wie es scheint, faßten die beiden Freunde in einer ihrer Zusammenkünfte im Frühling dieses Jahrs den Beschluß, sich beiderseits nach passenden Balladenstoffen umzuthun, und in der Ausführung wie bei den Xenien zu wetteifern. So erblühte rasch eine Flora von Gedichten, die ein wahres Prachtbeet im Garten der deutschen Poesie bilden. In Goethe's Balladendichtung, die seit beinahe anderthalb Decennien gestockt hatte, sind drei oder gar vier nicht bloß zeitlich getrennte, sondern auch im Charakter verschiedene Gruppen zu erkennen. Die Gruppe des Jahrs 1797 ist die zweite. In der ersten, zu welcher der König in Thule, der untreue Knabe, der Fischer, der Sänger, der Erlkönig gehören, herrscht die frischeste, freieste Natürlichkeit, die gleichwohl durch den Instinkt des Genius am Zügel der Kunst gehalten und gelenkt wird; in den Balladen der zweiten Gruppe strebt der Dichter mit klarem Bewußtsein nach der reinen Kunstform. Die ältern waren dem Gegenstand nach, wie er selbst sagt, „ihm an's Herz und auch aus dem Herzen gewachsen;" gegen den Stoff der neuern verhielt er sich ursprünglich gleichgültiger, er ergriff ihn, wie ihn Nachforschung oder Zufall bot, und suchte ihn nun möglichst kunstgerecht und wirkungsvoll zu gestalten.

Der Schatzgräber ist wahrscheinlich eine Frucht von Goethe's Aufenthalt zu Jena im Frühling 1797. Strenge genommen ist er nicht sowohl eine Ballade, als eine parabelartige poetische Erzählung. Die Moral wird in den Schlußversen klar ausgesprochen. — Am 4. Juni 1797 begann Goethe Die Braut von Korinth, das „Vampyrische Gedicht", wie es in seinem Tagebuch heißt, und sandte die Reinschrift schon zwei Tage später an Schiller. Er schöpfte den Stoff wahrscheinlich aus Martin Zeiller's Theatrum tragicum, kannte aber wohl auch die Grundquelle, den Phlegon Trallianus (Ueber wunderbare Begebenheiten). Die Sage versinnlicht die Macht des Liebebedürfnisses beim jugendlichen Weibe, die so groß gedacht wird, daß sie auch dann noch nicht ersterben kann, wann das Herz zu schlagen aufgehört hat. — Am 10. Juni schrieb Goethe an

Schiller: „Lassen Sie Ihren Taucher je eher je lieber ersaufen. Es ist nicht übel, da ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht.“ Hieraus ergibt sich, daß bei den beiden Freunden gleichzeitig der Taucher und Der Gott und die Bajadere in Arbeit waren. Goethe's Gedicht wird in seinem Tagebuch unter dem 7. Juni 1797 als „indische Romanze“ erwähnt, und zwei Tage später wurde es abgeschlossen. Der Gegenstand gehört gleich dem der Braut von Korinth zu den „großen Motiven, Legenden, geschichtlichen Ueberlieferungen, die sich ihm so tief eindrückten, daß er sie lange, lange Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt.“ Er schöpfte ihn 1783 aus Sonnerat's Reise nach Ostindien und China.

Die beiden letztgenannten Balladen sind episch gehalten; die folgenden neigen sich mehr und mehr zur dramatischen Behandlung hin. Die nächste ist Der Zauberlehrling. Im Briefwechsel mit Schiller wird seiner unter dem 23. Juli als eines seit einiger Zeit fertigen Stückes gedacht. Der Stoff ist aus Lucian's Lügenfreund, ohne Zweifel nach Wieland's Uebersetzung, entnommen. Lucian erzählt das Märchen als ein Beispiel abgeschmackter Aufschneiderei; Goethe läßt daraus als Grundgedanken hervorblicken, daß nur der Meister gefahrlos die Geister hervorrufen könne, d. h. daß Niemand die mächtigen Kräfte der Natur und des Geistes zum Wirken und Kämpfen erregen dürfe, der nicht auch die Macht besitze, ihrem Wirken Einhalt zu thun. Es möchte kaum eine Ballade zu finden sein, worin der Erzählungsstoff in gleichem Grade mit dramatischem Leben und lyrischem Feuer durchströmt, ja ganz in Handlung und leidenschaftliche Bewegung aufgelöst wäre. — Zu den vier Balladen von der schönen Müllerin empfing Goethe, wie schon angedeutet, die Anregung auf der Schweizerreise 1797. Aus Tübingen schrieb er gegen Mitte September an Schiller: „Zum Schluß lasse ich Ihnen noch einen kleinen Scherz abschreiben; machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon. Es folgen auf diese Introduktion noch drei Lieder in deutscher, französischer und spanischer Art, die zusammen einen kleinen Roman ausmachen.“ Der „kleine Scherz“ war die erste jener Balladen, Der Edelknabe und die Müllerin betitelt mit dem Zusatz Altenglisch. Am 14. Okt. schickte Goethe das zweite Stück, Der Junggesell und der Mühlbach, und am 10. Nov. von Nürnberg aus Der Müllerin Reue dem Freunde mit der Bemerkung zu: „Es ist das vierte zu Ehren der schönen Müllerin; das dritte ist noch nicht fertig.“ Daß

er aber damals auch schon das dritte, Der Müllerin Verrath, koncipirt und die Ausführung versucht hatte, zeigt ein in die Schweizerreise eingeschaltetes Billet vom 5. November. Vollendet wurde es nach Ausweis des Goethe'schen Tagebuchs erst den 6. Juni 1798. Von ihm ist es gelungen das französische Vorbild ausfindig zu machen: ein Volkslied aus dem Recueil des plus jolies chansons de ce temps (Paris 1764), auch benutzt in einer anonymen Erzählung La folle en pélerinage, Cahiers de lecture (1789), wovon Goethe's „Pilgernde Thörin“ in den Wanderjahren eine freie Nachahmung ist. Goethe's Andeutungen lassen vermuthen, daß ihm auch bei den drei andern Stücken Vorbilder, und zwar beim ersten ein englisches, beim zweiten ein deutsches, beim vierten ein spanisches Volkslied vorgelegen haben. Die beabsichtigte Verschmelzung zu einem „kleinen Roman“ ist nur annähernd gelungen. Die dialogische Form, für die sich Goethe während der Schweizerreise erwärmt hatte, ist mit Ausnahme des dritten Stücks in allen angewandt.

Die Betrachtung der lyrisch-epischen Balladendichtung Goethe's hat uns zur eigentlich epischen Poesie hinübergeführt, in welcher Gattung ihm während dieses Zeitraums sein Meisterwerk, das idyllische Epos Hermann und Dorothea gelang, eine Dichtung, die Schiller für den Gipfel der Goethe'schen und der ganzen neuern Kunst hielt. Schon im Mai 1795 war Goethe auf die Luise von Voß aufmerksam geworden und gewann ihr sofort das lebhafteste Interesse ab. Doch fällt nach einem Briefe Schiller's an Körner die erste Konception des Werks noch vor das 1795. Die Dichtung, schrieb Schiller (den 28. Okt. 1796), sei durch die Luise „nicht veranlaßt, aber doch neuerdings geweckt“ worden, der Dichter habe die Idee schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen. Goethe selbst sagt in einem Briefe an Meyer vom 5. Dec. 1796, er sei durch Alexis und Dora in das verwandte epische Fach geführt worden, „indem sich ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedicht (einer Idylle) bestimmt war, zu einem größern ausdehnte, das sich völlig in der epischen Form darstellt.“ Die erste bestimmtere Hindeutung auf unser Epos finden wir in jenem Briefe Schiller's an Körner vom 28. Okt. 1796, worin er mittheilt, daß er schon vier Gesänge von Goethe habe vortragen hören. „Die Ausführung,“ fügt er hinzu, „geschah gleichsam unter meinen Augen mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit, so daß er neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalbhundert Hexa-

meter schrieb." Das Werk sollte anfänglich aus sechs Gesängen bestehen; doch schon im December 1796 ward die Eintheilung in neun Gesänge beschlossen und jedem der Name einer Muse zugedacht. Auf der Reise nach Leipzig um Neujahr 1797 wurden die noch auszuführenden Gesänge schematisirt. Am 4. März 1797 schrieb Goethe an Schiller, es komme nur noch auf zwei Tage an, so sei der Schatz gehoben; das Poliren finde sich dann von selbst. Im April hielt er mit W. v. Humboldt ein prosodisch-metrisches Gericht über die letzten Gesänge ab und schickte am 3. Juni den letzten Gesang zum Druck ab. Im September 1797 war das Werkchen als Taschenbuch für 1798 durch ganz Deutschland verbreitet.

Den Stoff nennt Goethe selbst „einen äußerst glücklichen, ein Sujet, wie man es nicht zweimal in seinem Leben findet." Er entnahm ihn aus Göcking's Geschichte der 1731 aus dem Salzburgischen vertriebenen Lutheraner. Dort wird von einem vermögenden Bürger zu Altmühl im Oettingischen erzählt, er habe einen Sohn gehabt, den er nicht zum Heirathen zu bewegen vermochte. Dieser findet unter den Vertriebenen ein Mädchen, das ihm wohlgefällt, erkundigt sich nach ihrer Familie und Aufführung und erklärt, da die Nachrichten vortheilhaft lauten, seinem Vater, er werde zeitlebens ehelos bleiben, wenn er ihm nicht die Salzburgerin gebe. Der Vater sucht ihm den Gedanken mit Hülfe des Ortspredigers und einiger andern Freunde auszureden. Da dies nicht gelingt, entschließt sich der Vater auf den Rath des Predigers zur Einwilligung. Der Sohn begibt sich sogleich zur Salzburgerin, fragt, ob sie bei seinem Vater in Dienst treten wolle, und führte die sich dazu Entschließende dem Vater vor. Dieser, unbekannt mit dem Dienstantrag, fragt, wie ihr sein Sohn gefalle. Die Ausgewanderte glaubt zuerst, man habe sie zum Besten, sieht aber bald, daß die Sache ernst gemeint sei, erklärt sich mit dem Heirathsantrage von Herzen einverstanden, und zieht aus ihrem Busen ein Beutelchen mit zweihundert Stück Ducaten, das sie dem Bräutigam als Malschatz überreicht.

Goethe bezeichnet in seinen Briefen an Meyer die Aufgabe, die er sich in der Behandlung des Gegenstandes gestellt, als folgende: „Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet." Er hatte es also, statt auf eine Idylle, die er

ursprünglich im Sinne hatte, auf ein idyllisches Epos abgesehen, das im Vordergrund einen idyllisch begrenzten Familienkreis, im Hintergrund eine Staaten erschütternde Weltbegebenheit wie ein fern drohendes Gewitter zeigte. Von dem heroischen Epos unterscheidet sich die Dichtung nicht bloß durch den Gegenstand, indem sie die idyllische Partie als Hauptsache in den Vordergrund stellt, sondern auch durch die ganze Art der Behandlung. Goethe weist selbst in dem Briefwechsel mit Schiller darauf hin, daß Hermann und Dorothea in der Behandlungsweise sich dem Drama nähere; denn es sei darin kein ausschließlich episches Motiv d. h. kein rückwärtsschreitendes (die Handlung von ihrem Ziel entfernendes), sondern nur die dem Epos und dem Drama gemeinsamen Motive; und zudem stelle es nicht sowohl außer sich wirkende, als nach innen geführte Menschen dar. Schiller fand gleichfalls darin mehr „pathologisches Interesse," als in der Epopöe zu herrschen pflege, sowie auch die Enge des Schauplatzes, die Sparsamkeit der Figuren und der kurze Ablauf der Handlung an das Drama erinnere.

Die mit dem gegebenen Stoff vorgenommenen Aenderungen waren nöthig, da Goethe, wie er auch in den Annalen bekennt, ihn benutzen wollte, „um gewisse Vorstellungen, Begriffe und Gefühle der Zeit auszusprechen." Hermann und Dorothea gehört dem Kreise der auf die Revolution sich beziehenden Dichtungen Goethe's an; nur tritt hier nicht so stark, wie in frühern, seine negative, polemisirende, abwehrende Stellung zur Revolution hervor. Er faßt hier die ihm grauenhafte Erscheinung ruhiger in's Auge, beurtheilt sie billiger und richtiger, lehrt, wie aus der allgemeinen Zerrüttung sich wieder ein fester, erfreulicher Zustand hervorbilden könne. Der Einzelne, die Familie, die kleinern staatlichen Verbindungen, die Gemeinden, müssen zunächst Gesundheit und Geradheit des Sinnes, Muth und Festigkeit, Abneigung gegen allen Geist der Unruhe und Verworrenheit bei aller Empfänglichkeit für Besseres und Höheres in sich hegen und pflegen; dann werde auch die gährende Welt sich wieder beruhigen und klären. Um dieses darthun zu können, mußte der Dichter Zeit und Ort der Begebenheit verlegen. Statt der Salzburger Emigrirten begegnen uns französische Auswanderer deutscher Abkunft (aus dem Elsaß), und diese verließen nicht, wie jene, die Heimath um der Religion willen, sondern politischer Verhältnisse wegen.

Die nicht genug zu bewundernde Kunst, die Goethe in diesem Werk in der Darstellung von Zeit und Ort, in der Führung der

Handlung und in der Zeichnung der Personen, ihrer Charaktere sowohl als ihrer äußern Gestalten entfaltete, habe ich in frühern Auflagen dieser Biographie und in meinem Archiv für den deutschen Unterricht (Düsseldorf 1843) eingehend darzulegen versucht; hier muß ich davon abstehen. Die sprachliche Darstellung trägt, wie die ganze Dichtung, das Gepräge schlichter Einfalt und Natürlichkeit. Nichts kann, wie Humboldt treffend sagt, dem oratorischen Styl in der Poesie mehr entgegengesetzt sein, als die Sprache in Hermann und Dorothea, und dennoch hat sie eine durchaus poetische, stellenweise ganz Homerische Färbung. Das Metrum entspricht freilich nicht den Forderungen einer vom antiken Hexameter abgezogenen Theorie, sagt aber dem deutschen Ohr besser zu, als die meisten nach dieser Theorie geformten deutschen Hexameter. Mit dem Reineke verglichen, zeigt Hermann und Dorothea einen großen Fortschritt im Versbau.

Der glückliche Wurf, den Goethe mit dieser Dichtung gethan hatte, mußte dazu beitragen, ihn vorläufig bei der epischen Gattung festzuhalten. Gleich nach Beendigung von Hermann und Dorothea beschäftigte ihn der Plan eines neuen epischen Gedichts, das nicht zur Ausführung gelangte. Wahrscheinlich waren daran Bedenken Schuld, die Schiller und Humboldt, jeder aus einem andern Gesichtspunkt, an dem Gegenstande nahmen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das projektirte Gedicht mit der später geschriebenen Novelle Das Kind mit dem Löwen dem Sujet, wie dem Gange der Handlung nach, übereingestimmt haben würde. — Auf den Gedanken, die Geschichte Tell's episch zu behandeln, kam Goethe, wie wir wissen, auf der Schweizerreise 1797. Den Tell dachte er sich als „eine Art Demos," als kolossalen kräftigen Lastträger, der rohe Thierfelle und andere Waaren durch's Gebirg herüber und hinüber trug und so auch den reichern Landsleuten bekannt wurde. Harmlos und unbekümmert um Herrschaft und Knechtschaft sein Geschäft treibend, war er zur Abwehr persönlicher Unbill eben so entschlossen als fähig. Der Landvogt sollte einer von den behaglichen Tyrannen sein, die zwar herz- und rücksichtslos ihre Zwecke verfolgen, dabei aber leben und leben lassen. Das Höhere, das sittlich Leidenschaftliche sollte in den Repräsentanten der alten Schweizer, in Stauffacher, Fürst u. A. zur Erscheinung kommen, während Tell und Geßner persönlich zueinander zu stehen, unmittelbar aufeinander zu wirken hatten. Goethe sagt, die Ausführung des Plans sei an seiner Unsicherheit über die Behandlung des Hexameters gescheitert. Das war schwerlich die einzige Ursache

der Nichtvollendung des Tell; hatte doch jene Unsicherheit ihn nicht an der Ausführung von Hermann und Dorothea gehindert. Die Hauptursache lag ohne Zweifel in dem nach seiner Heimkehr eintretenden Sinken seiner Dichterkraft.

Glücklicher Weise hatte er, als dieses Sinken sich zeigte, sein Pseudo-Epos Wilhelm Meisters Lehrjahre schon seit einem Jahre beendigt. Das allmälige, durch fast zwei Decennien sich hinziehende, oft lang unterbrochene Entstehen des Romans ist in Früherm gelegentlich verfolgt worden. An der schließlichen Redaktion der Arbeit betheiligte sich Schiller mit Feuereifer, der sich glücklich pries, das Erscheinen dieses Werks erlebt zu haben. Schiller sah die fünf letzten Bücher unter seinen Augen entstehen, und wie theilnehmend, ja miterschaffend er fortwährend eingriff, davon zeugen seine Briefe an Goethe aus den Jahren 1795 und 1796. Nach dem ursprünglichen Plan sollte der Schauspieler- und Schauspieldichterberuf, überhaupt das ganze Theaterwesen, eine noch viel bedeutendere Rolle als jetzt in dem Werke spielen. Später legte der Dichter ihm eine weitere und höhere Idee zu Grunde, und verkürzte nun den fertigen Theil, damit er sich dieser Idee unterordnete, fast um ein Drittel. Das Schauspieldichter- und Schauspielerleben sollte nunmehr nur als ein Durchgangsstadium in der Bildungsgeschichte eines glücklich begabten jungen Mannes erscheinen, der aus geistbeengenden Verhältnissen heraus nach einer freien und harmonischen Gesammtbildung und einer den Forderungen seines Innern entsprechenden Existenz und Wirksamkeit strebt.

Man hat an dieser Bildungsgeschichte den Abschluß als ungenügend getadelt. Wie können wir, sagt man, die Lehrjahre eines jungen Mannes als beendigt ansehen, der es noch zuletzt nicht an übereilten Schritten fehlen läßt und sich der Führung Anderer willenlos hingibt? Darauf ist zu erwidern: Wilhelm ist von einem falschen Zuge geheilt und sieht einen würdigen, seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis vor sich erschlossen. Er hat eine Gattin gefunden, die ihn beglücken wird; er hat sich als Vater eines liebenswürdigen Knaben erkannt, der seiner Thätigkeit ein bestimmtes Ziel gibt; er sieht sich als Mitglied eines Bundes edelgesinnter Menschen, deren Bestrebungen auf das Schönste und das Würdigste gerichtet sind. Seine Lehrjahre sind nicht in dem Sinne geendet, daß er nichts mehr zu lernen hätte; vielmehr empfindet er jetzt erst recht, wie viel er noch lernen muß; er ist jetzt erst zu einem tüchtigen Gesellen in der Lebenskunst

gereift, und wird sich im Verein mit andern wackern Gesellen in dieser großen Kunst üben und fördern. Aber wohl sind seine Lehrjahre in dem Sinne geschlossen, daß er nicht mehr in falschen Bestrebungen schweres Lehrgeld zahlen wird. Daß er auch noch zuletzt bildsam, hingebungsvoll erscheint, ist in seiner Natur begründet, die sich jedoch auch allen pädagogischen Einwirkungen und allen Lebenseinflüssen gegenüber siegreich behauptet. Je reicher ein Gemüth ist, je länger bewahrt es die Bestimmbarkeit und Bildsamkeit der Jugend; je weiter und höher eines Menschen Streben geht, desto vielseitiger muß er sich an der Welt versuchen, um Klarheit über sich zu gewinnen. Das war bei Wilhelm, wie bei Goethe selbst, der Fall.

Diese Hindeutung auf Goethe selbst legt die Frage nahe, ob und wie weit der Dichter den Stoff aus seinen eigenen äußern und innern Erfahrungen geschöpft hat. Es verhält sich mit Wilhelm's Charakter und Erlebnissen, wie mit denen Werther's, Clavigo's, Tasso's und anderer Hauptheldeu Goethe'scher Dichtungen; Goethe hat jedem derselben Vieles aus seinen Lebenserfahrungen und Charakterzügen zugetheilt, aber keiner ist sein getreues Abbild. In Goethe's Werken bricht sich der reiche Lichtglanz seines Wesens in den mannigfaltigsten Strahlen und spielt in den buntesten Farben; aber nicht einmal alle Strahlen würden wiedervereinigt die volle Lichtquelle darstellen, geschweige Einer. Und wie mit Wilhelm, verhält es sich in noch höherm Grade mit den andern Personen des Romans. Der Graf und die Gräfin von Neunheilingen, der Herzog, Prinz Konstantin, die Marquise Branconi, Frau von Stein und ihr Sohn Fritz, Corona Schröter, Fräulein von Klettenberg und wer weiß, wie viele Andere mögen einige Züge aus ihrem Leben und „einige Tropfen ihres Wesens" zu dieser Galerie lebensfrischer Gestalten hergegeben haben, aber genaues Portrait ist keine derselben.

Hauptsächlich durch vier Lebenskreise läßt der Dichter seinen Helden hindurchgehen: durch die kaufmännische Welt, das Theaterwesen, die Geburtsaristokratie und die Besitzaristokratie. Man hat es seltsam gefunden, daß er ihn nicht auf andern Wegen Bildung suchen ließ. So meinte Schiller, es befremde, den Helden in einem so spekulativen Zeitalter seine Erziehung ohne Hülfe der Philosophie vollenden zu sehen, was nicht für die Wichtigkeit dieser Lebensführerin spreche. Dann mußte ihm aber Goethe selbst eine nicht minder auffallende Erscheinung sein, der ja auch der abstrakten Spekulation abhold war und kein einziges philosophisches System folgerecht sich angeeignet

hatte. Andere finden der positiven Religion nicht die gebührende Stelle unter den Bildungsmomenten eingeräumt; denn wenn gleich ein ganzes Buch des Romans der Charakteristik eines religiösen Gemüths gewidmet ist, so resultirt daraus kaum etwas für Wilhelms innere Entwickelung. Der Grund hiervon ist wieder im Dichter selbst zu suchen. Daß Goethe ferner die Politik, die im Leben ihm so unbequem war, hier der Dichtung fern hielt, wird uns nicht wundern. Eher könnte es auffallen, daß er seinem Helden nichts von seiner eigenen Liebe zur Naturforschung lieh, und daß er ihn nicht in einer wichtigen amtlichen Thätigkeit, worin er selbst herangereift war, sich versuchen ließ. Wir sind aber zu keinem Tadel berechtigt, wenn er seiner Aufgabe, um sie erschöpfender lösen zu können, engere Grenzen steckte.

Ich kann hier nicht darauf eingehen, die hohe Kunstvollendung des Romans im Einzelnen zu betrachten. Schiller hat dem Eindruck, den die Lektüre desselben macht, in einem Briefe an Goethe die treffendsten Worte gegeben. Er könne das Gefühl, schrieb er, das ihn beim Lesen durchdringe und besitze, nicht besser ausdrücken, als durch eine süße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit.

Eine Produktion, wodurch Goethe zur deutschen Novellenliteratur den Anstoß gegeben, sind die 1795 in Schiller's Horen erschienenen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, eine Reihenfolge von Erzählungen, zusammengehalten und gleichsam von einem gemeinsamen Rahmen umschlossen durch eine zwischendurchlaufende Geschichte und die als Pro- und Epiloge sich anschließenden Gespräche der Ausgewanderten. Bekanntlich haben später Tieck im Phantasus, Hoffmann in den Serapionsbrüdern u. A. diese Darstellungsform nachgeahmt. Die Idee dazu gab unserm Dichter ohne Zweifel Boccaccio's Decamerone ein. Wie dieser durch seine Erzählungen eine physische Landeskalamität, die Alle mit Angst erfüllte, vergessen machen wollte, so gedachte Goethe durch sein Werk von einer physischen Pest, den politischen Parteileidenschaften, welche den Frieden der Familien wie der Staaten zerstörten, die Gedanken abzulenken. Auf die Einleitung folgen zunächst zwei Spukgeschichten. Die erste ist einer brieflichen Erzählung der berühmten Schauspielerin Clairon frei nachgebildet, die andere (wie Frau von Stein gleich bei der Lektüre erkannte) einer mündlichen Erzählung eines Herrn von Pannewitz, in dessen Elternhause sie sich zugetragen haben sollte. Daran schließen sich zwei aus den Galan-

teries du Maréchal de Bassompierre (1631) geschöpfte mysteriöse Geschichten. Weiterhin folgen zwei moralische Erzählungen, deren erste der Sammlung Ducento novelle von Celio Malespini entnommen ist. Die andere ist vermuthlich irgend einer mündlichen Ueberlieferung nachgebildet. Auf diese drei Gruppen von je zwei Geschichten ließ Goethe, „damit die Erzählungen durch ein Produkt der Einbildungskraft gleichsam in's Unendliche ausliefen," ein Märchen folgen. An der Deutung desselben hat sich eine ganze Reihe von Erklärern versucht: Hartung, Hotho, Guhrauer, Göschel, Rosenkranz, Düntzer u. A. Der neueste Interpret, Dr. Hermann Baumgart, findet darin keine spezielle Beziehung auf die französische Revolution, sondern ein politisch-nationales Glaubensbekenntniß des Dichters.

Was sonst an Prosaschriften Goethe's von 1794 bis 97 entstand (das damals bloß Begonnene und erst später Vollendete wird dem Schlußbande vorbehalten), schließt sich theils an seine naturwissenschaftlichen Studien, theils an sein Interesse für bildende Kunst. Zum Bedeutendsten gehört die im Jan. 1795 geschriebene Abhandlung Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie. Wie für die Pflanzenwelt, so war Goethe auch für die Thierwelt einen Urtypus zu finden bemüht, auf den sich die Mannigfaltigkeit der Gebilde nach allgemeinen Gesetzen zurückführen ließe. Es müsse, war seine Meinung, eine allgemeine Norm aufgestellt werden, ein allgemeines Bild, worin die Gestalten sämmtlicher Thiere der Möglichkeit nach enthalten seien. Aus der Idee eines Typus folge, daß kein einzelnes Thier, auch nicht der Mensch, sich dazu eigne; kein Einzelnes dürfe Muster und Maßstab des Ganzen sein. Man habe zuerst empirisch die allen Thieren gemeinsamen Theile kennen zu lernen und zu untersuchen, worin sich diese Theile unterscheiden. Dann müsse „die Idee über dem Ganzen walten und auf genetischem Wege das Bild abziehen." Einen solchen Typus versucht er nun aufzustellen, wendet ihn auf Einzelnes an, und behandelt schließlich den osteologischen Typus insbesondere, weil das Knochengebäude, wie er sagt, als das deutliche Gerüst aller Gestalten, einmal wohl erkannt, die Erkenntniß aller übrigen Theile erleichtert. Einen Theil der Schrift führte er 1796 weiter aus unter dem Titel Vorträge über die drei ersten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Zu den die bildende Kunst betreffenden Schriften gehört die schon im ersten Theil (S. 197) angedeutete Abhandlung Ueber Laokoon und ein Aufsatz Vortheile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe, beide aus dem Jahr 1797.

Heinrich Viehoff,

Goethe's Leben.

Vierter Theil.



Goethe's Leben,

Geistesentwickelung und Werke.

Von

Heinrich Viehoff.

Vierter Theil.

Vierte umgearbeitete Auflage in vier Bänden.

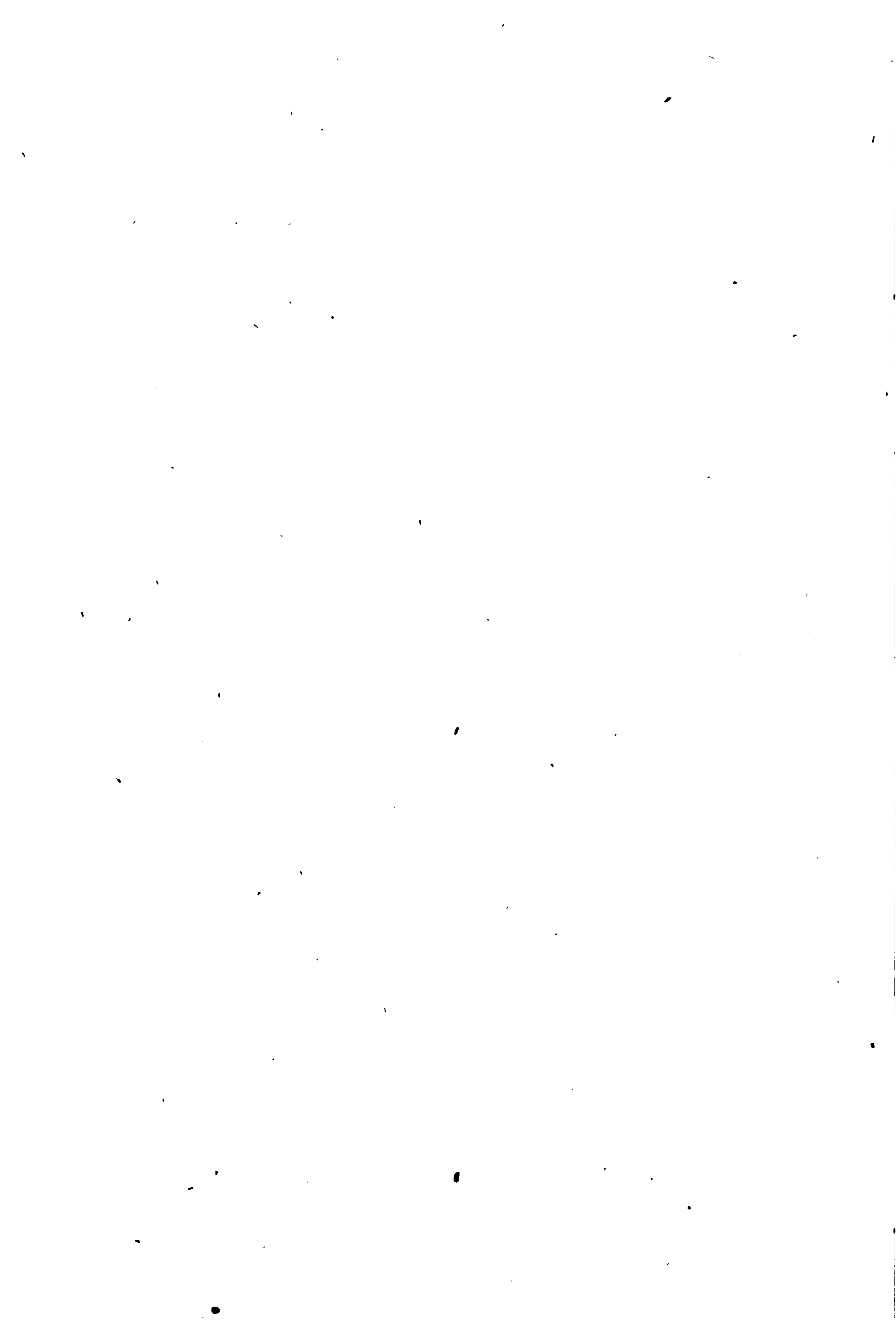
Stuttgart.
Verlag von Carl Conradi.
1877.

Druck von Karl Kirn in Stuttgart.

Vierte Periode.

Goethe im höhern Mannes- und Greisenalter. Universalismus geistiger Interessen.

1798 bis 1832.



Erstes Kapitel.

Sinken der poetischen Kraft. Nachtheilige Einwirkungen des Verhältnisses zu Schiller. — 1798: Sorge fürs Theater. Maskenzug zum 26. Januar. Gutsankauf. Weissagungen des Bakis. Iffland's Gastvorstellungen. Zweiter Theil der Zauberflöte. Humboldt's Schrift über Hermann und Dorothea. Renovirung des Theatergebäudes. Die Propyläen. Lebhafte Theilnahme an Schiller's Arbeiten. — 1799: Thätigkeit für Schiller's Wallenstein. Achilleis. Spiegel der Muse. Gartenaufenthalt. Die erste Walpurgisnacht. Redaktion der kleinern Gedichte. Mondbetrachtung. Preiszeichnungen und Kunstausstellungen. Bekanntschaft mit Zelter. Rückkehr vom Epos zum Drama. Voltaire's Mahomet übersetzt. — 1800: Betheiligung Schiller's an der Leitung des Theaters. Plan eines Repertoriums für die deutschen Bühnen. Aufführung des Mahomet. Ausflug nach Leipzig. Die guten Weiber. Die Uebersetzung des Tancred begonnen. Kunstausstellung und Preisvertheilung. Paläophron und Neoterpe. Epilog zu einem Lustspiel von Gotter. Tancred beendigt.

Im dritten Theil dieser Biographie sahen wir Goethe als Dichter auf dem Gipfel seiner Laufbahn anlangen. Was von seinem Leben noch vor uns liegt, ist immerhin reich an Leistungen und Verdiensten so bedeutender Art, daß, wenn das ganze Leben eines Andern nur sie aufzuweisen hätte, diesem ein glänzender Name gesichert wäre. Was Goethe als Dichter von nun an schafft, läßt von der einen oder andern Seite noch den Meister ersten Ranges erkennen; aber im Ganzen macht es nicht mehr den Eindruck eines aus der Fülle sprudelnder Dichterkraft hervorgegangenen Kunstwerks. Mancherlei Symptome deuten schon in der nächsten Zeit auf ein Sinken dieser Kraft hin. Zu kleinern und größern Dichtungen entlehnt er nunmehr oft den Stoff anderswoher und begnügt sich bisweilen mit einem geringern Grade der Umbildung, oder übersetzt nur; oder er wendet sich zu eigenen ältern Produktionen zurück,

und sucht ihnen eine seinen jetzigen Anforderungen entsprechende Gestalt zu geben. Wo er den Stoff aus sich und der Gegenwart nimmt, behandelt er ihn, einem tiefern pathologischen Interesse ausweichend, mehr spielend, und rückt ihn durch Reflexion und ihre Schwester, die Symbolik, in eine weitere Ferne. Was die Form der Dichtung betrifft so legt er auf den allgemeinern, dem Verstandesbereich angehörigen Theil der Kunstform den Hauptaccent, und läßt dafür im Einzelnen, wo Gefühl und Phantasie energischer zu wirken haben, in Ausdruck, Rhythmus und Reim oft Leben, Wärme, Rundung, und besonders durchsichtige Klarheit vermissen. Die Sprache entbehrt manchmal zu sehr des Kolorits und ist nüchtern und gewöhnlich. In andern Produktionen dagegen, wo der Ausdruck sich hebt, herrscht ein forcirter Schwung oder ein vornehmes Pathos. An die Stelle der frühern Anmuth und Wärme tritt häufig Zierlichkeit und Galanterie, und mehr und mehr verdrängt Gesuchtes und Manierirtes die ehemalige Leichtigkeit und Natürlichkeit in Wort und Wendung.

Solche Erscheinungen können bei keinem Dichter befremden, wenn sie in und nach dem Eintritt in's fünfzigste Lebensjahr sich zeigen; bei Goethe insbesondere werden sie durch ursprüngliche Anlagen und sein bisheriges Leben noch erklärlicher. Die vom Vater ererbten Charakterzüge, die sogar in frühern Jahren nicht ganz wirkungslos waren, das bedächtige, besonnene Wesen, die Förmlichkeit, die Ordnungsliebe und Oekonomie, das Zurathhalten und stetige Ausbilden des Besitzes, das Behagen an demselben, das Gewichtlegen auf Kleines und Unbedeutendes, das Sichabschließen gegen die größere Welt, und anderseits die von der Mutter überkommene Scheu vor allen heftigen Eindrücken, die ruhige Beschaulichkeit, der humoristische Gleichmuth, die quietistische Sinnesart, womit sie im Alter mehr und mehr das Leben ansah — dies alles trat in Goethe mit zunehmenden Jahren stärker und stärker hervor. Und daß ein Mann, der fast ein halbes Jahrhundert lang so intensiv gelebt hatte, späterhin nicht über ein reicheres Kapital von Kräften verfügte, darf uns nicht sowohl Wunder nehmen, als vielmehr daß ihm noch ein so großer, für mehr als drei Jahrzehnte ausreichender Fonds zu Gebote stand.

Ueber sieben Jahre noch dauerte seine Verbindung mit Schiller fort, die seinem Geist einen so mächtigen Schwung gegeben hatte; aber während der Freund von Stufe zu Stufe immer höhern Leistungen entgegenschritt, bis sein siecher Körper dem mächtigen

Geistesringen erlag: stockte Goethe's dichterische Produktivität Jahre lang wie gelähmt und schwang sich nur ein paarmal zu Schöpfungen auf, die jedoch hinter seinen besten frühern weit zurückblieben. Es entwickelten sich auf die Dauer gerade aus dem Verhältniß der beiden Dichter zueinander Elemente, die auf Goethe's poetische Thätigkeit nachtheilig einwirkten.

Das erste dieser Elemente war die durch Schiller in Goethe geweckte Neigung zum Reflektiren und Theoretisiren. Die beiden Freunde hatten allmälig über ihrem innigen Geistesverkehr Vieles von ihren verschiedenen Naturen gegeneinander ausgetauscht. Während Schiller durch die Anschauung von Goethe's Wesen und Wirken aus seiner spekulativen Richtung und seiner subjektiven Dichtungsweise in die Bahn eines auf reiner und ruhiger Intuition beruhenden Dichtens hereingezogen wurde, lenkte umgekehrt Goethe, durch die Kraft des Schiller'schen Genius fortgerissen, seinen Geist stärker auf die Reflexion hin, und verlor ebenso viel an Darstellungslust, als er an Hang zum Spekuliren gewann. Denn, wie Schiller treffend sagt, beide Geistesgeschäfte, Reflexion und Produktion, trennten sich in Goethe durchaus, weshalb auch beide als Geschäft so rein ausgeführt wurden. Wir finden fortan Goethe weit mehr, als früher, auf theoretischem Felde beschäftigt. Statt seinen Tell auszuführen, spekulirt er über Epos und Drama, über ihr Gemeinsames und Verschiedenes. Die Betrachtungen über bildende Kunst werden mit Meyer in die Breite und Tiefe verfolgt. Selbst an den metaphysischen Bestrebungen Kant's, Fichte's und Schelling's beginnt er Antheil zu nehmen, und ihre Schriften, freilich nach seiner naschenden Weise nur „in geringen Dosen", zu genießen. Natürlich that sich bei dem verstärkten theoretischen Hange auch die durch Schiller etwas zurückgedrängte Naturforschung wieder stärker hervor. Allein auch sie nahm jetzt mehr und mehr einen spekulativen Charakter an. Goethe legte sich nun fortwährend Rechenschaft von seinem naturwissenschaftlichen Verfahren ab, verglich es mit der von Andern befolgten Methode, wandte sogar die Kantischen Kategorien auf seine Gedanken über die Naturforschung an, und meinte selbst an der Stimmung, womit er diese Gegenstände bearbeitete, wahrzunehmen, „daß er nun bald zur edeln Freiheit des Denkens darüber gelangen werde."

Ein zweites nachtheilig wirkendes Moment war das Gefühl, das unsern Dichter beim Anblick des unabläßig schaffenden Freundes ergriff, der selbst den hemmenden Einflüssen einer tief zerrütteten

Gesundheit mit seiner Willenskraft Trotz bot. Es war nicht etwa das Gefühl des Neides, der Mißgunst; dazu war Goethe zu edel und groß. Im Gegentheil entzückten ihn des Mitstrebenden Erfolge, und er war ihm förderlich, wo und wie er konnte. Allein es kam bei diesem Anblick ihm der eigene Mangel an solcher Willenskraft, die Abhängigkeit von Stimmung und Laune zum Bewußtsein, und dies rief einen lähmenden Mißmuth in ihm hervor. Schon im Winter 1798—99 nagte oft ein stiller Kummer an seiner Seele, daß ihm nicht, wie dem Freunde, ein bedeutendes poetisches Werk gelingen wollte. Schiller bemerkte es mit innigem Mitgefühl und schrieb ihm Anfangs März: „Es hat mich diesen Winter oft geschmerzt, Sie nicht so heiter und muthvoll zu finden, als sonst; und eben darum hätte ich mir selbst etwas mehr Geistesfreiheit gewünscht, um Ihnen mehr sein zu können. Die Natur hat Sie einmal bestimmt, hervorzubringen; jeder andere Zustand, wenn er eine Zeit lang anhält, streitet mit Ihrem Wesen. Eine so lange Pause, als Sie diesmal in der Poesie gemacht haben, darf nicht mehr vorkommen. Sie müssen darin ein Machtwort aussprechen und ernstlich wollen." Tröstend fügte er hinzu, der Frühling und Sommer werde wohl Alles gut machen. Mit traurigem Lächeln mag Goethe die Antwort geschrieben haben: „Ich muß mich nur nach Ihrem Rath als eine Zwiebel ansehen, die in der Erde unter dem Schnee liegt, und auf Blätter und Blüthen in den nächsten Wochen hoffen. Wir wollen sehen, wie weit wir es im Wollen bringen." Er brachte es nicht weit darin; ein „Machtwort" vermochte nichts über das ihm inwohnende Talent, das er von jeher in sich als Natur hatte walten lassen.

Noch ein Drittes in Goethe's Beziehungen zu Schiller übte auf seine Lebens- und Schaffensfreudigkeit einen traurigen Einfluß aus. Das war sein häusliches Verhältniß. Auf wie fester Grundlage der Geistesbund der beiden Männer ruhte, dafür gibt es keinen stärkern Beweis, als daß ihn selbst dieses Verhältniß nicht zu erschüttern vermochte. Schiller mißbilligte es und konnte es nie über sich gewinnen, in den Briefen an Goethe Christianens zu erwähnen, so liebevolle Grüße ihm der Freund oft an seine Gattin auftrug. Und doch wußte Schiller, wie empfindlich Goethe von dieser Seite war, und welche Last ihm eine offene freundliche Verständigung über diesen Punkt von der Seele genommen hätte. Als Schiller nach Weimar übergesiedelt war, wie viel erfreulicher würde sich da ihr Zusammenleben gestaltet haben, wenn auch die Frauen sich hätten

aneinander schließen können. Das war aber schon wegen Christianens Stellung zu der Gesellschaft unmöglich, und um so mehr, als in ihr jetzt vom Vater ererbte Untugenden hervortraten. Die Klatschsucht, welche mit wahrer Lust die Schattenpartien im Leben großer Männer schwärzer malt, als sie sind, mag auch hier Manches übertrieben haben. Aber auch Schiller schrieb an Körner: „Im Ganzen bringt Goethe jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, zu viel Verdruß erregen.“ Es wird erzählt, bei Christiane habe sich, da sie sich von dem Gesellschaftskreise ihres Mannes ausgeschlossen sah, eine Genuß- und Vergnügungssucht, ähnlich der ihres Vaters, entwickelt; sie habe Bälle niederer Bürgersklassen und Jenaischer Studenten besucht, und durch ihr Beispiel auch auf ihren Sohn August verderblich gewirkt. Kein Wunder, wenn Schiller es dem Freunde verdachte, daß er ein so mißliches Verhältniß nicht abbrach. Aber dazu lag in Goethe ein allzustarker Hang zu unschlüssigem Verharren in hergebrachten, wenngleich drückend gewordenen Zuständen; und zugleich fühlte er sich eben so sehr durch sittliche Skrupel als durch fortdauernde Neigung an die Mutter seines Sohnes gebunden. Auch scheint sie immerhin besser, als ihr Ruf, gewesen zu sein. Es begegnen uns aus Goethe's weiter folgenden Lebensjahren ganz unverwerfliche Zeugnisse, daß sie sein Hauswesen fortwährend mit Eifer, Treue, Umsicht und hingebender Liebe zu ihm besorgte. Selbst Schiller mußte schließlich anerkennen, daß Goethe's Sträuben gegen einen Bruch mit der Geliebten auf edlen Motiven beruhte. Als er ein Jahr in seiner Nähe gelebt hatte, schrieb er an die Gräfin Schimmelmann: „Leider ist Goethe durch einige falsche Begriffe über eheliches Glück und seine unselige Ehescheu in ein Verhältniß gerathen, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreise drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er zu schwach und weichherzig ist. Das ist seine einzige Blöße, die aber Niemanden verletzt; und auch diese hängt mit einem sehr edlen Theile seines Charakters zusammen.“

Neben dem Erwähnten gab es vieles Andere, was fortan Goethe's dichterisches Schaffen beeinträchtigte. Die Leitung des Theaters, dem er bald höhere Ziele zu stecken begann; der Eifer für eine würdige Inscenirung der unausgesetzt einander folgenden Schiller'schen Stücke; ein Umbau des Theaters; der Bau einer Bühne in Lauchstädt; die Beschaffung eines Repertoriums für die

deutschen Bühnen überhaupt; die naturwissenschaftlichen Forschungen; die Interessen für die bildende Kunst, an die sich die Gründung einer neuen Zeitschrift, der Propyläen, schloß; eine Zeit lang die Sorge für ein angekauftes Landgut; Bemühungen für die Aufrechthaltung der Universität Jena und der dortigen Literatur-Zeitung; ein sich täglich mehrender Briefwechsel; zahlreicher Zuspruch bedeutender und interessanter Durchreisenden, und noch Manches, worüber dieses und das folgende Kapitel Auskunft gibt, ließ unsern Dichter nicht zu einer folgerechten Thätigkeit gelangen.

Goethe wandte, nach der Rückkehr aus der Schweiz, im Winter 1797—98 eine besondere Aufmerksamkeit dem Theater zu. Daß Christiane Neumann fehlte, empfand er als eine schmerzliche Lücke. Es war aber eine andere durch Schönheit und Talent ausgezeichnete Schauspielerin und Sängerin, Karoline Jagemann, eingetreten, die bald die Zuneigung des Publikums und in noch höherm Grade — des Herzogs gewann. Das Theater war schon so gut, daß die kurrenten Stücke sich zu voller Zufriedenheit besetzen ließen, freilich einstweilen nur solche Stücke, die nicht in die höhere dichterische Sphäre hineinragten. Goethe hielt es für nöthig, dem Schauspielerpersonal gegenüber eine gebieterische Stellung zu behaupten, verkannte aber nicht, daß ein gemüthlicheres Verhältniß seine besondern Vortheile habe, und vermißte auch aus diesem Grunde lebhaft die Anwesenheit Schiller's, den er zu einer freiern Einwirkung auf die Schauspieler für geeigneter hielt. Wie richtig er hierin urtheilte, zeigte sich zwei Jahre später, als Schiller nach Weimar übergesiedelt war.

Gegen den Schluß des Januars 1798 entlockte das herannahende Geburtsfest der Herzogin unserm Dichter einmal wieder einige Strophen. Seit vierzehn Jahren hatte er zu diesem Fest keinen poetischen Tribut mehr gebracht; wenigstens hat sich keiner erhalten. Die nun beginnende neue Periode seiner Redoutengedichte kündigt sich durch ein neues Metrum, die ottave rime, an, die in den frühern Gedichten dieser Art nicht vorkommen. Die Stanzen sind in Goethe's Werken irrig als Maskenzug zum 30. Jan. 1798 bezeichnet; sie wurden auf der herkömmlich vorangehenden Geburtstagsredoute Freitag den 26. Jan. vorgetragen.

Das Fest war vorüber, ohne daß Goethe noch eine ruhige Zeit vor sich erblickte. „Geschäfte und Zerstreuungen,“ schrieb er an Schiller, „bringen immer wieder neue Geburten ihrer Art hervor.“ Er mußte daher vorläufig den ersehnten Ausflug nach Jena, und

damit die Hoffnung auf Wiederkehr der seit der Schweizerreise geschwundenen Produktivität aufgeben. Im Stillen trug er sich mit dem Plan, ein halb Dutzend Märchen als zweiten Theil der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten zu schreiben, versuchte sich am Faust, um diesen „Tragelaphen" endlich los zu werden; aber nichts rückte von der Stelle. Dann beschäftigte er sich mit dem Schematisiren künftiger Arbeiten für die Farbenlehre, ordnete Mineralien und Insekten, spekulirte dazwischen und meldete an Schiller, die Philosophie werde ihm täglich werther, weil sie ihn lehre, sich von sich selbst zu scheiden; er könne dies um so eher thun, als seine Natur wie getrennte Quecksilberkugeln sich leicht und schnell wieder vereinige. Am 10. März 1798 berichtete er ihm gar: „Es fehlte nur noch, daß in das zehnte Haus meines Horoskops einige Hufen Land eingeschoben würden, um meine Existenz ja recht bunt zu machen; und doch ist es so: ich habe das Oberroßlaer Freigut erstanden." Zum Ankauf dieses etwa sieben Viertelmeilen nordöstlich von Weimar gelegenen Gutes mußte er das Geld größtentheils aufnehmen.

Am 18. März gelang es ihm endlich, auf ein paar Wochen in die „Jenaische absolute Stille" zu flüchten. Allein der Aufenthalt dort ward ihm nicht so fruchtbar, als er gehofft hatte. Die meisten Abendkonferenzen gingen mit Verhandlungen hin über Schiller's Wallenstein, dessen drei erste Akte er stellenweise „erstaunend" fand, und über die von ihm selbst projektirten epischen Dichtungen Tell und Achilleis. Am 23. März begann er das seltsame und unerquickliche Gedicht Weissagungen des Bakis, worauf ich zurückkommen werde. Am 6. April nach Weimar zurückgekehrt, nahm er den Faust wieder vor, ward aber bald in der Arbeit gestört; denn Iffland erschien und eröffnete eine Reihe von Gastvorstellungen, die sich bis zum 3. Mai hinzog. Goethe lebte diese Zeit hindurch fast nur dem Theater. Er versäumte kein Auftreten des berühmten Gastes, und über jedes wurde sogleich mit Meyer mündlich, mit Schiller schriftlich verhandelt. „Groß war der Einfluß von Iffland's Gegenwart"; sagt er in den Annalen, „denn jeder Mitspielende mußte sich an ihm prüfen, indem er mit ihm wetteiferte; und die nächste Folge war, daß unsere Gesellschaft diesmal gar löblich ausgestattet nach Lauchstädt ging." Iffland gab ihm die Anregung, eine vor drei Jahren begonnene Arbeit wieder anzugreifen. Als Goethe ihm mittheilte, daß er damals einen Zweiten Theil der Zauberflöte angefangen habe, sprach Iffland den Wunsch aus,

das Stück für die Berliner Bühne zu gewinnen. Goethe schrieb darüber an Schiller, es sei an dem Stück schon so viel gethan, daß es thöricht wäre, es liegen zu lassen, sei's auch nur „um des leidigen Vortheils willen". Schiller antwortete: „Daß Sie sich durch die Oper nur ja nicht hindern lassen, an die Hauptsache recht ernstlich zu denken! Die Hauptsache ist zwar immer das Geld, aber nur für den Realisten von der strikten Observanz. Ihnen muß ich den Spruch zu Herzen führen: Trachtet nach dem, was droben ist, so wird euch das Uebrige alles zufallen." Der Mahnung folgend, legte Goethe die Arbeit wieder zurück. Das Fragment findet sich in seinen Werken (Bd. VIII, S. 319 ff.).

Vom 20. Mai an verweilte Goethe mit einer paartägigen Unterbrechung einen ganzen Monat in Jena. Hauptgegenstand seiner Verhandlungen mit Schiller war diesmal außer dem Wallenstein W. v. Humboldt's liebevoll und geistreich eingehende Schrift über Hermann und Dorothea. Goethe war sehr erfreut, wenigstens auf seiner spätern Dichterlaufbahn sich mit der Kritik in Einstimmung zu finden, und versäumte nicht, dem Verfasser der Schrift bestens zu danken.

Als er den 21. Juni nach Weimar zurückkehrte, fand er den längst erwarteten Stuttgarter Architekten Professor Thouret mit der Förderung des Schloßbau's beschäftigt. Dieser gab auch einen sogleich beifällig aufgenommenen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlokals an. Es läßt sich denken, wie viel dieser Bau wieder Goethe'n zu sinnen, zu sorgen und zu schaffen machte. Daneben verursachte der Besitz des Oberroßlaer Freiguts allerlei Geschäfte und nöthigte ihn, wie er in den Annalen sagt, „dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältnissen näher zu treten." Schiller beklagte diese „fatalen Störungen", meinte jedoch, insofern sie die poetischen Geburten des Freundes retardirten, würden sie vielleicht eine desto raschere Entbindung und eine Wiederholung des ihm unvergeßlichen Spätsommers von 1796 herbeiführen. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Sobald Goethe von Schiller weg war, begann ihn, wie er schrieb, „der böse Engel der Empirie mit Fäusten zu schlagen". Zum Theaterumbau kam noch die Redaktion einer mit Meyer unternommenen Zeitschrift, der Propyläen, hinzu. Den ersten Gedanken dazu hatten die beiden Freunde auf der vorigjährigen Gotthardtour gefaßt, und mittlerweile Manches dafür gedacht, gesammelt, geordnet und geschrieben. Die periodische Schrift sollte, wie die Einleitung besagt, „Bemerkungen

und Beobachtungen harmonisch gebildeter Freunde über Natur und Kunst enthalten", beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit der Kunst. Für Goethe war sie insofern eine Wohlthat, als sie ihm Gelegenheit bot, eine Menge lange herumgetragener Ideen endlich aussprechen zu können; aber die Poesie kam darüber natürlich zu kurz.

Um so eifriger suchte er Schiller's poetische Arbeiten zu fördern. Er war ihm nicht nur beim Wallenstein, sondern auch bei den damals entstehenden kleinern Dichtungen, der Bürgschaft, dem Kampf mit dem Drachen, des Mädchens Klage, mit seinem Rath zur Hand, und dehnte seine Sorge für des Freundes Musenalmanach sogar bis auf die Decke desselben aus, die er mit einer eigenen, selbsterdachten Art anaglyphischer Zierathen schmücken ließ. Mit welcher Selbstverläugnung und Hingebung er sich der Vollendung und würdigen Aufführung der Wallenstein'schen Stücke annahm, kann hier nicht im Einzelnen erzählt werden; ich habe es in meiner Biographie Schiller's (III, 98—105) versucht. So lief das Jahr 1798, ohne daß Goethe zu eigenem poetischen Schaffen kam, unter Geschäften und Zerstreuungen aller Art zu Ende. „Mir geht," schrieb Goethe im December an Schiller, „ein närrisch mühsames Leben fort, wie das Märchen der Tausend und Einen Nacht, wo sich immer eine Fabel in die andere einschachtelt."

Nicht viel ergiebiger war ihm das Jahr 1799, in welchem Schiller, durch den Erfolg der Wallenstein'schen Stücke ermuthigt, sich fest für die dramatische Laufbahn entschied und darin rüstig fortschritt. Nachdem man schon am 12. Okt. des vorigen Jahrs Wallensteins Lager zur Eröffnung der Wintersaison im renovirten Theater gegeben hatte, wurde im Januar 1799 zur Feier des Geburtstags der Herzogin die Aufführung der Piccolomini vorbereitet. Schiller kam zu dem Ende den 4. Jan. mit den Seinigen nach Weimar herüber. Trotzdem blieb wegen Schiller's großer Kränklichkeit die Hauptlast der Proben auf Goethe liegen, und die dabei sich ergebenden Schwierigkeiten waren nicht gering; denn die Schauspieler hatten sich noch gar nicht recht an den Vortrag des jambischen Quinars gewöhnt. Die Wirkung des Stücks war bedeutend, und noch allgemeiner zündete die wiederholte Vorstellung am 2. Februar. Auch einen Theil des Aprils widmete Goethe dem großartigen Werk des Freundes, der unterdessen auch Wallensteins Tod vollendet hatte. Es wurden nunmehr alle drei Stücke zur Aufführung vorbereitet, und man gab am 15. April das

Lager, am 17. die Piccolomini, am 20. und nochmals am 22. Wallensteins Tod.

Doch war es unserm Dichter in einem Zwischenaufenthalt zu Jena (vom 21. März bis zum 10. April) gelungen, einen Theil seiner Achilleis auszuführen. Am 2. April konnte er Schillern den fertigen ersten Gesang mittheilen, und beschloß nun, „eine kleine Pause zu machen, um sich der zunächst zu bearbeitenden Motive zu versichern.“ Näheres darüber im dritten Kapitel. Auch hatte er gleich nach der Ankunft in Jena ein kleines Gedicht, Spiegel der Muse betitelt, zu Stande gebracht, worin er seine damalige Gemüthslage allegorisch darstellt. Die Muse, die „sich zu schmücken begierig“ den rinnenden Bach verfolgt und eine ruhige Stelle zur Selbstbespiegelung sucht, versinnbildlicht das Dichtergemüth, wie es inmitten des beweglichen, rauschenden Weltlebens nach einem Stündchen sinniger Einkehr in sich selbst schmachtet. Vergeblich ist dies Sehnen, wenn nicht der Dichter sich aus dem sinnverwirrenden Getriebe heraus in die Einsamkeit, an einen „Winkel des Sees“, flüchtet, in dessen ruhigem klaren Spiegel er die Gestalten seines Innern in reinen, festen Umrissen erblicken kann.

Unfruchtbar an Poetischem war Goethe's nächster Aufenthalt an seinem „Winkel des Sees“ in Jena vom 1. bis 27. Mai. In den Konferenzen der beiden Dichter wurde hauptsächlich der Plan verhandelt, eine Sammlung der seit zehn Jahren entstandenen kleinern Gedichte Goethe's zu veranstalten und bei Unger herauszugeben. Kaum war Goethe nach Weimar zurückgekehrt, so riß ihn wieder der Strom des Geschäftstreibens fort. „Abends weiß ich wohl, daß etwas geschehen ist,“ klagte er dem Freunde, „es hätte aber auch wohl ohne mich und vielleicht ganz anders geschehen können.“ Er ließ inzwischen die kleinern Gedichte zusammenschreiben und wunderte sich über den sonderbaren „Codex“, der daraus entstand. Ende Juni erschienen der König und die Königin von Preußen zu Besuch in Weimar, und da galt es, durch Schiller's Wallenstein einen dramatischen Genuß den hohen Gästen zu bereiten, welche der Vorstellung des Stücks in Berlin gerade deßhalb nicht beigewohnt hatten, weil sie es zuerst in Weimar sehen wollten. Schiller, der selbst nach Weimar herüber kam, feierte zu Goethe's Freude einen neuen großen Triumph.

Da nach dem Verrauschen der Festlichkeiten Goethe durch den Schloßbau und Anderes in Weimar festgehalten wurde, und die Sehnsucht nach Sammlung und Ruhe doch in ihm überhand nahm,

zog er sich gegen Ende Juli in seine Gartenwohnung zurück und blieb darin den August und September hindurch. „Ob die Einsamkeit des Ilmthals," schrieb er an Schiller den 31. Juli, „zu dem Einen, was noth thut, viel helfen wird, muß die Zeit lehren." Viel half sie nicht. Er begann zunächst die später zu besprechende Erste Walpurgisnacht, beschäftigte sich dann weiter, während Schiller in seiner Maria Stuart lebte, mit der Redaktion seiner kleinern Gedichte für Unger, verbesserte in manchen das Metrum, besonders die Hexameter und Pentameter, widmete die Nachmittagstunden einer vielfachen Lektüre und ließ selbst die Nächte nicht unbenutzt. Gegen seine Gewohnheit blieb er bis Mitternacht auf, um durch ein gutes Spiegelteleskop den Mond zu betrachten und diesen „so lange geliebten und bewunderten Nachbar endlich näher kennen zu lernen". Zwischendurch machten ihm die Propyläen viel Sorge. Es ging mit ihrem Absatz so schlecht, daß er an's Eingehenlassen dachte. Auf Schiller's Ermunterung entschloß er sich sie fortzuführen und dem Verleger das Unternehmen durch Nachlaß am Honorar zu erleichtern. Dann kam er auf den Gedanken, die Zugkraft der Zeitschrift dadurch zu verstärken, daß man mit ihr die Aussetzung von Preisen für die zwei besten Zeichnungen eines von Goethe und Meyer zu bestimmenden Gegenstandes verbände. Die einlaufenden Konkurrenzstücke sollten öffentlich ausgestellt und alle, auch die gekrönten, den Künstlern zurückgegeben werden; das nächste Propyläenheft sollte ein motivirtes Urtheil über die preisgekrönten bringen. Der Plan kam zur Ausführung. Als nächste Aufgabe ward die Darstellung der Partie aus dem dritten Buch der Ilias gewählt, wo Aphrodite die Helena dem Paris zuführt. Neun Konkurrenzstücke liefen ein. Die Preise erhielten Ferd. Hartmann aus Stuttgart und Heinr. Kolbe aus Düsseldorf.

In die Gartensaison fällt auch die Anknüpfung des ersten Fadens zur Freundschaft mit Zelter. Am 11. August richtete dieser an den Dichter einen Brief, der die liebevollste Verehrung athmete. Goethe antwortete freundlich entgegenkommend, und so war der erste Ring zu einer Kette von Briefen geschlungen, die bis zu seinem Tode reicht. Dem Antwortschreiben legte er die erste Walpurgisnacht bei mit dem Bemerken, sie sei ein Versuch, ob man nicht die dramatische Ballade so ausbilden könne, daß sie dem Komponisten zu einem größern Singstück den Stoff gebe. Die Komposition wollte Zeltern nicht recht gelingen; doch erlebte der Dichter noch die Freude, daß Zelter's Schüler Mendelssohn sein Werk meisterhaft in Musik setzte.

Schon die Art, wie Goethe diese später den Kantaten eingereihte „dramatische Ballade“ behandelte, war ein Symptom seiner bald unverkennbar hervortretenden Rückkehr von der epischen zur dramatischen Gattung. Was ihn zum Drama zurückführte, hat er selbst bekannt. Es war das Beispiel Schiller's, der Erfolg der Wallensteinschen Stücke, der lebhafte Antheil, den er an diesen und den nächstfolgenden Dramen des Freundes nahm. Weil ihm selbst aber noch immer die tiefern Quellen origineller Produktion verschlossen blieben, suchte er der wiedererwachten Neigung zum Drama vor der Hand durch Uebersetzung und Ueberarbeitung ausländischer Stücke zu genügen; und so finden wir ihn im Oktober 1799 mit der Uebertragung des Mahomet von Voltaire beschäftigt. Am 17. Nov. hatte er sie beendigt, am 17. Dec. las er sie dem zum Thee gebetenen herzoglichen Paar und Schillern vor. Letzterer hatte sich vor vierzehn Tagen mit seiner Familie in Weimar häuslich niedergelassen.

Goethe schloß den Sylvesterabend 1799 und (weil er zur Partei der Neunundneunziger gehörte) das Jahrhundert in trauter Unterhaltung mit Schiller und schrieb ihm den 1. Jan. 1800: „Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein, das Künftige wie das Vergangene.“ Jetzt, wo die Freunde mit den Ihrigen auch räumlich einander ganz nahe gerückt waren, hätte man eine verstärkte fördernde Einwirkung Schiller's auf Goethe's dichterische Produktivität erwarten sollen. Warum sie nicht erfolgte, ist im Eingange dieses Kapitels erörtert worden. Wir werden im Lauf des Jahrs 1800 unsern Dichter trotz der Anziehungskraft, die Schiller auf ihn übte, wiederholt außerhalb Weimar verweilen sehen; das ist ein Beweis, wie peinigend ihm einerseits die unseligen häuslichen Zustände, andererseits die tausend Anforderungen waren, die sich in Weimar um ihn stritten.

Einen bedeutenden Vortheil brachte ihm die Nähe Schiller's dadurch, daß sich dieser mit ihm in die Leitung der Theaterproben theilte, und in Abwesenheitsfällen ihn vertrat. Schiller ergänzte in höchst glücklicher Art Goethe's Einwirkung auf das Bühnenpersonal durch ermunternd freundschaftliches Entgegenkommen. Eine Anerkennung aus dem Munde des eben so geliebten als verehrten Mannes wurde manchem Schauspieler für immer ein Sporn zum Weiterstreben. Hatten die Spielenden ihre Sache recht gut gemacht, so entlockte er auch wohl dem mit Lob nicht eben freigebigen Goethe ein Wort der Anerkennung. Wenn Goethe damit kargte, so wird

ihn deßhalb Niemand tadeln, der die schwierige Stellung eines Vorgesetzten zu einem oft eben so anspruchsvollen als leichtsinnigen Bühnenpersonal kennt. Schiller hatte eben den Vortheil, daß er den Schauspielern nicht eigentlich als Direktor, sondern als Rathgeber, Lehrer, Mittler und Freund gegenüberstand. Und doch ging auch ihm bisweilen die Geduld aus. „Ich will," schrieb er einmal an Goethe, „mit dem Schauspielervolk nichts zu thun haben. Durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten; es gibt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe."

Worauf beide Dichter bei dem Einüben der Schauspieler ihre Hauptaufmerksamkeit richteten, war die Bekämpfung des auf der Bühne herrschenden Natürlichkeitsprincips, der Neigung und Gewohnheit, die eigene Persönlichkeit in jeder Rolle hervortreten zu lassen. Wie aus der Poesie, verlangten sie, solle auch aus der Bühnendarstellung, aus der Recitation, Mimik und Gestikulation, der rohe Naturalismus verdrängt und der Grundsatz festgehalten werden, daß der Schauspieler seine Individualität müsse verläugnen lernen. Als die erste Grundlage aber der Schauspielerkunst betrachteten sie die Recitation. Daher wurde den Leseproben, die meist entweder in Goethe's, oder in Schiller's Wohnung stattfanden, die größte Sorgfalt gewidmet, und dabei besonders darauf geachtet, die damals höchst vernachlässigte rhythmische Deklamation auszubilden. Schiller war weniger, als Goethe, im Stande, mit dem belehrenden Wort ein mustergültiges Beispiel zu verbinden. Um so mehr bemühte er sich, die Schauspieler mit dem richtigen Verständniß des ganzen Stücks und speziell ihrer Rollen zu durchdringen. Durch ihr einträchtiges Zusammenwirken legten die beiden Dichter in Weimar den Grund zu einer deutschen dramatischen Schule, die es weit, wenn auch nicht so weit brachte, als sie gehofft hatten. Daß sie nicht Größeres leistete, daran waren, wie sich zeigen wird, die Dichter und zumal Goethe selbst Schuld, indem sie in der Erziehung von Schauspielern und Publikum für die höhere und strengere Kunstform zu rasch und rücksichtslos verfuhren.

Goethe und Schiller hatten aber bei ihren theatralischen Bestrebungen nicht ausschließlich die Weimarische Bühne und ihr Publikum im Auge; sie beabsichtigten allmälig ein würdiges Repertorium für das deutsche Theater überhaupt zu schaffen. Der Gedanke scheint ursprünglich von Schiller ausgegangen zu sein. Schon im November 1797, als er Shakespeare's auf den Krieg der

zwei Rosen bezügliche Stücke las, schrieb er: „Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, diese Suite von acht Stücken mit aller Besonnenheit, deren man jetzt fähig ist, zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden.“ Im Jahr 1799 verhandelten die beiden Dichter über den Plan, die deutschen Dramen, die für ihre Zwecke brauchbar erschienen, theils unverändert, theils verändert, gekürzt und dem reifern Geschmack angenähert, im Druck zu sammeln, und ähnlich mit den zu übersetzenden bessern ausländischen Stücken zu verfahren. Dazwischen sollte die Originalproduktion des Dichterpaars, die Schiller seinerseits mit dem Wallenstein so glänzend wieder aufgenommen hatte, fortgehen; und so gedachten sie durch Aufstellung eines großen und tüchtigen Repertoires eine geschmacksbildende Wirkung auf sämmtliche deutsche Bühnen und ihr Publikum zu erzielen.

Im Zusammenhang mit diesem Plan stand die schon erwähnte Uebersetzung von Voltaire's Mahomet. Während des Januars 1800 wurde die Aufführung des Stücks zur Feier des Geburtstags der Herzogin, den 30. Jan., vorbereitet. Da vorauszusehen war, daß die Verpflanzung der kalten, steifen, gespreizten französischen Tragödie auf die deutsche Bühne Anstoß erregen würde, so dichtete Schiller, „um das Publikum mit geladener Flinte zu erwarten,“ die trefflichen Stanzen An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, ohne jedoch damit die Stimmen der Gegner zum Schweigen zu bringen. Noch im Lauf des Januars verabredete das Dichterpaar auch die Bearbeitung des Macbeth von Shakespeare und der Iphigenie für die Bühne. Schiller griff seine Aufgabe, den Macbeth, sogleich energisch an und hatte bald zwei Aufzüge aus dem Rohen gearbeitet, während Goethe über der Durchsicht seiner Iphigenie schon gegen Ende Januar die Hoffnung aufgegeben hatte, das Stück bühnengerecht machen zu können. Im Februar finden wir ihn, während Schiller den Macbeth vollendete, wieder mit Mondbetrachtung und der Durchsicht seiner kleinern Gedichte, im März mit Physik und Botanik beschäftigt. Im Geheimen aber, selbst dem mitstrebenden Freunde verborgen, studirte er, um sich endlich einmal wieder zu einem großen Originalwerk, der natürlichen Tochter, zu rüsten, die Geschichte der Prinzessin Bourbon-Conti.

Ende April unternahm er zur Meßzeit einen Ausflug nach Leipzig, um, wie er an Knebel schrieb, „wieder recht viele fremde Gestalten und Gegenstände in sich aufzunehmen,“ — als ob ihm

nicht eher Sammlung, als Zerstreuung, noth gethan hätte! So stand es denn auch nach der Heimkehr in den nächsten Monaten, in denen Schiller seine Maria Stuart vollendete und die Jungfrau von Orleans begann, um Goethe's Produktivität wieder sehr mißlich. Doch gelang es ihm, Die guten Weiber, einen „geselligen Scherz", für Cotta's Damen-Taschenbuch zu Stande zu bringen. Er entwarf die kleine Produktion am 22. Juni und führte sie vom 25. bis zum 27. aus.

Unter dem 22. Juli heißt es in einem Billet an Schiller: „Ich habe mich kurz und gut entschlossen, nach Tisch hinüber nach Jena zu gehen, weil ich ein- für allemal hier in Weimar zu keiner Art von Besinnung gelange." In Jena verfügte er sich sofort „in Ermangelung des Gefühls eigener Produktion" in die Büttnersche Bibliothek, holte sich einen Voltaire und begann eine Uebersetzung des Tancred, mit dessen Aufführung er den nächsten 30. Januar feiern wollte. Er verwandte regelmäßig vier Morgenstunden auf die Arbeit; die übrige Tageszeit wurde auf die mannigfachste, mitunter lustige Weise „vergeudet". Seine Freunde an diesem „Stapelplatz der Wissenschaft", Loder, Ilgen, Fr. Schlegel, Bergrath Lenz u. a. schickten ihm geistiger Nahrung die Hülle und Fülle: Zeitungen, Journale, Belletristisches, heitere Philologika, zoologische, botanische, mineralogische Raritäten u. s. w.

In den ersten Tagen des August nach Weimar zurückgekehrt, hatte er mit der Vorbereitung der diesjährigen Ausstellung zu thun. Es waren für 1800 zwei Preisaufgaben sehr verschiedenen Charakters gestellt worden, beide aus der Ilias: Hektor's Abschied von Andromache und der Tod des Rhesus. Von 28 eingelaufenen Konkurrenzstücken hatten 19 die erstere Aufgabe behandelt. Gekrönt wurden Hektor's Abschied von Prof. Nahl aus Kassel und der Rhesus von Jos. Hoffmann aus Köln. Eine detaillirte Beurtheilung aller Konkurrenzstücke brachten die Propyläen in ihrem dritten Bande, mit welchem die Zeitschrift ihres ganz unbefriedigenden Absatzes wegen einging.

Vom 3. Sept. an verweilte Goethe wieder einen Monat in Jena. Er hoffte hier die Uebersetzung des Tancred kräftig zu fördern, gerieth aber in den Faust hinein, und es gelang ihm, in der Partie, worin Helena auftritt, einen bedeutenden Schritt weiter zu thun. Leider gingen dieser Arbeit unfördersame philosophische Unterhaltungen mit Niethammer zur Seite; er ließ sich sogar in das Studium von Baader's Schrift „Ueber das pythagoräische Quadrat

in der Natur oder die vier Weltgegenden“ ein. Am 4. Okt. heimgekehrt, bereitete er für den 24. Okt., den Geburtstag der Herzogin Amalia, ein kleines Drama, Paläophron und Neoterpe, vor. Er deutete darauf schon in den Schlußversen eines Epilogs zu Gotter's Lustspiel Die stolze Vasthi hin, welches gegen den 20. Okt. gegeben wurde. Den Festtag der kunstliebenden Fürstin wollte er diesmal auf eine neue und eigenthümliche Art, durch ein von maskirten Personen gespieltes Drama, feiern. Goethe brachte das Stück in einem lustigen Zirkel bei der Fräulein von Göchhausen rasch zu Papier, wo er es auf und ab schreitend aus dem Stegreif diktirte. Am Festtage ward es in engerm Kreise von fünf Personen in Charaktermasken, drei Hofherren und zwei Kindern, und von der schönen Hofdame von Wolfskeel trefflich aufgeführt, welcher letztern, wie Goethe sich ausdrückt, „es allein vergönnt war, die Gesellschaft in der eigensten Anmuth ihrer Gesichtszüge zu ergötzen.“

Im November, wie im December, brachte Goethe nochmals ein paar Wochen in Jena zu. Das erste Mal ward dort die Poesie wieder „von Philosophen, Naturforschern und Konsorten in die Enge getrieben“. Im December bewog ihn die Nachricht, daß Iffland in Berlin den übersetzten Tancred zur Feier des 18. Jan. wünsche, sofort „eine absolute Einsamkeit zu statuiren und weder Philosophen noch Physiker zu sehen“. Und so gelang es ihm, vor Jahresschluß „mit seinen Rittern fertig zu werden“. Die Sylvesternacht brachte er recht fröhlich auf einer vom Hof veranstalteten Redoute mit Schelling, Heinr. Steffens und Schiller zu. Hätte er nur auch, wie sein mitstrebender großer Freund, die Genugthuung gehabt, auf ein wahrhaft erfreuliches Jahresgeschenk seiner dramatischen Muse zurückblicken zu können!

Zweites Kapitel.

1801: Schwere Krankheit. Theophrast's Schrift von den Farben übersetzt. Wiederannäherung an Frau von Stein. Die natürliche Tochter begonnen. Besuch von Pyrmont und Göttingen. Plan eines Romans. Kunstausstellung. Theater. — 1802: Rückkehr zur Lyrik. Verfehlte theatralische Bestrebungen. Jon und Alarkos aufgeführt. Mittwochskränzchen. Gesellschaftslieder. Vereiteltes Schillerfest. Auflösung des Kränzchens. Bau einer Bühne zu Lauchstädt. Was wir bringen. Verlust eines Kindes. — 1803: Beschäftigung mit der natürlichen Tochter. Chladni zu Besuch. Die natürliche Tochter aufgeführt. Besuch Zelter's. Ausflug nach Halle. Dramatische Didaskalien. Sorge um die Jenaer Allgem. Literaturzeitung. Herder's Tod. Riemer. — 1804: Frau von Stael, Benjamin Constant, Joh. Müller, Heinr. Voß zu Besuch. Theilnahme an Schiller's Tell. Charakteristik Winckelmann's. Ein Manuskript von Diderot, Rameau's Neffe, übersetzt. — 1805: Krankheitsanfälle. Schiller's Tod. Goethe's Trauer.

Anfangs 1801 ward Goethe von einer gefährlichen Krankheit befallen. Sie begann wie eine Blätterrose, aber bald gesellten sich Halsgeschwulst und Krämpfe hinzu, und der von Jena berufene Arzt Hofrath Stark fürchtete eine Gehirnentzündung. Einige Tage lag er besinnungslos. Die Seinigen waren außer Fassung; um so besonnener griff sein fürstlicher Freund Karl August überall persönlich ein. Als seine Besinnung wiederkehrte, fand er ein Auge durch Geschwulst ganz verschlossen; innerlich aber erholte er sich so schnell, daß er am 19. Jan. eine Uebersetzung des Theophrastischen Büchleins von den Farben unternehmen konnte. Am 22. wurde schon, weil er sich nach Musik sehnte, bei ihm ein kleines Concert veranstaltet. Am 24. öffnete sich das geschlossene Auge wieder, und er konnte dem Herzog, der nach Berlin abreiste, mit freiem Blick für die gütige Ueberwachung der Kur danken. Schiller hatte unterdessen die Proben des Tancred für das Geburtsfest der Herzogin geleitet, und gab ihm den 30. Jan. spät Abends Nachricht von dem Gelingen der Aufführung.

In diesen Tagen war es, wo sich wieder ein etwas näheres Verhältniß zur Frau von Stein ergab. Schon 1796, als sie eines Morgens unter den Orangenbäumen vor ihrem Hause saß, und Goethe, mit seinem Söhnchen an der Hand durch den Park heran=

kommend, bei ihr im Gespräch verweilte, war sie über sich selbst verwundert, ihn so lange haben verkennen zu können. Aus dem September desselben Jahrs hat sich ein auf Fritz von Stein bezügliches Billet Goethe's an sie erhalten, das mit den Worten schließt: „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen.“ Auch noch ein paar andere Zuschriften Goethe's seit jener Zeit deuten auf Annäherung hin. Jetzt, am 12. Jan. 1801, berichtete Frau von Stein an ihren Sohn Fritz: „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen leidet, mich so innig ergreifen würde.“ Nach der Schilderung der Krankheit heißt es weiter: „Entweder meldet dir mein Brief seine Besserung, oder seinen Tod; eher lasse ich ihn nicht abgehen. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen.“ Zwei Tage später fügte sie hinzu: „Mit Goethe geht es besser. Doch muß der einundzwanzigste Tag vorüber sein; bis dahin könnte ihm noch etwas zustoßen, weil ihm die Entzündung etwas am Kopf und am Zwerchfell geschadet. Gestern hat er mit großem Appetit Suppe gegessen, die ich ihm geschickt habe. Mit seinem Auge soll es auch besser gehen; nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben. Besonders weint er, wenn er den August sieht. Der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen; aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken. Neulich hat er in einem Klubb von der Klasse seiner Mutter 17 Gläser Champagner getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten.“ — Dies läßt freilich in Goethe's damalige häusliche Zustände einen höchst unerfreulichen Blick thun.

Das so traurig begonnene Jahr 1801 ward ihm, wie sich erwarten ließ, wieder ein unergiebiges. Von den Jenaer Freunden getadelt, daß er Kraft und Zeit an französische Dramen vergeude, führte er im Februar und März seinen Faust, wie er an Schiller berichtete, „sachte fort“, versuchte sich auch im Stillen an der natürlichen Tochter. Es mag ihm schwer geworden sein, diese Arbeit vor Schiller zu verheimlichen; aber sein alter Aberglaube, daß er, um einen Geistesschatz zu heben, nicht davon sprechen dürfe, ließ ihn hartnäckig schweigen. Beide poetische Aufgaben rückten um so weniger vor, je mehr Zerstreuendes nebenher lief. Im April, wo er sich in Oberroßla aufhielt, verwickelte ihn der Besitz des dortigen

Guts sogar in gerichtliche Händel gegen den bisherigen Pachter. Das Leben auf dem Lande war seiner angegriffenen Gesundheit förderlich. Dennoch riethen ihm Aerzte und Freunde ein stärkendes Bad an, und er ließ sich um so leichter für einen Besuch von Pyrmont bestimmen, weil sich daran ein längst ersehnter Aufenthalt in Göttingen knüpfen ließ.

Am 5. Juni brach er in Begleitung seines Sohnes auf. In Göttingen am 7. im Gasthof zur Krone abgestiegen, ward er in der Abenddämmerung mit einem freudigen Lebehoch von Studenten empfangen, die, weil dergleichen polizeiwidrig war, im Nu wieder auseinanderstoben. Bei Blumenbach sah er unter andern Merkwürdigkeiten den ersten Aerolithen; Heyne zeigte ihm Köpfe Homerischer Helden, welche Tischbein in großem Maßstab ausgeführt hatte; von Prof. Osiander ließ er sich sogar in das neuerbaute Accouchirhaus führen und die Behandlung des Geschäftes zeigen. Anderes behielt er sich vor, weil er die Absicht hatte, zur Nachkur länger in Göttingen zu verweilen.

Am 15. Juni reiste er über Einbeck durch das freundliche Leinethal nach Pyrmont. Hier wandte er wieder, wie auf der letzten Schweizerreise, seine Aufmerksamkeit allerlei unbedeutenden Dingen zu, sammelte Badelisten und Komödienzettel, und machte sich eingehend mit der Geschichte und Umgebung des Ortes bekannt. Die Badegesellschaft war angenehm und interessant, das Wetter aber oft unfreundlich, wo er denn in seinem Quartier seine Farbenlehre fortführte. Zwischendurch beschäftigte ihn der Plan eines Romans, welcher die in's Jahr 1582 fallende lebhafte Wanderschaft aus allen Welttheilen nach Pyrmont darstellen sollte, wo die Ankommenden bei mangelnden Einrichtungen zur Aufnahme sich auf die wunderlichste Art behelfen mußten.*) So fuhr er fort, Zeit und Kraft an untergeordnete Aufgaben zu zersplittern, während der Freund, mit dem er noch 1796 so rühmlich wetteiferte, eine große Aufgabe nach der andern nicht blos ergriff, sondern willenskräftig festhielt und einem hinfälligen Körper zum Trotz siegreich bewältigte. Die letzten Tage in Pyrmont brachte Goethe in unerquicklicher Stimmung zu. Das aufregende Bad nach der hochentzündlichen Krankheit ließ ihn Nachts vor heftiger Blutwallung nicht schlafen, und versetzte ihn am Tage bei den geringfügigsten Anlässen in einen exaltirten Zustand.

*) S. d. Skizze in Goethe's W. Bd. 27 S. 89 ff.

Wohlthuender war ihm die Nachkur in Göttingen, wohin er am 17. Juli reiste. Seinem Vorsatz gemäß brachte er täglich einige Zeit auf der dortigen Bibliothek zu und arbeitete Manches für seine Farbenlehre zusammen. Die übrigen Tagesstunden verlebte er in heiterer Geselligkeit. „Ich müßte," sagt er selbst, „das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich Alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufzählen wollte." Nachts zeigten sich indeß noch einige Reste der Pyrmonter Reizbarkeit. Ganz unglücklich machte ihn die Tochter seines Hauswirths, welche bis Mitternacht eine und dieselbe Kadenz einübte und jedesmal mit einem Triller krönte. Dazu kam eine bellende Hundeschaar, nach welcher manches der auf dem benachbarten Heinsberg gesammelten Ammonshörner hinausflog. Und was das Maß seiner Verzweiflung voll machte, war der Posaunenton eines Nachtwächterhorns, der ihm wie zwischen den Bettvorhang hinein an's Ohr schallte. Die Polizei brachte aus Rücksicht für den berühmten Gast das Horn zum Schweigen. Am 14. August verließ er Göttingen, besuchte die Basaltbrüche von Dransfeld, und reiste über Hannöverisch-Münden nach Kassel, wo er die Seinigen mit Freund Meyer antraf. Dann ging die Fahrt über Hoheneichen, Kreuzburg und Eisenach nach Gotha. Hier bewirthete ihn der längst befreundete Prinz August in seinem artigen Sommerhause mehrere Tage und feierte des Dichters Geburtstag durch ein stattliches Festmahl. Am 30. August traf er wieder in Weimar ein. Mit dem Ertrage des Ausflugs war er nicht recht zufrieden. Schon aus Göttingen hatte er in einem Briefe an Schiller geklagt: „Leider scheinen meine Akten nicht so anzuschwellen, wie auf der letzten Reise in die Schweiz." Die Schuld hiervon schrieb er seinem kleinen Reisegefährten August zu; er hätte ihm eher Dank wissen sollen.

Nach der Heimkehr nahm ihn sogleich die Ausstellung der eingesandten Konkurrenzstücke lebhaft in Anspruch; denn das Ausschreiben von Preisaufgaben ward auch nach dem Eingehen der Propyläen noch bis 1805 fortgesetzt und die Beurtheilung fortan durch die Allgemeine Literaturzeitung veröffentlicht. Die Hälfte des ausgesetzten Preises erhielt diesmal Prof. Nahl aus Kassel für seinen Achill auf Skyros, die andere Hälfte Jos. Hoffmann aus Köln für Achill's Kampf mit den Flüssen. Dann forderte das Theater Goethe's Aufmerksamkeit um so mehr, als gegen den 20. Sept. die berühmte Frau Unzelmann zu Gastvorstellungen ein-

traf. Sie trat in acht bedeutenden Rollen auf. Obwohl auch sie dem Natürlichkeitsprincip huldigte, ließ sich Goethe, weil ihre Natur edel und graziös war, ihre Darstellung gefallen. In seiner Abneigung gegen dies Princip jedoch verharrend, ließ er am Geburtstag der Herzogin Mutter, dem Jahrestag des ersten Maskenspiels Paläophron und Neoterpe, die Brüder, nach Terenz von Einsiedel bearbeitet, gleichfalls in Masken aufführen. Das Stück gefiel so gut, daß es mehrmals wiederholt werden mußte.

Eine etwas erfreulichere, weil fruchtbarere Periode begann für unsern Dichter mit dem Herannahen des Jahrs 1802. Zwei Umstände vereinigten sich, ihn auf das Feld der Lyrik zurückzuführen, das er einige Jahre hindurch fast hatte brach liegen lassen: erstens die Gründung eines gesellschaftlichen Kränzchens, deren Mittelpunkte Goethe und Schiller waren, und zweitens die nähere Verbindung mit Zelter. Daneben gingen, wenn auch für ihn selbst von wenig Erfolg gekrönt, die dramatischen Bestrebungen fort, wogegen das Epos ganz in den Hintergrund trat. Es läßt sich hiernach die nächste Zeit als eine dramatisch-lyrische charakterisiren.

Was die theatralischen Bemühungen anlangt, so begann jetzt Goethe in seiner Abneigung gegen das Natürliche das rechte Maß weit zu überschreiten. Schon das war ein seltsames Beginnen, daß er durch Stücke, wie Mahomet und Tancred, Schauspieler und Publikum für die höhere Tragödie heranzubilden suchte; denn wie soll die falsche Nachahmung des Hohen und Edeln im Stande sein, Neigung und Achtung für dasselbe einzuflößen? Noch weniger verdient es Billigung, daß er gleich Anfangs 1802 (am 2. Jan.) den Jon von A. W. Schlegel und später gar den Alarkos von Fr. Schlegel auf die Bühne brachte. Schon mit dem Jon, wodurch er eine Annäherung an das griechische Drama (wie durch die Brüder des Terenz an das römische) bezweckte, lief der Versuch nicht glücklich ab. Man flüsterte in den Zwischenakten von allerlei Tadelnswürdigem, und Böttiger schrieb einen sowohl die Intendanz als den Autor treffenden satyrischen Artikel. Dieser war zur Aufnahme in Bertuch's Journal für Luxus und Moden bereits gesetzt, als Goethe davon Kunde bekam und den Abdruck hintertrieb — gewiß kein löbliches Verfahren! Denn es lag ein Widerspruch darin, das Geschmacksurtheil durch Vorführung von Stücken aus allen Zeiten, Ländern und Gattungen allmälig frei und mündig machen zu wollen, und dennoch es durch ein Machtwort in Fesseln zu legen. Schiller hatte von Glück zu sagen, daß seine in gleicher Absicht bearbeitete

Turandot am 30. Jan. freundlich aufgenommen wurde. Jetzt nahm Goethe auch den Gedanken wieder auf, seine Iphigenie für die Bühne umzuarbeiten; aber da es ihm selbst unmöglich war, an dem „ganz verteufelt humanen“ Drama irgend etwas zu thun, so griff Schiller die Bearbeitung auf eigene Hand an. Am 15. Mai 1802 ward das ziemlich verkürzte Stück mit Beifall gegeben und erhielt sich auf dem Repertoire. Durch den Erfolg kühner gemacht, wagte Goethe nunmehr den Gegnern zum Trotz den Schlegelschen Alarkos vorzuführen; aber da brach der zu straff gespannte Bogen. Vergebens hatte ihn Schiller gewarnt und die Befürchtung einer totalen Niederlage ausgesprochen. Der Erfolg rechtfertigte Schiller's Ahnung. Das Publikum fühlte, daß es zu Experimenten mißbraucht werde, und gab bei der Aufführung des hohlen und gespreizten Stücks am 29. Mai Geringschätzung und Spott so unverholen kund, daß Goethe, wie erzählt wird, von seinem Sitz sich erhebend, ein donnerndes „Man lache nicht!“ durch das Haus erschallen ließ.

Das Gesellschaftskränzchen bestand schon seit dem vorigjährigen Herbst, war aber eine Zeit lang durch eine in Weimar ausgebrochene Masernepidemie gestört worden. Ein auserlesener Kreis harmonirender Männer und Frauen hielt alle vierzehn Tage, gewöhnlich Mittwochs, in Goethe's Hause eine Abendzusammenkunft „ohne spekulative Zwecke“, wie er in den Annalen sich ausdrückt, „blos an seinem und Schiller's Umgange und sonstigen Leistungen sich erfreuend.“ Ständige Mitglieder waren außer dem Dichterpaar Schiller's Gattin, dessen Schwager von Wolzogen nebst Frau, Meyer, Amalia von Imhoff (die Dichterin der Schwestern von Lesbos), die Obermarschallin Gräfin von Egloffstein, die Hofdamen von Göchhausen und von Wolfskeel u. A. Schiller berichtete an Körner: „Es geht im Kränzchen recht vergnügt zu, obwohl die Gäste zum Theil sehr heterogen sind; denn der Herzog und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und pokulitt. Auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen, zu denen ich sonst bei meinen größern Arbeiten niemals kommen würde.“ Diese Absicht ging, wie bei Schiller, so auch bei Goethe in Erfüllung. In neidlosem Wetteifer schufen die beiden Dichter, wie einst Xenien, Votivtafeln und Balladen, so jetzt einen anmuthigen Kranz von Gesellschaftsliedern. Auch hier trat wieder die Verschiedenheit ihrer Charaktere recht deutlich hervor. Schiller warf, wie Hoffmeister sagt, „den

Ernst der Weisheit, ein weltumfassendes Gemüth in die Schale der gesellschaftlichen Unterhaltung, und ernst, wie diese, waren auch seine Gesellschaftslieder." Goethe traf meisterhaft den Ton gesteigerter Geselligkeitsfreude. Er wählte für das Gesellschaftslied leichtere Sujets, anmuthige, gefällige Stoffe, wogegen Schiller sich zu hohen und großartigen Gegenständen hingezogen fühlte. Der Goethe'schen Lieder, welche das Mittwochskränzchen hervorrief, wird das nächste Kapitel gedenken.

Leider erfuhr das Kränzchen schon im ersten Viertel des Jahrs 1802 einen verderblichen Stoß, der zugleich eine Feuerprobe für Goethe's und Schiller's Freundschaftsbündniß ward, und zwar durch Kotzebue. Der leicht und leichtfertig producirende Bühnendichter war schon 1799, mit Titeln und Orden geschmückt, in Weimar erschienen und in höhern Kreisen entgegenkommend aufgenommen, von dem Dichterpaar aber etwas vornehm kühl abgelehnt worden. Im Herbst 1801 producirte er sich, von Petersburg nach Erlebung seltsamer Schicksale zurückkehrend, abermals in Weimar, bemühte sich um Theilnahme an dem Mittwochskränzchen, um darin seine gesellschaftlichen Talente leuchten zu lassen, und hatte auch bald einige weibliche Mitglieder zu seinen Gunsten gestimmt. Da machte ihm Goethe einen Strich durch die klug angelegte Rechnung. Er setzte zu den Statuten des Kränzchens einen Zusatzartikel durch, demgemäß kein Mitglied ohne Beistimmung aller übrigen einen Fremden oder Einheimischen einführen durfte, und reizte den eiteln Mann obendrein durch das ihm bald hinterbrachte Witzwort, es helfe dem Kotzebue der Zutritt zum weltlichen Hofe von Japan nichts, wenn ihm der geistliche verschlossen bleibe. Dazu kam noch, daß Goethe das Drama „Die deutschen Kleinstädter" von Kotzebue nur stark beschnitten auf der Bühne zulassen wollte, während er die Stücke der verhaßten Schlegel unverkürzt aufführte. Hierüber erbittert, beschloß Kotzebue, sich an Goethe durch eine Verherrlichung Schiller's zu rächen, und hoffte dadurch zugleich das Bündniß Beider mitsammt ihrem Mittwochskränzchen zu sprengen.

Zu dem Ende bereitete er auf den 5. März 1802 ein Fest zu Ehren Schiller's vor, das auf dem neu dekorirten Stadthause begangen werden sollte. Scenen aus Schiller's besten Tragödien, im Kostüm der handelnden Personen gesprochen, sollten die Haupthandlung einleiten. Die Gräfin von Egloffstein übernahm die Rolle der Jungfrau von Orleans, Amalie von Imhoff die der

Maria Stuart, Schiller's Freundin Sophie Mereau aus Jena Partien des Glockenliedes, Andere Anderes. Kotzebue gedachte zweimal, zuerst als Vater Thibaut, dann als Meister im Lied von der Glocke zu erscheinen. Als solcher hatte er die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit einem mächtigen Hammer entzweizuschlagen. Wie sie zersprang, sollte Schiller's Büste überraschend zum Vorschein kommen, und in diesem Augenblick der eingeladene Dichter selbst von schöner Hand gekrönt werden. Schon war die ganze Weimarische Societät in Aufregung; man beschäftigte sich eifrigst mit dem Kostüm und der Rolleneinübung. Dem zu Feiernden war nicht wohl zu Muth bei der Sache; er fühlte das Verfängliche der ihm zugedachten Rolle, und nahm doch auch Anstand, sich den Huldigungen so vieler ihm werthen Personen zu entziehen. Ein paar Tage vor dem 5. März äußerte er in Goethe's Hause: „Ich werde mich wohl krank melden," worauf Goethe — nichts erwiderte.

Die Vorbereitungen waren nun so weit gediehen, daß man brieflich den Bibliotheksvorsteher um die Schiller'sche Originalbüste von Dannecker bat. Aber da lautete zu Aller Bestürzung die Antwort ablehnend; „man habe noch nie eine Gypsbüste von einem Fest unbeschädigt zurückbekommen; zudem sei es zweifelhaft, ob Schiller sich durch die pappene Glocke so geehrt fühlen werde, als man anzunehmen scheine." Noch größer war der Schrecken, als am 4. März der Bürgermeister die Schlüssel des Stadthauses verweigerte und im Namen des Magistrats erklärte: das Aufschlagen des theatralischen Gerüstes im Saal sei unzulässig; dieser sei erst frisch eingerichtet und dekorirt, und könne zu einem so tumultuarischen Beginnen nicht eingeräumt werden. Alle Vorstellungen und Bitten waren vergebens, das Fest war vereitelt. Als der unbewegliche Bürgermeister zufällig am 6. März den Rathstitel erhielt, äußerte Frau von Wolzogen: „Man hätte billig in sein Diplom Rath Piccolomini schreiben sollen."

Goethe freute sich, wie es scheint, noch in späten Jahren bei Abfassung der Annalen darüber, den Meister der Intrigue Kotzebue übermeistert zu haben. Aber mit Recht urtheilte Hoffmeister, Goethe würde hier edler erschienen sein, wenn er, das Ränkespiel belächelnd, den Huldigungsakt gebilligt und sogar gefördert hätte. Auch wäre dies klüger gewesen; denn der Vorfall rief in der kleinen Residenz durch alle Schichten der Gesellschaft Mißstimmung gegen ihn hervor. Das Kränzchen löste sich auf, und es gelangen ihm, wie er selbst ge-

steht, seitdem nie wieder Gesänge jener Art.*) Zu Schiller blieb jedoch sein Verhältniß ungestört. Scherzend schrieb ihm dieser: „Der 5. März ist mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäsar der 15.“ Zum Erstaunen für die kleinen Geister verfolgte das Dichterpaar, als wäre nichts vorgefallen, einträchtig seine hohen Zwecke weiter.

Auf Goethe's Seite stellten sich diesen Zwecken noch immer allerlei Hemmnisse entgegen. Der im vergangenen Winter verstorbene Hofrath Büttner hatte der Universität Jena eine umfassende Bibliothek und mehrere Apparate hinterlassen, die geordnet und katalogisirt werden mußten. Goethe hatte als Vorsteher aller wissenschaftlichen Anstalten des Staats bei der „Aufkämmung dieses Wirrkopfes“ viel Sorgen und Mühe. Dazu kam der Bau einer Bühne zu Lauchstädt. Das dortige Sommertheater, von Bellomo möglichst ökonomisch eingerichtet, wollte nicht mehr genügen. Schon dem theilnehmenden Publikum aus Halle und Leipzig war man ein würdigeres Lokal schuldig. So entwarf denn Goethe mit den Architekten Gentz und Rabe einen Plan, und der Bau ward sofort kräftig in Angriff genommen. Im März lag das akkordirte Holz noch eingefroren bei Saalfeld, und am 26. Juni wurde schon das fertige neue Haus mit dem von Goethe gedichteten allegorischen Vorspiel Was wir bringen eingeweiht.

Ehe Goethe sich gegen Mitte Juni mit den Seinigen und Meyer auf einige Wochen nach Lauchstädt begab, fand noch in seinem Hause die Konfirmation seines Sohns August durch Herder statt, der so freundlich gewesen war, den Konfirmanden privatim vorzubereiten. Goethe war dem alten Freunde höchst dankbar für „die liberalere Weise der Einführung in die christliche Gemeinde“.

Während des Aufenthalts in Lauchstädt las er mit Friedr. Aug. Wolf, der von Halle herübergekommen war, das Theophrastische Büchlein von den Farben, und hatte die Genugthuung, drei Konjekturen, die er darin gewagt hatte, von dem großen Philologen acceptirt zu sehen. Wolf's Besuch zu erwidern, machte er einen Ausflug nach Halle, ließ sich durch die Erinnerung an die Xenien nicht abhalten, auch dem darin hart mitgenommenen Komponisten Reichardt in dem benachbarten romantischländlichen Giebichenstein einen Besuch abzustatten, und hörte, gastfreundlich aufgenommen,

*) Im Jahr 1810 entstand wieder eine Gruppe von Gesellschaftsliedern, freilich nicht ganz des nämlichen Charakters.

manche seiner Lieder mit Reichardt's Melodien von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter vortragen.

Im September und Oktober hatte Goethe daheim die nun zum vierten Mal stattfindende Ausstellung von Zeichnungen und Preisvertheilung vorzubereiten. Der Schlußmonat des Jahrs wurde ihm durch den Verlust eines jüngst gebornen Kindes getrübt. „Bei uns geht es nicht gut," lautet ein Billet an Schiller vom 19. Dec., „wie Sie mir wohl gestern in der Oper anmerkten. Der neue Gast wird schwerlich lange verweilen, und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Werth Ihres Antheils." Das Kind starb bald nachher. Um Weihnachten schied Meyer, der zu Anfange des nächsten Jahrs sich mit einem Fräulein von Koppenfels vermählte, aus Goethe's Hause; doch dauerte seine enge Verbindung mit Goethe fort.

Die strenge Winterkälte, womit das Jahr 1803 begann, hemmte Goethe's persönlichen Verkehr mit Schiller. Beide hielten daheim eine strenge Quarantaine und korrespondirten miteinander in Billetten, wie Goethe sich ausdrückt, „gleich jenem verliebten Paar über den Schirm." Die Hauptursache ihrer Zurückgezogenheit lag aber darin, daß Schiller sich beeilte, seine Braut von Messina zu beendigen, und Goethe unterdessen heimlich seine natürliche Tochter förderte. Dennoch vermochte der Naturforscher in ihm nicht, den Besuch Chladni's, des Akustikers, abzulehnen, der ihm sein neu ausgearbeitetes Werk brachte und zwei Wochen lang blieb. Im Februar verlangte die Vorbereitung der Aufführung von Schiller's Braut Goethe's angestrengte Theilnahme. Am 10. März fand die erste Probe, am 19. die Vorstellung, am 26. eine Wiederholung mit glänzendem Erfolge statt. Acht Tage später brachte Goethe zu Aller Ueberraschung seine natürliche Tochter auf die Bühne. Von den Schauspielern sorgfältig eingeübt, fand das Stück besonders in seiner letzten Hälfte lebhaften Anklang. Schiller bewunderte die hohe Symbolik in der Behandlung des Gegenstandes, die alles Stoffartige vertilge und Jegliches als Glied eines idealen Ganzen erscheinen lasse. Auch Herder war davon erbaut, und sogar dessen Frau nannte es Anfangs ein hohes, klassisches Produkt, das Höchste und Schönste, was Goethe je gemacht, ein Licht der Kunst, vor dem das Schiller'sche Irrlicht erlösche, meinte aber nicht lange nachher, es werde sich wohl die Wolfsnatur des Wolfgang in der Fortsetzung der Trilogie kundgeben. Körner stellte dem Stück eine un-

günstige Aufnahme beim größern Publikum in Aussicht. Der Erfolg gab ihm Recht; in Berlin wurde das Stück ausgepfiffen.

Gleichwohl gingen Goethe's und Schiller's theatralische Bestrebungen ihren Gang fort. Viel Vorarbeit förderte zunächst die Aufführung der Jungfrau von Orleans, bereitete aber auch dem Verfasser am 23. April einen glänzenden Triumph. Der Plan, durch Bearbeitung einheimischer wie ausländischer Dramen ein Repertoire für die Bühnen Deutschlands zu schaffen, wurde festgehalten. Schiller übernahm es, die Hermannsschlacht von Klopstock bühnengerecht zu machen, fand sie aber ganz ungeeignet. Auf den fruchtbaren französischen Lustspieldichter aufmerksam geworden, wählte er aus dessen Werken das Intriguenstück Encore des Ménechmes, dem er in der Uebersetzung den Titel „Der Neffe als Onkel" gab, und das Charakterlustspiel Médiocre ou rempant, ou le moyen de parvenir, woraus er in sehr freier Uebertragung den Parasiten schuf. Goethe entschloß sich zu einer Bühnenbearbeitung des Götz.

Vorläufig hielt ihn aber noch Manches davon ab. Des Gutes zu Oberroßla, das ihm viele Störungen bereitet hatte, entledigte er sich zwar schon im Mai 1803 durch vortheilhaftes Abstehen an den Pachter; aber die Farbenlehre lag ihm wie eine schwere Schuld auf. Um sie abzuwälzen, begab er sich am 14. Mai nach Jena. Hier verkehrte er diesmal viel mit dem Dichter Voß, dessen häusliches Leben ihn anheimelte, und suchte sich durch Unterhaltung mit ihm über Metrik und Prosodik aufzuklären.

Gegen Anfang Juni rief ihn ein Besuch Zelter's nach Weimar zurück. Die Anwesenheit desselben gab nicht blos kleinen Konzerten, die er seit einiger Zeit in seinem Hause ausführen ließ, einen belebenden Anstoß, sondern auch für eine Reorganisation des Theaterorchesters ging ihm Zelter mit Rath und That zur Hand. Zudem entlockte ihm das Bewußtsein, an dem neugewonnenen Freunde einen liebevoll eindringenden Tonsetzer für jede singbare Produktion zu haben, wieder einige Lieder und balladenartige Gedichte, worüber Näheres im folgenden Kapitel. Zelter schied nach vierzehntägigem Aufenthalt. Diese zwei Wochen legten den Grund zu einem dauernden und innigen Verhältniß. Was unserm Dichter einst Breitkopf, André, Kayser vorübergehend waren, das ward ihm jetzt Zelter für immer, — ein Ergänzungsorgan seines Wesens für die Tonkunst, so wie er an Meyer eines für die bildende Kunst besaß. Beide Freunde blieben ihm, Meyer durch fast täglichen Umgang, Zelter durch regen Briefwechsel und öfteren Besuch, zeitlebens

treu verbunden; und gleichsam zum Beweise ihrer Unzertrennlichkeit folgten beide dem hingegangenen Dichter bald nach.

Unterdessen hatte die Sommersaison des Lauchstädter Theaters begonnen. Das neue Haus, gut geschulte Schauspieler, sorgfältig eingeübte Stücke, wie Schiller's Braut von Messina, die natürliche Tochter, die Andria des Terenz (ein Maskenstück, zu dessen Bearbeitung Goethe beim vorigjährigen Besuch Halle's den Kanzler Niemeyer gewonnen hatte), zogen von Halle, Leipzig und anderswoher ein sehr gebildetes Publikum herbei. Goethe verweilte dort nur so lange, als zur Erledigung des Geschäftlichen nöthig war, und machte dann noch einen Ausflug nach Halle, Giebichenstein, Merseburg und Naumburg, auf welchem er manche werthe Bekanntschaft wieder auffrischte.

In der zweiten Hälfte Juni und im Juli beschäftigte er sich ohne Lust und Liebe mit der Umarbeitung des Götz. Da sich drei junge Männer von unverkennbarem Talent für die Bühne, Grimmer, Grüner und Pius Alexander Wolff, bei ihm gemeldet hatten, entschloß er sich, mit denselben gründliche „Didaskalien“ vorzunehmen. Es erwuchsen hieraus die in seinen Werken (Bd. 35, S. 435 ff.) enthaltenen Regeln für Schauspieler, die jedoch erst 1824 durch Eckermann ihre jetzige Gestalt erhielten.

In große Bestürzung versetzte unsern Dichter im August 1803 die Nachricht, daß die Jenaer Allgemeine Literaturzeitung in ihrem Bestande bedroht sei. Die Universität Jena überhaupt machte ihm seit einiger Zeit schwere Sorgen. Vorzügliche Lehrer, wie Loder, Paulus, Hufeland, Schelling, ließen sich nach andern Hochschulen hinüberlocken. Nun machte gar Professor Schütz Anstalten, die Allgemeine Literaturzeitung mit nach Halle zu nehmen. Dem glaubte Goethe wehren zu müssen. Er veröffentlichte eine Anzeige, daß die Literaturzeitung mit dem neuen Jahr in Jena forterscheinen werde, und erließ im Verein mit Schiller eine Einladung zur Mitwirkung an eine Reihe ausgezeichneter Männer. Zur Uebernahme der Redaktion wurde der Hofrath Eichstädt gewonnen, der bisher schon sich lebhaft an der Zeitschrift betheiligt hatte. Goethe durfte nun den Rest des Jahres hindurch nicht feiern, wenn die Zeitung das nächste Jahr in würdiger Gestalt antreten sollte, um so mehr, als diesen Sorgen und Mühen vieles andere Störende zur Seite lief, z. B. die Kunstausstellung, die Theaterschule, deren Schülerzahl im Herbst auf ein Dutzend anwuchs, die Einübung von Shakespeare's Julius Cäsar, der am 1. Okt. über die Bretter ging u. s. w.

Jenem Plane gemäß, den ganzen Komplex von Veröffentlichungen, die Kunstausstellung betreffend, in die Literaturzeitung aufzunehmen, arbeitete Goethe gegen Jahresschluß einen großen Aufsatz für die Zeitschrift aus, der in zwei Theile zerfiel: 1) die Beurtheilung der ausgestellten Konkurrenzstücke, 2) die Belebung der Polynotischen Reste.*) Der letztere Theil, ein Versuch, Polygnot's Gemälde der Lesche zu Delphi in Gedanken zu restauriren, sollte eine Reihe ähnlicher Arbeiten einleiten. Goethe und Meyer dachten, auf diesem Wege fortschreitend, durch successive Behandlung des Pausanias und Plinius, besonders auch der Philostrate, den Künstlern förderlich zu werden und zugleich den Alterthumsforschern in die Hände zu arbeiten.

Gegen Ende des Jahrs erlitt Goethe einen Verlust, der ihn schmerzlich berührte, aber ungleich schmerzlicher getroffen hätte, wenn er einige Jahre früher eingetreten wäre. Herder starb nach längerm Hinsiechen den 18. Dec. 1803. Kränklichkeit und das Gefühl, daß aus ihm nicht geworden war, was er unter andern Verhältnissen hätte werden können, verstärkten in seiner letzten Lebenszeit alles Herbe, Verneinende, Verletzende, was in seinem übrigens so edeln Gemüth lag, so daß Goethe schon seit drei Jahren seinen Umgang fast gänzlich mied. Sie sahen sich zuletzt im Frühling dieses Jahrs in Jena, wo sie beide im Schloß wohnten. Goethe wünschte und hoffte damals eine Wiederannäherung. Sie wechselten dort, wie Goethe sich ausdrückt, „anständige Besuche". Eines Abends fand sich Herder bei ihm ein und entwickelte „mit Ruhe und Reinheit" die Vorzüge der natürlichen Tochter zu des Verfassers höchster Freude, endigte aber seine Kritik „mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumph", wie es in den Annalen heißt, „wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstande vernichtet wurde". Goethe sah ihn an, ohne ein Wort zu erwidern, und die vielen Jahre ihres Zusammenseins traten ihm in diesem Symbol erschreckend entgegen.

Noch vor Jahresschluß erweiterte sich Goethe's häuslicher Zirkel durch den Eintritt des Dr. Riemer, der eine Zeit lang in W. v. Humboldt's Familienkreise gelebt hatte. Goethe nahm ihn als Lehrer seines Sohns August in's Haus auf. Es wird sich weiterhin

*) Vgl. den Aufsatz Polynot's Gemälde in der Lesche zu Delphi (Goethe's W. Bd. 31, S. 118—147).

zeigen, was für eine bedeutende Acquisition er an ihm, besonders für seine poetischen Zwecke, gemacht hatte.

Das Jahr 1804 begann für unsern Dichter mit unliebsamen Störungen. Schon am 14. December war die berühmte Frau von Stael, „das beweglichste, streitfertigste und redseligste und zugleich gebildetste und geistreichste weibliche Wesen," wie Schiller sie nannte, auf ihrer Wanderfahrt durch Deutschland in Weimar angelangt, dem Punkt, auf den sie es besonders abgesehen zu haben schien. Sie kam Goethen sehr ungelegen; denn er war eben in Jena mit Arbeit für die Literaturzeitung beschäftigt. Der Herzog ließ ihn berufen; allein er erklärte in einem Briefe an Schiller, nicht kommen zu können; die böse Jahrszeit lasse ihm nur gerade so viel physische Kraft, als seine Arbeit erfordere; in Jena werde ihm Frau von Stael willkommen sein und einen bürgerlichen Tisch bei ihm finden; aber bei solchem Wetter zu fahren, sich anzuziehen, bei Hof und in Societät zu erscheinen, das sei rein unmöglich. Dennoch fand er sich am 24. Dec. in Weimar ein und stattete der Französin einen Besuch ab. Im Lauf des Januars 1804 hielt er längere Zeit Klausur und sah Frau von Stael nur einige Male in seinem Hause; später verkehrte er mehr mit ihr, auch in Hofkreisen.

Unterdessen hatte sie mit ihrem Reisegefährten Benjamin Constant in dem Stillleben der kleinen Residenz eine große Bewegung hervorgerufen. Eine festliche Gesellschaft reihte sich an die andere, und seit Mitte Januar gab sie auch selbst Diners und Konzerte. Ihr Aufenthalt dehnte sich durch viele Wochen aus. Das nähere Bekanntwerden mit Goethe lag ihr besonders am Herzen. Sie mochte sich ihn als einen etwas älter gewordenen Werther gedacht haben, und war erstaunt über seine Ruhe, Gesetztheit und — rotondité, wie sie sich einmal ausdrückte; auch begriff sie nicht, qu'un esprit supérieur tel que lui puisse être si mal logé. Mit naiver Offenheit gestand sie ihm, sie werde jedes seiner Worte drucken lassen, und trug dadurch nicht zur Belebung seiner Unterhaltung bei. Ihre eigentliche Lust und Leidenschaft war ein gesellschaftliches Philosophiren, selbst über Dinge, die, wie Goethe sagt, „nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten." Dergleichen weckte in ihm die alte Neigung zu paradoxen Geistessprüngen auf, wodurch er sie oft ganz außer Fassung brachte. Auch ärgerte es ihn, daß sie über die bedeutendsten Gesprächsgegenstände keinen Augenblick ruhigen Nachdenkens gestattete, sondern jedesmal verlangte, man solle so schnell bei der Hand sein, als gälte es,

einen Federball aufzufangen. Bisweilen trieb Goethe sie in einem Streitgespräch muthwilliger Weise arg in die Enge. Riemer hörte einst, als sie bei Goethe zu Besuch war, beide in einem Zimmer, das gerade unter dem seinigen lag, in lautem Gespräch begriffen. Die Französin tobte und kreischte so heftig, daß Riemer meinte, sie werde, die dünne Zimmerdecke durchbrechend, wie eine zornige Fee zum Dach hinausfahren; und Goethe sagte ihm nachher, es habe beinahe den Anschein gehabt, so fest habe er sie von allen Seiten mit seinen Gründen „eingemauert". Er sehnte sich zuletzt herzlich nach ihrer Abreise. Schiller, dem sie, wie er Körnern klagte, gleichfalls „die Poesie fast ganz ableitete", schrieb, als sie endlich am 29. Febr. aufgebrochen war, in einem Billet an Goethe, es sei ihm zu Muth, als habe er eine große Krankheit ausgestanden.

Erquicklicher waren für Goethe die Unterhaltungen mit Benjamin Constant, dessen Grundsätze sich, wie es in den Annalen heißt, „durchaus in's Sittlich-Politisch-Praktische auf philosophischem Wege richteten". Auch Joh. Müller hatte während der Anwesenheit der Französin stark zwei Wochen (vom 22. Jan. bis zum 7. Febr.) in Weimar verweilt und einige Abende bei Goethe in Gesellschaft des Herzogs zugebracht. Ferner kam Voß auf einige Tage von Jena herüber, dessen Sohn Heinrich man an das Weimarer Gymnasium zu ziehen gedachte. Vor dem Antritt seines Lehramts wohnte der junge Voß vom 12. Febr. an neun Tage lang, und gegen Ende März abermals zehn Tage in Goethe's Hause als „Stubengenoß und Vicehofmeister seines Sohnes August", und schloß sich mit innigster Zuneigung nicht blos an den Hausherrn, sondern auch an die Schiller'sche Familie an.

Zwischen all diesen Besuchen füllte Goethe die freien Stunden möglichst durch nützliche Beschäftigung aus, gelangte aber zu keiner Produktion von der Art, wie sein eben jetzt den herrlichen Tell vollendender Freund sie allen Störungen und einem der Auflösung entgegengehenden Körper zum Trotz schuf. Sonntags versammelte Goethe gewöhnlich seine Schüler im Vorlesen und Deklamiren um sich; Donnerstags empfing er Frau von Stein und andere Damen, zuweilen auch die Herzogin, denen er allerlei Interessantes vorlegte und besprach. Als Schiller's Tell beendigt war (den 18. Febr.), nahm er sich der Vorbereitungen zur Aufführung desselben mit einem Eifer an, der nicht größer hätte sein können, wenn das Werk sein eigenes gewesen wäre. Gleichzeitig griff er wieder den Götz an, um ihn, wie er an Zelter schrieb, „zu einem Bissen zusammen-

zukneten, den das deutsche Publikum auf einmal hinunterschlucken könnte," quälte sich aber mit wiederholten Unterbrechungen an der genußlosen Arbeit bis tief in den Herbst ab. Dazwischen nahm die neue Literaturzeitung seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch. Seine lyrische Ader schien ganz vertrocknet. Nicht ein einziges Gedicht ward ihm durch die Verbindung mit Zelter entlockt; und selbst der auf den 9. Nov. 1804 bevorstehende festliche Einzug der neuvermählten Erbprinzessin Maria Paulowna, der liebenswürdigen russischen Kaisertochter, vermochte ihn nicht zu einem theatralischen Gelegenheitsgedicht anzuregen. Im Gefühl seiner gänzlichen poetischen Unfruchtbarkeit wollte er zuerst sich auf der Bühne gar nicht „in Unkosten setzen". Als er aber allerseits die großartigsten Anstalten zum Empfange der Fürstin machen sah, ward es ihm einige Tage vor ihrer Ankunft ängstlich zu Muth, daß er allein sich auf nichts gerüstet hatte; und da er selbst umsonst seine Einbildungskraft anstrengte, wandte er sich um ein kleines Vorspiel für den Festabend an Schiller, welcher in vier Tagen eine seiner freundlichsten Dichtungen, die Huldigung der Künste, ersann und ausführte. Das Fest brachte Goethen, wie mehrern Geheimräthen, den Titel Excellenz.

Unthätig jedoch konnte Goethe nie sein. Müßiggang war bei ihm, wie Schiller an Humboldt schrieb, „nur ein Wechsel der Beschäftigung". So unternahm er denn noch im Spätjahr 1804 zwei (im nächsten Kapitel zu besprechende) Arbeiten, die aber erst 1805 beendigt wurden: eine treffliche Charakteristik Winckelmann's und die Uebersetzung eines von Diderot hinterlassenen Manuskripts, Rameau's Neffe betitelt.

Mit trüben Ahnungen trat er in's Jahr 1805. Als er am Neujahrsmorgen einige Glückwunschzeilen an Schiller richtete, fand er beim Durchlesen des Geschriebenen, daß er Glück „zum letzten neuen Jahr" gewünscht hatte. Erschreckt zerriß er das Blatt, und konnte sich beim Schreiben eines neuen kaum enthalten, das ominöse Wort abermals zu gebrauchen. Er vertraute noch am nämlichen Tage der Frau sein Vorgefühl, daß er oder Schiller im angetretenen Jahr scheiden müsse. Grund zu Besorgniß war bei Beiden genug. Schon im Januar befanden sie sich unwohl. Im Februar befiel sie fast gleichzeitig eine ernstliche Krankheit. Goethe's Leiden war, nach der Ansicht des Arztes Stark, eine Nierenkolik. Sie war mit Krämpfen verbunden und kehrte monatlich wieder. Schiller, von einem heftigen Fieber ergriffen, fühlte sich, wie er den 22. Febr.

an Goethe schrieb, „bis auf die Wurzeln erschüttert", kam jedoch in den ersten Märztagen dem Freunde mit einem Besuch zuvor. Der junge Voß war Zeuge des rührenden Wiedersehens. Sie umarmten sich stumm mit langem herzlichen Kuß und knüpften dann schnell ein heiteres Gespräch an, ohne ihrer Krankheit zu erwähnen. In der Nacht vom 7. auf den 8. März hatte Goethe wieder einen Anfall seines Uebels, desgleichen am 11. April. Am 29. April war es, wo die beiden Freunde zuletzt einander sahen. Schiller stand im Begriff, mit seiner Schwägerin Karoline von Wolzogen in's Theater zu gehen, als Goethe zum Besuch eintrat. Goethe fühlte sich nicht wohl genug, den Freund in's Theater zu begleiten, und wollte ihn doch auch nicht davon zurückhalten. So schieden sie vor der Hausthür voneinander auf Nimmerwiedersehen.

Schiller erkrankte noch denselben Abend von Neuem auf's Heftigste, Goethe mußte seines eigenen Uebels wegen das Haus hüten. Eine böse Ahnung lag schwer auf ihm. Heinrich Voß fand ihn in dieser Zeit einmal im Garten mit Thränen in den Augen. Der junge Hausfreund, der Schiller oft sah, erzählte ihm Vieles von dem Kranken, was er mit Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig!" war Alles, was er sagte, und einige Augenblicke darauf ging er zu einem andern Gesprächsgegenstande über. Er fühlte, daß er den Gedanken an Schiller meiden mußte, wenn er sich selbst aufrecht halten wollte.

Am Abend des 9. Mai, wo Schiller starb, war Meyer bei ihm, als man draußen das Hinscheiden meldete. Meyer ward hinausgerufen, hatte aber nicht den Muth, in's Zimmer zurückzukehren, sondern ging weg ohne Abschiedsgruß. Die Einsamkeit, worin sich Goethe befand, die Verwirrung, die er überall wahrnahm, das Bestreben, ihm auszuweichen, Alles ließ ihn Schlimmes erwarten. „Ich merke wohl," sprach er endlich zu seiner Christiane, „Schiller muß sehr krank sein," und war den Rest des Abends hindurch in sich gekehrt. Es ist charakteristisch für ihn, daß er nicht wagte, sich Gewißheit zu verschaffen, und Alles still in sich verarbeitete.*) Andern Morgens sagte er zu Christiane: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Christiane brach in Schluchzen aus. „Er ist todt?" fragte er mit Festigkeit. Sie gestand weinend die Wahrheit. „Er ist todt!" wiederholte er und bedeckte die Augen mit der Hand. Auch in den nächstfolgenden Tagen wichen seine Angehörigen

---

*) Aehnlich benahm sich seine Mutter um diese Zeit; s. I, 11 f.

und Freunde einem Gespräch mit ihm über Schiller aus, und er selbst fühlte sich einem solchen nicht gewachsen.

Sobald er sich etwas ermannt hatte, sah er sich nach einer auf ein großes Ziel gerichteten Thätigkeit um. Sein erster Gedanke war, Schiller's Demetrius zu vollenden. Der Plan des Stücks war ihm vollkommen lebendig, weil der mittheilsame Freund darüber von der ersten Konzeption der Idee an mit ihm Alles besprochen hatte. Er gedachte, mit dieser Arbeit jenes Ineinanderverschränken ihrer Geister, dem wir in den Xenien, den Votivtafeln, den Balladen, den Gesellschaftsliedern begegneten, noch einmal, und diesmal auf seinem höchsten Gipfel zu zeigen. Ihre gemeinschaftliche Thätigkeit für das deutsche Theater sollte ihren krönenden Abschluß finden in einem gemeinsam ausgeführten großartigen dramatischen Werke, dessen gleichzeitige Darstellung auf allen deutschen Theatern die schönste und würdigste Todtenfeier des großen Hingeschiedenen werden mußte.

Gewiß ein herrlicher, begeisternder Gedanke! Aber dem Leser braucht kaum gesagt zu werden, daß er nicht zur Ausführung kam. Wie hätte Goethe, der als Dichter schon vor Jahren den Höhepunkt seiner Kraft überschritten hatte, ein Werk wie Demetrius, ein Produkt des noch im vollsten Aufstreben begriffenen jüngern Dichters, ergänzen können? Wie hätte er, der, wie sich uns bald zeigen wird, jetzt in seinen eigenen Götz keine auch noch so kleine Scene hineinzudichten vermochte, die nicht auf gesunkene Kraft deutete, nicht unverkennbar sich als späteres, schwächeres Einschiebsel darstellte, wie hätte er die Töne finden sollen zum Fortklingen der gewaltigen tragischen Akkorde des Demetrius? Wie durfte sein weiches Gemüth, das nach seinem eigenen Geständniß dem ersten wahren Trauerspiel erliegen würde, sich an eine so mächtig ergreifende Tragödie wagen? Das empfand er alles gewiß selbst, als er an die Ausführung des Plans ging; und es war eine irrthümliche Erinnerung, wenn er in spätern Jahren glaubte, nur aus „Uebereilung, Ungeduld und Eigensinn“ den Vorsatz aufgegeben zu haben.

Ganz ohne Todtenopfer ließ er jedoch den großen Freund nicht. Mehrseits dringend ersucht, das Andenken des Verewigten auf der Bühne zu feiern, wandte er sich an Zelter und bat ihn um einige Musikstücke feierlichen Styls, denen er einen angemessenen Text unterzulegen gedachte. Zelter äußerte Bedenken; bei einer Gelegenheit wie diese, meinte er, dürfe man nicht flicken, sondern müsse

aus dem Ganzen schneiden. In Folge dessen besann Goethe sich eines Andern. Er beschloß, Schiller's Glockenlied dramatisch darzustellen, und schrieb dazu den herrlichen Epilog: „Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange u. s. w." Die erste Aufführung fand am 10. Aug. 1805 auf der Lauchstädter Bühne statt. Als die Schauspielerin Wolff bei Goethe den Epilog einübte, ward er bei einer Strophe von Rührung so überwältigt, daß er sie bei der Hand ergreifend innezuhalten bat, und in den Schmerzensruf ausbrach: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!"

Drittes Kapitel.

Die Achilleis. Projektirtes Naturgedicht. — Dramatisches: Zweiter Theil der Zauberflöte. Paläophron und Neoterpe. Was wir bringen. Voltaire's Mahomet und Tancred übersetzt. Bühnenbearbeitung des Götz. Die natürliche Tochter. — Kleinere Gedichte: Weissagungen des Bakis. Die Musageten. Am Flusse. Deutscher Parnaß. Spiegel der Muse. Erste Walpurgisnacht. Stiftungslied. Zum neuen Jahr. Generalbeichte. Tischlied. Schäfers Klagelied. Hochzeitlied. Frühzeitiger Frühling. Sehnsucht. Magisches Netz. Dauer im Wechsel. Frühlingsorakel. Selbstbetrug. Kriegserklärung. Trost in Thränen. Nachtgesang. Die glücklichen Gatten. Wanderer und Pächterin. Ritter Kurt's Brautfahrt. Der Rattenfänger. — Prosaschriften: Der Sammler und die Seinigen. Diderot's Versuch über die Malerei übersetzt. Schema über den Dilettantismus. Temperamentenrose. Schema über die physiologischen Farben. Cellini's Selbstbiographie übersetzt. Rameau's Neffe (von Diderot) übersetzt. Winckelmann.

Wenn im Vorhergehenden Goethe's poetische Thätigkeit von 1798 bis 1805 als eine dramatischlyrische charakterisirt wurde, so ist dies allerdings für den weitaus größern Theil dieses Zeitraums zutreffend; doch spielt in den Anfang desselben noch aus den vorhergehenden Jahren die Neigung zum Epos herüber. Ende 1797 war er über der Lektüre der Ilias auf den Gedanken gekommen, zu untersuchen, ob zwischen Hektor's Tod und der Abfahrt der Griechen von der troischen Küste noch ein episches Gedicht liege. Anfangs schien es ihm, als seien dort nur tragische Sujets zu

finden; namentlich hielt er den Tod des Achilles für einen herrlichen Stoff zu einer Tragödie. Aus seinen Briefen an Schiller im Mai 1798 sehen wir aber, daß damals schon die dramatische Behandlung aufgegeben war. „Die Achilleis," schrieb er den 18. Mai, „ist ein tragischer Stoff, der aber wegen einer gewissen Breite eine epische Behandlung nicht verschmäht. Er ist durchaus sentimental und würde sich in dieser Eigenschaft zu einer modernen Arbeit qualificiren." Um eine Dichtung hervorzubringen, die sich an die Ilias einigermaßen anschlöße, wollte er den Altmeister des Epos auch in dem, was getadelt werde, nachahmen, und sich auch das zu eigen machen, was ihm selbst nicht behage. Darauf antwortete Schiller sehr richtig, was ihm bei Homer mißfalle, dürfe er durchaus nicht absichtlich nachahmen; er glaube ihm nichts Besseres wünschen zu können, als daß er seine Achilleis, so wie sie in seiner Imagination existire, blos mit sich selbst vergleiche, und bei Homer nur Stimmung suche. Erst im Frühjahr 1799 ging Goethe ernstlich an die Ausführung. Am 16. März hatte er fünf Gesänge motivirt und von dem ersten 180 Hexameter geschrieben; am 27. waren 350 Verse fertig, und am 2. April, wo er den vollendeten ersten Gesang an Schiller übersandte, beschloß er eine „kleine" Pause zu machen, die leider zu einer unendlichen wurde.

Man hat es bedauert, daß Goethe, nachdem er in Hermann und Dorothea einen vaterländischen Stoff so glücklich dargestellt hatte, sich einen so fernliegenden Gegenstand aussuchte, der selbst bei der vortrefflichsten Behandlung die größere Leserwelt würde kalt gelassen haben. Allein wer darf nach einem verhältnißmäßig kleinen Fragment über die Wirkung eines so groß angelegten Ganzen urtheilen? Und warum hätte ein Dichter, der in der Iphigenie mit einem antiken Stoff einen die heutige Welt so tief erfassenden Gehalt zu verbinden vermochte, nicht ein Gleiches durch epische, wenn auch schwerlich durch dramatische Behandlung bei diesem Sujet leisten sollen? Die Achilleis gerieth wohl hauptsächlich deßhalb in's Stocken, weil im Jahr 1799 die wiedererwachte Neigung zum Drama ihm die ganze epische Gattung verleidete.

Aus demselben Grunde kam auch die durch Knebel's Uebersetzung des Lucrez angeregte Idee eines großen Naturgedichts nicht zur Ausführung, womit er sich 1798 und 1799 trug. Es sollte in dieser Dichtung, wie er in der Elegie Metamorphose der Pflanzen die Quintessenz seiner botanischen Studien lyrischdidaktisch ausgesprochen hatte, in viel größerm Maßstabe

der Ertrag seiner naturwissenschaftlichen Studien überhaupt episch-didaktisch verwerthet werden.

Ich halte es für bedauernswerth, daß Goethe der epischen Gattung nicht treu blieb, in welcher ein Dichter noch in späterm Alter Erfreuliches leisten kann. Wie sehr es ihn auch nach einem Felde der Poesie hinzog, auf dem er Schiller eine herrliche Frucht nach der andern gewinnen sah, ihm gönnte die Muse des Drama's keinen Lorbeer mehr, wie in frühern Jahren. Sein Faust, den er ein paarmal (im September 1800 und im Februar 1801) wieder aufnahm, wich jedesmal andern Interessen. Seines Versuchs, einen Zweiten Theil der Zauberflöte zu dichten, so wie zweier dramatischen Gelegenheitsstücke, Paläophron und Neoterpe und Was wir bringen ist schon im Vorhergehenden gedacht worden. Eine etwas eingehendere Betrachtung möge der Uebertragung der Voltaire'schen Stücke Mahomet und Tancred, der Bühnenbearbeitung des Götz und besonders dem neuen Originalwerk, der natürlichen Tochter, gewidmet werden.

Durch Zusendung eines Theils der Uebersetzung des Mahomet ward Schiller in der ersten Hälfte des Oktober 1799 überrascht. Schiller fand, daß wenn einmal der Versuch gemacht werden sollte, das Repertoire der deutschen Bühnen durch ein französisches Stück zu bereichern, Mahomet die beste Wahl gewesen sei; die Behandlung habe weniger von der specifisch französischen Manier, als man anderswo finde. In dieser Manier erblickte er die Hauptklippe für den Uebersetzer. Zerstöre man sie in der Uebertragung, so bleibe zu wenig Poetischmenschliches übrig; behalte man sie bei, und suche ihre Vorzüge auch in der Uebersetzung geltend zu machen, so werde man das Publikum verscheuchen. Er erläuterte dies durch die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu theilen, und durch die Natur des Reims, der aus je zwei Alexandrinern ein Couplet macht. Alles werde dadurch, nicht blos die Sprache, sondern auch der innere Geist des Stücks, Charaktere, Gesinnung und Betragen der Personen, unter die Regel des Gegensatzes gestellt. Bekanntlich ließ sich aber Schiller durch diese Bedenken nicht abhalten, später mit der Phädra des Racine ähnlich zu verfahren, wie jetzt Goethe mit dem Mahomet. Beide wählten statt des eintönigen, pendelartig oscillirenden gereimten Alexandriners den frei sich bewegenden reimlosen jambischen Quinar, und beiden gelang es, dadurch jenes französische Gepräge des Gegensatzes und Ebenmaßes zu verwischen, ohne die Treue der Uebertragung stark

zu verletzen. Beide drückten aber auch der Uebersetzung den Stempel ihres eigenthümlichen Styls auf, so daß die Sprache der Schiller'schen Phädra eben so sehr an Wallenstein und Maria Stuart, wie die des Goethe'schen Mahomet an Iphigenie und Tasso erinnert. Schiller machte in Betreff der Sceneneintheilung und der ganzen Oekonomie des Mahomet mehrere Aenderungsvorschläge, worauf Goethe sich aber nur wenig einließ.

Größere Aenderungen beabsichtigte Goethe bei der gegen Ende Juli 1800 begonnenen Uebersetzung des Tancred. Am 1. Aug. hatte er den Schluß des zweiten Akts und die beiden folgenden Akte mit Ausnahme des Endes beider zu Stande gebracht, und damit, wie er schrieb, „sich der edlern Eingeweide des Stücks bemächtigt." Schon in diesen Partien, berichtete er, habe er es bei der bloßen Uebersetzung nicht bewenden lassen, sondern „hier und da ein wenig mehr gethan". Das Uebrige, das er einstweilen „auf einen frischen Angriff" zurückgelegt habe, glaube er noch mehr beleben, und namentlich dem Anfang und dem Ende größere Fülle geben zu müssen. Das Stück sei recht eigentlich ein Schauspiel, denn Alles werde darin zur Schau gestellt; und diesen Charakter gedenke er noch mehr hervorzuheben. Als öffentliche Handlung verlange das Stück nothwendig Chöre; diese wolle er ihm geben, werde sich aber darin „sehr nüchtern verhalten", um nicht den Eindruck des Ganzen zu zerstören. Sieht man sich hierauf das Original an und vergleicht es mit der Uebersetzung, so zeigen sich blos in der ersten Scene des zweiten Akts einige Aenderungen und Zusätze, und die beabsichtigten Chöre fehlen. Die Hinzufügung der letztern wurde durch das Drängen Iffland's vereitelt, welcher, als Goethe im December 1800 „einen frischen Angriff" auf das Stück machte, es zur Feier des 18. Jan. 1801 für das Berliner Theater verlangte.

Waren Goethe's Verehrer ungehalten, daß er Zeit und Kraft an die Bearbeitung französischer Stücke vergeudete, so versöhnte er sie keineswegs durch die 1803 unternommene Bühnenbearbeitung des Götz. Veranlaßt wurde sie, wie schon angedeutet, gleich den eben besprochenen Uebersetzungen durch den Plan, im Verein mit Schiller allmälig ein würdiges Repertoire für die Bühnen Deutschlands herzustellen. Jene zweite Bearbeitung des Götz, das Schauspiel (vgl. II, 50 ff.), genügte nicht Goethe's nunmehrigen Anforderungen an ein bühnengerechtes Drama, und so beschloß er, sich an dem Jugendwerk, wie fern es auch seiner jetzigen Denk-,

Empfindungs- und Ausdrucksweise lag, nochmals zu versuchen. Er arbeitete daran bis tief in das Jahr 1804 hinein ohne rechte Liebe, „penelopeisch," wie er an Zelter schrieb, indem er das, „was er gewoben hatte, immer wieder aufdröselte." Was ihm besonders zu schaffen machte, war die Länge des Stücks, die über dem Streben, es theatralischer zu machen, eher zu- als abnahm. In der umgearbeiteten Gestalt kam es zuerst am 8. Dec. 1804 auf die Bühne. Im Jahr 1809 versuchte er eine Theilung in zwei Stücke, Adelbert von Weislingen, Ritterschauspiel in vier Aufzügen, und Götz von Berlichingen, Ritterschauspiel in fünf Aufzügen betitelt, kehrte aber nach mehrmaligen Umgestaltungen zuletzt zu der Redaktion zurück, die in seinen Werken (Bd. 35, S. 1 ff.) unter dem Titel Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, Schauspiel in fünf Aufzügen vorliegt.

Vergleichen wir diese dritte Bearbeitung, die ich kurz das Bühnenstück nenne, mit der zweiten, dem Schauspiel, so fallen uns sogleich Aenderungen der Eintheilung in Akte, Zusätze, Weglassungen, Umformungen von Charakteren, verschiedene Färbung des Ausdrucks an vielen Stellen auf. Beispielsweise schließt im Bühnenstück der erste Akt nicht, wie im Schauspiel, mit Weislingens Entlassung aus der Gefangenschaft bei Götz, sondern mit der durch Karl und Marie vermittelten Versöhnung von Götz und Weislingen. Dadurch wird der Uebelstand am Schluß des ersten Aktes, den ich bei der Charakteristik des Schauspiels (II, 54) andeutete, noch gesteigert; denn nun schließt der Akt, ohne irgendwelche Spannung im Zuschauer zu hinterlassen. Die humorreichen Scenen am Hofe zu Bamberg, der witzige Liebetraut, das massive Weinfaß von Fulda sind ausgeschieden worden; so sehr war es dem Dichter um eine kompaktere, einheitlichere dramatische Handlung zu thun. Ueberall sieht man, wie er sich bemüht hat, wenigstens die stärksten Verstöße gegen die Gesetze der Zeit- und Ortseinheit zu beseitigen. Auf eine bessere Motivirung des Handelns der Personen ist große Sorgfalt verwendet. Ich mache nur auf Sickingen's Heirathsantrag (Akt III, Scene 7 am Schluß) und auf Götzen's Uebernahme der Hauptmannsstelle bei den rebellischen Bauern aufmerksam. Läßt uns der Dichter im Schauspiel noch im Zweifel über den Beweggrund dieser Uebernahme, so zeigt er im Bühnenstück auf's Deutlichste, daß Götz nicht durch Furcht, sondern durch seine Sehnsucht nach Thätigkeit und zumeist durch die Vorstellung des Unheils, das er

verhindern konnte, sich bewegen ließ. Ferner sind mehrere Charaktere entweder weiter ausgemalt, oder in einzelnen Zügen verändert. So löst sich Selbitz, der im Schauspiel als eine Nebensonne des Götz von matterm Glanz erscheint, im Bühnenstück durch komische Charakterzüge von der Gestalt des Hauptheldеn entschiedener ab. Er erscheint hier als ein treuherziger Hans Ohnesorge, durch Würfelspiel bis auf's Hemd geplündert. Auch Götzens Charakter und der seiner Frau haben eine andere Färbung bekommen. Die Elisabeth des Bühnenstücks, die sich in Akt II, Scene 8 mit Selbitz in spielend coupirtem Dialog unterhält, ist nicht mehr Götzens schlichte, einfache Hausfrau. Besonders weitgreifend sind die Umbildungen im Charakter der Adelheid. In der ersten Bearbeitung und auch noch im Schauspiel beruhte ihre Zaubermacht vorherrschend auf ihren äußern Reizen, welche der Dichter natürlich, soweit er sich nicht auf die Schauspielerin verläßt, nur indirekt, d. h. durch ihre Wirkung auf die Umgebung darstellen kann; im Bühnenstück ist ihr eine liebenswürdige, verführerische Etourderie geliehen, die sich direkt darstellt und uns jenen Zauber begreiflicher macht.

In der Ausdrucksweise stechen die neu hineingedichteten Partien seltsam gegen die alten ab, so daß das Bühnenstück dem sprachlichen Kolorit nach durchaus den Eindruck des Zusammengestückten macht. Es ist merkwürdig, in welchem Grade der Dichter in spätern Jahren unfähig war, auch nur in dergleichen kurzen Einschiebseln den jugendlichen Genius zurückzubeschwören. Man sollte denken, der warme Geist und Ton des Ganzen hätte ihn für einige Augenblicke aus dem frostigen Bannkreise des Alters emporheben müssen. Wie schlecht stimmt es zu den naiven, kräftigen Tönen der Jugenddichtung, wenn im Bühnenstück Marie ihren Bruder und Weislingen mit den Worten zusammenführt: „Nähert euch, versöhnt, verbindet euch! Einigkeit vortrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch;“ oder wenn Götz bei Tisch die Seinigen apostrophirt: „Von diesem spärlichen Mal wendet den Blick hinauf zu euerem Vater im Himmel! . . . Laßt uns, meine Kinder, nach guter alter Sitte bei Tische nur des Erfreulichen gedenken. Und wenn uns diesmal die Gefahr zusammenbringt, so laßt uns erwägen, daß Lebensgenuß ein gemeinsam Gut ist, dessen man sich nur in Gesellschaft erfreuen kann.“ Und selbst, wo der Dialog in den neuen Scenen frischer und lebendiger ist, haftet ihm doch etwas Geziertes und Feines an, das an den Dichter der natürlichen Tochter erinnert. So konnte diese dritte Bearbeitung schon ihres un-

harmonischen Gesammteindrucks wegen weder Andern noch dem Dichter zur Befriedigung gereichen. „Ueberdies blieb," wie er selbst sagt, „das Stück immer noch zu lang. In zwei Theile getheilt, war es unbequem, und der fließende historische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird."

Den schwachen Erfolg des umgearbeiteten Götz und der übersetzten französischen Stücke wußte Goethe zu verschmerzen. Härter traf es ihn, daß auch Die natürliche Tochter, dieses im Geheimen mit so großer Liebe gepflegte Geisteskind, nur bei Wenigen Verständniß und Theilnahme fand. Anziehender für das große Publikum wäre die Dichtung ohne Zweifel geworden, wenn er die auftretenden historischen Personen, so wie Ort und Zeit der Handlung, bestimmter bezeichnet hätte; aber dazu konnte er sich seiner nunmehrigen poetischen Richtung gemäß nicht entschließen. Vergleicht man das Werk mit der Quelle, den Memoiren der Prinzessin Stephanie Louise von Bourbon-Conti, so erkennt man, wie er den Stoff überall aus dem Konkreten und Individuellen heraus in's Abstrakte und Ideale geläutert hat. Statt geschichtlicher Personen erscheinen typische und symbolische Gestalten. Die in der Quelle gegebenen Charaktere sind großentheils gänzlich umgeformt. So ist z. B. die Hofmeisterin des Dramas, die liebevolle Erzieherin Eugeniens, in den Memoiren eine zwar feingebildete, aber hartherzig ränkevolle junge Wittwe Delorme, ganz der Partei des Halbbruders der Prinzessin, des Grafen von Marche, zugethan. Um ihre Hand bewarb sich ein Herr Jacquet, Officier des königlichen Hauses, aus welchem der Dichter mit bedeutender Umbildung des Charakters den Sekretär des Herzogs geschaffen hat. Am weitesten entfernt sich der Gerichtsrath des Dramas von seinem geschichtlichen Vorbilde, dem Prokurator Antoine Louis B., einem gefühllosen, geizigen, bigotten, abstoßend häßlichen Menschen. Die Heirath der Prinzessin mit ihm wurde den Memoiren zufolge durch die unwürdigsten Mittel erzwungen, wogegen der Dichter seine Heldin dem Gerichtsrath aus den edelsten Beweggründen die Hand reichen läßt. Der Weltgeistliche, der Mönch, der Gouverneur, die Aebtissin sind rein symbolische Figuren.

Während so der Dichter mit dem Stoff ganz autonom schaltete, ließ er sich anderseits nicht leicht einen Zug aus dem Gegebenen entschlüpfen, der seinen Zwecken förderlich sein konnte. Die Zerwürfnisse des Königs und seiner Großen, das offenbare Geheimniß

von der Abkunft der Prinzessin, die Zärtlichkeit des Vaters und der Haß des Halbbruders gegen sie, die Uneinigkeit der Fürstin von Bourbon-Conti mit ihrem Sohn, die Huld des Königs gegen die Prinzessin, die Vorbereitungen zu ihrer Vorstellung bei Hofe, ihre ritterlich männliche Erziehung und vieles andere Geschichtliche ist in die Dichtung herübergenommen.

Die wichtigste Veränderung aber, die Goethe mit seinem Stoff, einer in das Gebiet herkömmlicher Hof- und Familienränke gehörigen Begebenheit, vornahm, besteht darin, daß er ihn aus seiner ursprünglichen Enge und Unbedeutsamkeit heraushob und zum Träger eines großartigen weltgeschichtlichen Gegensatzes machte. Die natürliche Tochter fällt in den Kreis der auf die französische Revolution bezüglichen Dichtungen Goethe's. Eugeniens Loos ist der Erisapfel, zwischen zwei Parteien geworfen, die nur auf einen Anlaß harren, um wild in Bürgerkrieg zu stürmen und König und Vaterland an den Rand des Verderbens zu bringen. Goethe bereitete sich in diesem Sujet, wie er selbst sagt, ein Gefäß, in welches er seine Ansicht der Revolution, ihres Ursprungs und Verlaufs, wie ihrer Folgen niederlegen wollte. Auf epischem Felde hatte er bereits durch Hermann und Dorothea mit dem grauenhaften Phänomen sich abgefunden. Die Art, wie er es auf dramatischem Gebiet versucht hatte, genügte ihm nicht mehr; er vermißte in den betreffenden Stücken besonders „den geziemenden Ernst". Durch Schiller's glänzende Erfolge im höhern Drama gespornt, schickte er sich nunmehr an, den gefundenen Gegenstand, so wie es die hineinzulegende Bedeutsamkeit verlangte, in einer Tragödie, und zwar in einer Trilogie zu behandeln. An eine solche cyklische Darstellung hatte er schon einmal bei seiner Iphigenie gedacht, und bei seiner Theilnahme an Schiller's Wallenstein sich noch mehr damit befreundet. Aber sein Werk sollte dem Begriff der Trilogie vollständiger genügen. Jedes seiner projektirten drei Stücke sollte für sich ein selbständiges Drama, und alle drei zusammen sollten ein höheres Ganze bilden. In diesem höhern Organismus, wenn er fertig geworden wäre, würde sich das vorliegende Stück nach Goethe's eigener Erklärung als die Exposition dargestellt haben.

Ueber die beabsichtigten beiden andern Stücke sagt Goethe in den Annalen, das zweite habe auf dem Landgut, dem Lieblingsaufenthalt Eugeniens, spielen sollen, das dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett zwar kein Heil aber doch einen schönen Augenblick würde hervor-

gebracht haben. Dazu stimmt aber nicht das in Goethe's Werken (Bd. 34, S. 347 ff.) veröffentlichte Schema der Fortsetzung, worin schon der dritte Akt uns in die Hauptstadt führt. Wahrscheinlich stammt das Schema aus einer Zeit, wo der Dichter, weil man dem ersten Stück zu große Ausführlichkeit vorgeworfen hatte, die Absicht hegte, den ursprünglich auf die zwei andern Dramen vertheilten Stoff in Eines zusammenzudrängen.

Die Nichtvollendung des Ganzen ist zu bedauern. Freilich ein lebendiges, bewegungsreiches, markiges Bild der Revolutionsepoche war von Goethe in diesen Jahren nicht mehr zu erwarten; jene Fülle und Energie der Darstellungskraft, womit er einst die Volksscenen seines Egmont gemalt hatte, war versiegt. Aber welches Licht würde er über das dunkle Getriebe jener Epoche ausgegossen, mit welchem Scharfblick die wirksamsten Faktoren aus dem verworrenen Knäuel herausgefunden, mit welcher Kunst die verwickelten Erscheinungen übersichtlich gruppirt, und welche Fülle von Weisheit, von Lehren und Warnungen in sein Werk verwebt haben! Die Ursache der Nichtvollendung sah er selbst in dem „großen, unverzeihlichen Fehler, daß er seinem alten, geprüften Aberglauben zuwider mit dem ersten Theil hervortrat, ehe das Ganze fertig war.“ Allein es ging ihm wohl hier wieder, wie einst beim Elpenor, als er damals bis zur Entwickelung des eigentlich tragischen Charakters der Dichtung gelangt war (vgl. III, 29). Dem Stoff für den weitern Verlauf der Tragödie, diesen tieftragischen Auftritten, diesem Gewühl sich drängender und überstürzender Begebenheiten, fühlte sich sein immer apprehensiver werdendes Gemüth, sein immer stärker zu ruhiger Kontemplation neigender Geist nicht mehr gewachsen. Vergebens besuchten ihn noch manchmal die in Gedanken entworfenen liebsten Scenen der Fortsetzung „wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen.“ Sogar nach zwanzig Jahren bekannte er, daß er die Fortsetzung noch immer in Gedanken ausbilde, ohne den Muth zu gewinnen, ihr in Worten Gestalt zu geben. Im Jahr 1831 schrieb er an Zelter, er möge an die natürliche Tochter gar nicht denken; das Ungeheure, das gerade da bevorstehe, dürfe er nicht vor die Seele zurückrufen.

Das fertig gewordene erste Stück läßt, obwohl Theil eines größern Ganzen, doch für sich betrachtet eine genügende künstlerische Abrundung nicht vermissen. Eine mit Körper- und Geistesvorzügen ausgestattete Jungfrau fürstlichen Geschlechts, die ihre Kindheit in halber Verborgenheit verlebt hat, steht auf dem Punkt, zu der ihr

gebührenden glänzenden Stellung erhoben zu werden, da stürzt sie durch schwache eigene Verschuldung, zumeist aber durch Verkettung unglücklicher Umstände von ihrer Höhe herab, und wird gezwungen, sich die Rückkehr zu derselben durch die Ehe mit einem unebenbürtigen, wenngleich edelgesinnten Manne, zu verschließen. Alles vereinigt sich, das Ereigniß zu einem vollkommen tragischen zu machen. Um die Heldin des Stücks ist ein Kreis bedeutender Personen gestellt: ein König, durch manchen Charakterzug an jenen gekrönten Märtyrer erinnernd, der unter der Guillotine sein Leben ließ; ein Herzog, in welchem sich nicht bloß das Bild eines zärtlichen Vaters, sondern zugleich eines hochsinnigen Edel- und Staatsmannes darstellt; ein Graf als Muster treuer Anhänglichkeit an seinen Monarchen. Selbst mehrern Vertretern des bösen Princips, den drei Vermittlern des Gewaltstreichs gegen Eugenie, fehlt es nicht an edeln Charakterzügen. Der Sekretär, der als eine tüchtige praktische Natur die Welt nimmt, wie sie liegt, verschließt sich dabei nicht den zartern Geistes- und Herzensbedürfnissen. Die Hofmeisterin erscheint bei ihrer ungeheuchelten Anhänglichkeit an ihre Zöglingin eher beklagens- als verdammenswerth, wenn die Sophistik eines überlegenen Geistes ihrem widerstrebenden Gefühl jeden Ausweg sperrt. Dem Unterricht, den der Weltgeistliche in den Künsten des Machiavell ertheilt, folgt man mit der Theilnahme, die jede selbständige energische Wirksamkeit eines vielumfassenden Verstandes erregt.

Ungeachtet solcher Vorzüge hat man der Dichtung seit ihrem Erscheinen wenig Lob gespendet. Man fand und findet sie zu gedehnt, zu wenig theatralisch, zu vornehm und diplomatisch gehalten, „marmorglatt und marmorkalt.“ Den Vorwurf zu großer Gedehntheit lehnt Goethe selbst nicht ab; er meint, weil er das Stück unter allerlei „Tumulten“ nur stoßweise habe ausführen können, sei es ihm widerfahren, die eben vorliegende Partie zu breit zu behandeln. Bei der Frage, ob das Stück theatralisch sei, kommt das Publikum, wofür es geschrieben ist, in Betracht. Eine Zuschauermasse, die sich nur durch eine lebhaft spannende Handlung, eine rasche Folge effectvoller Scenen, ein Getümmel bunter Erscheinungen angesprochen fühlt, wird das Stück für untheatralisch erklären; bildungsreiche Zuhörer, die eine feine und geistreiche Entfaltung seelischer, den innersten Tiefen der menschlichen Brust abgelauschter Vorgänge mit Interesse verfolgen, werden anders urtheilen. Vornehm und diplomatisch ist allerdings die Haltung an vielen Stellen; aber mit

Recht fragt Rosenkranz, ob denn der erste Theil der Trilogie füglich anders werden konnte. Mußte nicht das Tumultuarische, der Kraftdrang ungebändigter Naturen der Fortsetzung vorbehalten bleiben, da wo Handwerker und Krieger auftreten, wo alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung gesprengt sind? Wer dem Stück Wärme und Pathos abspricht, möge doch nur einmal die Partie des dritten Akts, wo der Herzog durch den Weltgeistlichen die erdichtete Geschichte von Eugeniens Tod erfährt, recht auf sich wirken lassen. Manchem ungerechten Vorwurf, den man dem Dichter gemacht hat, liegt das richtige Gefühl zu Grunde, daß Goethe hier in seiner symbolisirenden Manier zu weit gegangen ist. Wir wissen, wann die Neigung zum Symbolischen in der Poesie zuerst recht stark bei ihm hervortrat (vgl. III, 207 f.). Seitdem befestigte sich in ihm dieser Hang; und wie entschieden und andauernd er auch weiterhin diese Richtung verfolgte, wird sich uns später in der Mythik der Pandora, der Allegorik des Epimenides, der Symbolik des zweiten Theils des Faust zeigen.

Zu den in diesem Zeitraum entstandenen kleinern Gedichten Goethe's übergehend, widme ich zunächst ein paar Worte den Weissagungen des Bakis, diesem seltsamen Produkt seiner Muse, das in seinem Tagebuch zuerst unter dem 23. März 1798 notirt ist. Die Dichtung besteht aus 32 Doppeldistichen höchst verschiedenen und räthselhaften Inhalts. Wie Riemer berichtet, hatte der Dichter ursprünglich die Absicht, auf jeden Tag im Jahr ein solches Doppeldistichon zu machen, damit das Ganze „eine Art Stechbüchlein“ würde, das man so gebrauchen könnte, wie Andere (z. B. seine Mutter) sich der Bibel und des Gesangbuchs, oder die Alten ihres Homer's und Virgil's bedienten, um aus einem auf's Gerathewohl aufgeschlagenen Verse ein Omen zu entnehmen. Vielleicht hatten ihn die Xenien auf den Einfall gebracht. Bei diesen war für das Dichterpaar ein Hauptspaß das Hin- und Herrathen des Publikums gewesen, auf wen denn eigentlich dieses oder jenes Distichon gemünzt sei. Da lag nun der Gedanke nicht fern, wie damals aus der literarischen, so jetzt aus der politischen Welt und dem geselligen und sittlichen Leben der räthselsüchtigen Lesewelt eine Schüssel neuer Nüsse zum Knacken aufzutischen. Uebrigens hing der Gedanke auch mit zwei uns bekannten tiefgewurzelten Neigungen zusammen, mit seiner Freude am Versteckenspielen und dem von der Mutter ererbten Hange, in zufälligen Begegnissen etwas Bedeutungsvolles zu erblicken. Die Erklärung des Einzelnen in meinem Kom-

mentar zu Goethe's Gedichten bestätigt, was Riemer angedeutet hat: „Da ihre (der Weissagungen) Abfassung in die Zeit der französischen Revolution fällt, so ist manches auf die Zeitgeschichte Anspielende darin;“ und weiterhin: „Doch ist nicht Alles Weissagung und Räthsel; Vieles ist räthselhaft ausgedrückte praktische Welt- und Lebensweisheit.“

Wenn ich die uns eben vorliegende Zeitperiode 1798—1805 als eine dramatischlyrische bezeichnete, so ist hinzuzufügen, daß in den ersten vier Jahren (1798—1801) die Lyrik sehr schwach vertreten war. Das eben besprochene barocke Gedicht ist kaum ein lyrisches zu nennen. Drei Lieder, die Goethe 1798 zum Musenalmanach für das folgende Jahr beisteuerte, möchte ich aus Gründen, die in meinem Kommentar entwickelt sind, als Produkte einer frühern Zeit betrachten. Die Data, unter denen sie 1798 in Goethe's Tagebuch angemerkt sind, bezeichnen wohl nur die Tage, wo er sie für den Almanach retouchirte. Es sind die Lieder: Die Musageten, Am Flusse und Deutscher Parnaß. Ist meine Ansicht von der Entstehungszeit derselben richtig, so erklärt sich auch, warum er sie gegen seine Gewohnheit im Almanach pseudonym (Justus Amman unterzeichnet) veröffentlichte. Er hatte das Publikum so sehr gewöhnt, in seinen Liedern Ausflüsse seines augenblicklichen Lebens zu sehen, daß er sich nicht entschließen konnte, solche Denkmäler einer überwundenen Entwickelungsepoche unter seinem Namen mitzutheilen.

Von dem Gedicht Spiegel der Muse (in Goethe's Kalender unter dem 22. März 1799 als Die Muse und der Bach notirt) ist schon die Rede gewesen, desgleichen von der in demselben Jahr entstandenen Ersten Walpurgisnacht, einem zwischen der Ballade und der Kantate stehenden Gedicht. Goethe schrieb darüber 1831 an Mendelssohn-Bartholdy: „Dies Gedicht ist im eigentlichen hochsymbolisch intentionirt. Denn es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederholen, daß ein Altes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geschoben, verrückt und, wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingepfercht wird.“ Der Gegenstand ist allerdings höchst bedeutsam und aus der Epoche des vielleicht tiefsten geistigen Konflikts unserer Nation entnommen; die Ausführung ist meisterhaft.

In lebhaftern Fluß kam Goethe's lyrische Ader erst wieder gegen Ende 1801 durch das damals gestiftete Gesellschaftskränzchen. In dem Stiftungsliede zum 11. Nov. 1801 „konnten sich,“ wie der Dichter versichert, „die Glieder der Gesellschaft, als unter

leichte Masken verhüllt, gar wohl erkennen.“ Für uns wird es schwer, die gemeinten Personen zu errathen, und dadurch das Gedicht weniger genießbar. Das Lied zum neuen Jahr, für den Sylvesterabend 1801 gedichtet, zeigt stellenweise schon die Wendung zum Manierirten, Gesuchten und Unklaren, deren im Eingange dieses Bandes gedacht worden. Dagegen gehört die im Frühjahr 1802 entstandene Generalbeichte, worin das Weltkind Goethe mit offener Keckheit allem sittlichem Rigorismus entgegentritt, auch in der sprachlichen und metrischen Behandlung zu seinen musterhaftesten Gedichten. Das Tischlied („Mich ergreift, ich weiß nicht wie“) wurde zum 22. Febr. 1802 gedichtet, wo der Erbprinz zum letzten Mal an dem Kränzchen Theil nahm. Schiller feierte den Abend durch sein Lied „Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste.“ Man braucht nur die beiden Lieder zu vergleichen, um eine recht lebendige Anschauung der Charakterverschiedenheit beider Dichter zu gewinnen. Schiller's Gedicht ist ernst, herzlich, von vaterländischem und sittlichem Pathos durchwärmt. Goethe's Lied, mit leichter Anspielung über den Abschied des Prinzen hinweggehend, steigert die Freude des Augenblicks durch Hervorhebung dessen, was den Gesellschaftskreis beglückt. Nach Falk's Angabe verdankt auch das anmuthige Gedicht Schäfers Klagelied dem Mittwochskränzchen seine Entstehung. Dasselbe dürfte vom Hochzeitslied gelten, einem balladenartigen Gedichte, von dem Zelter bei seiner Anwesenheit zu Weimar im Frühjahr 1802 schon die fünf Anfangsstrophen hörte. Interessant ist es, von seinem Werth abgesehen, auch als ein Zeugniß von Goethe's Theilnahme an den Bestrebungen der Romantiker, insofern sie die kunstreichen Formen der Italiener und Spanier auf die deutsche Poesie zu übertragen suchten. Goethe wollte zeigen, daß man dieses thun könne, ohne damit, wie es bei den Romantikern oft der Fall war, dem natürlichen Redefluß und überhaupt dem Genius der deutschen Sprache zu nahe zu treten. Er goß über sein Gedicht eine verschwenderische Fülle von Klangfiguren, von Alliterationen, Assonanzen, Reimen und Binnenreimen aller Art aus, und verlieh ihm dadurch ein zauberisches, zum Gegenstande vortrefflich passendes Kolorit. Der Stoff gehörte seiner eigenen Erklärung nach zu den uralten Sagen, die er „vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt und einer reinern Form entgegenreifen ließ.“ — Die von ihm für das Kränzchen gedichteten Lieder erschienen zuerst (mit einigen andern in diesen Kreis nicht recht passenden zusammengestellt) in dem „Taschenbuch auf das

Jahr 1804, herausgegeben von Goethe und Wieland," unter dem Titel Der Geselligkeit gewidmete Lieder.

Nicht bloß für das Gesellschaftslied, sondern für die gesammte lyrische Gattung belebte sich Goethe's Stimmung in den Jahren 1802 und 1803, und das haben wir wohl größtentheils seiner nähern Verbindung mit dem kompositionswilligen Zelter zuzuschreiben. Eine ganze Reihe theils ächt lyrischer, theils balladenartiger Gedichte entstand damals, welche sämmtlich zuerst in dem eben erwähnten Taschenbuch für 1804 erschienen, und also der Entstehung nach spätestens in's Jahr 1803 fallen. Es gehören dahin: Frühzeitiger Frühling, Sehnsucht, Magisches Netz, Dauer im Wechsel, Frühlingsorakel, Selbstbetrug, Kriegserklärung, Trost in Thränen, Nachtgesang, Die glücklichen Gatten, Wanderer und Pächterin, Ritter Kurt's Brautfahrt, Der Rattenfänger. Das letztgenannte Gedicht ist nach einer Notiz von Riemer ein Ueberbleibsel aus einem verloren gegangenen gleichnamigen Kinderballet der frühern Weimarischen Zeit, erfuhr aber wahrscheinlich vor der Veröffentlichung im Taschenbuch eine Ueberarbeitung. — Vom Herbst 1803 an trat wieder eine Stockung in Goethe's lyrischer Produktivität ein.

Ueber die Prosaschriften Goethe's von 1798 bis 1805 muß ich mit kurzen Andeutungen hinweggehen. Eine seiner ansprechendsten kunstphilosophischen Arbeiten ist Der Sammler und die Seinigen, ein kleines Produkt von novellistisch-epistolarischer Form, an dessen Komposition Schiller stark betheiligt war, dessen Ausführung aber unserm Dichter ganz angehört. Goethe gedenkt desselben in einem Briefe an Meyer vom 27. Nov. 1798 als einer vor acht Tagen mit Schiller zur Sprache gekommenen und in einigen Abendsitzungen schematisirten Arbeit. Das Ganze läuft zuletzt in die damals bei ihm in Gunst stehende schematische Form aus. Abgeschlossen wurde das Schriftchen erst 1799. Seine Aufgabe ist zu zeigen, daß die ächte Kunstwahrheit und Kunstschönheit in der Mitte liege zwischen zwei Extremen, zwischen Ernst und Spiel. Ungefähr gleichzeitig entstand eine Arbeit, die eben so sehr mit Goethe's Interessen für bildende Kunst, als mit seinen chromatischen Studien zusammenhing: Diderot's Versuch über die Malerei, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Was ihn zu der Arbeit bewog, sagt er selbst in dem einleitenden „Geständniß." Zu einer geordneten Darstellung der Hauptmaximen der bildenden Kunst habe er lange kein Herz fassen können; da sei ihm, als er sich eben

zum Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die bildende Kunst anschickte, Diderot's Werkchen zufällig wieder in die Hand gekommen, und sogleich habe er statt eines didaktischen Vortrags ein Streitgespräch mit dem Verfasser über den Inhalt des Schriftchens begonnen. So entstand die Uebersetzung mit Anmerkungen durchflochten, die eben so viel Raum wie der Text einnehmen.

Im Frühling 1799 besprach Goethe in den Abendkonferenzen mit Schiller den Plan zu einem Schema über den Dilettantismus, das sich als eine verwandte Arbeit dem „Sammler und die Seinigen anreihte." Es ward beschlossen, daß jeder der beiden Kunstfreunde ein Schema ausarbeite. Beide haben sich erhalten. Goethe's Entwurf enthält mehr Thatsächliches und treffende Einzelbemerkungen, wogegen Schiller's tabellarische Uebersicht (zuerst durch Hoffmeister veröffentlicht) sich durch begriffsmäßige Bestimmtheit auszeichnet. So trat auch in diesen Kleinigkeiten die Differenz ihrer Naturen hervor. Noch etwas früher entstand ein anderes gemeinsam entworfenes Schema, eine Temperamentenrose, nach Art einer Windrose gezeichnet, in Goethe's Kalender unter dem 20. und 22. Januar 1799 notirt. In demselben Winter schickte er an Schiller, der auch auf des Freundes chromatische Forschungen einging, ein Schema über die physiologischen Farben „zur Beherzigung als Basis ihrer Disceptationen."

Der Uebersetzung der Theophrastischen Schriften über die Farben ist schon gedacht. Ungleich wichtiger ist die Uebersetzung der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini, die schon im Februar 1796 begonnen und nach und nach bruchstückweise in die Horen eingerückt, aber erst 1803 durch einen Anhang vervollständigt und in einer besondern Edition veröffentlicht wurde. Der Anhang verbreitet sich über die gleichzeitigen Künstler und ihren Einfluß auf Cellini, gibt eine übersichtliche Schilderung der damaligen Zustände von Florenz, charakterisirt Cellini und sein Talent, berichtet über seine letzten, in der Selbstbiographie nicht behandelten Lebensjahre, wie über seine hinterlassenen Kunstwerke und Schriften, und theilt aus den letztern Einiges mit. Die Uebertragung ist, wie leicht und fließend sie sich bewegt, doch im Ganzen treu und gibt den naiven Ton des Originals sehr glücklich wieder. Die Eintheilung in Kapitel gehört dem Uebersetzer an. Längere Perioden hat er bisweilen aufgelöst und stellenweise eine minder interessante Partie weggelassen. Von den vorangehenden und eingeflochtenen Poesien des Verfassers ist nur Weniges „durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes," wie Goethe

sagt, übertragen. Nach seinem eigenen Bekenntniß ward er durch das Studium der Florentinischen Kunstgeschichte, wozu ihn Meyer's Briefe aus Italien anregten, auf Cellini aufmerksam und unternahm die Uebersetzung, um sich recht in jener Geschichte einzubürgern. Festgehalten bei der Arbeit ward er aber ohne Zweifel durch Cellini's Persönlichkeit, durch seine frische, gesunde Naturwüchsigkeit. Zudem vergegenwärtigte die Schrift ihm das geliebte Italien und die Freiheit des Daseins, die auch er dort gekostet, und führte ihm einen Mann vor, dem ein Glück vergönnt war, nach welchem er von Jugend auf gelechzt hatte, das Glück, der bildenden Kunst mit Erfolg sein Leben zu widmen.

Ganz gegen Ende des vorliegenden Zeitraums ward Goethe nochmals veranlaßt, eine Schrift Diderot's, und zwar eine ungedruckte, das Gespräch Rameau's Neffe, zu übersetzen. Er bekam das Manuskript von Schiller, dem es sein Schwager von Wolzogen aus Petersburg zur Uebersetzung und Herausgabe zugesandt hatte. Im ersten Entwurf schickte Goethe die Uebersetzung den 24. Jan. 1805 an Schiller. Den Hauptinterlocutor, den Neffen des Musikers Rameau, charakterisirt Schiller treffend als „das Ideal eines Schmarotzers, eines Heroen dieser Klasse, der, indem er sich schildert, zugleich die Satyre der Societät und der Welt macht, worin er lebt und gedeiht.“ Ueber Inhalt und Bedeutung der Schrift gibt Goethe in den angehängten Anmerkungen Auskunft. Da Rameau's Neffe zwischen allerlei Tollheiten manche treffenden Gedanken über Musik äußert, so benutzte Goethe, dessen Interesse für die Tonkunst sich durch Zelter ungemein gesteigert hatte, die Anmerkungen auch dazu, seine eigenen Ansichten über zwei entgegengesetzte Behandlungsweisen dieser Kunst auszusprechen. Die Uebersetzung erfuhr das seltsame Schicksal, von zwei jungen Schriftstellern 1821 unter dem Titel Le Neveu de Rameau, ouvrage posthume et inédit par Diderot rückübersetzt und für das Original ausgegeben zu werden. Die Bemühungen des Herausgebers von Diderot's sämmtlichen Werken, Brière, führten zur Auffindung einer Kopie der Urschrift. Da aber die Rückübersetzer bei ihrer Behauptung blieben und die gefundene Kopie für untergeschoben erklärten, so ward 1823 auch Goethe zum Zeugniß aufgerufen, durch dessen Erklärung die Streitfrage zu Brière's Gunsten ihre Erledigung fand.

Dieser Arbeit Goethe's zur Seite ging die ausgezeichnete Schrift über Winckelmann (G.'s W. Bd. 30, S. 1 ff.). Den Anlaß dazu gaben Winckelmann's Briefe an Berendis, welche die Herzogin

Amalia unserm Dichter mit der Erlaubniß der Herausgabe überliefert hatte. Berendis, mit Winckelmann von einem Aufenthalt in Seehausen her befreundet und seitdem in Korrespondenz stehend, war 1783 in Weimar als Kammerrath und Chatouillier der Herzogin Mutter gestorben und hatte ihr die Winckelmann'schen Briefe hinterlassen. Die Briefe sind nicht in Goethe's Werke, aber wohl dessen Einleitung dazu aufgenommen, eines der schönsten Dokumente seines Talents für die Biographie. Indem er den von Jugend auf verehrten Mann schildert, entwickelt er zugleich in meisterhafter Weise die Bedingungen, welche die Wiedergeburt des griechischen Geistes in jener Zeit ermöglichten. Freilich ward ihm dies dadurch erleichtert, daß er hier eine Seite seines eigenen Lebensganges zeichnete. Was er in den Abschnitten „Antikes, Heidnisches, Schönheit, Gewahrwerden griechischer Kunst u. s. w." sagt, das hatte er alles selbst erlebt und empfunden. Beendet wurde die Arbeit im ersten Vierteljahr 1805 in den Zwischentagen schwerer Krankheitsanfälle.

Viertes Kapitel.

1805: Besuche von F. A. Wolf und Jacobi. Ausflug nach Halle und Helmstädt. Dr. Gall. Hofrath Beireis. Der tolle Hagen. — 1806: Aufenthalt in Karlsbad. Schlacht von Jena. Trauung mit Christiane Vulpius. — 1807: Tod der Herzogin-Mutter. Aufenthalt in Karlsbad. Bekanntschaft mit K. Friedr. Reinhard. Gründung einer Singschule. — 1808: Eberwein. Zachar. Werner. Nochmaliger Besuch von Karlsbad. Goethe's Mutter stirbt. Zusammenkunft mit Napoleon. — 1809: Annäherung an die Romantiker. — 1810: Zwei Gedichte zu Maskenzügen. Neue Gruppe von Gesellschaftsliedern. Aufenthalt in Karlsbad. Gedichte an die Kaiserin von Oestreich. Nachkur in Töplitz. Bekanntschaft mit Ludwig Napoleon. Gedicht an den Prinzen von Ligne. — 1811: Plan einer Selbstbiographie. Eingehen der Singschule. Bekanntschaft mit Sulpiz Boisserée. Besuch von Karlsbad. Prolog. Bühnenbearbeitung von Shakespeare's Romeo und Julie. Zerwürfniß mit Jacobi.

Je tiefer Goethe die Lücke empfand, die Schiller's Tod in sein Inneres gerissen hatte, um so willkommener war ihm in den Tagen der schmerzlichsten Trauer der Besuch des Philologen Friedr.

Aug. Wolf, damals Professor in Halle. Dieser traf am 30. Mai 1805 mit einer in frischem Jugendreiz prangenden Tochter ein, wurde von Goethe gastlich aufgenommen, und trat zu ihm während des jetzigen Zusammenseins in ein näheres Verhältniß. Zu den vielen Richtungen, nach denen hin unsers Dichters Geist forschte und thätig war, gehörte auch die philologische. Die antike Kunst, Homer, Aristophanes, die griechischen Tragiker, Aristoteles, Properz, Tibull, Catull, mit denen allen er, wie wir wissen, sich angelegentlich beschäftigte, seine naturwissenschaftlichen Forschungen (ich erinnere nur an Theophrast) führten ihn auf philologische Gebiete. Da war es ihm nun hochwillkommen, gleichsam zur Erweiterung und Ergänzung seines Wesens sich mit einem Meister des Fachs enge zu verbünden, der ihm für die Philologie das werden konnte, was ihm bereits Meyer für die bildende Kunst, Zelter für die Musik war. Freilich ein so inniger Freundschaftsbund, wie mit diesen beiden, entwickelte sich nicht aus dem Verhältniß; dazu besaß Wolf's Geist und Charakter nicht Anschmiegsamkeit genug, so wie Goethe anderseits nicht der Mann war, leicht in den Gedankengang eines andern selbständigen Geistes einzugehen. Indeß rief selbst die dem Gast eigene Polemisirlust diesmal bei Goethe keine Mißstimmung hervor, erheiterte ihn vielmehr, da Wolf auch ein munterer Lebemann war, und richtete ihn aus der tiefen Trauer um den großen Todten auf. Als Wolf nach vierzehntägigem Verweilen heimgekehrt war, schrieb Goethe an Zelter: „Die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes hat mich in jedem Sinne gestärkt."

Bald nachher, gegen Ende Juni, beglückte ihn der Besuch seines alten Jugendfreundes Jacobi, der, seitdem er seinem anmuthigen Pempelfort entfloh, manches sorgenvolle Jahr durchlebt hatte, und jetzt einem Ruf an die Münchener Akademie der Wissenschaften folgte. Goethe erzählt, es sei bei ihrem Wiedersehen nach so langer Zeit sogleich das alte unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, bald aber in der Unterhaltung „ein wunderbarer Zwiespalt" hervorgetreten. „Wir liebten uns," sagt er, „ohne uns zu verstehen. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie, er konnte sich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. Wie sehr hätte ich gewünscht, als dritten Mann hier Schiller zu sehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung gestanden und gewiß eine schöne Vereinigung vermittelt hätte, die sich zwischen den Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte. In diesem Gefühl begnügten wir uns, den alten Bund treulich und liebevoll

zu bekräftigen, und von unsern Ueberzeugungen, unserm philosophischen und dichterischen Thun und Lassen nur im Allgemeinsten wechselseitige Kenntniß zu nehmen.“ So gereichte ihm dieser Besuch zwar durch warme Freundestheilnahme zu Trost und Erquickung, rief ihm aber zugleich wieder die Größe des jüngst erlittenen Verlustes vor die Seele.

Im Sommer begab er sich, von seinem Sohn August begleitet, nach Lauchstädt, wo auch Freund Zelter sich einfand und ihm Schiller's Lied von der Glocke für die dramatische Aufführung arrangiren half. Von dort machte er eine Exkursion nach Halle zu Wolf, dem er einen Gegenbesuch versprochen hatte, ward von ihm auf's gastlichste bewirthet, und lernte diesmal den Freund auch als Lehrer kennen. Von Wolf's liebenswürdiger Tochter geleitet, hörte er mehrmals, hinter einer Tapetenthür lauschend, seinem geistreich anregenden Vortrage zu. In den ersten Augusttagen eröffnete Dr. Gall eine Reihe von Vorlesungen in Halle über Schädellehre. Goethe, dem diese Lehre sehr zusagte, weil sie sich seiner Art der Naturbetrachtung annäherte, besuchte die Vorlesungen fleißig, und als er in diesen Tagen wieder einen Anfall von Nierenkolik bekam, schaffte Gall den Apparat jeder Lektion in sein Krankenzimmer und theilte ihm privatim seine Beobachtungen mit. Auch in Gesellschaftskreisen verkehrte Goethe viel mit dem interessanten Manne, der seinerseits nicht minder Gefallen an dem Dichter fand, und nach Untersuchung seines Stirnbaus versicherte, er könne nicht den Mund aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen, und sei eigentlich zum Volksredner geboren.

Nach Gall's Abreise unternahm er mit seinem Reisegefährten August und Wolf eine Tour nach Helmstädt, der damaligen Braunschweigischen Landesuniversität, um den wunderlichen Raritätensammler Hofrath Beireis „in seinem Hamsterneſt aufzusuchen.“ In Helmstädt wurden sie von den Professoren (Henke, Pott, Lichtenstein, Crell, Bruns, Bredow u. a.) höchst ehrenvoll empfangen. An einer stattlichen Abendtafel hatte man dem Dichterfürsten und dem großen Philologen je einen Kranz zugedacht. Goethe dankte der Schönen, die ihm den seinigen aufsetzte, mit einem Kuß, der feurig erwidert wurde; der eigensinnige Philologe sträubte sich gegen seine Schöne, so daß sie sich beschämt mit dem Kranze zurückzog. Die ausführliche Schilderung der barocken Persönlichkeit des alten Beireis, so wie seiner reichen und bunten Sammlung von Automaten, Naturalien, Gemälden, Münzen u. dgl., die er den berühmten Gästen

bereitwillig zeigte, möge der Leser, der sich dafür interessirt, in Goethe's Annalen unter 1805 nachsehen.

Die Rückfahrt der Reisenden ging über Halberstadt. Auf dem Wege dorthin machten sie einen Abstecher nach der Nienburg, dem heerdenreichen Wohnsitz eines adeligen Landraths, der in der ganzen Gegend seines seltsamen emancipirten Betragens wegen der tolle Hagen genannt wurde. Auch dieser lustigen Expedition hat Goethe in den Annalen eine eingehende Schilderung gewidmet. Eine Ergänzung hat das farbenreiche Gemälde durch den Hauslehrer des tollen Edelmanns gefunden, der später als Pfarrer gleichfalls seine Memoiren schrieb. Ich habe dessen Erzählung in den frühern Auflagen dieser Schrift mitgetheilt, muß ihr aber ihres Umfangs wegen hier die Aufnahme versagen.

In Halberstadt suchte Goethe mit Wolf die Wohnung des 1803 hingeschiedenen Dichters Gleim auf, beschaute mit Interesse darin den sogenannten Freundschaftstempel, eine Sammlung von Portraits der zahlreichen Zeitgenossen, mit denen der menschenfreundliche Mann in näherer Beziehung gestanden hatte, begrüßte auch seine ablebende Nichte auf ihrem Siechbett, die einst unter dem Namen Gleminde die Zierde eines Dichterkreises gewesen war, und betrachtete zum ernsten Abschluß der Wallfahrt noch im Hausgarten Gleim's Grabstätte. Die Weiterreise berührte den Harz. Als er jetzt zum dritten Mal in seinem Leben längs der rauschenden, von Granitfelsen eingefaßten Bode hinanstieg, kam ihm recht lebendig die Veränderung zum Bewußtsein, die seit jener Zeit, wo er die Ode Harzreise im Winter sang, in ihm vorgegangen war. Damals, fand er, hatte er an und in den Gegenständen sich selbst empfunden, hatte sein Glück und Leid auf sie übertragen; jetzt betrachtete er sie mit dem selbstlosern Blick des Naturforschers, der das Subjekt zurücktreten, und dem Objekt sein Recht widerfahren läßt. Anfangs empfand er den Unterschied schmerzlich; zuletzt aber meinte er sich doch glücklich schätzen zu müssen, daß, während sich ihm der dichterische Blick allmälig verdunkelte, das Auge des Naturforschers dafür um so heller ward.

Den Rest des Jahres 1805 widmete er denn auch vorzugsweise den Naturwissenschaften. Er versammelte nach der Heimkehr regelmäßig Mittwochs Vormittags einen kleinen Kreis von Zuhörern um sich, dem er die Resultate seiner naturwissenschaftlichen Forschungen vortrug. „Der Mittwoch," schrieb er den 7. Dec. an Knebel, „treibt mich immer an, über das Ganze und Einzelne zu denken, und fördert mich sehr."

So war das Jahr 1806 herangerückt, abermals für ihn ein verhängnißvolles Jahr. Es begann unter kriegerischen Aspekten. Preußische Truppen rückten ein. Der Geburtstag der Herzogin, der 30. Januar, wurde noch glänzend, wenngleich mit düstern Vorahnungen, gefeiert. Der unvergleichliche Trompeterchor des preußischen Regiments Ostin erschien in einem Halbkreis auf der Bühne zum Festgruß und gab bewundernswürdige Proben seiner Kunst. An Goethe'schen Stücken kamen in der diesmaligen Theatersaison Stella (zum ersten Mal mit tragischer Katastrophe), Götz und Egmont zur Aufführung. Auch Schiller's Lied von der Glocke mit dem ganzen Apparat des Gießens und dem ergreifenden Epilog unsers Dichters wurde wiederholt.

Die erste Jahreshälfte widmete Goethe besonders einer Durchsicht seiner Werke behufs einer neuen Ausgabe und der Mitarbeit an der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung. Gegen Ende Juni begab er sich auf ärztlichen Rath in Begleitung Riemer's und eines Majors von Hendrich, der die Reisesorgen übernahm, nach Karlsbad. Die Trink- und Badekur bekam ihm so wohl, daß er bereute, sie nicht früher gegen das Uebel gebraucht zu haben, das er in seiner gewöhnlichen duldenden Indolenz lange hatte hinschleichen lassen. Er gab sich in Karlsbad, wie er an Zelter schrieb, „einer völligen Tagdieberei" hin; nur fühlte er sich durch die ganze Umgegend zum Mineralogisiren gereizt, welches denn auch wieder an die Tagesordnung trat. Im Gefühl der Wiederkehr seiner Gesundheit hätte er hier ein glückliches Leben geführt, wenn nicht täglich und stündlich einlaufende Nachrichten Sorgen um das Vaterland aufgeregt hätten. Der anwesende Fürst Heinrich Reuß XIII. enthüllte ihm mit diplomatischer Umsicht das Unheil, von welchem Thüringen und ganz Deutschland bedroht war.

In der ersten Augusthälfte verließ er Böhmen. Auf der Rückreise über Hof las er in Zeitungen die Nachricht von der Auflösung des deutschen Reichs. Kaum war er zu Hause angelangt, da sah man das drohende Kriegsgewitter im Heranmarsch gewaltiger Heerhaufen sich nähern. Die Preußen setzten die Befestigung Erfurts eiligst fort; der Herzog Karl August bereitete sich als preußischer General zur Abreise vor. Goethe begab sich den 26. Sept. auf einige Zeit nach Jena, um eine dort aus Karlsbad angelangte geognostische Sammlung auszupacken und zu katalogisiren. Als er am 6. Okt. nach Weimar zurückkehrte, fand er Alles in Aufregung und Bestürzung. „Die großen Charaktere," erzählt er selbst, „waren

gefaßt und entschieden; man fuhr fort zu überlegen, zu beschließen. Wer bleiben, wer sich entfernen sollte, war die Frage." Die Herzogin Mutter, der Erbprinz und die Erbprinzessin verließen die Stadt; die Herzogin Louise entschloß sich zu bleiben. Zu großer Ermuthigung der geängstigten Bürger unter allen Schrecken und Gefahren ausharrend, bewahrte sie eine wahrhaft fürstliche Fassung.

Dienstag den 14. Okt. Morgens sieben Uhr wurden die Bewohner Weimar's durch den Kanonendonner der Schlacht von Jena aufgeschreckt. In Goethe's Hausgarten vernahm man den Schall pelotonweise. Weil er sich allmälig verminderte und zuletzt verstummte, setzte man sich um drei Uhr zu Tisch, als plötzlich ganz in der Nähe Kanonenschüsse erdröhnten. Der Tisch ward eiligst abgeräumt; Goethe verließ das Zimmer. Riemer fand ihn gleich darauf im Hausgarten auf und ab gehen. Die Franzosen sandten von den Höhen oberhalb Weimar Kanonenkugeln in die Stadt; einige pfiffen über Goethe's Haus weg. Die Retirade der Preußen ging dicht hinter dem Hausgarten vorbei; man sah die blinkenden Bayonette der Flüchtigen über der Gartenmauer vorbeifliegen. Unter Schrecken und Spannung war etwa eine Stunde vergangen, als eine ängstliche Stille auf den Straßen und dem Platz vor Goethe's Hause eintrat. Da kamen wenige französische Husaren nahe an's Frauenthor gesprengt, und spähten nach dem Feinde; bald folgte ein größerer Trupp. Ein junger französischer Husarenofficier ließ sich bei Goethe melden, der ihn sogleich nach dem Schloß begleitete; es war ein Herr von Türkheim — Lili's Sohn. Goethe ließ vom Schloß in's Haus sagen, ein Marschall*) werde mit einigen Reitern bei ihm einquartirt und dadurch sein Haus vor der Plünderung bewahrt. Die Reiter erschienen bald und lagerten sich ermüdet auf die Streu im Bedientenzimmer. Inzwischen herrschte Raub und Mißhandlung in der Stadt; einige Häuser gingen in Brand auf. Viele Weimaraner flüchteten sich in Zimmer des Goethe'schen Hinterhauses.

Noch stand unserm Dichter eine schlimme Nacht bevor. Vom Schloß zurückgekehrt, hatte er den Marschall, für den eine stattliche Tafel bereit stand, nicht mitgebracht. Man erwartete den hohen Gast vergebens bis tief in die Nacht, und hielt unterdessen das

*) Reimer und Ludecus nennen den Marschall Ney, Frau von Stein Augereau, Knebel den Marschall Lannes. Goethe hatte zuerst den General Victor im Quartier.

Haus gegen Eindringlinge verriegelt. Goethe begab sich zur Ruhe. Um Mitternacht donnerten heftige Kolbenschläge an die Thüre. Zwei kleine Kerle, Tirailleurs, von der sogenannten Löffelgarde, verlangten Einlaß. Als man Gegenvorstellungen machte, drohten sie die Fenster einzuschlagen. Man öffnete ihnen die Thüre und setzte ihnen Wein vor, dem sie weidlich zusprachen. Dann verlangten sie stürmisch den Hausherrn zu sehen. Goethe, obwohl schon umgekleidet und im weiten Schlafrock, den er scherzend den Prophetenmantel zu nennen pflegte, schritt die Treppe herunter und flößte ihnen durch seine würdige Gestalt und Miene Respekt ein, so daß sie wieder höfliche Franzosen wurden und mit ihm anstießen. Nachdem er sich zurückgezogen hatte, setzten sie der Flasche von Neuem zu, stiegen dann, ein Bett verlangend, die Treppe hinan, auf der sie den Hausherrn hatten kommen und gehen sehen, drangen in sein Schlafzimmer ein, und brachten, vom Wein erhitzt, sein Leben in Gefahr. Christiane Vulpius rief mit großer Geistesgegenwart sofort einen der in's Hinterhaus Geflüchteten zu Hülfe, verjagte mit seinem Beistand die Tobenden und verriegelte die Thüren des Zimmers und Vorgemachs. Am Morgen kam ein General als Einquartierung, und sogleich trat eine Schutzwache vor das Haus.

Das Dankgefühl gegen Christiane, die sich überhaupt in dieser Schreckenszeit mit rühmlicher Entschlossenheit und Umsicht benahm, mochte dazu beitragen, in Goethe den gewiß schon oft erwogenen Gedanken an eine kirchliche Trauung mit ihr zum Entschluß zu zeitigen. Auch glaubte er wohl seinem nunmehr fast siebenzehnjährigen Sohne diesen Schritt schuldig zu sein. Goethe neigte zum Hinausschieben von Unangenehmem, handelte aber schnell, wo für liebe Angehörige Gefahr im Verzug war. Der Augenblick zur Ausführung seines Vorhabens war sehr glücklich ergriffen. Jedermann war in jenen Tagen mit den eigenen und allgemeinen Kalamitäten zu sehr beschäftigt, um einem Vorfall, der sonst allerdings große Sensation erregt hätte, viel Aufmerksamkeit zu widmen. Am 19. Okt., dem ersten Sonntag nach der Jenaer Schlacht, fuhren Goethe und Christiane mit ihrem Sohn und Riemer als Zeugen zur Jakobskirche und wurden in der Sakristei durch den Oberkonsistorialrath Günther getraut. Die Freunde Goethe's billigten in der Mehrzahl den Schritt; einzelne freilich, darunter sogar Charlotte von Schiller, fühlten sich peinlich davon berührt.

Das Kriegsgewitter brauste über Weimar rasch hinweg, auf seinem weitern Zuge ein mächtiges Königreich zertrümmernd. Goethe

bot seine ganze Kraft auf, um nach allen Seiten, so viel ihm möglich war, Hülfe, Rath und Trost zu spenden. Die bedrohlichen Zustände ringsumher nahm er für sich als eine Mahnung, Alles, was er der Welt noch zu bieten vermochte, ihr rasch zu überliefern. Am 26. Dec. schrieb er an Zelter: „In den schlimmsten Stunden, wo wir um Alles besorgt sein mußten, war mir die Furcht, meine Papiere zu verlieren, die peinlichste; von der Zeit an schick' ich zum Druck fort, was nur gehen will ... und so will ich von meinem geistigen Dasein zu retten suchen, was ich noch kann, da Niemand weiß, wie es mit dem übrigen werden wird."

Weimar erfreute sich bald der Rückkehr des geliebten Landesherrn. Karl August war von Preußen selbst aufgefordert worden, sich dem Sieger zu unterwerfen, der ihm „aus Achtung für die Herzogin" Verzeihung zusagte. Sein Staat mußte sich dem Rheinbunde anschließen. Allein der edle, offene Fürst war noch eine geraume Zeit mit Horchern, sogar an seiner Tafel, umstellt. Man hatte ihn bei dem französischen Machthaber angeschwärzt, weil er seine ehemaligen Waffengenossen in ihrer Mittellosigkeit unterstützt, dem braven Blücher 4000 Thlr. vorgeschossen, dienstunfähig gewordene preußische Officiere in Civilämtern angestellt hatte. Als Falk eines Tages einen darauf bezüglichen Bericht unserm Dichter vorlas, gerieth dieser in leidenschaftlichen Zorn und unterbrach ihn mit Feuerworten, die uns Falk aufbewahrt hat. Mögen sie immerhin nicht buchstäblich wiedergegeben sein, wenn nur der Geist, der sie durchweht, von Goethe stammt, so haben wir in ihnen eines der sprechendsten Zeugnisse seiner deutschen Gesinnung und Anhänglichkeit an den fürstlichen Freund.

Anfangs 1807 waren die Weimarischen Zustände über Erwarten beruhigt. Dazu hatte besonders Goethe das Seinige beigetragen, der immer, wie sich selbst, so auch seine Umgebung aus lähmender Trauer möglichst schnell aufzurichten suchte. Wie er in seinem Hause die herkömmlichen wöchentlichen Zirkel wieder eröffnete, so hatten sich gegen den Schluß des vorigen Jahres auch andere Gesellschaftskreise zu beleben begonnen. Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer (Mutter des Philosophen Arthur Schopenhauer) versammelten bereits seit dem November jeden Donnerstag (später auch Sonntags) die Elite der Weimarischen Societät, darunter manchmal fürstliche Personen und Fremde von Bedeutung. Goethe fand sich oft in diesen Zirkeln ein und belebte, wenn er guter Stimmung war, die ganze Gesellschaft durch seine Unterhaltung.

Weil Frau Schopenhauer wußte, daß er bisweilen nicht aufgelegt zum Gespräch war, so stand für ihn ein Tisch mit Zeichenapparat bereit, an dem er mitunter schweigsam Platz nahm und Landschaftskizzen entwarf.

Im ersten Vierteljahr 1807 widmete er seine Aufmerksamkeit vorzüglich dem Theater und nahm sich der Ausbildung der jüngern Schauspieler mit erhöhtem Eifer an. Seine theatralischen Zöglinge bereiteten ihm in dieser Saison einen unverhofften Genuß. Sie hatten zuweilen bei ihm den Tasso gelesen, daneben aber das Stück unter sich sorgfältig eingeübt, und baten ihn nun um eine Aufführung desselben. Er sträubte sich lange, weil er die Dichtung für ganz untheatralisch hielt, und gab zuletzt halb unwillig nach. Um so mehr fühlte er sich durch den großen Beifall, den das Stück im Theaterpublikum erntete, überrascht und angenehm beschämt.

In das Wiederaufleben des Weimarischen Frohsinns kam den 10. April 1807 eine tief betrübende Störung durch den Tod der Herzogin Amalia, welcher Goethe, wie alle Weimaraner, so manche frohe Stunde des Lebens verdankte. Er widmete ihrem Andenken einen Aufsatz.*) In den Annalen charakterisirt er ihn selbst als „eilig, mehr in Geschäftsform als in höherm Sinne abgefaßt." Der Herzog ließ Abdrücke desselben anfertigen und von allen Kanzeln im Lande nach einer zu haltenden Gedächtnißpredigt ablesen.

Schwer niedergedrückt von dem Todesfall, begab sich Goethe, weil ihm die vorjährige Kur im Karlsbad so gut bekommen war, dorthin schon gegen Ende Mai. Anfangs wurde durch die herkömmliche Art, die Heilquellen zu gebrauchen, sein Befinden verschlimmert; nach zwei Wochen aber führte eine von Dr. Kapp aus Leipzig verordnete Abänderung der Kurmethode eine andauernde Besserung herbei. In einsamen Stunden beschäftigte er sich damit, „Geschichtchen und Märchen," die er lange im Kopf getragen,**) zu diktiren, Landschaften zu zeichnen und zu illuminiren, seine geologischen Ansichten über die dortige Gegend zusammenzustellen und eine Sammlung von Gebirgsarten zu kommentiren. Die größern Gesellschaften mied er, weil sie ihm nichts als Jeremiaden ent-

---

*) S. G.'s W. Bd. 27, S. 416, wo er nicht passend als „Rede" bezeichnet ist.

**) Sie wurden den später zu besprechenden Wanderjahren eingeflochten.

gegenbrachten, die ihm, „obgleich von großen Zeitübeln veranlaßt, doch, in der Gesellschaft gehört, nur als hohle Phrasen vorkamen.“ Mit einzelnen Badegästen aber und mit engern Kreisen pflog er einen anregenden Verkehr. Der Fürstin Solms, nachmals Königin von Hannover, las er seine jüngsten Produktionen vór. Mit dem Königl. Sächsischen Oberhofprediger Reinhard unterhielt er sich über ethische Fragen, mit Bergrath Werner über Mineralogie; dem anwesenden Klaviervirtuosen Himmel widmete er ein schmeichelhaftes Gedichtchen, An Uranius überschrieben (G.'s W. VI, 72). Bei der reizenden Fürstin Bagration machte er die längst gewünschte Bekanntschaft des heitern und geistreichen Prinzen Ligne, und fand hier auch den Hofrath von Gentz, der ihm über die geheimern Vorgänge der jüngsten Kriegsbegebenheiten vertraulichen Aufschluß gab. Zu einem dauerhaften und fruchtbaren Verhältniß entwickelte sich die hier angeknüpfte Bekanntschaft mit einem andern Reinhard, dem französischen Residenten Grafen Karl Friedr. von Reinhard, der mit seiner Gattin, einer geb. Reimarus, und Kindern in Karlsbad Erholung von schweren Erlebnissen suchte. Im französischen Staatsdienst hoch gestiegen, war er von Napoleon, der ihn nicht liebte, aber zu gebrauchen wußte, auf einen gefährlichen Posten nach Jassy geschickt, dort nach einiger Zeit von den Russen aufgehoben, mit den Seinigen weit umhergeschleppt, endlich auf energische Vorstellungen freigegeben worden. Er unterhielt mit Goethe seit ihrem Zusammentreffen einen regen Briefwechsel, aus dem ich weiterhin manchmal schöpfen werde.

Bei der Rückkehr von Karlsbad ward Goethe von einem Gesangständchen empfangen. Das stimmte recht zu seinem in Böhmen gefaßten Entschluß, eine kleine Singschule oder „freiwillige Hauskapelle,“ wie er sie oft nannte, zu gründen. Seit geraumer Zeit war er von aller Musik wie abgeschnitten gewesen, und das empfand er jetzt doppelt schmerzlich. Je tiefer die Welt in Kriegsgetümmel zu versinken drohte, je leidenschaftlicher widmete er sich der Pflege der Friedenskünste. So suchte er denn auch, im Sinne der Zelter'schen Singakademie, freilich nur „als fernen Abglanz derselben,“ einen Singverein zu gründen, der wöchentlich einmal mehrstimmige, besonders geistliche Gesänge einüben sollte. „Ich möchte das Säculum,“ schrieb er an Zelter, „sich selbst überlassen, und mich in's Heilige flüchten.“ Zelter schickte von den Musikalien seiner Akademie einige leichtere Sachen, empfahl Gesangstücke von Haydn, und rieth auch weltliche heitere Lieder vorzunehmen. Am 15. Sept. konnte ihm

Goethe bereits die Eröffnung seines kleinen Instituts berichten, dessen Mitglieder sich regelmäßig Donnerstags zu Uebungen und Proben und einem meistens nachfolgenden heitern Souper versammelten, worauf dann am nächsten Sonntag bei ihm vor einer eingeladenen Gesellschaft die Ausführungen, mit einem Frühstück verbunden, statt fanden.

Daneben versäumte er nicht, dem Theater eine rege Sorgfalt zuzuwenden. Was ihm besonders Lust und Muth dazu gab, war der große Beifall, den die Weimarische Truppe im Mai bis in den August zu Leipzig in einer Reihe von Gastvorstellungen geerntet hatte. Eingeleitet wurden sie durch Goethe's schönen Prolog „Wenn sich auf hoher Meeresfluth ein Schiff" (G.'s W. VI, 411). Jetzt, nach glücklicher Wiedervereinigung der fürstlichen Familie, feierte er die Eröffnung der Weimarischen Wintersaison am 19. Sept. durch ein in klangreichen Trimetern und Trochäen verfaßtes Vorspiel (G.'s W. VI, 301 ff.). Näheres hierüber, sowie über die dem letzten Jahresviertel angehörige dramatische Dichtung Pandora im folgenden Kapitel, wo sich auch zeigen wird, daß unsern Dichter jetzt einmal wieder während eines Aufenthalts in Jena (vom 11. Nov. bis zum 15. Dec. 1807) eine lyrische Stimmung anwandelte und plötzlich eine wahre „Sonettenwuth" ergriff.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß einige dieser Sonette ihm durch eine tiefe Neigung zu Minna Herzlieb, geb. 22. Mai 1789, Tochter eines Oberpfarrers zu Züllichau, Adoptivtochter des kinderlosen Buchhändlers Frommann in Jena, eingegeben wurden. Auf sie bezieht sich auch, was Goethe von der Pandora und den Wahlverwandtschaften bekennt, daß in beiden sich das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücke, und Niemand an dem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde verkennen werde, „die im Heilen sich zu schließen scheue." Er hatte Minna als Kind schon oft in Jena gesehen; jetzt begegnete er der zur reizenden Jungfrau Erblühten manchmal im Frommann'schen Hause. Entferntere Beziehungen zu ihr unterhielt er noch lange. Am 22. Mai 1817 schickte er ihr mit einem Exemplar seiner kleinen Gedichte die Verse Zum Geburtstag (G.'s W. VI, 113). Seit 1821 lebte sie mit dem Jenaer Professor Walch in einer nicht glücklichen Ehe, die 1853 getrennt wurde. Sie starb 1863 in einer Heilanstalt für Gemüthskranke. Wie Goethe's Verhältniß zu ihr gewesen, läßt sich nur vermuthen. Seit fast zwanzig Jahren sittlich, seit einem Jahr auch kirchlich gebunden, aber in seinen Geistes- und Herzensansprüchen nicht be-

friedigt, ließ er diesen innern Zwiespalt in der Dichtung sich abspiegeln, aber gewiß ohne je dem Gedanken an eine Lösung seiner Ehe ernstlich Raum zu geben.

Es hat aber auch Bettina, die Tochter der frühe von Goethe geliebten Maximiliane Brentano, den Anspruch erhoben, die Muse seiner Liebessonette gewesen zu sein. Sie war, wie uns bekannt (vgl. Thl. I, S. 7) viel um Goethe's Mutter. Im April 1807 besuchte sie ihn und bezeugte ihm auf eine schwärmerische Weise ihre leidenschaftliche Zuneigung. Im November kam sie mit ihrer Schwester, der Frau von Savigny, wieder. Goethe äußerte sich über sie am 11. Dec. in einem Gespräch mit Riemer „nicht eben als leidenschaftlicher Liebhaber, sondern nur als Bewunderer ihres geistreich barocken Wesens." Im Jahr 1811 erschien sie als Frau von Arnim nochmals in Weimar und fand bei Goethe ein freundliches Entgegenkommen; aber nach etwa vierwöchentlichem Aufenthalt kam es in Folge eines beleidigenden Wortes, das sie sich gegen Goethe's Gattin erlaubt hatte, zu einem förmlichen Bruch zwischen ihm und dem Arnim'schen Ehepaar. Man bestreitet jetzt allgemein jeden Zusammenhang zwischen Goethe's Sonetten und seinem Verhältniß zu Bettinen. Der wahre Sachverhalt dürfte aber wohl der sein, daß er Bettina's enthusiastische Liebe zu ihm, auf die er nur eine Zeit lang spielend einging, und seine wahre und dauernde Neigung zu Minna Herzlieb in den Sonetten auf ähnliche Weise verwob, wie einst in Werther's Leiden die Verhältnisse zu Maximiliane und Lotte. Daraus würde sich denn auch erklären, warum in dem supponirten Thatsächlichen dieses kleinen Sonettenromans sich keine rechte Harmonie zeigt, und die Geliebte bald als abwesend, bald als gegenwärtig, bald als zurückhaltend, bald als leidenschaftlich zugethan erscheint.

Ich gehe zum Jahr 1808 über. Das erste Drittel desselben verlebte Goethe in dem herkömmlichen Wechsel künstlerischer und wissenschaftlicher Thätigkeit. Zur glücklichen Entwickelung seiner Singschule trug die eifrige Mitwirkung des jungen Musikers Franz Karl Adelbert Eberwein bei. Goethe schickte ihn im August Behufs weiterer Ausbildung nach Berlin zu Zelter, und übertrug ihm später die Direktion seiner kleinen Anstalt. Für die bildende Kunst wurde Goethe's Interesse mitunter durch artistische Zusendungen neu belebt. So schickte ihm der Oberbibliothekar Aretin zu München treffliche Steindrücke nach Dürer'schen Handzeichnungen als Geschenk. Auf die Poesie ward er fortwährend durch die Anwesenheit von Zachar. Werner hingelenkt, der vier Monate lang (bis in den

April 1808) in Weimar verweilte. Mit Beziehung auf ihn schrieb er den 11. Jan. an Jacobi: „Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist." Für den 30. Januar, den Geburtstag der Herzogin, bereitete er mit großer Sorgfalt eine Aufführung von Werner's Tragödie Wanda vor. Diese Annäherung an die Romantiker, die bald noch deutlicher hervortreten wird, kann uns nicht befremden; sie erklärt sich ja aus der seine spätere Lebenszeit charakterisirenden Vorliebe für die symbolische Poesie und dem wachsenden Umfang seiner geistigen Interessen. Dazwischen machten sich jedoch mitunter die in der klassischen Periode gewonnenen Ueberzeugungen geltend. In einem Brief an Zelter vom 30. Okt. 1808 gestand er, daß ihn ein halb Dutzend jüngerer Dichter: Werner, Oelenschläger, Arnim, Brentano u. s. w. trotz großer Anlagen durch ihr Treiben zur Verzweiflung bringe; Alles gehe bei ihnen in's Form- und Charakterlose; keiner wolle begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Kunst, wie der Natur, die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Specifikation. Hätte er nur auch selbst diesen Satz in seiner poetischen Praxis besser vor Augen behalten!

Die nun fast herkömmliche Reise nach Karlsbad trat er auch in diesem Jahre wieder früh (den 12. Mai) an. Die ersten vierzehn Tage widmete er dort der Fortführung seiner Pandora. Dann aber gab er sich einem muntern geselligen Leben hin. In der Umgebung der anmuthigen Herzogin von Kurland traf er den Dichter Tiedge und die Präsidentin von der Recke. Noch vertrauter war er in dem Kreise der Familie von Ziegesar, worin Pauline Gotter und Frau von Seckendorf, geb. von Uechtritz, seine lebhafte Theilnahme erregten. Naturwissenschaftliche Gespräche pflog er mit Bergrath Werner und dem Sohne seines verewigten Freundes, Bergrath Siegmund Aug. Wolfgang von Herder. Im Juli machte er mit der Familie Ziegesar einen paarwöchentlichen Ausflug nach Franzensbrunn, auf welchem der Kammerberg bei Eger (vgl. G.'s W. Bd. 40, S. 186 ff.) ihm ein großes Interesse abgewann. Am 24. Juli nach Karlsbad zurückgekehrt, ward er eine Zeitlang wieder zur bildenden Kunst hingezogen. Sein römischer Freund Bury fand sich auf einige Tage ein, und malte sein Portrait in kleinem Format; und der Dresdener Landschaftsmaler Kaaz verwandelte die dilettantischen Skizzen des Dichters in ansprechende Bilder.

Als er im September nach Weimar zurückkehrte, versetzte ihn die Nachricht von dem Tode seiner Mutter in tiefe Trauer. Sie starb den 13. Sept. in ihrem achtundsiebenzigsten Lebensjahre.*) Seine Frau reiste nach Frankfurt und ordnete dort die Erbschaftsangelegenheiten, wie er an Knebel schrieb, „auf eine glatte und nobele Weise." Nicht lange vor dem Tode der Mutter hatte er seinen Sohn August auf die Universität Heidelberg geschickt, wo er bei den frühern Jenaischen Freunden Voß und Thibaut die liebevollste Aufnahme fand. Auf der Durchreise durch Frankfurt hatte August die Großmutter besucht, und der Primas beiden ein Fest veranstaltet.

Goethe hatte nicht lange Zeit, sich dem Gefühl seines schmerzlichen Verlustes hinzugeben; denn der nahe bevorstehende Monarchen-Kongreß in Erfurt nahm ihn bald stark in Anspruch. Am 24. Sept traf der Großfürst Konstantin in Weimar ein, am nächsten Tage der Kaiser Alexander. Am 27. verfügten sich die Herrschaften nach Erfurt zum Kaiser Napoleon, der ihnen bis Münchenholzen entgegenkam. Goethe folgte dem Rufe des Herzogs dorthin zwei Tage später. Da befand er sich nun bei Levers, Diners und Thees mitten in einer zahlreichen bunten und bewegten Welt. Am 30. war große Tafel beim Herzog Karl August. Am 1. Okt. wohnte Goethe dem glänzenden Lever bei, welches Napoleon gab. Hohen Genuß gewährte ihm die Aufführung der Racine'schen Stücke Andromache und Britannikus und des Voltaire'schen Oedipus, in denen der geniale Talma vor einem „Parterre von Königen" spielte. Nach jeder Vorstellung drückte Goethe dem Herzog begeisterungsvoll sein Staunen über die Leistungen der Schauspieler aus.

Am 2. Okt. ward er von Napoleon zur Audienz beschieden. Der Kaiser saß an einem großen runden Tisch beim Frühstück; rechts etwas entfernt vom Tisch stand Talleyrand, links ziemlich nahe Daru, mit dem er eben über Geschäftliches sprach; weiterhin Berthier, Savary u. A. Auf einen Wink Napoleons näherte sich Goethe. Der Kaiser betrachtete ihn aufmerksam und sagte: Vous êtes un homme! Goethe machte nur eine stumme Verbeugung: „Wie alt sind Sie?" fragte der Kaiser. „Sechszig Jahre," antwortete Goethe. „Sie haben sich gut erhalten. Sie haben Tragödien geschrieben," fuhr der Kaiser fort. Als Goethe das Nothwendigste erwidert hatte, nahm Daru das Wort, der mit der

*) Vgl. Thl. I, S. 8 und 13.

deutschen Literatur etwas bekannt war, sprach sich lobend über Goethe's Leistungen aus und erwähnte seiner Uebersetzung des Voltaire'schen Mahomet. „Es ist kein gutes Stück," fiel der Kaiser ein und erörterte ausführlich, wie es unschicklich sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Dann lenkte er das Gespräch auf den Werther, den er genau kannte, und in seiner Feldbibliothek nach Aegypten mitgenommen hatte. Nach verschiedenen Bemerkungen, die Goethe als richtig anerkennen mußte, tadelte er es, daß Werther's innere Zerstörung nicht ausschließlich aus seiner unglücklichen Liebe, sondern nebenher noch aus gekränktem Ehrgeiz abgeleitet sei — ein Vorwurf, den vor vielen Jahren schon Herder gegen den Roman erhoben hatte. Goethe gestand mit heiterm Gesicht, daß er die Ausstellung richtig finde, meinte jedoch, es sei vielleicht dem Dichter zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einfachem natürlichen Wege nicht erreichen zu können glaube. Der Kaiser schien damit zufrieden, lenkte die Unterhaltung auf die dramatische Gattung zurück, und kam dabei auf die Schicksalsstücke zu sprechen. Er mißbilligte sie. „Sie gehören in eine dunklere Zeit," sagte er; „was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal." Darauf sich zu Daru zurückwendend, setzte er, während Goethe sich etwas zurückzog, das geschäftliche Gespräch eine Zeit lang fort. Plötzlich stand er auf, ging auf Goethe zu, schnitt ihn durch eine Art Manöver von den übrigen Anwesenden ab, und befragte ihn mit gedämpfter Stimme nach allerlei Persönlichem, ob er verheirathet sei, Kinder habe u. dgl., ferner nach seinen Verhältnissen zum herzoglichen Hause, nach der Herzogin Mutter, der Herzogin Louise u. s. w. Der Kaiser, der sich in der Unterhaltung zu gefallen schien, übersetzte sich meist Goethe's Antworten in seine eigene entschiedenere Ausdrucksweise. Seine Art der Beifallsbezeugung war sehr mannigfaltig. Selten hörte er unbeweglich zu, sondern nickte entweder nachdenklich, oder sagte oui, c'est bien u. dgl. Wenn er selbst ausgesprochen hatte, pflegte er hinzuzufügen: Qu'en dit Mr. Goet? Als Goethe sich verabschiedete, wandte sich der Kaiser zu Daru und Berthier mit den Worten: Voilà un homme!

Am 4. Okt. kehrte Goethe nach Weimar zurück, um für den nahe bevorstehenden Besuch Napoleons noch einige theatralische Vorkehrungen zu treffen. Am 6. Okt. führten dort die französischen Schauspieler den Tod Cäsar's von Voltaire auf; Talma spielte den

Brutus. Auf einem großen Hofball unterhielt sich Napoleon wieder lange mit Goethe und sprach sich bei dieser Gelegenheit für eine scharfe Begränzung der dramatischen Gattungen aus. Je suis étonné, sagte er, qu'un grand esprit tel que vous n'aime pas les genres tranchés. Weiterhin äußerte er: „Die Tragödie müßte die Schule der Fürsten und Völker sein, das wäre ihre würdigste Aufgabe. Sie z. B. sollten den Tod Cäsar's schreiben, und zwar besser als Voltaire. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Ideen zu verwirklichen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es von Ihnen. Sie werden da eine größere Anschauung der Welt gewinnen und überreichen Stoff zu poetischen Schöpfungen finden."

Eine Woche später ging unserm Dichter das Kreuz der Ehrenlegion zu, damals noch eine bedeutende Auszeichnung; den russischen St. Annenorden hatte er schon das Jahr vorher erhalten. Goethe wußte die gewonnene Anschauung einer so großartigen Persönlichkeit, wie die Napoleons, zu schätzen, war aber herzlich froh, als er nach dem Abfluß des rauschenden und blendenden Prachtstromes sich wieder seinen Arbeiten zuwenden konnte, die ihn über die verwirrenden und beunruhigenden Tagesinteressen emportrugen.

Mit diesen beschäftigt, brachte er das ganze Jahr 1809 ohne einen größern Ausflug theils in Weimar, theils in seinem Jenaischen Asyl zu. Einen Aufenthalt in Karlsbad verhinderten die Kriegsbewegungen. Die Früchte seines diesjährigen Fleißes werden im folgenden Kapitel zur Sprache kommen; ich gedenke hier nur seiner jetzt immer deutlicher hervortretenden Annäherung an die Romantiker. Seit Jahren schon deuteten einzelne Symptome darauf hin, daß sein poetischer Geschmack einen universellern Charakter annahm, daß ihm die Alten und Shakespeare nicht mehr die einzigen Leitsterne für die Dichtung waren. Im Jahr 1800 begann ihn Calderon lebhaft zu interessiren; 1804 machte Calderon's Standhafter Prinz einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er an Schiller schrieb: „Ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz aus der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wieder herstellen." Ein Symptom noch ältern Datums, wie wir wissen, war der Uebergang von der plastischen Darstellungsweise der Alten zu einer allegorischen und mitunter mystischen. Dann kam die „Bekehrung zum Sonett" und überhaupt die Lust zur Anwendung mannigfaltiger Dichtungsformen, wie sie die romantische Schule liebte. Jetzt, im Jahr 1809, sehen wir ihn, den begeisterten Ver-

ehrer der antiken Poesie, in die Betrachtung mittelalterlicher und nordischer Dichtungen vertieft. In seiner Mittwochsgesellschaft war schon seit dem November 1808 Lektüre und Unterhaltung vorzugsweise der romantischen Vorzeit gewidmet. Goethe erfreute die Mitglieder der Gesellschaft durch eine nach dem Original aus dem Stegreif vorgetragene, immer besser gelingende Uebersetzung der Nibelungen. „Der Werth des Gedichtes," schrieb er an Knebel, „erhöht sich, je länger man es betrachtet. Es lohnt wohl der Mühe, sein Verdienst recht in's Klare zu setzen; denn die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Konsorten, ziehen nur dichtere Nebel über die Nibelungen!" Daran schloß sich weiterhin die Lektüre von König Rother, Tristan und Isolde und ähnlichen Dichtungen. Auf dem Gebiet der Kritik hatte Goethe mit den Romantikern den Berührungspunkt, daß sie, wie er, gegen das falsche Natürlichkeitsprincip Opposition machten, welches sich besonders in Kotzebue's Stücken kund gab.*) Was ihn aber von den Romantikern unterschied und geschieden hielt, das war seine fortdauernde Ueberzeugung, daß bei den Alten höhere und reinere Normen der Poesie und Kunst überhaupt, als irgendwo, zu finden seien. In der Skulptur und Malerei hielt er diese Ueberzeugung fest; weniger in der Architektur; in der Poesie gelangte er allmälig zu der Ansicht, aus den edelsten Elementen des Antiken und Modernen, des Klassischen und Romantischen, lasse sich durch Amalgamirung und Verschmelzung ein Höheres bilden, das in keiner der beiden besondern Richtungen zu erreichen sei.

Das Jahr 1810 nennt Goethe selbst „ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn." Im Januar und Februar nahmen ihn zwei Hoffeste in Anspruch. Die Gedichte, die er dazu spendete, spiegeln sein eben besprochenes Interesse an der Poesie des frühen Mittelalters ab. Zum 30. Jan., dem Geburtstage der Herzogin Louise, dichtete er die schönen Stanzen Die romantische Poesie (G.'s W. VI, 203 ff.). Ein Minne-

*) Unter Goethe's „Invektiven" lautet eine gegen Kotzebue's Anhänger:
Ihr möchtet gern den brüderlichen Schlegeln
Mit Beil und Axt den Reisekahn zerstücken;
Allein sie lassen euch schon weit im Rücken
Und ziehen fort mit Rudern und mit Segeln.
Zwar wär' es billig, diesen frechen Vögeln
Auch tüchtig was am bunten Zeug zu flicken;
Doch euch, ihr Musenlosen, wird's nicht glücken,
Drum, Flegel, bleibt zu Haus mit euren Flegeln!

sänger und ein Heldensänger, von einem Herold eingeführt, eröffnen und schließen die Reihe der Gestalten, und erklären auch alle übrigen. Letztere sind theils allegorische und symbolische Figuren, theils Personen mittelalterlicher Dichtungen, wie Brunehild, Siegfried, Otnit u. s. w. Dieser große Redoutenaufzug wurde am 16. Febr., dem Geburtsfeste der Großfürstin Maria Paulowna, wiederholt, und ihm ein neuer, ein Maskenzug russischer Nationen (G.'s W. VI, 212), angeschlossen, eigentlich ein Theil eines größern Ganzen, Völkerwanderung betitelt, wozu außer Goethe noch Einsiedel, Knebel, Voigt, Riemer u. A. Beiträge geliefert hatten.

Entsprangen diese Poesien aus Goethe's Interesse für Dichtungen der Vergangenheit, so erwuchs aus dem frischen Leben um diese Zeit eine neue Gruppe von Gesellschaftsliedern. Seit 1802 und 1803, wo ihm jenes rittermäßig konstituirte Kränzchen eine Reihe „der Geselligkeit gewidmeter Lieder" entlockt hatte, war dieses Feld der Lyrik von ihm unangebaut gelassen worden. Jetzt gab ihm seine unter Leitung des von Berlin heimgekehrten Eberwein aufblühende Singschule oder „freiwillige Hauskapelle" den Anstoß zu Gesellschaftsliedern, freilich von etwas anderm Charakter, als jene ältere Gruppe. Wir werden sie im folgenden Kapitel kennen lernen. Die rechte Lust zu solchen Produktionen flößte ihm Freund Zelter ein. Goethe wußte voraus, daß Alles, was er in dieser Gattung dichtete, nicht bloß sogleich an Zelter einen liebevoll eingehenden Tonsetzer finden, sondern auch in dessen Singakademie zu meisterhafter Aufführung gelangen werde. Der fleißig korrespondirende Freund verfehlte nicht, über die Aufführungen und ihre Wirkung ausführlich und lebendig zu berichten; und so fühlte sich Goethe, der am liebsten für den frischen Genuß dichtete, ermuthigt und zu weiterm Schaffen angeregt.

Auf der Bühne ließ er jetzt die Musik etwas zurücktreten, setzte aber mit den recitirenden Schauspielern die Uebung in schönem Vortrage, besonders in rhythmischem, eifrig fort. Wie hoch bereits die Fertigkeit darin gesteigert war, zeigte Der vierundzwanzigste Februar von Z. Werner, der an dem vom Titel bezeichneten Tage aufgeführt wurde. Die Reinheit und Sicherheit der Darstellung ließ das Zurückstoßende des Stoffs beinahe verschwinden.

Nachdem Goethe sich während der nächsten Monate in der Jenaischen Einsamkeit der lange getragenen Bürde seiner Farbenlehre entledigt hatte, trat er am 16. Mai wieder die Reise nach Karlsbad an. Auch diesmal fehlte es dort nicht an Zerstreuung

und Erheiterung. Sein Freund F. A. Wolf fand sich ein, ferner die Familie Körner aus Dresden. Als einen Gewinn für das ganze Leben betrachtete er die Bekanntschaft der Kaiserin von Oestreich, die er hier machte. Kaum mag er für eine andere Frau eine höhere Verehrung empfunden haben, als für die Kaiserin Louise, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oestreich-Este; und ihrerseits blieb dieses Gefühl nicht unerwidert. Sie ließ ihm in Folge dieser Begegnung eine prachtvolle goldene Dose mit einem Brillantenkranz und dem Namen Louise darin zustellen und sandte ihm später ein Prachtexemplar der Werke des Abbate Bondi. In den Annalen sagt er unter dem Jahr 1816: „Der Tod der Kaiserin von Oestreich versetzte mich in einen Zustand, dessen Nachgefühl mich niemals wieder verlassen hat.“ Vier Gedichte, die er ihr während ihres diesjährigen Aufenthalts in Karlsbad widmete, werden noch zur Sprache kommen.

Anfangs August entschloß er sich, weil ihm diesmal die Kur in Karlsbad nicht wohl bekam, zur einer Nachkur in Töplitz, wo Zelter sich bereits seit einiger Zeit befand. Auch hier machte er die Bekanntschaft eines gekrönten Hauptes. Er wohnte mit Ludwig Napoleon, dem Könige von Holland, in demselben Hause, nur durch die Schlafzimmerthüre getrennt, verkehrte viel mit ihm, und fühlte sich von ihm lebhaft angezogen, freilich in ganz anderer Weise, als von seinem gigantischen Bruder. Wo Goethe des Königs gedenkt, geschieht es immer in Ausdrücken hoher Zuneigung. Seinen Freunden in Töplitz pflegte er zu sagen: „Man verläßt den König von Holland nie, ohne sich besser zu fühlen.“ Anderswo nennt er ihn den „grundedeln Ludwig“. Für unsere Zeit, die einen Ludwig Napoleon in die Geschicke Europa's so verhängnißvoll eingreifen sah, mag ein ausführlicheres Urtheil Goethe's über den König von erhöhtem Interesse sein. Er gab es in einem Gespräch mit Falk ab, der es aus treuem Gedächtniß aufgeschrieben zu haben versichert. Goethe sagte unter Anderm:

„Ludwig ist die geborene Güte und Leutseligkeit, wie sein Bruder Napoleon die geborene Macht und Gewalt ist. Sonderbar überhaupt sind die Eigenschaften unter diesen Brüdern gemischt und vertheilt. Lucian z. B. verschmähte ein Königreich und beschäftigte sich zu Rom mit der Kunst. Mit dem sanften Ludwig scheint die Niederlegung eines zweiten Königreichs in so stürmischen Zeiten, wie die unsrigen, geboren zu sein. Milde und Herzensgüte bezeichnen jeden seiner Schritte. Sonach ist es keineswegs Eigensinn, was ihn zu dieser auffallenden Handlung dem Bruder gegenüber bewog; vielmehr ist Ludwig einer der sanftmüthigsten, friedfertigsten Charaktere, die ich kennen lernte; nur, was freilich daraus folgt, daß ihm alles Ungerechte, Ungesetzmäßige, Unbarmherzige gleichsam von Natur zuwider ist.“

In Töplitz traf Goethe auch den Prinzen Ligne wieder, und fand ihn, wie früher in Karlsbad, „immer heiter, geistreich, allen Vorfällen gewachsen, als Welt- und Lebemann überall willkommen.“ Des Dichters Ankunft feierte der Prinz durch einen poetischen Willkommengruß, der sich erhalten hat. Goethe erwiderte ihn durch die in seine Werke (VI, 76) aufgenommenen Verse An den Prinzen von Ligne.

Neugekräftigt durch die Töplitzer Nachkur, traf Goethe den 3. Okt. in Weimar wieder ein. Trotzdem war das letzte Jahresviertel, wie so häufig die Zeit der schwindenden Sonne, für ihn sehr unergiebig. „Jeder Tag,“ schrieb er an Zelter, „verschlingt das Bischen Thätigkeit, so wie das Gute und Ueble, was er bringt.“

Das Jahr 1811 läßt uns den Eintritt Goethe's in's Greisenalter entschieden erkennen, und zwar in dem Beginnen einer Selbstbiographie, des Werks Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung. „Wenn Jemand sein Leben zu schreiben anfängt,“ sagt Rosenkranz, „so hat er den Hochpunkt seiner Wirksamkeit im Rücken. Goethe erfand von hier ab nichts mehr, er setzte nur fort. Er war ein ganz normaler Mensch in der Reinheit, mit welcher sich bei ihm die Altersstufen folgten. Der Greis lebt nicht mehr in so schroffer Opposition mit der Welt, wie der Jüngling; nicht in so energischem Kampf mit der Gegenwart, wie der Mann. Er hat das Maß seiner Kräfte kennen gelernt; er hat in den Thaten, die er vollbracht hat, ein relatives Genüge gefunden. Er wird kontemplativ, quietistisch, tolerant, diplomatisch, pädagogisch, redselig, erinnerungssüchtig.“ Den Plan einer Selbstbiographie trug Goethe schon zwei Jahre mit sich herum, den Anstoß zum Beginn der Ausführung gab ihm eine Biographie Hackert's, die er im Anfange dieses Jahres beendigte. Auf beide Schriften werde ich zurückkommen.

Das Theater entwickelte sich erfreulich; namentlich steigerte sich zusehens das Talent des trefflichen Schauspielers Pius Alex. Wolff. Eine Aufführung von Calderon's Standhaftem Prinzen gelang über alle Erwartung Goethe's. Dagegen begann ihm seine freiwillige Hauskapelle Verdruß und Sorge zu machen. Noch im November des vorigen Jahrs hatte er an Zelter berichtet: „Die wöchentliche musikalische Zusammenkunft, so gering die Anstalt auch sein mag, verschafft mir doch das unschätzbare Vergnügen, das ich sonst entbehren müßte, Ihre trefflichen Arbeiten wiederholt zu vernehmen.“ An dem Tage, wo er dieses schrieb, wurde seine neue Ballade

Johanna Sebus und Schiller's Gunst des Augenblicks, beide von Zelter komponirt, aufgeführt. Nunmehr, am 18. März 1811, schrieb er ihm: „Wie es bei Ihnen in der Singakademie geht, seh' ich im Bilde. Erziehe man sich nur eine Anzahl Schüler, so erzieht man sich fast ebenso viele Widersacher." Es hatten sich in der Gesellschaft Koterien gebildet, welche darauf ausgingen, den Uebungen eine amüsantere Seite abzugewinnen, welche „das Heilige gemein, das Schwere leicht, das Ernste lustig zu machen strebten." Goethe ließ Anfangs Mai, um sich für den Karlsbader Aufenthalt vorzubereiten, in den Uebungen des Singvereins eine Pause eintreten, und war schon damals entschlossen, sie nicht wieder zu beginnen.

Die Vorbereitungen zur Karlsbader Reise wurden durch einen folgenreichen Besuch unterbrochen. Schon vor einem Jahr hatte Reinhard berichtet, ein junger Kölner, Sulpiz Boisserée, Miterbe eines angesehenen Handlungshauses, durch eine in Paris gemachte Bekanntschaft halb Mäcen, halb Jünger von Friedr. Schlegel geworden, Besitzer einer Sammlung altdeutscher Gemälde, beabsichtige eine Beschreibung des Kölner Doms nebst der Geschichte des Baus mit bereits fertig liegenden Zeichnungen von geschickter Künstlerhand herauszugeben, wünsche aber vorher Goethe'n die Zeichnungen vorzulegen. Goethe, damals durch Mancherlei bedrängt, auch durch des jungen Mannes „Schlegelianismus" etwas ungünstig gestimmt, hatte den Besuch einstweilen abgelehnt, sich aber erboten, das zu unternehmende Werk sorgfältig zu prüfen. Nach der Durchsicht der eingesandten Zeichnungen gab er an Reinhard vertraulich ein Urtheil darüber ab, das zugleich seine Stellung zu der von den Romantikern angebahnten „Rücktendenz zum Mittelalter" offen darlegt. Er erklärte Boisserée's Bemühungen für höchst lobenswerth und rechnete den ihm vorgelegten Grundriß des Doms zum Interessantesten, was er seit Langem von Architektonischem gesehen habe; fügte aber hinzu: „Am wunderbarsten kommt mir dabei der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar saracenische Pflanze als auf seinem Grund und Boden entsprungen darstellen möchte (und das hatte er doch einst selbst gethan!). Mir kommt das ganze Wesen wie ein Raupen- und Puppenzustand vor, in dem die ersten italienischen Künstler auch gesteckt, bis endlich Michel Angelo, indem er die Peterskirche koncipirte, die Schale zerbrochen und als wundersamer Prachtvogel sich der Welt dargestellt hat. Ich verarge es indessen unsern jungen Leuten nicht, daß sie bei dieser mittlern Epoche verweilen, und sehe dieses Phänomen sogar als ein nothwendiges an."

Man sieht, er ließ sich die Neigung der Jugend zum Mittelalter als eine nicht zu überspringende Stufe zu einer höhern Kunstanschauung gefallen. Wenn sie's aber zu toll trieb, ward es ihm schwer, nicht grob zu werden, so z. B. gegen Achim von Arnim, den er liebte. Als dieser ihm seine Gräfin Dolores zugeschickt hatte, schrieb er an Reinhard: „Wenn ich einen verlorenen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er sich in den Narrenwust dieser letzten Tage verfinge."

Bei solcher Sinnesweise kann die vornehm kühle Art, wie Boisserée nach seiner Schilderung beim ersten Besuch von Goethe aufgenommen ward, nicht befremden. Der gravitätische Geheimerath mit gepudertem Kopf, die Ordensbänder am Rock, reichte ihm beim Abschied kaum zwei Finger. Aber die Nachwirkung von Boisserée's gewinnender Persönlichkeit führte rasch eine Annäherung herbei. „Mit Herrn Sulpice," schrieb Goethe an Reinhard, „habe ich mich sehr wohl vertragen. Mit tüchtigen Männern fährt man immer besser gegenwärtig, als abwesend. Ich gestehe gern, daß in seinem Umgange eine für mich schon verblichene Seite der Vergangenheit sich wieder aufgefrischt, daß ich Manches durch ihn erfahren, und daß ich seine Behandlungsart gar wohl Ursache habe zu billigen. Haben Sie also Dank, daß Sie mir einen so hübschen Mann zugewiesen." Die Verbindung mit Boisserée gestaltete sich allmälig zu einem „treuen Sinnes- und Herzensbunde" und bildete ein wohlthätiges Gegengewicht gegen den Verkehr mit Meyer und die in Italien empfangenen Eindrücke der antiken Kunstdenkmäler.

Der diesjährige Aufenthalt in Karlsbad, wohin Goethe den 13. Mai abreiste, hatte für ihn, wie er an Zelter schrieb, „eine eigene Physiognomie." Weil er seine Frau mitgenommen hatte, und für sie eine Equipage hielt, kam er selbst öfter, als in frühern Jahren, in's Freie hinaus, und ergötzte sich wieder frisch an der Gegend, da er sie durch Augen sah, denen sie neu war. Auch war in Folge einer Herabsetzung des Papiergeldwerthes in Oestreich der Werth des Silbergeldes sehr gestiegen, was denen, die solches mitbrachten, sehr zum Vortheil gereichte. Es wurde dadurch bei den Kurgästen Lebenslust und Leichtsinn gesteigert, und auch Goethe nebst Frau blieb nicht ganz unangesteckt. Dieses Treiben bekam ihm so gut, daß er auf eine Nachkur in Töplitz verzichtete. Er verließ Karlsbad früher als gewöhnlich, gegen Ende Juli, weil Theaterangelegenheiten noch während des Sommers seine Heimkehr verlangten.

In Halle war ein neues Schauspielhaus gebaut worden, das

für die Sommersaison dieselben Vortheile, wie die Lauchstädter Bühne, bot. Die Weimarische Truppe sollte darin vom August an spielen. Zur Einweihung des Hauses am 6. Aug. dichtete Goethe den schönen Prolog „Daß ich mit bunten Kränzen reichlich ausgeschmückt“ (G.'s W. VI, 413). Auch für die Wintersaison in Weimar, welche diesmal durch Iffland's Besuch besonders glänzend zu werden versprach, hatte er noch manche Vorbereitungen zu treffen. Um dem erwarteten Gast etwas Neues von Bedeutung bieten zu können, beschloß er Shakespeare's Romeo und Julie für die Bühne umzuformen, eine Arbeit, womit er, wie sich im nächsten Kapitel zeigen wird, keinen glücklichen Griff that.

Schließlich sei noch erwähnt, daß eine Schrift Jacobi's „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung,“ die ihm der Freund Anfangs December zusandte, durch ihren Inhalt ihn tief verletzte, weil sie seiner ganzen Weltanschauung geradezu widersprach. Sie gab ihm den Anstoß zu dem unten zu besprechenden Gedichte Groß ist die Diana der Epheser (G.'s W. II, 186 f.), wodurch sich Jacobi seinerseits gekränkt fühlte, und sein Verhältniß zu Goethe tief erschüttert wurde.

Fünftes Kapitel.

Lyrisches: Rechenschaft. Ergo bibamus. Genialisch Treiben. Schneidercourage. Sicilianisches Lied. Schweizerlied. Finnisches Lied. An Uranius. An den Prinzen von Ligne. Vier Gedichte an Tischbein. Drei Gedichte an Sylvien. Epilog zu Schiller's Glocke. Vier Gedichte an die Kaiserin von Oestreich. Sonette. Der Goldschmiedsgesell. Das Tagebuch. Groß ist die Diana der Epheser. Wirkung in die Ferne. Johanna Sebus. — Kantate Rinaldo. — Dramatisches: Vorspiel zum 19. Sept. 1807. Pandora. Fragmente eines Dramas Eginhard. Bearbeitung von Shakespeare's Romeo und Julie. — Novellen und der Roman Die Wahlverwandtschaften. — Biographisches: Philipp Hackert. Plan und Anfang einer Selbstbiographie. — Verschiedenes: Naturwissenschaftliches. Tabelle der Tonlehre. Recensionen. Uebersetzung von Joh. Müller's französischer Rede über Friedrich den Großen.

Der literarische Ertrag der Jahre 1805—1811 aus Goethe's Leben nimmt sich in der obigen Inhaltsangabe reich und bunt genug

aus, enthält aber dessen, was tief in die Nation eingedrungen ist, verhältnißmäßig wenig. Hätte man nach Ablauf des siebenjährigen Zeitraums die Frage, welche Produktion die bedeutendste desselben sei, an Goethe und seinen Leserkreis gerichtet, so würde die Antwort sehr verschieden gelautet haben. Er hätte sicher ein wissenschaftliches Werk, die Farbenlehre, das Publikum dagegen eine Dichtung, die Wahlverwandtschaften, genannt, und die Volksstimme hätte diesmal wohl Recht gehabt. Zu seinen Liedern und Balladen kamen noch mehrere Nachschößlinge hinzu; aber manchen fehlte die Farbenfrische und Lebenswärme der frühern Erzeugnisse ihrer Art. Am ansprechendsten sind einige Gelegenheitsgedichte und eine neue Gruppe von Gesellschaftsliedern. In den dramatischen Produkten beginnen Abstraktion, Allegorie und Symbolik die ächte poetische Darstellung zu verdrängen. Zum Epos kehrte Goethe nicht wieder zurück. Der Plan, den Tell in Hexametern auszuführen, tauchte noch einmal auf, um sogleich für immer zu verschwinden. Dagegen erwärmte er sich für die Novellen- und Romandichtung. Gleichzeitig erwachte die Neigung zu biographischen Darstellungen. In den Naturwissenschaften hielt er besonders die Optik und Chromatik im Auge. Im Nachfolgenden werde ich wieder zuerst seine dichterischen Erzeugnisse, dann die Prosaschriften durchgehen.

Zu der neuen Gruppe von Gesellschaftsliedern gab ihm, wie schon erwähnt, seine Singschule den Anstoß. Daß die Gruppe nicht zahlreicher ward, erklärt sich zum Theil aus dem kurzen Bestehen des Singvereins. Es gehört dahin das 1810 entstandene Gedicht Rechenschaft oder „Pflicht und Frohsinn,“ wie es Goethe zuerst benennen wollte. Zelter komponirte es sofort zur Aufführung am 10. März (1810), dem Geburtstage der Königin Louise. Die Anlage des Gedichtes ist für ein Gesellschaftslied äußerst vortheilhaft. Wie das Volksepos und das ächte Volkslied darum so tief in die Nation eindringen, weil sie nicht Erzeugnisse eines Einzelnen, sondern des dichtenden Volksgeistes sind: so würde auch das Gesellschaftslied am treuesten den Geist und die Stimmung eines geselligen Kreises abspiegeln, wenn dieser sich an der Produktion desselben betheiligt hätte. Das war auch Goethe's Ansicht. Der Dichter hatte den Grundton anzuschlagen, der zündende Funke sollte auf Diesen oder Jenen in der Gesellschaft hinüberspringen und neue Flammen hervorlocken. „Suchen Sie,“ schrieb er den 10. März 1810 an Zelter, „daß jedesmal, so oft das Lied gesungen wird, von irgend einem wohlgelaunten Manne eine neue Strophe

eingeschaltet, oder statt einer andern gesungen werde.“ Wie glücklich für einen solchen Zweck das Lied angelegt ist, leuchtet ein. Es ist, wie auch das bald nachher entstandene Ergo bibamus (und das Lied Offene Tafel aus dem Oktober 1813), ein Gefäß, in das sich noch mancherlei poetischer Gehalt hineingießen läßt.

Ueber das Ergo bibamus erzählte einst Goethe, es habe Basedow, ein starker Becherheld, in lustiger Gesellschaft zu behaupten gepflegt, das lateinische Wort passe als Konklusion zu allen möglichen Prämissen. Auf die Bemerkung Riemer's, es sei der natürlichste Refrain zu einem Trinklied, erwiderte Goethe: „Nun, versuchen Sie es einmal!“ Riemer that es, und sein Versuch ward beifällig aufgenommen. Einige Zeit nachher (spätestens im März 1810) dichtete Goethe selbst sein Ergo bibamus, und Riemer hatte die Genugthuung zu sehen, daß sie in der Wahl des Metrums und einiger Motive übereinstimmten.

Ein Paar in diesen Kreis gehöriger, gleichfalls 1810 entstandener Lieder hat Goethe ihrer knappen, scharf zugespitzten Form wegen später in die Rubrik Epigrammatisch aufgenommen. Es sind die Gedichte Genialisch Treiben, in der Korrespondenz mit Zelter auch als Diogenes bezeichnet und von diesem mit richtigem Takt als Kanon behandelt, worin der Dichter den steten Kreislauf seiner Beschäftigungen, „den Zodiakus oder das Quodlibet seines Lebens“ schildert, und das vermuthlich einem Volksliede nachgebildete Gedichtchen Schneidercourage, in der Korrespondenz auch Der Schneider oder Spatzenliedchen genannt. Gleichfalls durch den Singverein angeregt und dem J. 1810 angehörig sind die drei den geselligen Liedern eingereihten Nachbildungen ausländischer Volkslieder: Sicilianisches Lied, Schweizerlied, Finnisches Lied. Das Sicilianische ist eine freie Uebertragung des Anfanges eines längern, L'occhi überschriebenen Gedichtes von Giov. Meli aus Palermo. Das Schweizerlied hat Goethe angeblich ganz (wie einst das Heidenröslein) dem Volksmunde entnommen, vielleicht aber aus dem Liedchen in des Knaben Wunderhorn „Auf'm Bergle bin ich gesessen, Hab dem Vögele zug'schaut“ durch weitere Ausführung gebildet*). Das Original des Finnischen Lieds findet

*) Das ist die Art, wie Goethe manches seiner schönsten im Volkston gehaltenen Lieder gewann. Er ließ sich durch ein überkommenes Volkslied in die dichterische Stimmung versetzen, behielt dann gern den Anfang desselben, der die Tonart anschlug, bei, und setzte, den übrigen Inhalt aufgebend, sein Lied mit freier Erfindung fort.

sich mit beigefügter französischer Uebersetzung in A. F. Skjöldebrand's Voyage pittoresque au Cap Nord (Stockholm 1801). Die französische Uebertragung hat, um den Inhalt treuer zu geben, auf Nachbildung der Form verzichtet, Goethe dagegen im Vermaß das Original zum Muster genommen, ohne jedoch den Gleichklang nachzubilden. Die Treue der Uebersetzung verletzte er insofern, als er sich einige Zusammenziehungen und Einschiebsel, nicht gerade zum Vortheil des Ganzen, erlaubte, und eine Art von Parallelismus, der hier wie auch in lettischen, russischen und serbischen Volksliedern herrscht, nicht durchgängig beobachtete.

Unter den Gelegenheitsgedichten entsprechen dem gewöhnlichen Begriff des Wortes ein paar schon im vorigen Kapitel genannte: An Uranius (Kapellmeister Friedr. Heinr. Himmel) und An den Prinzen von Ligne; ferner vier Gedichte an Tischbein aus dem J. 1806 (G.'s W. VI, 73 f.) und drei Gedichte an Silvien (G.'s W. VI, 77 f.). Das größte derselben Zum 21. Juni, Karlsbad 1808 ist Nachbildung eines Originals von Gregor, „Aus Bethlehem nach Herrenhut." Goethe vindicirte aber bekanntlich das Wort Gelegenheitsdichtung in einem umfassendern und höhern Sinne seiner Poesie überhaupt, und wollte damit sagen, daß nur ein tieferer innerer Anlaß, nicht ein zufällig von außen her gegebener, seine dichterische Produktivität aufzuregen gepflegt. Den in solchem Sinn entstandenen Gedichten nähern sich der Epilog zu Schiller's Glocke aus dem Jahr 1805 und vier Gedichte an die Kaiserin von Oestreich aus dem J. 1810, die Goethe ihr im Namen der Karlsbader Bürgerschaft widmete. Sie bilden zusammen ein schön abgerundetes Ganze. Der Kaiserin Ankunft den 6. Juni und Der Kaiserin Abschied den 22. Juni stellen gleichsam den begränzenden Rahmen dar. Der Kaiserin Becher den 10. Juni symbolisirt ihren Aufenthalt, insofern er dem Kurort Karlsbad, Der Kaiserin Platz den 19. Juni, insofern er dem Vergnügungsort galt.

Zu dem zweiten der letztgenannten vier Gedichte bediente er sich der Sonettform. Mit dieser einst von ihm gemiedenen Form hatte er sich schon seit Jahren ausgesöhnt. Es entsprach der wachsenden Ausbreitung seiner geistigen Interessen, auch den Kreis der künstlerischen Formen für seine Poesie möglichst auszudehnen. Nachdem er seine Bedenken gegen die Sonettform in einem Gedicht ausgesprochen, das sich in seinen Werken an der Spitze der Abtheilung Epigrammatisch findet, flocht er 1802 in das Vorspiel „Was

wir bringen" ein Sonett ein*), worin er bekennt: „Der Widerwille (gegen diese Kunstform) ist auch mir verschwunden." Während seines Aufenthalts in Jena im Nov. und Dec. 1807, wo man in den Abendzirkeln bei Knebel, Buchhändler Frommann u. A. häufig Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und dem persönlich anwesenden Zacharias Werner vorlas, ergriff unsern Dichter eine solche Lust an dieser Form, daß er vom Adventstage (dem 29. Nov.) an bis zum 16. Dec. ein ganzes Dutzend Sonette dichtete. Nach Riemer's Angabe entstanden damals im Ganzen zwanzig; wir finden ihrer jetzt siebenzehn an der Spitze des zweiten Bandes seiner Werke. Auf die Beziehung einiger derselben zu Minna Herzlieb ist schon im vorigen Kapitel hingewiesen worden. Das Sonett Nr. 12 schickte Goethe ihr zu Weihnachten 1807. Den Advent 1807, wo er als Mittagsgast im Frommann'schen Hause Minna nach längerer Zeit wiedersah, feierte er in Nr. 16 als Epoche, als adventus dominae, der Herrin Ankunft. Das Schlußsonett ist eine Charade, deren Lösung Herzlieb ist.

Im Uebrigen vermehrte sich die Sammlung seiner kleinern Gedichte während dieses Zeitabschnitts nur wenig. Das liebliche dem Volkston sich annähernde Lied Der Goldschmiedgesell mit seinem durch alle sieben Strophen sich hindurchschlingenden Reim entstand 1808 am 12. Sept. auf der Rückreise von Karlsbad in Hof. Eine Frucht seines Karlsbader Aufenthalts 1810 war ein erotisches Gedicht in Stanzenform, Das Tagebuch, das seines verfänglichen Stoffs wegen sekretirt wurde, jetzt aber veröffentlicht ist. Es schildert den Konflikt aufwallender Leidenschaft mit der ehelichen Treue. Im Augenblick, wo der Gast eine sich hingebende Schöne in die Arme schließen will, tritt ihm das Bild des trauten heimischen Familienkreises vor die Seele, und er entflieht der Versuchung. Ein Gedicht, das gleichfalls eine Zeit lang nur vertraulich mitgetheilt wurde, weil es einen Freund verletzen konnte, ist das am Schluß des vorigen Kapitels erwähnte: Groß ist die Diana der Epheser. Es gehört der Entstehung nach dem Ende 1811, spätestens dem Frühjahr 1812 an. Ueber Jacobi's Schrift sprach Goethe besonders in Briefen an Knebel seinen Unmuth aus. Daß es, wie Jacobi behauptete, einen Gott über der Natur gebe, daß die Natur Gott verberge, der Mensch nur dann Gott offenbare,

*) Auch den Gedichten (II, 229) unter dem Titel Natur und Kunst eingereiht.

wenn er sich mit dem Geist über die Natur erhebe u. s. w., das waren Lehren, worüber Goethe in Entrüstung gerieth. Er weihte sein ganzes Leben der Betrachtung und Bewunderung der Natur, die er sich von der Gottheit erfüllt dachte, und das sollte ein leerer, thörichter, ja scheltenswürdiger Götzendienst sein? Wie immer, wenn er sich einer Herzensbürde entledigen wollte, nahm er seine Zuflucht zur Poesie und schrieb das Gedicht, das Jacobi erst 1813 zu Gesicht bekam. Eine Vorbereitung des Freundes auf dasselbe lag aber schon in einem Briefe, den Goethe am 10. Mai 1812 an ihn richtete. Es heißt darin: „Ich würde die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich dir verschwiege, daß mich dein Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Ephesischen Goldschmiede*), der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen, in Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin**) und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und dazu formlosen Gott aufdrängen will."

Seiner spätern Balladengruppe fügte Goethe in diesem Zeitraum nur zwei Stücke hinzu: Wirkung in die Ferne 1808 und Johanna Sebus 1809, beide nicht von hervorragendem Werthe. Das erstgenannte möchte eher der Gattung der heitern poetischen Erzählung beizurechnen sein. Goethe hat es nur durch ein schwunghafteres Metrum und lebendige Darstellung der Ballade angenähert. Es ist dadurch aber etwas Disharmonisches in das Ganze gekommen. Der Apparat erscheint für die Aufgabe zu groß, das Gefäß für den Inhalt zu prunkend. Der Anfang „Die Königin steht im hohen Saal, Da brennen der Kerzen so viele" läßt nicht eine so leichte anekdotenmäßige Schlußpointe erwarten. Die Ballade Johanna Sebus findet sich in Goethe's Tagebuch 1809 vom 11. bis 16. Mai mehrmals als „Schön Suschen" angemerkt. Die darin besungene Begebenheit hatte sich im Januar 1809 ereignet. Johanna Sebus, ein Mädchen von siebenzehn Jahren, war die Tochter einer Wittwe aus dem Dorf Brienen bei Griethausen unfern Cleve. Am 13. Jan. setzte ein großer Rheineisgang die Gegend bei Griethausen unter Wasser. Im Hause der Wittwe

*) Vgl. Apostelgeschichte 19, 34, nicht 19, 39, wie das Citat irrthümlich beim Gedichttitel lautet.

**) Die Diana der Epheser war ein Symbol der Fruchtbarkeit der Natur.

Sebus lebte noch eine andere Frau mit drei Kindern. Johanna brachte zuerst ihre Mutter auf's Trockene, und wollte dann die übrigen Hausgenossen retten, ward aber von den wachsenden Fluthen verschlungen. Die französische Behörde setzte ihr 1811 ein Denkmal. Daß Goethe, einem „von Unterrhein her" ausgesprochenen Wunsch willfahrend, den Gegenstand gern besang, begreift sich leicht. Es war dasselbe Thema, das er 1785 in Distichenform behandelt hatte. Gleich dem Herzog Leopold von Braunschweig und „der siebzehnjährigen Guten, Schönen," war auch er, wo seinen Mitmenschen Gefahr drohte, zu aufopfernder Hülfe bereit, wie er denn wiederholt bei Feuersbrünsten sein Leben auf's Spiel setzte. Das Gedicht war früher, weil Zelter es im Kantatenstyl komponirt hatte, den Kantaten eingereiht.

Eine ächte Kantate dichtete Goethe 1811 in dem Rinaldo (G.'s W. VIII, 362 f.). Er schickte den Text im April 1812 an Zelter als „eine kleine Arbeit des vorigen Jahrs," die er für den mit hübscher Tenorstimme begabten Prinzen Friedrich von Gotha gemacht habe. Zelter lobte den Text als höchst zweckmäßig behandelt. „Alles," schrieb er, „ist leicht und frei angedeutet, die Worte sind nicht vorgreifend, und der Musikus hat es wirklich mit der Sache zu thun." Dies war unserm Dichter ein recht nach dem Herzen gesprochenes Lob; denn auch er lebte der Ueberzeugung, es müsse der für den Tonkünstler schreibende Poet „seine Umrisse auf ein weitgewobenes Zeug aufreißen, damit der Musikus vollkommen Raum habe, seine Stickerei mit Freiheit und nach Gutdünken mit starken oder feinen Fäden auszuführen." Das war seit mehr als zwanzig Jahren seine Ansicht. Schon am 6. Febr. 1788 schrieb er aus Italien, der Dichter habe dem Komponisten „durch manche Aufopferungen entgegenzuarbeiten;" das Zeug, worauf gestickt werden solle, müsse „absolut wie Marli gewoben sein."

Auf dem Gebiet des Dramas brachte ihm das J. 1807 zwei kleinere Produktionen ein, zuerst das Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters nach glücklicher Wiederversammlung der Herzoglichen Familie*). Es ward innerhalb einer Woche erdacht und ausgeführt. Mitten in tobendem

*) Am 7. Sept. hatte die Herzogin die Prinzessin Karoline heimgebracht; am 12. traf der Herzog wieder ein, und Nachmittags wurde die mit ihrem Gemahl nach langer Abwesenheit zurückkehrende Erbprinzessin feierlich empfangen; am 19. Sept. wurde das Theater mit dem Vorspiel wieder eröffnet.

Kriegsgewitter erschien darin als Wunder- und Trostzeichen der Namenszug der Herzogin Louise im Sternbilde, die Zuschauer an jene Beruhigung erinnernd, die ihr muthiges Ausharren in den Tagen der Gefahr der gesammten Bürgerschaft gewährt hatte. Der Schluß der Dichtung verherrlicht das Andenken der verewigten Herzogin Amalia, deren Name sich im Hintergrund in glänzenden Chiffern, umgeben von Glorie, zeigte. Die Sprache bewegt sich feierlich gemessen in antiken Trimetern und in Trochäen; die Darstellung ist nach Goethe's nunmehriger Weise symbolisch. Durch das Ganze geht der ächt Goethe'sche Gedanke, daß aus allgemeiner Zerrüttung sich das Glück des Gemeinwesens am schnellsten und sichersten wieder aufbaue, wenn Jeder an seiner Stelle, im Kleinen wie im Großen, seiner Pflicht mit Begeisterung und Ausdauer lebe.

Ungleich höher intentionirt war die dem letzten Jahresviertel 1807 angehörige Pandora. Goethe schrieb sie zwei jungen Freunden zu Liebe, dem Freiherrn Leo von Seckendorf und dem Dr. Jos. Ludw. Stoll, die bei einem Besuch in Weimar im Sept. 1807 ihn um einen Beitrag zu ihrer in Wien herauszugebenden Zeitschrift Prometheus baten. Er wurde dadurch angeregt, die ihm, wie er sagt, „zur geliebten Fixidee gewordene Mythe des Prometheus" wieder aufzugreifen. Am 11. Nov. 1807 trug er auf einer Fahrt nach Jena die ganze Idee und Tendenz des Stücks seinem Begleiter Riemer so ausführlich und lebendig vor, daß es diesem leid that, sie nicht gleich niederschreiben zu können. Am 19. Nov. las ihm der Dichter den Anfang vor. Im December ward aber die regelmäßige Morgenbeschäftigung mit dem Drama durch jene „Sonettenwuth" und Anderes unterbrochen. Das fertig Gewordene erschien 1808 in der Zeitschrift Prometheus unter dem Titel Pandora's Wiederkunft. Im Sommer 1808 wurde die Arbeit noch einmal aufgenommen und ein Schema des fernern Verlaufs zu Papier gebracht; aber das zerstreuungsvolle Leben der Badesaison verhinderte die Fortsetzung. Dem Stoff nach knüpft die Pandora an jenes ältere dramatische Fragment, den Prometheus, an, stellt aber der rastlos bildenden Thatkraft, wie sie im Prometheus versinnlicht ist, im Epimetheus die sinnige, gefühlvolle Betrachtung gegenüber, welche Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart verknüpft. In Betreff der Grundidee ist der Vermuthung ein gar weiter Spielraum gelassen, da das in Goethe's Werken (Bd. 34, S. 355 ff.) veröffentlichte Schema sehr räthsel- und lückenhaft, und auch das Ausgeführte, wie Goethe selbst in einem Briefe an Frau

von Grotthuß anerkennt, „abstrus“ gehalten ist. In der metrischen Form durchschlingen sich antike und moderne Elemente; stattliche Trimeter und Trochäen wechseln mit jambischen Quinaren, daktylischen Reimversen zum Theil mit gleitenden Reimen und andern kunstvollen modernen Versen. In der Darstellung ist die Symbolik auf die Spitze getrieben, zugleich aber im Einzelnen eine gewaltige allegorische Bildkraft aufgeboten, welche die der Symbolik meist anhaftende Kälte bedeutend mildert.

Im Zusammenhange mit Goethe's Interesse für Calderon, von welchem er nicht bloß den Standhaften Prinzen, sondern auch Das Leben ein Traum und Zenobia auf die Bühne brachte, steht ein nur fragmentarisch erhaltener dramatischer Versuch. Die Bruchstücke, Eginhard überschrieben, zeigen, wie er Calderon's Sprache und Metrum sich anzueignen bemüht war. Halten wir die Pandora und die Fragmente des Eginhard nebeneinander, und erwägen ferner, wie er gegen Ende 1811 auch Shakespeare's Romeo und Julie „für die Bühne zu koncentriren und von allem Fremdartigen zu reinigen“ versuchte: so stellt sich uns die jetzige Universalität seines Interesses für das Drama in allen Formen recht lebendig vor Augen. Ich habe anderswo im Einzelnen nachgewiesen, daß Goethe das Shakespeare'sche Werk durch seine Bearbeitung zwar überschaulicher und faßlicher gestaltet, auch dem Geschmack und der Empfindungsweise des deutschen Theaterpublikums näher gerückt, aber zugleich durch hinzugedichtete Partien ganz disharmonische Elemente in die Dichtung gebracht, aus mehrern Figuren bedeutende, charakteristische Züge weggelöscht und dem Erscheinen der Idee in ihrer Reinheit und Kraft Abbruch gethan hat. Die Bearbeitung wollte auch außerhalb Weimar nirgendwo recht greifen, war bald von den Repertoires verschwunden und beinahe vergessen, bis das Manuskript durch E. Boas' Bemühungen wieder an's Licht gezogen und 1841 veröffentlicht wurde.

Empfänglicher war das Publikum für Goethe's Leistungen in diesem Zeitraum auf dem Gebiet der Novelle und des Romans. Eine Reihe „kleiner Geschichten und Märchen: Der Mann von fünfzig Jahren, Die neue Melusine, St. Joseph der Zweite, Die gefährliche Wette, Die pilgernde Thörin, Das nußbraune Mädchen, waren als Episoden einem später zu besprechenden größern Werke zugedacht, das unter dem Titel Wilhelm Meister's Wanderjahre alle durch einen romantischen Faden verknüpfen sollte. Mit den fünf erstgenannten Erzählungen beschäftigte sich Goethe

1807 in Karlsbad. Der Mann von fünfzig Jahren, nach Riemer schon 1803 koncipirt, und die neue Melusine gelangten 1807 zur Vollendung. Letztere will Goethe, wie uns bekannt (vgl. Thl. I, S. 183), schon in der Laube zu Sesenheim erzählt haben; im Briefwechsel mit Schiller kommt sie als „das Weibchen im Kasten" vor. Wie sie, wurde wahrscheinlich auch der Mann von fünfzig Jahren ursprünglich ohne Beziehung auf die Wanderjahre koncipirt. Die pilgernde Thörin, eine freie Uebertragung der französischen Novelle La folle en pélerinage (vgl. III, 218), kam erst 1808 in Karlsbad zum Abschluß. Das nußbraune Mädchen ist eine Frucht des Karlsbader Aufenthalts im J. 1810. Unausgeführt blieb der Plan einer Erzählung Der Sultan wider Willen, womit er sich besonders 1806 beschäftigte. Vier Frauen von ganz verschiedenem Charakter, jede in ihrer Art liebenswürdig, sollten sich Einem Manne zuwenden, und alle ihn lebhaft anziehen.

Gleich den oben genannten Novellen waren auch die Wahlverwandtschaften ursprünglich für die Wanderjahre als ein einzuwebendes untergeordnetes Kunstwerk bestimmt, dehnten sich jedoch, weil der Gegenstand zu bedeutend und zu tief mit des Dichters eigenen Lebenserfahrungen verflochten waren, zu einem größern selbständigen Ganzen, einem Roman, aus. Goethe entwarf ihn 1807, begann ihn 1808 in den böhmischen Gebirgen und vollendete ihn 1809. Das Werk erschien im Oktober 1809 bei Cotta in zwei Bänden. In den Annalen sagt Goethe: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet." Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Gemüthskämpfe, welche Minna Herzlieb's Verhältniß zu dem ehelich Gebundenen hervorriefen, in dem Roman sich abspiegeln.

Die Wahlverwandtschaften sind als Goethe's letzter abgerundeter Roman zu betrachten; denn die Wanderjahre sind mehr ein Sammelwerk, ein Aggregat erzählender Partien. Eröffnete er seine Laufbahn als Romandichter im Werther mit einem Gemälde des Streits zwischen Liebe und Brautstand, so schloß er sie jetzt mit der Darstellung des Konflikts von Liebe und Ehestand, und schloß sie glänzend. Die Wahlverwandtschaften sind eben so, wie Werther's Leiden, ein aus tiefer Menschenkenntniß geschöpftes Leben; nur waltet in dem Jugendwerk mehr der Instinkt des Genies, im Werk des Sechszigjährigen mehr ein heller Verstand und ein sicheres Kunstbewußtsein. Dort spinnt sich die Handlung in einem bürgerlichen

Kreise, hier in vornehmern Ständen ab, die sich seitdem dem Verfasser erschlossen haben. Dort, wie hier, verdankt er die Lebenswärme, die alle Adern der Dichtung durchströmt, eigenen Erfahrungen; aber in dem Werk des Alters sind diese mehr verhüllt, und die poetischen Spiegelbilder den Gestalten und Erlebnissen der Wirklichkeit unähnlicher. „In den Wahlverwandtschaften," sagte Goethe zu Eckermann, „ist kein Strich, der nicht erlebt, aber auch kein Strich gerade so, wie er erlebt worden." In Werther's Leiden ist der Fortschritt rascher, jugendlicher, dramatischer; die Wahlverwandtschaften schreiten mit epischer Ruhe und Besonnenheit ihrem Ziele zu. Demgemäß ist auch die Sprache gehaltener und gemessener, obwohl es ihr nicht an Wärme und Lebendigkeit fehlt, besonders wo das Walten und Wirken tiefaufgeregter Leidenschaft (z. B. Thl. I, Kap. 13 im Anfange) geschildert wird. Bei eingehenderer Vergleichung beider Romane würden sich uns, wie noch manche Gegensätze, so auch Aehnlichkeitspunkte zeigen, z. B. das Zerfallen beider in zwei Theile, und das ähnliche Verhalten beider Hälften zueinander. Nur auf Ein Gemeinsames gehe ich etwas näher ein, den gleichen Tadel, den man gegen die Natur ihres Sujets und dessen sittlich nachtheilige Wirkungen erhoben hat.

Als durchgehender Gedanke liegt den Wahlverwandtschaften, wie schon gesagt, der Konflikt zwischen Liebe und Ehe zu Grunde. Goethe hörte es ungern, wenn man bei seinen Werken nach einer Grundidee fragte. „Die Deutschen sind wunderliche Leute," sagte er zu Eckermann; „sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei! so habt endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben!" Aber er schloß seine noch weit ausgeführte Philippika gegen das Aufsuchen eines Grundgedankens mit den Worten: „Das einzige (?) Produkt von größerm Umfang, wo ich mir bewußt bin nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gestrebt zu haben, wären etwa meine Wahlverwandtschaften." An der Art nun, wie er diese durchgreifende Idee dargestellt hat, nimmt man nicht minder Anstoß, wie an der Art und Weise, womit er einst im Werther den Konflikt zwischen Liebe und Brautstand behandelte. Man fragt, warum er, wenn einmal die Liebe im Streit mit der Ehe dargestellt werden sollte, der Kollision nicht eine andere Lösung von entschieden sittlicher Tendenz gegeben. Konnten nicht auch die Hauptpersonen, Eduard und Ottilie, wie dies wenigstens in schwächerm Grade das Paar zweiten Ranges (der Hauptmann und Charlotte) thut, den ent-

schlossenen Kampf des Willens gegen die Leidenschaft darstellen? Konnten sie nicht zuletzt sich hingebungsvoll dem Sittengesetz unterwerfen und die Heiligkeit der ehelichen Verbindung anerkennen? Darauf würde Schiller, wenn er das Erscheinen des Werks erlebt hätte, geantwortet haben: Der Triumph des Sittengesetzes erscheint nicht bloß im Siege des Willens über die Neigung, sondern auch, und zwar noch erschütternder, in dem aus dem Schuldbewußtsein entspringenden tiefen Schmerz. Wer das leugnet, muß gerade die herrlichsten und ergreifendsten Dichtungen aller Zeiten und Völker vor dem sittlichen Forum verurtheilen.

Aber hat nicht der Dichter in der Schilderung der Kollision die Leidenschaft zu hinreißend dargestellt, der Liebe zu reizende Farben geliehen, zum Nachtheil der sittlichen, und zugleich der ästhetischen Wirkung? Es liegt in der Natur der Sache, daß das Gemälde der Leidenschaft sich in glühendern Farben darstellt, als das der Selbstbeherrschung. Allein es findet nicht bloß die Heiligkeit und Würde der Ehe in dem Roman ihre beredten Wortführer, sondern, wie die magische Gewalt der Liebe, so tritt uns auch die Qual, die aus der sittlich unberechtigten Leidenschaft entspringt, in lebendiger Darstellung entgegen; und wenn sich das Sittengesetz in dem Kampf schließlich doch als die triumphirende Macht erweist, so gereicht zur Erhöhung unserer Vorstellung von der Würde dieses Gesetzes eben jenes farbenglühende Gemälde leidenschaftlicher Zuneigung. Unberechtigt ist der Vorwurf, daß Goethe den Gegenstand nicht mit der nöthigen Delikatesse behandelt habe. Selbst über die verfänglichste Scene, wo uns der moralische Ehebruch Eduards und Charlottens vorgeführt wird, darf man mit Rosenkranz urtheilen, daß Goethe die psychologische Motivirung der Scene mit keuscher Feder gezeichnet und nichts beschönigt hat. Als Eduard Morgens erwacht, scheint ihm der aufgehende Tag *ein Verbrechen* zu beleuchten, und er *schleicht* sich vom Lager der Gattin fort. Von einem lüsternen Verweilen beim Sinnlichen ist keine Spur zu finden.

Auch die Rolle, die das Schicksal scheinbar in diesem tragischen Roman spielt, hat zu Ausstellungen Anlaß gegeben. Allerdings fehlt es nicht an mancherlei günstigen, ungünstigen, warnenden, schreckenden Vorzeichen und ahnungsvollen Andeutungen, welche dem Zufälligen den Anschein des Nothwendigen und Vorherbestimmten geben; und man könnte sich bisweilen versucht fühlen, über den Gang der Ereignisse mit Charlotte zu urtheilen: „Es gibt Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Es soll etwas geschehen,

was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden, wie wir wollen." Goethe's eigene Meinung war das nicht. Verfolgt man aufmerksam die feinen und vielfach verschlungenen Fäden, die das Nächste mit dem Fernsten, das Kleinste mit dem Größten verknüpfen, so überzeugt man sich, daß hier an ein blind wirkendes Fatum nicht zu denken ist. Goethe erkannte ein solches selbst in den antiken Tragödien nicht an. Der Mangel an Selbstbeschränkung, behauptet er im Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters, „das Unmaß hat zuletzt Die Herrlichsten dem Uebel ausgesetzt, Und ohne Zeus und Fatum — spricht mein Mund — Ging Agamemnon und Achill zu Grund."

In kunstreicher Organisation und anschaulicher Darstellung kann sich der Roman dem epischen Meisterwerke Goethe's Hermann und Dorothea zur Seite stellen. Wie dort, so trägt auch hier zur Festigkeit der Komposition und zur Rundung des Ganzen der Umstand viel bei, daß die Handlung sich eng und innig an die mit großer Sorgfalt geschilderten Oertlichkeiten anschließt. Ein besonderer Reiz liegt noch in dem kontrastirenden Charakter des Lokals und der auf demselben sich entwickelnden Leidenschaften und Ereignisse. Dieses schöne ländliche Schloß, diese Gärten und Parkanlagen, dieser stille, höhenumkränzte See sind für einen Kreis edel gebildeter Menschen ganz wie zu einem idyllischen Dasein geschaffen, und sie werden der Schauplatz Glück und Leben zerstörender Begebenheiten. Und wie in Hermann und Dorothea die Tageszeiten, so stehen hier die wechselnden Jahrszeiten in Harmonie mit den verschiedenen Stadien der Handlung. Mit einem Frühling beginnt diese, mit dem Herbst des nächsten Jahrs schließt sie. Wie jener Frühling sich entfaltet, entwickeln sich in den Herzen der Hauptpersonen die Keime der Wahlverwandtschaft; mit der steigenden Sonne wächst die Leidenschaft und erreicht schon im ersten Sommer ihren Hochpunkt. Eine warme Hochsommernacht bringt Eduard, nach der ersten Erklärung zwischen ihm und Ottilien, theils im Freien wandelnd, theils auf der Terrassentreppe des Schlosses unter Ottiliens Fenstern sitzend, als der Unruhigste der Sterblichen zu. „Das Jahr klingt ab, der Wind geht über die Stoppeln," da finden wir die liebenden Paare getrennt und in Schmerzen der Entwickelung ihres Schicksals entgegenharrend. Während im Winter und nächsten Frühjahr die Hauptfiguren zurücktreten, rückt der Dichter nach der Weise der Epiker die Figuren zweiten Ranges in den Vordergrund, den Archi-

tekten, Luciane, den Pensionsgehülfen, den reisenden Engländer. Ein neuer Frühling kommt heran, später, aber dann auch rascher als gewöhnlich. Eduards und Charlottens Kind, fortan der Angelpunkt für die Entwickelung der Handlung, hat das Licht erblickt; und nun schreitet mit dem schnell sich entfaltenden Sommer die Handlung beschleunigten Schritts der Katastrophe zu. Eben in der Jahresepoche, wo die Natur sich abermals zur Ruhe neigt, wird Ottilie, mit den Spätblumen des Jahrs geschmückt, im Asternkranz zur letzten Ruhestätte gebracht, und bald nachher Eduard an ihrer Seite beigesetzt.

Es wird mir nicht leicht, auf eine weitere Betrachtung der kunstreichen Führung der Handlung, der scharfen Zeichnung und umsichtigen Gruppirung der Charaktere, der zwar schon zum Abstrakten und Symbolischen hinneigenden, aber stellenweise noch wunderbar frischen Sprache zu verzichten, und von einem Werke Goethe's zu scheiden, das eine unbefangene Kritik, je tiefer sie eindringt, desto williger als eine seines Genius würdige, und in Betracht seines damaligen Alters staunenswerthe Kunstschöpfung anerkennen wird.

Die Beschäftigung mit den Wahlverwandtschaften war manchmal durch eine biographische Arbeit Goethe's, die Lebensskizze Philipp Hackert (s. G.'s W. Bd. 30, S. 51 ff.), unterbrochen worden. Er bekam 1807 mit der Nachricht von dem Tode dieses Freundes aus der italienischen Zeit her zugleich ein Packet autobiographischer Materialien desselben, die er alsbald zu ordnen begann. Ernstlicher griff er jedoch die Arbeit erst 1810 an, und fand die ihm gestellte Aufgabe nichts weniger als leicht. Die überkommenen Papiere, sagt er selbst, waren weder ganz als Stoff, noch als genügende Bearbeitung anzusehen; das Gegebene ließ sich nicht völlig auflösen, und auch nicht so, wie es vorlag, gebrauchen. Er würde sicherlich, wenn er nicht den Hingeschiedenen sehr geliebt und geschätzt hatte, das Unternehmen aufgegeben haben, da ihm die Erben Hackert's, die auf die Manuskripte ein übergroßes Gewicht legten, nicht gerade freundlich begegneten. Kein Wunder, daß er die Arbeit nicht mit rechter Liebe ausführte und in ihr eine weniger ansprechende und bedeutende Leistung, als früher in der Charakteristik Winckelmann's, lieferte. Er gab die Schrift 1811 heraus und widmete sie der Erbprinzessin Maria Paulowna.

Wie bereits erzählt, war ihm die Biographie Hackert's ein neuer Sporn, den Plan einer Selbstbiographie auszuführen. „Ich hatte Ursache zu fragen,“ sagt er, „warum ich das, was ich für

einen Andern thue, nicht für mich selbst unternehme." Der Gedanke ging ihm, wie Riemer berichtet, schon 1808 in Karlsbad auf; die Vorarbeiten wurden 1809 begonnen. Wie es sich mit der im Titel Wahrheit und Dichtung angedeuteten halb geschichtlichen, halb dichterischen Behandlung des Stoffs verhält, läßt sich jetzt nach Eröffnung so vieler Quellen über Goethe's Leben genügend beurtheilen. Die Erinnerung des Greises über manche Einzelnheiten früher Jahre war, wie sich wiederholt gezeigt hat, unklar und unsicher. Er hat sich auch selbst über das Verhältniß der Dichtung zur Wahrheit in seinem Werk offen ausgesprochen. Dem Titel des Buchs fügte er, wie er gegen Eckermann äußerte, den Zusatz Dichtung bei, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebe. Es seien lauter Resultate seines Lebens, was er gegeben, und die einzelnen erzählten Fakta dazu bestimmt, eine höhere Wahrheit zu bestätigen. Ein einzelnes Lebensfaktum gelte nicht, insofern es wirklich geschehen sei, sondern insofern es etwas bedeute. Wir sehen, nach seiner nunmehr feststehenden Ansicht vom Poetischen, worin das Bedeutsame, das Symbolische eine so wichtige Rolle spielt, konnte er nicht umhin, seinem Werk einen poetischen Charakter zu vindiciren, ohne damit die Glaubwürdigkeit des Erzählten diskreditiren zu wollen. Sein Streben ging überall auf eine wahrheits-, wenn auch nicht ängstlich wirklichkeitstreue Darstellung. Uebrigens war er sich auch bewußt, daß man bei der Wiedervergegenwärtigung von längst Vergangenem gewissermaßen das dichterische Vermögen übe; und so wählte er den Zusatz Dichtung auch aus Bescheidenheit, „innigst überzeugt," wie er in den Annalen bekennt, „daß der Mensch schon in der Gegenwart, wie viel mehr in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten modele." Vollends, wer Goethe's rastloses Weiterstreben kennt, wird sich nicht wundern, daß ihm manche, selbst bedeutende Partie aus seinem Leben in dem Gedächtniß verblichen war. Ein Mensch, der reichliche Muße hat, auf die Vergangenheit zurückzublicken, kann sie leichter frisch und treu im Geist aufbewahren. Goethe nahm sich dazu von frühster Jugend nicht die Zeit. Erinnern wir uns nur, was er schon 1771 an Salzmann schrieb (vgl. I, 102): „Lieber Mann, meine Freunde müssen mir (die Nichtbeantwortung von Briefen) verzeihen. Mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Athem zu holen und rückwärts zu sehen."

Goethe hat das Werk mit dem Eintritt in die Weimarischen Verhältnisse abgegränzt und in vier Theile zerlegt. Der erste erschien 1811,

der zweite 1812, der dritte 1814, der vierte nach langer Zwischenzeit erst 1831; daher der jedem Leser auffallende Unterschied in der Darstellung zwischen dem letzten und den drei frühern Theilen. Eckermann sucht diesen Unterschied aus der Verschiedenartigkeit des Inhalts zu erklären. Die drei ersten Theile, sagt er, seien durchaus fortschreitend in einer gegebenen Richtung, und der Weg gehe durch viele Jahre; im vierten scheine die Zeit kaum fortzurücken, und man sehe kein entschiedenes Bestreben der Hauptperson. Das ist richtig; aber die eigentliche Ursache jenes Unterschieds war die inzwischen gesunkene Darstellungskraft des Verfassers. Gerade jene Schwerfälligkeit des Styls, jenes wiederholte Ansetzen und Unterbrechen, jenes Ausgehen von Reflexionen und Zurückfallen in Reflexionen charakterisirt auch die übrigen spätesten Schriften Goethe's. Dagegen ist in den drei ersten Theilen das Aeußere der Ereignisse wie ihr Inneres, das Individuelle wie das Allgemeine gleich fließend und anmuthig dargelegt; Reflexion und Erzählung halten einander das schönste Gleichgewicht. Alle die Fertigkeit und Sicherheit in biographischer Darstellung, die er durch die Bearbeitung der Selbstbiographie Cellini's, durch die Charakteristik Winckelmann's, das Leben Hackert's und Anderes (z. B. die historischen Partien seiner Farbenlehre) gewonnen hatte, kamen ihm für die drei ersten Theile noch zu statten.

In der Naturwissenschaft standen während dieses Zeitraums die umfassenden Arbeiten an seiner Farbenlehre im Vordergrund; die Beschäftigungen mit der Pflanzenlehre, der Osteologie, der Mineralogie und Geognosie ruhten jedoch nicht ganz. Im J. 1807 ließ er die Metamorphose der Pflanzen wieder abdrucken und durchstöberte eine Menge von Papierbündeln, um daraus für die Anhänger seiner Lehre noch einiges Förderliche und Angenehme zu schöpfen. In der sichern Hoffnung des Gelingens (wohl auch, um sich einen Antrieb zum Ausharren bei der Arbeit zu geben), ließ er im Ostermeßkatalog eine Schrift Goethe's Ideen über organische Bildung ankündigen, die aber nie erschien. Al. Humboldt erfreute ihn im Frühjahr 1807 durch Zusendung seiner Ideen zu einer Geographie der Pflanzen. Eine zugehörige Karte sollte nachfolgen. Weil sie auf sich warten ließ, entwarf Goethe selbst zu dem Werk eine Art symbolischer Landschaft, die er dem Freunde inschriftlich widmete. Das Industrie-Comptoir gab eine Abbildung derselben mit kurzem Text heraus, wovon in Paris ein Nachstich erschien. Auf die Anatomie lenkte Sommering's Schrift

über die Gehörwerkzeuge seine Aufmerksamkeit zurück. Für Mineralogie und Geognosie hielten die wiederholten Besuche Böhmens sein Interesse rege. In Karlsbad fand er auf geognostischen Ausflügen einen treuen ortskundigen Gesellen an dem Steinschleifer Jos. Müller. Zu einer zahlreichen Folge von Gebirgsarten, welche dieser fleißige Mann allmälig gesammelt hatte, schrieb Goethe 1807 einen Kommentar, den wir in seinen Werken (Bd. 40, S. 131) unter dem Titel Joseph Müller'sche Sammlung finden. In den Bereich seiner Naturstudien zog er jetzt sogar die Tonkunst herein. Er entwarf eine Tabelle der Tonlehre, die er zwar erst sechszehn Jahre später seinem Freunde Zelter (als Beilage zum Briefe vom 9. Sept. 1826) mittheilte, aber, wie er ausdrücklich bemerkt, um das Jahr 1810 nach mehrjährigem Studium geschrieben hatte. Von der Farbenlehre wird im nächsten Kapitel ausführlicher die Rede sein.

Hier bemerke ich schließlich noch, daß Goethe's Verhältniß zur Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung ihm die Anregung zu einer Reihe von Recensionen gab*), und daß er 1807 Joh. Müller's französisch gehaltene Rede „Ueber den Ruhm Friedrichs des Großen" in's Deutsche übersetzt und im Morgenblatt veröffentlichte.

Sechstes Kapitel.

Goethe's Stellung zur Naturwissenschaft. Rekapitulation von Früherm. Die Farbenlehre. Versuch einer Witterungslehre. Stellung zur vulkanistischen Lehre. Bekanntschaft mit dem Staatsrath Schultz und dem Grafen Sternberg. — Goethe als Historiker. Bisherige biographische und autobiographische Leistungen. Darstellung des Aufenthalts in Italien, der Campagne in Frankreich, der Blokade von Mainz, der Schweizerreise von 1797, der Rheinreisen von 1814 und 1815. Die Annalen. Der geschichtliche Theil der Farbenlehre. Erläuterungen zum Divan.

Nennt man Goethe als Naturforscher, so fällt das nicht mehr auf, wenngleich seine Verdienste um die Naturwissenschaft in den

*) S. G.'s W. XXXII, 101, 106, 142, 173, 187, 190.

Augen der weitern Kreise seiner Leser fortdauernd tief unter seinen Leistungen in der Poesie stehen und immer stehen werden. Aber von Goethe als Historiker sprechen zu wollen, wird man vielleicht befremdlich finden. Ich hoffe darüber weiter unten, wo angegeben wird, an welchen Zweig der Historiographie hierbei zu denken ist, mit dem Leser mich verständigen zu können.

Wie die langjährigen Bemühungen unsers Dichters in der bildenden Kunst, so sind auch seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen als nachtheilig für sein dichterisches Wirken beklagt worden; und es gab Tage, wo er selbst bedauerte, so viele Monate und Jahre der Poesie entzogen zu haben. Hörten wir ihn doch (I, 85) gegen Eckermann äußern: „Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten sollen ... Hätte ich mich nicht so viel mit Steinen beschäftigt und meine Zeit zu Besserm verwendet, ich könnte den schönsten Schmuck von Diamanten haben." Aber in solchen Stunden der Reue verkannte er augenblicklich sich und seine geistige Eigenart. Der Naturforschung hätte er nicht entsagen können, ohne sich selbst aufzugeben. In seinem Streben nach möglichst naher Bekanntschaft mit der geliebten Mutter Natur wurzelte sein ganzes Geistes- und Gemüthsleben, seine Poetik und Aesthetik, seine poetische und künstlerische Praxis, seine Philosophie, seine Ethik, seine Religion. Wie er auf jedem Gebiet der Naturwissenschaft nach einem Grundtypus, einem ἓν καὶ πᾶν forschte, so suchte er in allen Zweigen der Kunst nach einem „Kapitalschlüssel" für die Erklärung der Kunstwerke, und fand sich überall wieder auf die Natur hingewiesen, die ihm selbst als die höchste und größte Künstlerin erschien, wenn sie gleich beim Hineinbilden ihrer Intentionen in den Stoff manchmal über der Kreuzung so vieler Bedingungen hinter ihren Absichten zurückblieb. Der ächte Künstler war ihm der von der Natur begnadigte Interpret ihrer Geheimnisse, dem die Aufgabe gestellt sei, jene Intentionen zur reinern Erscheinung zu bringen, und so das Schöne zu schaffen (vgl. III, 105). Das Beste, was Goethe selbst als Dichter geleistet, schuf er in einer solchen mehr instinktiven, als bewußten Interpretationsthätigkeit, indem er zu guter Stunde das eingeborene Genie als Natur in sich walten ließ. Daß ferner seine Philosophie, seine ganze Weltansicht eine auf Naturbetrachtung gegründete pantheistische war, ist schon wiederholt angedeutet worden. Falk charakterisirt sie richtig als eine solche, „welche die Natur und ihren Urheber nicht nebeneinander stellt, sondern in seliger Durchdringung von Ewigkeit zu Ewigkeit als Eins im Wesen denkt."

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Und wie in der Körperwelt, so dachte sich Goethe auch in der Geisteswelt „Gott von Ewigkeit in schaffendem Beruf." Gott gab uns das „Gewissen als Sonne unsers Sittentags," Er „schafft Glauben, Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft."

Ueber Goethe's frühe und ausdauernde Hingebung an die Naturbetrachtung, über sein Interesse für Physiognomik, Osteologie, Anatomie, Mineralogie, Geognosie und Botanik ist im Vorhergehenden so vielfach die Rede gewesen, daß hier eine rekapitulirende Hinweisung darauf genügt. Wir fanden ihn schon als Kind vom lebhaftesten Triebe durchdrungen, Naturgegenstände zu untersuchen (I, 60 f.). Seinen religiösen Bedürfnissen strebte er damals durch eine Art von Naturkultus zu genügen (I, 47). Als Jüngling sahen wir ihn (I, 141 f., 146) eine Zeitlang sich in das Studium alchymistischer und kabbalistischer Bücher vertiefen, bald aber diese Nebelbahn verlassen und sich chemischen und medicinischen Studien zuwenden (I, 157). Durch Lavater ward er in physiognomische Forschungen hineingezogen (II, 100, 226). Hier verlangte er ein Vordringen über den flüchtigen und oberflächlichen Schein der Mienen zu einer festen Grundlage, zum Knochengerüst, und kam so in das Studium der Osteologie und Anatomie. Wir wissen, wie er auf diesem Gebiet sogleich geniale, für die Wissenschaft folgenreiche Blicke that, und sich nicht dadurch abschrecken ließ, daß Anfangs sogar die Meister des Fachs ihn nicht verstanden und seine Ideen belächelten (III, 68). Inzwischen hatte er aber schon seit dem Anfange der achtziger Jahre im Zusammenhange mit seinen Bemühungen um die Verbesserung des Weimarischen Berg- und Landbaus sich mit Feuereifer auch auf mineralogische und geognostische Studien geworfen (III, 41 f.). Zu diesen gesellten sich bald botanische Forschungen (III, 53, 70 ff., 85, 94, 167 f.); und wie es ihm auf diesem Felde gelang, sich einen Platz unter den Koryphäen der Wissenschaft zu erringen, ist uns bekannt (III, 168).

Wir wissen aber auch bereits, wie er auf einem andern Gebiet der Naturwissenschaft, der Optik, die er manchmal als sein eigentliches Berufsfeld und als dereinstiges Erntefeld seiner höchsten Triumphe betrachtete, sich in einen ganz entschiedenen und lebens-

länglich festgehaltenen Irrthum verstrickte (III, 184 ff.). Er erklärte die auf Mathematik gestützte Newton'sche Optik, die er als Nichtmathematiker nicht zu verstehen, geschweige zu prüfen im Stande war, auf Anlaß eines durchaus irrthümlichen „Aperçu's" für falsch, und unternahm, als ob dieser Wissenschaftszweig sich noch ganz in der Kindheit befände, die Aufstellung einer neuen Theorie, die man als „die Theorie der trüben Mittel" bezeichnen könnte. Im Gegensatz zu Newton nimmt er das weiße Licht als einfach, nicht als zusammengesetzt aus farbigen Strahlen an. Es gebe, behauptet er, nur zwei reine Farben: Gelb und Blau, beide in's Roth hinüberspielend, die eine durch Orange, die andere durch Violett. Außer diesen gebe es zwei Mischfarben: Grün und Purpur; alle übrigen Farben seien Abstufungen der genannten, oder unreine. Zum Erscheinen von Farben seien Licht und Finsterniß, Helles und Dunkles erforderlich. Das hellste Licht, durch ein sehr wenig dichtes und trübendes Mittel gesehen, erscheine gelb. Vermehrt sich die Trübung oder Tiefe des Mediums, so nehme das Licht eine gelbrothe Farbe an, die sich bei wachsender Trübe des Mittels bis zum Rubinroth steigere. Sehe man dagegen die Dunkelheit in ihrem höchsten Grade durch ein trübes, von darauf fallendem Licht erleuchtetes Medium, so erscheine eine blaue Farbe. Dieses Blau werde in dem Maß heller und blasser, wie die Trübe des Mediums wächst, in dem Maß dunkler und satter, je durchsichtiger das trübende Mittel wird, und erscheine zuletzt beim geringsten Grad der Trübung als herrliches Violett.

Goethe hielt, wie schon früher bemerkt, in seinen beiden Beiträgen zur Optik (III, 186) mit dieser Lehre noch zurück und ließ nur durchblicken, daß die Entstehung der Farben aus der Wechselwirkung des Hellen und Dunklen herzuleiten sei. Eine eingehende Darstellung seiner Theorie gab er erst in seiner Farbenlehre, deren 1803 begonnene Ausführung er 1806 ernstlich wieder aufnahm. Das Werk war auf drei Theile angelegt: einen didaktischen, einen geschichtlichen und einen polemischen. Die Vorarbeiten waren so weit gediehen, daß sich besonders die zwei ersten Theile schnell zu runden anfingen, und der Druck beider gleichzeitig beginnen konnte. Am meisten war für den didaktischen Theil geschehen. Der Druck desselben schritt 1806 bis zum dreizehnten Bogen, und der des geschichtlichen Theils bis zum vierten Bogen fort, als im Oktober das furchtbare Kriegsunheil hereinbrach, und die Manuskripte eiligst geflüchtet wurden. Sobald sich das Gewitter verzog,

griff Goethe die Arbeit mit verdoppeltem Eifer wieder an, und brachte gegen Ende 1806 auch noch die Einleitung des polemischen Theils zu Stande. In den nächsten drei Jahren rückte das Werk, durch mancherlei anderweitige Arbeiten unterbrochen, langsam dem Ende zu. Erst 1810 während eines Frühlingsaufenthalts in dem stillen Asyl zu Jena gelang es ihm, den polemischen und den geschichtlichen Theil abzuschließen, die nach seinen sorgfältigen Zeichnungen gestochenen Tafeln illuminiren zu lassen, eine Rekapitulation des Ganzen zu schreiben und endlich Anfangs Mai das letzte Blatt zur Druckerei abzusenden. Er schrieb an den Grafen Reinhard: „Von der Gunst des Augenblicks mag ich wenig hoffen ... Mitwollende gibt's wenig, Mißwollende viel.“ Aber eine so gänzliche Untheilnahme, eine so kalt abweisende Unfreundlichkeit bekennt er in den Annalen doch nicht erwartet zu haben. Dennoch verlor er keinen Augenblick den Glauben an die Richtigkeit seiner Theorie und fügte später noch ein paar supplementarische Aufsätze über die entoptischen Farben „als Tüpfchen auf's i“ und andere Nachträge seinem Werk hinzu. Er war überzeugt, die Zukunft werde seine Lehre zu gebührenden Ehren bringen.

Jene alte Generation der Naturforscher, deren Theilnahmlosigkeit Goethe so schmerzlich empfand, ist dahingestorben; die neuen halten seine Farbenlehre nicht minder für gänzlich verfehlt. Aber sie erkennen mit der dem großen Dichter schuldigen Pietät willig an, daß die Beschreibung der Versuche im didaktischen Theile des Werks und die Darstellung im geschichtlichen meisterhaft und eine Anzahl der beschriebenen Versuche, z. B. die der Fluorescenzerscheinungen, auch von wissenschaftlichem Werth sei.

Um hier über Goethe als Naturforscher abschließen zu können, gestatte ich mir, aus seinen folgenden Lebensjahren noch ein paar andere Zweige der Naturwissenschaft, für die erst dann ein stärkeres Interesse in ihm erwachte, vorwegzunehmen. Im Jahr 1815 begann auch die Meteorologie ihn lebhafter zu beschäftigen. Die Theilnahme an meteorologischen Erscheinungen datirt sich bei ihm aus den Kinderjahren her. Der Leser weiß aus Früherm (I, 16), wie Goethe als kleiner Knabe aus seinem westwärts gelegenen Studirzimmer die nach andern Seiten hin beschränkten sehnsuchtsvollen Blicke gegen die Atmosphäre richtete, sich am Glanz der untergehenden Sonne und der sie umgebenden Wolkengebilde weidete und an Sommertagen das Heraufziehen der Gewitter und Hagelstürme beobachtete. Als ihm ein freieres Umherwandern vergönnt war,

erregten die atmosphärischen Phänomene fortwährend seine Aufmerksamkeit, besonders bei der Unternehmung größerer Ausflüge, weil vom Wetter, wie er sich ausdrückt, „das ganze Schicksal einer Ernst- oder Lustfahrt oft allein abhängt." In seinen Tagebüchern finden sich bisweilen durch eine Reihe von Tagen fortlaufende Angaben der atmosphärischen Erscheinungen, mitunter auch einzelne bedeutende Fälle bemerkt, z. B. jenes in Straßburg beobachtete Nordlicht (I, 157). Auf seiner Reise nach Italien waren Wind und Wetter ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit (III, 73), und er stellte schon damals in Briefen an die heimischen Freunde eine Wettertheorie auf, worin er die Bewegungen und Wechsel der Atmosphäre von einer nach gewissen Gesetzen pulsirenden Anziehungskraft, welche die Gebirge auf den Luftkreis üben, zu erklären versuchte. Doch erst, als er, vom Großherzog Karl August auf Howard's (geb. zu London 1772) Wolkenlehre aufmerksam gemacht, diese Schrift sorgfältig durchstudirt hatte, bewegte er sich auf diesem Felde mit größerm Behagen, weil ihm Howard's Terminologie einen bisher vermißten Faden zur Unterscheidung und Klassificirung der Wolkenformen reichte. Dankbar schrieb er (wahrscheinlich schon 1817) das Gedicht Howard's Ehrengedächtniß (G.'s W. II, 298 f.), das 1820 im dritten Heft zur Naturwissenschaft und 1822 nochmals mit einer Einleitung Atmosphäre und einem Schlußgedicht Wohl zu merken! im vierten Heft erschien. Im Jahr 1828 faßte er seine meteorologischen Ansichten in einem größern Aufsatz zusammen, den wir jetzt in seinen Werken (Bd. 40, S. 352—382) unter dem Titel Versuch einer Witterungslehre finden.

Als eifriger Mineralog und Geognost konnte Goethe natürlich nicht theilnahmlos bei dem Streit der Neptunisten und Vulkanisten bleiben. Daß er sich dem Vulkanismus gegenüber ablehnend verhielt, war nicht bloß in dem System, womit er sich zuerst befreundet hatte, sondern noch mehr in seiner ganzen Denk- und Gefühlsweise begründet, in seiner ererbten Abneigung gegen alles Plötzliche, Tumultuarische, gewaltsam Umstürzende. Es mochte in ihm einen recht peinlichen innern Zwiespalt erregen, als er seinen so hoch geschätzten Freund Alex. v. Humboldt 1823 in der Schrift über den Bau und die Wirkungsart der Vulkane mit gewichtigen Gründen für die vulkanistische Lehre eintreten sah. „Das fleißigste Studium dieser Blätter," schrieb er damals, „soll mir eine wichtige Aufgabe lösen helfen, soll mich fördern, indem ich versuche zu denken, wie ein solcher Mann . . . Gelingt es, dann wird es

mir nicht zur Beschämung, vielmehr zur Ehre gereichen, mein Absagen der alten, mein Annehmen der neuen Lehre in die Hände eines so trefflichen Mannes und geprüften Freundes niederzulegen." Es gelang ihm nicht; er blieb seiner alten Ansicht über die Erdgestaltung, die ihm die fruchtbarste däuchte, und damit seiner allerdings bedenklichen Maxime treu, daß nur das für uns persönlich Fruchtbare wahr sei, einer Maxime, von welcher später bei der Besprechung des Gedichtes Vermächtniß weiter die Rede sein wird.

War es ihm schmerzlich, mit einem so angestaunten Manne wie Humboldt sich nicht im Einklang zu wissen, so fehlte es ihm doch, wie sich uns schon gezeigt hat, auf keinem Gebiet der Naturwissenschaft an achtbaren Anschauungsgenossen. Er gewann deren auch noch weiterhin, unter welchen besonders zwei hervorzuheben sind: der Staatsrath Schultz aus Berlin, der seit 1814 auf seine chromatischen Ideen mit lebhaftem Interesse eingehend lebenslang zu ihm in freundlichen Beziehungen blieb, und der Graf Kaspar Sternberg, dessen persönliche Bekanntschaft er 1822 in Marienbad machte. Ein brieflicher Verkehr mit diesem hochgebildeten Manne hatte sich schon 1820 an geologischen Fragen angesponnen, namentlich an der Erforschung des Kammerbühls bei Eger und den Versteinerungen in den Kohlenbergwerken des Grafen. Nach dem Zusammentreffen in Marienbad pries Goethe mit Begeisterung in Briefen an Zelter und Schultz den unschätzbaren Gewinn, den ihm diese Bekanntschaft gebracht; und zu welcher Innigkeit und Vertraulichkeit sich dieses spät angeknüpfte Verhältniß entwickelte, zeigt der von Bratranek veröffentlichte Briefwechsel zwischen Goethe und Sternberg.

Wenn man, wie dies unlängst der Professor Fr. X. Wegele mit Umsicht gethan, Goethe als Historiker betrachtet, so darf dabei nicht an die politische Geschichte gedacht werden, vor der sich Goethe, wie vor der Politik überhaupt, scheute; sondern Kulturgeschichte im weitesten Sinne, vor Allem Literatur- und Kunstgeschichte, insbesondere biographische Darstellungen aus diesem Kreise sind gemeint; und hier nimmt unser Dichter einen hohen Rang unter den Historiographen ein. Wir sahen ihn im Jahr 1780 (III, 41) sich an der Biographie eines politischen Helden, des Herzogs Bernhard von Weimar, versuchen; aber es zeigte sich dort, daß das Werk, wenn er es zu Stande gebracht hätte, nicht ein streng historisches, sondern ein halb poetisches Produkt geworden

wäre. In Rom wandelte ihn einmal ausnahmsweise (III, 85) die Lust an der Weltgeschichte an; aber es war ein vorübergehendes Interesse. Mit liebevoller Vertiefung in den Stoff dagegen und mit glänzendem Gelingen schilderte er später den Lebens- und Entwickelungsgang Winckelmann's (s. oben S. 52 f.), mit schwächerm Erfolg einige Jahre nachher den seines Freundes Hackert, weil ihn der Gegenstand weniger ansprach. Daran aber schloß sich der Beginn eines biographischen Werks, das eine Zierde der deutschen geschichtlichen Literatur geworden ist, seiner Selbstbiographie. Ich darf darüber auf das im vorigen Kapitel (gegen den Schluß) Gesagte verweisen, werde aber hier, wie oben bei der Betrachtung Goethe's als Naturforscher, seinem weitern Lebensgange vorgreifend, die übrigen selbstbiographischen Arbeiten verfolgen.

Goethe war, wie aus einem Billet an Riemer vom 27. Juli 1813 erhellt, schon bei der Abfassung des dritten Theils von Wahrheit und Dichtung entschlossen, vorläufig eine große, vom Eintritt in Weimar bis zur Reise nach Italien reichende Lücke in seinen Lebensbekenntnissen zu lassen. Eine eingehendere Darstellung seiner elf ersten Weimarischen Jahre däuchte ihm unzulässig, so lange die Theilnehmer seiner damaligen innern und äußern Erlebnisse noch nicht hingeschieden waren. Ueber die in diese Lücke fallende Erzählung der Schweizerreise des Jahrs 1779 ist in Vorhergehendem (II, 231 f.) die Rede gewesen. Mit der Darstellung der italienischen Reise finden wir ihn im Frühjahr 1814 beschäftigt. Am 27. Dec. 1814 berichtete er an Zelter, er sei mit der Redaktion der vorhandenen Materialien von Karlsbad bis Rom gelangt. „Dieses Büchlein," fügte er hinzu, „erhält dadurch einen eigenen Charakter, daß Papiere zum Grunde liegen, die im Augenblick (d. h. an Ort und Stelle in Italien) geschrieben sind (Briefe an Frau von Stein, Herder, Knebel u. A., Tagebuch- und sonstige Aufzeichnungen). Ich suche so wenig als möglich daran zu ändern, und lösche nur das Unbedeutende des Tages, so wie manche Wiederholung weg. Auch läßt sich Vieles, ohne dem Ganzen die Naivetät zu nehmen, besser ordnen und ausführlicher darstellen." Im Frühjahr 1815, wo er den ersten Aufenthalt in Rom bearbeitete, gestand er, in Meyer's Theilnahme eine große Unterstützung zu finden. „Hätte ich jene Papiere und diesen Freund nicht," schrieb er, „so dürfte ich die Arbeit gar nicht unternehmen." In den folgenden Jahren setzte er das Werk mit häufiger Unterbrechung fort. Als er es 1820 durch die Darstellung des zweiten römischen Aufenthalts

abzuschließen gedachte, fand er sich, wie er in den Annalen erzählt, „bestimmt, die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz zu behandeln;" und so dauerte es bis zum Jahr 1829, ehe der zweite Aufenthalt in Rom und damit das Ganze zum Abschluß gelangte. Daher erklärt es sich, warum in der Italienischen Reise, gerade wie in Wahrheit und Dichtung, Anfang und Ende im ganzen Ton der Darstellung so verschieden sind. Das geistverdüsternde hohe Greisenalter hat im Schluß beider sein Recht geltend gemacht. Während die in den Jahren 1814—1816 redigirten Theile der Italienischen Reise den Eindruck eines homogenen Kunstwerks in epistolarischer Form machen, wechseln in der Darstellung des zweiten römischen Aufenthalts Bruchstücke seiner lebensfrischen Korrespondenz jener Jahre mit erzählenden, schildernden und betrachtenden Partien in dem Styl seines höchsten Alters.

Die Arbeit an der 1820 unternommenen Erzählung der Campagne in Frankreich und der Blokade von Mainz zog sich noch bis in's Frühjahr 1822 hinein. In den Annalen heißt es darüber: „Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden erforderte alle Aufmerksamkeit. Man wollte durchaus wahr bleiben, und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen." An Reinhard schrieb Goethe bei Uebersendung eines Exemplars: „Es war mir manchmal wirklich schwindelnd, indem ich das Einzelne jener Tage wieder hervorrief, und dabei die Gespenster, die sich dreißig Jahre dazwischen bewegen, nicht wegbannen konnte. Sie liefen manchmal wie ein böser Einschlag über jenen garstigen Zettel." Es tritt uns aber in der Schrift weniger die schlimme Einwirkung dieser „Gespenster", als die jenes euphemistischen Strebens entgegen, das, wenn auch nicht gerade der Wahrheit, doch der Natürlichkeit, Frische und Energie des Ausdrucks geschadet hat. Immerhin gehört die Arbeit in stylistischer Hinsicht zu den gelungensten aus Goethe's spätern Jahren, wobei freilich Manches auf Rechnung der aus den Jahren 1792 und 1793 vorliegenden Aufzeichnungen zu setzen sein mag.

Als fernere autobiographische Darstellungen einzelner Abschnitte seines Lebens sind zu nennen: Die Schweizerreise im Jahr 1797 (Bd. 26, S. 1—194) und Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815 (Bd. 26, S. 195 ff.). Man merkte es überall dem Styl und Ton beider an, daß sie nicht seinem höchsten Greisenalter entstammten. Besonders erscheint die Schilderung des Rochusfestes, das im

Jahr 1814 schematisirt, aber erst 1816 geschrieben ward, als Arbeit eines Sechsundsechszigjährigen ungemein frisch und lebendig.

Auf die Dauer fand Goethe eine stetigere, wenn auch nur kursorische Chronik, die sein Werk Wahrheit und Dichtung fortsetzte, immer wünschenswerther, und er ward auch vielseits zu einer solchen Fortsetzung aufgefordert. Dies gab den Anstoß zur Entstehung der Annalen oder Tag- und Jahreshefte, deren Ausarbeitung er zuerst 1823 ernstlich angriff. Die Anfänge reichen jedoch in's Jahr 1819 zurück, wo er einer neuen Gesammtausgabe seiner Werke in 20 Bänden (Stuttg. 1816—1819) am Schluß eine Jahresfolge der Entstehung seiner Schriften beifügen wollte. Hierdurch angeregt, bearbeitete er, wie er selbst erzählt, einen „zwar lakonischen, doch immer hinreichenden Entwurf seiner Lebensverhältnisse und der daraus hervorgegangenen schriftstellerischen Arbeiten bis auf das Jahr 1819, sonderte sodann, was sich auf Autorschaft bezog, und so entstand das nackte chronologische Verzeichniß am Ende des zwanzigsten Bandes jener Ausgabe." Seitdem fuhr er fort, in ruhigen Stunden Blicke in sein vergangenes Leben zu werfen. Im Jahr 1823 ließ er durch den Bibliothekſekretär Kräuter eine Sonderung aller seiner Papiere nach den verschiedenen Fächern, die ihn nach- und nebeneinander beschäftigt hatten, vornehmen. Gedrucktes und Ungedrucktes ward geordnet und zusammengestellt, auch die Tagebücher und eingegangene Briefe wie Kopien abgesandter wurden in einem Archiv beschlossen, und darüber ein genaues Verzeichniß angefertigt. Durch diese Vorarbeiten gereizt und unterstützt, unternahm er nun die übersichtliche Darstellung seiner ganzen Lebensgeschichte, und entschloß sich nach mancherlei Versuchen zuletzt, von der jüngsten Zeit, deren er sich noch frisch erinnerte, anzufangen. Auf solche Weise rückwärts arbeitend, fand er zu seiner Freude, daß Bekanntes und Gegenwärtiges das Vergangene und Verdunkelte wieder aufhellte. Diese Arbeit zog sich noch durch die nächsten Jahre fort, und wie wir aus seinen Gesprächen mit Eckermann sehen, war Riemer ihm dabei durch Nachbesserung des Ausdrucks behülflich.

In der Ausführlichkeit der Behandlung stellen sich die einzelnen Lebensperioden und Jahre höchst ungleich dar. Die Zeit von 1749 bis 1775 ist, weil Wahrheit und Dichtung so weit reicht, ganz summarisch auf zwei Seiten abgemacht. Aber auch den ersten Weimarischen Jahren bis zur Reise nach Italien sind kaum zwei Blätter gewidmet; hier standen Diskretionsrücksichten eingehendern Mittheilungen im Wege und veranlaßten die schlimmste Lücke des

Werks. Ueber den in einer besondern Schrift dargestellten Aufenthalt in Italien wird mit etwa zwanzig Zeilen hinweggegangen. Von 1789 an sind die einzelnen Jahre mit allmälig wachsender Ausführlichkeit behandelt; stellenweise geht sogar die Skizzirung in behaglich gemüthliche Erzählung und Schilderung über. Im Ganzen stehen des Verfassers poetische, künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen und Beziehungen überall im Vordergrunde; seine häuslichen und amtlichen Verhältnisse treten ganz zurück. Abgeschlossen ist das Werk mit der Darstellung des Jahrs 1822.

Fügen wir den angeführten biographischen Arbeiten noch den historischen Theil der Farbenlehre, der als Geschichte eines Zweiges der Wissenschaft höchst beachtungswerth bleibt, wenngleich der Verfasser in der Kritik der dargestellten Lehren von irrigem Gesichtspunkt ausging, ferner die auf eingehenden Studien beruhenden Erläuterungen zum westöstlichen Divan hinzu, die großentheils geschichtlicher Natur sind: so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Goethe auch als Historiker, wenigstens als Kultur-, Kunst- und Literarhistoriker in's Auge zu fassen ist.

Siebentes Kapitel.

Goethe's Stellung zu den politischen Zeitereignissen. — 1812: Besuch von Karlsbad. Krankheitsanfall. Gedichte. Aufenthalt in Töplitz. Das Lustspiel Die Wette. Bekanntwerden mit Beethoven. — 1813: Wieland's Tod. Philosophisches Gespräch mit Falk. Rede zum Andenken Wieland's. Die Kantate „Idylle". Aufenthalt in Töplitz. Gedichte und drei Balladen. Die projektirte Oper „Der Löwenstuhl". Ausflug nach Zinnwalde. Rückkehr in die Heimath. Studium des chinesischen Reichs. Kriegsereignisse. Epilog zum Essex. Politisches Gespräch mit Luden. — 1814: Das Theater. Die freiwillige Hauskapelle lebt wieder auf. Frühlingsaufenthalt zu Berka. Was wir bringen. Des Epimenides Erwachen. Rheinreise. Aufenthalt in Wiesbaden. Ausflüge an den Rhein, Neckar und Main. Geheimrath v. Willemer. Marianne v. Willemer (Suleika). Heimkehr. — 1815: Abermalige Reise nach dem Rhein. Aufenthalt in Wiesbaden. Ausflüge nach Biberach und in's Lahnthal. Fahrt nach Köln. Reise über Bonn, Coblenz, Mainz nach Frankfurt. Näheres Verhältniß zu Marianne v. Willemer. Aufenthalt in Heidelberg. Heimreise über Würzburg und Meiningen.

Den im Nächstvorigen nicht festgehaltenen chronologischen Lebensfaden Goethe's wiederaufnehmend, finden wir uns bis zu einer Zeit vorgerückt, wo ein neuer Geist das Vaterland zu durchwehen begann. Unter dem schweren Druck der Fremdherrschaft hatte sich allmälig das Nationalgefühl gekräftigt und harrte der ersten günstigen Gelegenheit, um in hellen Flammen der Begeisterung hervorzubrechen. Wer Goethe's Geistesleben bis zu dem Zeitpunkt verfolgt hat und sein damaliges Alter in Betracht zieht, wird nicht zweifeln, wie der Dichter sich zu der neuen Zeitströmung stellen mußte. Er war, wie er sich selbst nannte, „ein Kind des Friedens," ein Freund ruhiger, stetiger, gesetzmäßiger Entwickelung, ein Gegner tumultuarischer Vorgänge, im Völker- und Staatsleben wie in der Aufstellung geologischer Hypothesen, ein liebevoller Pfleger von Kunst und Wissenschaft, die in Kriegsstürmen nicht gedeihen. Er hatte von der Mutter ein weiches Gemüth, das vor Schreckensscenen zurückbebte, vom Vater Widerwillen gegen Unordnung und Verwirrung geerbt; er hatte ein Grauen vor leidenschaftlichen Bewegungen großer Massen, die, einmal aufgeregt, in ihrem Thun und Treiben unberechenbar sind. Er bewunderte Napoleon als den Bändiger der Revolutions-

hyder; er verehrte und liebte dessen Bruder Ludwig. Dazu kam das begonnene Greisenalter. Er stand in seinem dreiundsechszigsten Lebensjahr und sah noch ein unermeßliches Feld friedlicher Thätigkeit vor sich; wie beklommen mußte er sich fühlen, diese Thätigkeit durch furchtbare Stürme bedroht zu sehen! Seine Vorahnung einer völkerverbindenden Weltliteratur, seine Beschäftigungen auf dem Felde der Naturwissenschaft, die sich nicht um staatliche Schranken kümmert, bildeten den kosmopolitischen Grundzug seines Wesens immer mehr aus; er erhob sich mit jedem Jahr in immer freiere Höhen der Betrachtung, wo für den Nationalhaß keine Stätte ist. Wie könnte es uns wundern, wenn er in dem kühnen Befreiungskampf unsers Volks nicht als ein deutscher Tyrtäus geglänzt hat? Hätte er so doch auch als Dichter, der immer nur aus unmittelbarer Anschauung und wahrer innerer Erregung sang, seinem Wesen ganz untreu werden müssen. Er sagte hierüber später zu Eckermann:

„Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen? Das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen; bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, wären Kriegslieder eine Maske gewesen, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. — Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultivirtesten der Erde gehört, und der ich einen großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!"

Und dennoch fehlte es ihm nicht an tiefem Gefühl für die Ehre und das Glück des deutschen Vaterlandes. Aeußerte sich dieses Gefühl damals nicht in der Theilnahme an dem allgemein erwachenden Enthusiasmus, so lag die Ursache zum Theil auch in seinem größern politischen Scharf- und Fernblick. Er wußte sehr wohl, daß mit der Befreiung von fremdem Joch noch nicht die Bedingungen der Freiheit und Größe Deutschlands erkämpft seien. „Er sieht nur," schrieb Varnhagen von Ense nach einem Besuch bei Goethe, „früh und schnell die Dinge, wie die Meisten sie erst spät sehen. Er hat Vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er solle unsere Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen." So werden wir in den nächsten Jahren, wo Europa von Waffenlärm erdröhnte, unsern Dichter ruhig im Kreislauf seiner Beschäftigungen, seinem „Zodiakus"

sich bewegen sehen, dessen Hauptgruppen Theater, Amtsgeschäfte, Poesie, Kunstforschung, Naturwissenschaft, eine sich immer mehr ausbreitende Lektüre und persönlicher oder brieflicher Verkehr mit bedeutenden Männern bildeten.

Er gedachte, während der grauenvollen Zeit, die er fernher wie ein drohendes Gewitter aufsteigen sah, dem Epimenides aus Kreta ähnlich, welcher der Sage nach fünfzig Jahre in einer Höhle verschlief, der Gegenwart zu entfliehen und sich in den Mußestunden in das Geistesleben des fernen Orients zu versenken. Aber ein bloßes Aufnehmen und Genießen war nicht seine Sache; sein Dichtergenius schöpfte dort neue Belebung und den Anstoß zu einer eigenthümlichen Art lyrischer Poesie. Zugleich konnte er sich dem Eindruck des ihn überraschenden siegreichen Aufschwungs des deutschen Volks nicht entziehen, fühlte sich lebhaft mit ergriffen, und wird uns daher gegen den Schluß dieses Kapitels für einige Zeit wie verjüngt erscheinen.

Im ersten Drittel des Jahrs 1812 beschäftigten ihn vorherrschend das Theater, Kunstbetrachtungen und der zweite Theil seiner Selbstbiographie, letzterer mehr „durch Denken und Erinnern, als daß viel zu Papier gekommen wäre.“ Erst als ihn der Mai wieder nach Karlsbad geführt hatte, war es ihm dort bis über die Mitte Juni hinaus vergönnt, sich diesem Werk mit frischer Thätigkeit zu widmen. Da überraschte ihn am 26. Juni eine Wiederkehr seines alten Uebels, und der Anfall war so heftig, daß er ein paar Wochen brauchte, um sich nur einigermaßen zu erholen. In die Zeit seiner Rekonvalescenz fiel die Ankunft des östreichischen Kaiserpaars und der Kaiserin von Frankreich. Er feierte ihren Einzug durch ein paar noch weiter zu erwähnende Gedichte im Namen der Bürgerschaft zu Karlsbad (G.'s W. II, 277 ff.). Als die Kaiserin von Oestreich, mit welcher er diesmal in Karlsbad seines Unwohlseins wegen nicht zusammengekommen war, sich gegen Mitte Juli nach Töplitz begeben hatte, ward auch er dorthin durch den Herzog Karl August berufen, wo ihm denn, wie er sich in einem Brief an Reinhard enthusiastisch ausdrückt, „in der Nähe der Kaiserin mehr Glück und Gutes widerfuhr, als er verdiente, und welches ganz überschwänglich gewesen wäre, wenn ihn nicht die Sorge, seine Kräfte möchten unzureichend sein, oft mitten im Genuß an die menschliche Beschränktheit erinnert hätte.“ Auf einen Wunsch der Kaiserin improvisirte er damals das einaktige Lustspiel Die Wette, worin das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden

dargestellt ist. Den Auftrag übernahm er den 28. Juli, hatte am 29. das Stück im Kopf fertig und diktirte es am 30. Aufgeführt ward es den 5. August.

In den Tagen, wo Goethe von der Kaiserin und ihrer Umgebung die schmeichelhaftesten Huldigungen empfing, ward er zuerst mit Beethoven persönlich bekannt. Der Zeitpunkt war ein ungünstiger; er brachte beiden die Verschiedenheit ihrer Charaktere durch die Verschiedenheit ihrer Haltung den fürstlichen Personen gegenüber auf unerquickliche Art zum Bewußtsein. Der Tonkünstler hielt den Dichter für servil, dieser jenen für ungezogen. Beethoven schrieb an Bettina:

„Wenn so zwei zusammen kommen, wie ich und der Goethe, da müssen auch große Herren merken, was bei unser einem als groß gelten kann. Wir begegneten gestern auf dem Heimwege der ganzen kaiserlichen Familie. Wir sahen sie von weitem kommen, und der Goethe machte sich von meiner Seite los, um sich an die Seite zu stellen. Ich mochte sagen, was ich wollte, ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen. Ich drückte meinen Hut auf den Kopf, knöpfte meinen Oberrock zu, und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen. Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, der Erzherzog Rudolph hat den Hut abgezogen, die Frau Kaiserin hat gegrüßt zuerst. Die Herrschaften kennen mich. Ich sah zu meinem wahren Spaß die Prozession an Goethe vorbeidefiliren. Er stand mit abgezogenem Hut tief gebückt an der Seite. Dann hab' ich ihm auch den Kopf gewaschen. Ich gab ihm keinen Pardon.“ — Und Goethe an Zelter: „Beethoven's Talent hat mich in Erstaunen gesetzt. Allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie dadurch weder für sich noch für Andere genußreicher macht.“

Der Leser richte selbst nach seinem Geschmack über das Benehmen des großen Musikers und des großen Dichters. Mir scheint, wer das sichere Gefühl seines Werthes in sich trägt, braucht es nicht so forcirt kund zu geben, und wird sich ohne Bedenken den herkömmlichen Formen fügen. Goethe bediente sich dieser Formen nicht selten, um sich unnahbarer zu machen. Daß er durch ihre Anwendung nicht die Hochachtung der Großen einbüßte, und den Gedanken an Servilismus nicht bei ihnen erweckte, zeigt das Verhalten der Größten gegen ihn. Wo er bei fürstlichen Personen Adel der Gesinnung mit der Hoheit der Geburt gepaart fand, ist der Ausdruck seiner Verehrung auch für mein Gefühl oft zu überschwänglich; aber wo er jenen Adel bei ihnen vermißte, fehlte es ihm auch nicht an einem derb oder satyrisch verurtheilenden Worte.

Von Töplitz begab er sich noch behufs einer Nachkur auf einige Wochen nach Karlsbad, trat Anfangs September die Heimreise an,

verweilte bis Mitte September in Jena, den dortigen Museen seine Aufmerksamkeit widmend, und traf den 16. wieder in Weimar ein. Ein Verlust für ihn war es, Riemer nicht mehr als Hausgenossen zu finden. Dieser war seit Ostern als Professor am Gymnasium in Weimar angestellt, setzte aber, so viel es sein Amt gestattete, seine literarischen Dienstleistungen fort, und war besonders bei der Abfassung von Wahrheit und Dichtung behülflich.

Die nächsten sieben Monate bis zu Goethe's nächstjähriger Reise nach Böhmen fasse ich als ein kleines Ganze zusammen. Es war eine für unser Vaterland inhaltsschwere Zeit, worin ein gewaltiger Umschwung seines Schicksals sich vorbereitete. Die Nachrichten vom Brande Moskau's und dem grauenvollen Rückzug der Franzosen, die zuerst als dunkle Gerüchte umherliefen, bestätigten sich und riefen eine fieberhafte Bewegung hervor. Von der stolzen Armee, die im Juli siegesmuthig den Niemen überschritten hatte, sah man nur elende Reste zurückkehren. In Deutschland, zumal in Preußen begannen die Gemüther auf's tiefste zu gähren. Am letzten Tage des Jahrs trennte York sein Corps von den Franzosen, die Russen besetzten Ostpreußen. Der König von Preußen begab sich nach Breslau, der Kalischer Vertrag ward unterzeichnet. Mitte März erklärte Preußen den Krieg; der Aufruf des Königs an das Volk ließ die Begeisterung überall in Flammen emporschlagen. Goethe konnte aus den Ereignissen weder Hoffnung noch Freude schöpfen; ihm schien Napoleon's Macht zu fest gegründet. Gewaltsam klammerte er sich an seine friedlichen Beschäftigungen, um auf Augenblicke wenigstens die Drangsale der Zeit zu vergessen. Er schloß sich inniger, mitleid- und liebevoller an seine Freunde, war milder als je gestimmt. An Reinhard, der damals über das Schicksal von Geschwistern in Sorgen war, schrieb er: „Wir können uns jetzt alle als Strandbewohner ansehen und täglich erwarten, daß einer vor unsrer Hüttenthür, wo nicht mit seiner Existenz, doch mit seinen Hoffnungen scheitert. Milde zu sein kostet mich nichts, da meine Härte und Strenge nur factice und Selbstvertheidigung ist.“ An dem Tage, wo er dies schrieb, ward sein Freund Zelter von einem erschütternden häuslichen Unglück getroffen. Wie es auf Goethe wirkte, zeigt sein herrlicher Trostbrief an den Freund (Briefwechsel Nr. 187). Zelter erzählt darüber in dem Fragment einer Lebensbeschreibung:

„Am 14. Nov. 1812 berichtete ich den Tod meines ältesten Sohns, den Goethe persönlich gekannt, und der sich am nämlichen Morgen durch

einen Pistolenschuß entleibt hatte. Auf diesen Brief folgte eine schnelle Antwort, die mich wie einen Schicksalsbruder mit dem vertraulichsten Du anredete. Da ich denken mußte, daß eine solche Benennung wohl nur momentan aus Menschlichkeit und Antheil eines erschütterten Herzens heraufgesprungen, beantwortete ich den Brief zwar mit der Ergießung einer übervollen Brust, doch mit verdoppelter Ehrfurcht. Goethe's Briefe folgten aber in dieser Zeit oft genug aufeinander, daß ich denken durfte, an die Stelle eines verlornen Sohns einen lebendigen Bruder gewonnen zu haben ... Es würde vergebens sein, den vernichtenden Schmerz von der einen Seite, und von der andern den mächtigen Trostgewinn darstellen zu wollen. Aus der tiefsten Trauer, die auch meinem Leben drohte, fand ich mich erhoben. Entschlossen ergriff ich wieder und allein mein gutes Heft und ward gerettet."

Goethe's damalige weichere Gemüthsstimmung gab sich auch beim Tode Wieland's zu erkennen, der am 21. Januar 1813 starb. Er ward davon so ergriffen, daß man für seine Gesundheit fürchtete. Der Begräbnißfeier in Osmannstedt am 25. Jan. fühlte er sich unfähig beizuwohnen. Er ließ sich durch seinen Sohn vertreten und brachte den Nachmittag in Gesprächen mit Falk über den Hingeschiedenen zu. Es kamen hierbei die Fragen über die Fortdauer nach dem Tode und das Dasein Gottes zur Verhandlung.*) Hiernach hegte Goethe die Ueberzeugung, daß von dem Untergange so hoher Seelenkräfte, wie sie in Wieland sich gezeigt, nimmermehr die Rede sein könne. Er unterschied aber Klassen und Rangstufen der letzten Urbestandtheile der Wesen, die er Seelen oder lieber Monaden nannte. Es gebe, sagte er, sowohl „Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen," im Urwesen zwar verwandt, in Kraft und Wirksamkeit aber höchst verschieden. Die niedere Monade werde von einer höhern in ihren Dienst gezwungen. Entlasse nun eine regierende Hauptmonas die untergebenen ihres Dienstes, so sei das der Tod. Alle Monaden seien aber von Natur so unverwüstlich, daß ihre Thätigkeit selbst im Moment der Auflösung, der Dienstentlassung, nicht ruhe; sondern jede gehe sofort, wohin sie gehöre, in's Wasser, in die Luft, die Erde, das Feuer, in die Sterne. Das Schicksal des Hauptmonas richte sich hierbei nach der Macht der in ihr enthaltenen „Intention". Er müsse es seinen Ansichten ganz entsprechend finden, wenn

*) Riemer bezweifelt (I, 25 ff.) die treue Wiedergabe des Gesprächs; gewiß ist aber, daß der Inhalt mit Goethe's anderweitigen Aeußerungen über diese Fragen (in Briefen an Zelter, Gesprächen mit Eckermann, Goethe's Morphologie u. s. w.) im Einklange steht.

er Wielanden einst nach Jahrtausenden als einer Weltmonade, einem Stern erster Größe begegne und ihn mit seinem lieblichen Licht Alles um ihn her erquicken sehe. Auf die Frage, ob bei dem Uebergange einer Monas in andere Zustände das Bewußtsein erhalten bleibe, antwortete Goethe:

„Die Intention einer Weltmonas kann und wird Manches aus dem dunkeln Schooß ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht, und doch im Grunde nur Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes ist . . . So im Allgemeinen aufgefaßt, finde ich in der Fortdauer von Persönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares. Was uns selbst zunächst betrifft, so scheint es fast, als ob die von uns früher durchgegangenen Zustände dieses Planeten im Ganzen zu unbedeutend seien, als daß Vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung werth gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unsere Hauptmonas wird ihn wohl ebenfalls künftig einmal summarisch, d. h. in einigen großen historischen Hauptpunkten zusammenfassen."

Als Falk ihn fragte, ob man nicht Grund habe, eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkt der Schöpfung anzunehmen, die sich aller andern Monaden des Weltalls auf ähnliche Weise bediene, wie unsere Seele der ihr untergebenen Monaden, war die Antwort:

„Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts; nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschließenden Werth zu legen . . . Streng genommen, kann ich von Gott doch weiter nichts vermuthen, als wozu mich der beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß dadurch auch dem Glauben Schranken gesetzt seien. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem Zusammenhang mit der Sonne herausgerissen (?), alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre Ergänzung erhält. Versuchen wir von beiden Seiten muthig einzudringen; nur halten wir zugleich die Gränze streng auseinander!"

Am 18. Febr. 1813 beging die Weimarische Loge für ihren heimgegangenen Bruder Wieland eine Trauerfeierlichkeit, wobei Goethe aus Auftrag der Meister in Gegenwart des Hofes eine treffliche Rede zum Andenken des edeln Dichters, Bruders und Freundes Wieland (G.'s W. Bd. 27, S. 422 ff.) hielt. Die ungemein warme und lebendige Darstellung des Charakters und der Verdienste Wieland's zeigt, daß Goethe dem bei wechselnder Laune doch immer liebenswürdigen Manne trotz zeitweiliger Entfernung unausgesetzt eine innige Zuneigung bewahrt hatte.

Inzwischen suchte Goethe die Umgebung wie sich selbst unter dem Druck der gewitterschwülen politischen Atmosphäre möglichst aufrecht zu erhalten. Die Theatersaison des Winters 1812—13 erhielt einen besondern Glanz durch Iffland's Anwesenheit, der in einer Reihe bewunderter Gastvorstellungen auftrat. Neben ihm thaten sich auch in der Weimarischen Truppe bedeutende Talente hervor. Goethe nennt selbst aus dieser Zeit die Schauspieler Aug. Durand, Wilh. Deny, Joh. Jac. Graff, Ant. Genast, Friedr. Haide, Joh. Friedr. Lortzing, Malkolmi, Karl Oels, Karl Unzelmann, Pius Alex. Wolff; und die Schauspielerinnen Henr. Beck, Henr. Eberwein, Ernestine Engels, Frau Lortzing, Frau Wolff geb. Malkolmi. Für die Feier des 30. Jan. 1813 schrieb er die Kantate Idylle (G.'s W. VIII, 395 ff.). Auch hier wob er, wie 1811 im Rinaldo, den poetischen Text locker, um nicht den Musiker zu beschränken, begnügte sich aber nicht wie damals mit einem beziehungslosen Stoff. Damon in der Idylle ist der Dichter selbst, der sich in letzter Zeit vom Hofe mehr, als man dort gern sah, entfernt hielt. Dies wünschte er nicht als ein Zeichen minderer Zuneigung bebetrachtet zu wissen; darum heißt es:

Die Liebe sucht die Einsamkeit,
Auch die Verehrung darf sie suchen.

Der 16. Februar, der Geburtstag der Erbprinzessin, verlangte gleichfalls Goethe's Theilnahme. Sein dichterischer Tribut zu diesem Fest war unbedeutend (G.'s W. VI, 48 f.); mehr trug er zur Verherrlichung desselben durch Erfindung und Arrangirung eines Tableaus (Arkadien) bei, wovon das Modejournal im Märzstück 1813 eine Schilderung brachte.

Ueber solchen friedlichen Festen hatte sich der politische Himmel immer düsterer umwölkt. Goethe berichtet lakonisch in den Annalen: „Der französische Gesandte wird in Gotha überrumpelt und entkommt. Ein geringes Corps Preußen besetzt Preußen und will uns glauben machen, wir seien unter seinem Schutz sicher." Am 17. April reiste er nach Böhmen ab, und war mit einem preußischen Paß noch glücklich durch die Chaine gekommen, als am 18. April die Franzosen nicht ohne Gewalt in Weimar einrückten, von wo er längere Zeit ohne Nachricht blieb. In Meißen begegnete er einer Compagnie Freiwilliger, in welcher sich De la Motte Fouqué befand. Dieser erkannte sogleich unsern Dichter, obwohl er, in einen russischen Generalsmantel verhüllt, eine Militärmütze tief in's Gesicht gedrückt,

im Wagen saß. Fouqué theilte den Kameraden seine Entdeckung mit, und sagte, in militärischer Haltung an Goethe's Wagen tretend: „Ew. Excellenz melde, daß eine Abtheilung der Kgl. Preußischen Feldschaar der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsch nach Leipzig Ew. Excellenz die Honneurs zu machen wünscht.“ Der Feldwebel Professor Mackwort aus Berlin kommandirte: „Präsentirt das Gewehr!“ und Fouqué rief: „Der Dichter aller Dichter, Goethe lebe hoch!“ Die ganze Compagnie stimmte mit Hurrah und Hörnerklang ein. Als hierauf Fouqué den Dichter um seinen Waffensegen bat, nahm der Tiefergriffene den dargereichten Hirschfänger nebst Büchse und sprach, seine Hand darauf legend:

Zieht hin mit Gott, und alles Gute
Werd' Eurem frischen deutschen Muthe!

worauf er unter nochmaligem Lebehoch grüßend davonfuhr. In Dresden, wo sich der König von Preußen befand, traf er mit Stein und Arndt zusammen, auf die er, weil er gedrückt und beklommen erschien, keinen erfreulichen Eindruck machte. Als Schiller's Herzensfreund Körner, dessen Sohn Theodor in den Reihen der Freiwilligen stand, Hoffnung auf glücklichere Zeiten äußerte, antwortete Goethe heftig auffahrend: „Ja, schüttelt nur an Euren Ketten! Der Mann ist Euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen, nur noch tiefer in's Fleisch ziehen!“ In der That war Grund zu Besorgniß vorhanden, weil Oestreichs Haltung zweifelhaft war. Erst in Töplitz erhielt Goethe durch vertrauliche Mittheilung Andeutung von einer nahe bevorstehenden allgemeinen Verbindung gegen Napoleon.

In Töplitz gab er sich zuerst, wie gewöhnlich beim Anfang einer Badesaison, einer fleißigen Arbeit hin, und zwar am dritten Theil seiner Selbstbiographie. Dazwischen entstanden Gedichte, die zum Theil durch den Geist, der sie durchweht, in merkwürdigem Gegensatz zu der ernsten Zeit und der aufgeregten Welt stehen. Ich nenne nur das den geselligen Liedern eingereihte „Gewohnt, gethan („Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht“), dessen zweite Strophe lautet:

Ich habe geglaubt, nun glaub' ich erst recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch schlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden.
So düster es oft und so dunkel es war
In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
Auf einmal ist's lichter geworden.

Die Gruppe seiner geselligen Lieder vermehrte sich noch durch das schöne Gedicht Offene Tafel, das jedoch erst nach der Heimkehr, am 12. Okt. abgeschlossen wurde. Anregendes Vorbild war ein französisches Gedicht Raretés von Lamotte-Houdard.*) Zu den Balladen kamen hinzu: „Der Todtentanz, Der getreue Eckart und Die wandelnde Glocke. Der Entwurf einer Oper, welche Der Löwenstuhl betitelt werden sollte, und das Sujet der später entstandenen Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen behandelt haben würde, blieb aus unbekannten Gründen unausgeführt. Nachdem Goethe einige Zeit in Töplitz zugebracht hatte, sah er sich viel in der Umgegend um und flüchtete sich, wie er an Meyer schrieb, „gar oft in das anorganische Reich," in die stille Gebirgswelt. Einen Ausflug nach Zinnwald und Altenberg hat er in einem besondern Aufsatz beschrieben, der in seinen Werken unter Mineralogie und Geologie (XL, 204 ff.) eingereiht ist. Doch fehlte es ihm auch nicht an geselligem Verkehr mit der Erbprinzessin Maria Paulowna, der Großfürstin Katharina Paulowna, nachmals Königin von Württemberg, dem Grafen Brühl, dem General Thielemann u. s. w. Gern hätte er diesem Kreise noch länger angehört; aber die aufsteigenden Kriegswolken, die auch Böhmen bedrohten, mahnten zur Heimreise.

Gleich nach Mitte August in Weimar eingetroffen, brachte er bald darauf mit dem Herzog Karl August noch eine ruhige Woche in Ilmenau zu, um dann in Weimar desto bewegtere Monate zu verleben. Er suchte Gemüthsruhe für Stunden wenigstens dadurch zu gewinnen, daß er sich auf Dinge warf, die den Tagesinteressen möglichst fern lagen, z. B. auf ein eifriges Studium der chinesischen Geschichte. Umsonst; die kriegerischen Ereignisse drängten sich der Aufmersamkeit mit jedem Tage gewaltsamer auf. Die jüngste französische Garde rückte in Weimar ein; General Travers, den Goethe als Begleiter des Königs von Holland kennen gelernt, wurde bei ihm einquartiert. Allmälig bewegte sich die ganze französische Armee nach Sachsen hinein, wo auf den Feldern von Leipzig das Schicksal Europa's entschieden werden sollte. Gerade am Tage der Schlacht dichtete Goethe der Schauspielerin Wolff zu Liebe einen Epilog zum Essex (G.'s W. VI, 418). Er selbst sah später etwas Prophetisches in den Versen: „Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

*) Näheres in meinem Kommentar zu Goethe's Gedichten I, 157.

An eben dem Tage fiel in seinem Hause Napoleon's Brustbild von der Wand. Goethe's Frau, eine leidenschaftliche Verehrerin des Kaisers, war darüber außer sich. Er tröstete sie mit den Worten: „Sieh nur her; nur der Rand des Bildes ist entzwei; dem Helden selbst ging man noch nicht zu Leibe.“ Später ließ er, einen Vers Lucan's parodirend, um den Rand die Worte setzen:

Scilicet immenso superest ex nomine multum.

Rasch wälzte sich die zurückschwellende Kriegsfluth gegen Weimar heran. Kosaken schlichen herbei und hoben den französischen Gesandten auf. Die Franzosen näherten sich von Apolda und Umpferstedt, die Verbündeten vom Ettersberg her: die Oestreicher rückten ein. Goethe kam mit den Seinigen über die gefahrvollen Tage glücklich genug hinweg und hatte die Freude, durch die Kriegsereignisse manchen interessanten Mann nach Weimar und in sein Haus geführt zu sehen; er nennt in den Annalen unter Andern W. v. Humboldt, Metternich, Hardenberg, Prinz August von Preußen, Prinz Paul von Württemberg. Am 1. Nov. trat der Herzog von Weimar vom Rheinbunde zurück, schloß sich den Verbündeten an und erließ einen Aufruf zur Bildung eines Freiwilligen-Corps.

Von dem Sturm der todesmuthigen Begeisterung, der jetzt Deutschland durchbrauste, ließ Goethe sich nicht fortreißen; er widersetzte sich sogar dem Wunsch seines Sohns, in das Freiwilligen-Corps zu treten, und erwirkte einen Erlaß des Herzogs, der dem Kampflustigen den Eintritt verweigerte. Daß Goethe aber nicht theilnahmlos für das Schicksal und die Ehre seines Vaterlandes war, bezeugt ein in den Nov. 1813 fallendes Gespräch mit dem trefflichen Historiker Luden. Dieser hatte Goethe'n den Entschluß mitgetheilt, eine zunächst gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft gerichtete Zeitschrift unter dem Titel Nemesis herauszugeben. Goethe widerrieth ihm eine geistzersplitternde publicistische Thätigkeit und fuhr dann fort:

„Glauben Sie nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sind ein Theil unsers Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche. In der Wissenschaft und der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen

verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt nicht das stolze Bewußtsein, einem großen, starken, geachteten, gefürchteten Volk anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie wären längst zu Grunde gegangen. Da sie aber fortbestanden, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reichs und der Gestaltung des Mittelalters sein wird, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volks zu mehren, zu stärken und zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch — und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern hierin wenigstens voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“

Von dem frischen, freudigen Geiste, der im J. 1814, zu dem ich übergehe, in allen deutschen Gauen erwachte, der die patriotischen Funken, die bisher zerstreut und im Verborgenen geglimmt hatten, zu Einem großen Brande aufflammen und zusammenschlagen ließ, konnte Goethe nicht unberührt bleiben. In drei Symptomen gab sich die belebende Einwirkung der großen Zeitepoche auf ihn kund. Er, der in den letzten Jahren sich während der Sommermonate in das abgeschlossene böhmische Gebirgsbecken versenkt und dort mit hocharistokratischen Kreisen verkehrt hatte, fühlte sich durch den Umschwung der Dinge, wie er selbst sagt, „in die freie Welt, besonders in's freie Geburtsland getrieben, zu dem er wieder Lust und Antheil fassen konnte,“ wo mit den Jugenderinnerungen auch Jugendempfindungen in ihm auflebten, wo er statt unter Fürsten, Diplomaten und hochgestellten Lebemännern im Getriebe eines regen Volkslebens, in bildungsreichen Bürgerkreisen sich bewegte. Hatte er in Böhmen sich vorherrschend den mineralogischen und geognostischen Studien gewidmet, so regten ihn am Rhein deutsche Kunst und deutsches Alterthum zu liebevoller Betrachtung auf. Und war in Böhmen regelmäßig ein Theil der Zeit auf Weiterführung begonnener Arbeiten oder Ergänzung älterer Gedichtgruppen verwandt worden, so erblühte ihm jetzt eine überraschend reiche neue, eigen-

artige Liederflora, die in mehrern Blüthen an die schönste Zeit seiner Lyrik erinnert. Nachhaltig war aber diese verjüngende Einwirkung nicht, und die Ursache lag nicht ausschließlich in seinem vorgerückten Lebensalter, sondern zum Theil in dem Rücklauf der politischen Zustände. Als auf die erhebende Tragödie des Befreiungskampfes das widrige Satyrspiel des Wiener Kongresses folgte, erkannte Goethe klarer, als die Meisten, daß die Zeit noch fern sei, wo dem deutschen Volke „der Tag des Ruhmes anbreche."

Aus der ersten stärkern Hälfte des Jahrs 1814 bis zur Rheinreise hebe ich das Theater, die wiederauflebende Hauskapelle und einen Frühlingsaufenthalt zu Berka hervor. Das Theater stand jetzt ungefähr auf seinem Gipfelpunkt. Treffliche Schauspieler versuchten sich an den mannigfachsten und schwierigsten Aufgaben, sogar an Stücken von zweifelhaftem poetischen Werth, wie z. B. Die Schuld von Müllner, wenn sie nur Anlaß zur Entfaltung ihrer Talente boten. Das Wiedererwachen des Singvereins war für Goethe ein hocherfreuliches Ereigniß; die Unterbrechung hatte er schmerzlich empfunden. Eine Aufführung der Johanna Sebus eröffnete die neue Periode, doch wollte, wie es scheint, die Anstalt noch immer nicht recht gedeihen; denn am 22. April klagte er Zeltern, es gehöre eine besondere Kunst dazu, einen solchen zusammengeborgten Körper, von dem bald dieses, bald jenes Glied abfalle, beim Leben zu erhalten. Mit einer auf republikanischer Grundlage konstituirten Gesellschaft, wie die freiwillige Hauskapelle war, fertig zu werden, mochte allerdings dem an's Befehlen gewöhnten Theaterdirektor nicht leicht werden.

Der Aufenthalt in Berka auf dem von der Ilm umrauschten „Edelhof" kam zwei poetischen Arbeiten zu statten. „Hier ist es," schrieb er den 18. Mai an Meyer, „so still und friedlich, als wenn seit hundert Jahren und hundert Meilen weit kein Kriegsgetümmel existirte. Der Tag ist so lang, daß er manchmal langweilig wird; und das, wissen Sie, ist der Erfindung günstig." Als er dies schrieb, war er mit dem kleinen Vorspiel Was wir bringen beschäftigt, womit im Juli das Theater zu Halle eröffnet werden sollte. Man hatte gewünscht, daß es zugleich dem unlängst gestorbenen Geh. Oberbergrath und Arzt Joh. Christian Reil zu Halle, dem die dortige Bühne ihr Entstehen verdankte, als Todtenfeier gelten könnte, worauf Goethe gern einging. Dem Plan nach knüpft es an jenes gleichbetitelte Vorspiel aus dem J. 1802 an (s. oben S. 27), und ist deßhalb in Goethe's Werken (VI, 363) als Fortsetzung be-

zeichnet. Die kleine Dichtung, in seiner nunmehrigen Art ganz mythisch symbolisch gehalten, läßt stellenweise, besonders gegen den Schluß, seine Freude über die Befreiung des Vaterlandes durchblicken.

Die Ausarbeitung des Stücks übertrug er an Riemer, weil er selbst unerwartet von Iffland ersucht wurde, für das Berliner Theater ein auf den Befreiungskrieg bezügliches Festspiel zu dichten. Das Vorspiel gehört demnach zu den geselligen poetischen Arbeiten, deren wir (von jenen mit Schiller gemeinsam gedichteten Xenien abgesehen) noch ein Paar um diese Zeit antreffen: die Gedichtsammlung Willkommen, unter Goethe's Leitung aus Beiträgen Verschiedener zusammengestellt, womit der aus dem Kriege heimkehrende Fürst begrüßt werden sollte, und das schöne Festspiel zu Iffland's und Schiller's Andenken (G.'s W. XXXV, 401 ff.), das er im folgenden Jahre gemeinsam mit dem Oberkonsistorialpräsidenten Peucer dichtete. Goethe hielt dergleichen gesellige Produktionen der jetzigen Kulturstufe des Vaterlandes für angemessen, „indem eine Fülle gemeinsamer Empfindungen, Begriffe und Ueberzeugungen, sowie die Gabe, sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrücken, genugsam verbreitet sei.“ Französische Schriftsteller haben so mit Erfolg zusammengearbeitet: bei uns steht die spröde deutsche Individualität der Sache im Wege. Goethe's Versuche gelangen ausnahmsweise, weil Mitarbeiter, wie Riemer und Peucer, seiner entschiedenen Superiorität sich willig fügten. Auf das für Berlin unternommene Festspiel Des Epimenides Erwachen komme ich zurück.

Am 25. Juli brach Goethe nach den Rheinlanden auf, und fand sich gleich auf der Reise zu frischen Gesangesweisen angeregt. Die Lieder des Divans Phänomen und Liebliches (Buch des Sängers) athmen schon ganz die Wanderlust. Am 26. schlug er im Gedicht Jahrmarkt zu Hühnefeld (G.'s W. II, 237) wieder den Ton jenes vierzig Jahr ältern Diners zu Coblenz an. In Frankfurt verbrachte er drei Tage im Friedr. Schlosser'schen Hause und fuhr am 29. nach Wiesbaden. Hier hatte Zelter, der schon ein paar Wochen anwesend war, für ihn ein Quartier bestellt und vom bereits abgereisten Philologen Wolf dessen Vorrath an Wein und Mineralwasser übernommen. Die reiche Mineraliensammlung des Oberbergraths Cramer brachte ihn wieder in Gefahr, sich in die alten böhmischen Studien zu vertiefen; aber die Nähe Zelter's, der noch den August hindurch bei ihm blieb, der muntere Sinn des

rheinischen Volks, die herrliche zu Ausflügen lockende Gegend umher, die Wiedervergegenwärtigung seiner Jugenderlebnisse zu selbstbiographischen Zwecken Angesichts ihres Schauplatzes — Alles trug dazu bei, ihn wieder mit der Menschenwelt zu befreunden, ihm jene größere Umgänglichkeit, Milde und Schonung zu geben, die er auf dieser Reise gewonnen zu haben bekennt.

Am 15. Aug. unternahm er mit seinen Freunden eine Fahrt in's Rheingau. Sie übernachteten in Rüdesheim, fuhren am 16. unter Kanonendonner über den von Kähnen und Schiffen wimmelnden Strom und mischten sich unter die bunten Schaaren der Wallfahrer, die von allen Seiten die Anhöhe zur Rochuskapelle unfern Bingen hinaufzogen. Man muß Goethe's schöne Schilderung des Rochusfestes (Bd. 26, S. 197 ff.), ein würdiges Seitenstück zu seinem Gemälde des römischen Karnevals, lesen, um den Hauch seiner damaligen frohen Stimmung zu fühlen. Als sei ihm auf dem Schauplatz seines Jugendlebens Jugendlust und Jugendkraft zurückgekehrt, trieb sich der nahe Fünfundsechszigjährige scherzend und wohlgemuth in dem bunten Menschengetümmel umher, und wie damals hatte er jetzt noch das offenste Auge und Herz für Natur und Menschenwelt, für Volkssitten und Kunst, nur daß seine Gesinnung duldsamer, sein Urtheil wohlwollender geworden war.

Nach Zelter's Abreise verlebte er in der ersten Septemberwoche eine Reihe schöner Tage auf dem Landgut der Familie Brentano am Rhein bei Winkel, von wo zu Wagen, Fuß und Schiff Ausflüge nach den interessantesten Punkten auf beiden Rheinufern gemacht wurden. Die Stelle am Rhein zwischen einem Weidicht, wo Karoline von Günderode sich acht Jahre vorher das Leben genommen, und die Erzählung der Katastrophe an Ort und Stelle aus dem Munde nahbetheiligter Personen mochten tiefergreifende Erinnerungen aus früherer Zeit in ihm aufwecken.

Am 10. Sept. begab er sich wieder nach Frankfurt und brachte dort, die liebevollste Gastfreundschaft im Schlosser'schen Hause genießend, zwei Wochen im Verkehr mit Jugendfreunden, vor allen mit Riese, dem Kastenschreiber, zu. In den frühern Auflagen dieser Schrift ist von einer Ovation erzählt, welche damals die Frankfurter Theaterdirektion dem größten Sohne der Stadt durch eine glänzende Aufführung des Tasso und sich daran schließende Huldigungen bereitet habe, und spätere Biographen Goethe's brachten gleichfalls die Erzählung. Die Ovation hat nicht statt gefunden. Der Irrthum entstand daher, daß der Frankfurter Banquier Geheime-

rath von Willemer die Theaterdirektoren für ihr laues Verhalten gegen Goethe durch die Schilderung einer Festfeier, wie sie schicklich gewesen wäre, zu züchtigen suchte, indem er dieselbe als Schilderung einer wirklich stattgefundenen Feier im Morgenblatt (vom 27. Sept. 1814) veröffentlichte.

Goethe's Verhältniß zu diesem Geheimerath von Willemer, das sich erst in jüngster Zeit näher aufgehellt hat*), verdient hervorgehoben zu werden. Joh. Jac. Willemer, zum preuß. Geheimerath von Friedr. Wilhelm II. ernannt, geadelt vom Kaiser von Oestreich, galt in Frankfurt als einer der bestgeachteten und bestgefürchteten Mitbürger. Ein tüchtiger Geschäftsmann, war er zugleich ein Gönner und Freund der Literatur und Kunst, und verkehrte mit Männern, wie Joh. Müller, Boisserée, Brentano, Börne u. s. w. Er entwickelte selbst eine sehr umfassende, freilich auch sehr hastige und zersplitterte literarische Thätigkeit, wie in der Frankfurter Stadtbibliothek eine Reihe von Bänden mit dem Rückentitel „Willemer's Werke" bezeugt. Seine Bestrebungen waren hauptsächlich auf Volksbildung, Jugenderziehung und populäre Staatsphilosophie gerichtet. Oeffentliche Mißstände beleuchtete er scharf und schonungslos. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe datirten schon von früheren Jahren her. Im J. 1797 erwies sich das Willemer'sche Haus freundlich gegen die mitgebrachten Seinigen, und für Theilnahme, die man diesen geschenkt, bewahrte Goethe stets eine warme Dankbarkeit. Im J. 1808 stand Willemer der Gattin Goethe's bei Abwickelung der Erbschaftsangelegenheit getreulich zur Seite. Als der Dichter ihn jetzt 1814 besuchte, war Willemer schon zweimal vermählt gewesen, hatte aus der ersten Ehe drei Töchter, aus der zweiten einen Sohn, und stand eben, obwohl ein Vierundfünfzigjähriger, im Begriff eine dritte Ehe einzugehen. Der Name seiner dritten Gattin Marianne geb. Jung wird als Suleika unvergänglich mit Goethe's bedeutendster Dichtung dieser Zeit, mit dem Divan, verwoben bleiben.

Marianne, 1784 zu Linz ob der Enns geboren, 1798 mit ihrer verwittweten Mutter in der Truppe des Balletmeisters Traub nach Frankfurt gekommen, hatte mit ihrem Spiel in Ballets und kleinen Lustspielen sogleich großen Beifall gewonnen, und durch ihre musikalischen Anlagen, wie überhaupt durch ihren lebhaften Geist Aufsehen erregt. Als Willemer zwei Jahre später in die Theater-

*) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer, herausgeg. von Th. Creizenach (Stuttg. Cotta 1877).

direktion eintrat, entzog er durch Uebereinkommen mit der Wittwe Jung die sechszehnjährige Künstlerin den Verführungen, womit ihr Stand und ihre reizende Persönlichkeit sie bedrohten, und ließ sie mit seinen zwei jüngern Töchtern weiter ausbilden, wobei das geistig bewegte Leben im Willemer'schen Hause ihren Talenten sehr zu statten kam. Im Zeichnen, Singen und Klavierspiel hatte sie gute Lehrer, war mit Cornelius befreundet und erfreute sich eine Zeit lang des Umgangs mit der großen Sängerin Anna Milder-Hauptmann. Ihre Hauptvirtuosität aber war, das gesellige Leben in ihrem Kreise zu einem Kunstwerk zu gestalten. Ohne selbst stark in den Vordergrund zu treten, regte sie die Gesellschaft abwechselnd zu Gesang, Spiel und geistreichem Gedankenaustausch an, und entfaltete dabei eine seltene, allerdings nur zur Gelegenheitspoesie verwendete dichterische Begabung, die so bedeutender Art war, daß Goethe in seinen Divan mehrere Gedichte von ihr verflechten konnte, die zu den schönsten Blumen dieses Liederkranzes gehören. Willemer führte sie am 27. Sept. 1814 unter Billigung seiner Töchter und Schwiegersöhne als seine dritte Gattin zum Altar. Goethe's Verhältniß zu dem neuvermählten Paar gestaltete sich schon 1814 zu einem herzlichen und innigen, doch in höherm Grade, wie sich zeigen wird, im nächstfolgenden Jahre.

Am 24. Sept. 1814 reiste Goethe nach Heidelberg zu Boisserée, ergötzte sich an der dortigen Sammlung niederdeutscher und altdeutscher Gemälde, die ein Eigenthum der Gebrüder Boisserée und Bertram's war, und verkehrte viel mit Voß, Thibaut, Paulus und Karoline von Humboldt. Am 9. Okt. fuhr er mit Sulpiz Boisserée nach Darmstadt. Hier fand er den Oberbaurath Moller mit Arbeiten für das Boisseréesche Domwerk beschäftigt und bewunderte den neuaufgefundenen Grundriß der Domfaçade, betrachtete mit großem Genuß das Darmstädter Museum, und sah in der naturhistorischen Sammlung unter den Resten gigantischer Vorweltthiere mit Rührung viele Stücke wieder, die einst sein hingeschiedener Freund Merck mit Liebe gesammelt hatte. Am 10. Okt. fuhr er, Boisserée in Darmstadt lassend, nach Frankfurt. Auch hier bot sich ihm in den verschiedenen Kunstsammlungen von Städel, Grambs, Brentano, von Gerning, von Bethmann u. A. reiche Gelegenheit zu Kunstgenuß und Belehrung; lebhaftes Interesse nahm er auch an der Senckenbergischen Stiftung.

Er verweilte in der Vaterstadt noch eben lange genug, um dort an der ersten Jahresfeier der Leipziger Schlacht Theil zu nehmen.

Das Fest wurde den 18. Okt. durch Glockenläuten und Choräle von den Thürmen eingeleitet; Abends leuchteten Freudenfeuer auf den Bergrücken umher. Goethe genoß dieses Schauspiel mit dem Willemer'schen Ehepaar auf dem kleinen Thurm im Weinberg am Hainerwege, dem sogenannten Wassertempel gegenüber. Das weite Landschaftsbild mit mehr als hundert hell erleuchteten Punkten prägte sich ihm unauslöschlich ein. Am 19. Okt. folgte eine glänzende Illumination der Stadt. Vor dem Römer prangte ein Transparent und ein flammender Opferaltar; die Straßen waren mit bebänderten Tannen, am Eingange mit Triumphthoren geschmückt; vor allen strahlte der jetzige Goetheplatz und die Mainbrücke.

Am folgenden Tage begab sich Goethe nach Hanau zu einem fünftägigen Aufenthalt beim Geheimerath Leonhard, dessen reichhaltiges und musterhaft geordnetes Mineralienkabinet ihm höchst förderlich war. Nebenher sah er sich in den dortigen Bijouteriefabriken, in der Teppichfabrik von Leisler und Comp., der Zeichenschule des Hofraths Westermeyer u. s. w. um. Die Mitglieder des Hanauer Gesellschaftstheaters veranstalteten dem gefeierten Gast zu Ehren eine Festvorstellung mit einem von Leisler gesprochenen Prolog.

So waren ihm, als er am 27. Okt. gesund und vergnügt nach Weimar zurückkehrte, wie er an Zelter schrieb, „unendliche Schätze der Anschauung und Belehrung geworden;" und als ihn darauf im December die Sorge für die wissenschaftlichen Anstalten nach Jena rief, zeigte er sich dort, wie Knebel einer Freundin berichtete, „überaus wohl und theilnehmend, und schien sich überhaupt im letzten Sommer verjüngt zu haben."

Es erklärt sich also leicht, weßhalb ihm das Spätjahr 1814 und die ersten fünf Monate des folgenden Jahrs bis zur Wiederholung der Rheinreise trotz eines Katarrhs, der ihn im Frühling quälte, so ungemein fruchtbar an schriftstellerischem Ertrage wurden. Ich werde über denselben später eine Uebersicht geben, und bemerke hier nur, daß in dieser Zeit Lieder zum Divan in reicher Fülle und eine Menge kleiner Gelegenheitsgedichte, sowie das Festspiel zu Iffland's und Schiller's Andenken entstanden. Zu den Gelegenheitsgedichtchen gehörte das den Zuschriften und Erinnerungsblättern eingereihte An Geheimerath von Willemer (VI, 91):

Reicher Blumen goldne Ranken
Sind des Liedes würd'ge Schranken;
Goldneres hab' ich genossen,
Als ich Euch in's Herz geschlossen u. s. w.

Weil er damals mit seinen Gedanken ganz im Orient lebte, ließ er die Verse nach arabischpersischer Sitte mit Blumenarabesken einfassen, die mit einer prachtvollen vom Herzog von Gotha ihm verehrten Goldtinte gezeichnet waren.

Am 24. Mai trat Goethe mit der Vorahnung eines abermaligen genußreichen Sommers die Reise nach dem Rheine an. Freilich waren am politischen Himmel neue drohende Wolken aufgestiegen. Napoleon war den 1. März zu Cannes gelandet und den 20. in Paris eingezogen. Die Mächte des Wiener Kongresses hatten ihn in die Acht erklärt und ließen ihre Heere gegen die französische Gränze vorrücken. Die in Goethe erwachte Gesangeslust ließ sich dadurch nicht verscheuchen. Bereits am ersten Reisetage wurden sieben, am vierten sechs neue Lieder aufgezeichnet, darunter einige, worin der Dichter schon als Hatem, seine Geliebte als Suleika auftritt. Als er am 28. Mai in Wiesbaden eintraf, fand er die preußische Garde vor und die kaum zu Athem gekommenen Bürger wieder fieberhaft aufgeregt. Die Schlacht von Waterloo ward dort zuerst zu großem Schrecken als verloren gemeldet, so daß viele Badegäste in Angst vor schneller Ausbreitung der Franzosen schon Anstalten zum Einpacken machten. Um so freudiger überraschte die bald folgende Nachricht von dem Siege der Verbündeten. Unterdessen wuchs die Liederflora des Divans erfreulich weiter. In unproduktivern Stunden las Goethe in der Wiesbadener Bibliothek die in langen Reihen aufgestellten Bände der Göttinger Anzeigen durch, um einmal zu überschauen, „was man Alles erlebt und durchlebt hatte.“

Es fehlte auch in diesem Jahre nicht an Ausflügen von Wiesbaden aus in die Umgegend. In Biberich traf er den Erzherzog Karl, der ihm eine Beschreibung seiner Feldzüge mit höchst genauen Karten verehrte, auf welchen sich auch die Ufergegenden der Lahn von Wetzlar bis Neuwied befanden. Goethe machte von ihnen einen sehr förderlichen Gebrauch bei einer Exkursion zu beiden Seiten der Lahn in Begleitung des Oberbergraths Cramer.

Am 25. Juli unternahm er in Gesellschaft des Ministers von Stein und Arndt's einen Ausflug nach Köln, und betrachtete dort mit Bewunderung den Dom, dieses „schmerzenvolle Denkmal der Unvollendung,“ widmete auch den Sammlungen des Professors Ferd. Franz Wallraf eine rege Aufmerksamkeit. Auf der Rückfahrt besichtigte er zu Bonn die Sammlung des Kanonikus Pick, zu Neuwied die dort und in der Nachbarschaft gefundenen Alterthümer.

In Coblenz ward ihm durch Görres ein solennes Frühstück veranstaltet. Am 31. Juli langte er wieder in Wiesbaden an. Zwei Tage später fand sich Sulpiz Boisserée ein, verweilte bei ihm eine Woche, begleitete ihn dann nach Mainz und brachte dort mit ihm einen Tag zu. Am 12. Aug. Vormittags kamen sie in Frankfurt an, wo Sulpiz im Gasthof zum Schwanen abstieg, Goethe aber sogleich zum Willemer'schen Ehepaar hinausfuhr, um rechtzeitig vor Tisch zu erscheinen.

Willemer wohnte den Winter hindurch meist in der Stadt im Rothen Männchen, einem Patricierhause der alten Mainzergasse, zur Sommerzeit aber, und so auch jetzt, auf der sogenannten Gerbermühle, einem Landsitz, ungefähr eine halbe Stunde oberhalb Frankfurt nahe beim Dorf Oberrad am linken Mainufer gelegen. Es war eine gar anmuthige und stille Wohnstätte. Das im Ganzen schlichte Gebäude, an dessen Westseite sich eine Balustrade hinzog, und manches erhöhte Plätzchen der umgebenden Baum- und Buschpartien gewährten schöne Blicke über weite und freundliche Landschaftsbilder. Auf einem Pfade, der sich um's Haus schlang, war Goethe vor vierzig Jahren oft als Liebender zu Lili nach Offenbach gewandert. Hier genoß er nun einer vierwöchentlichen höchst beglückenden Villeggiatur, die sich wohl mit jener zu Castel Gandolfo vom Oktober 1787 (III, 107) messen konnte. Ein herrliches Sommerwetter, eine Umgebung, an die sich die Erinnerung seines frischesten Jugendlebens knüpfte, eine liebevoll gastliche Bewirthung, ein Tageslauf, den die anmuthreiche und hochbegabte, und doch so bescheidene Hausfrau mit stündlich abwechselndem Reiz zu durchflechten wußte, vielfacher Zuspruch aus der Stadt von Sulpiz Boisserée, Friedr. Schlosser, dem Jugendfreund Riese, Dr. Seebeck, dem etwas derben und barocken, aber humorreichen Medicinalrath Dr. Ehrmann, sogar von einer hochfürstlichen Dame, seiner langjährigen Verehrerin, der Herzogin von Cumberland, Schwester der gefeierten preußischen Königin Louise, mitunter auch, jedoch selten, Gegenbesuche in der Stadt, — alles dies machte die Villeggiatur zu einem Lichtpunkt seines Lebens, dessen Glanz nie in seinem Gedächtniß verblich. Marianne schilderte später den täglichen Lebenslauf ihres geliebten Gastes in folgender Weise:

„Morgens blieb er allein; jeden Vormittag um 10 Uhr trank er mitgebrachten Wein aus einem silbernen Becher. Mittags erschien er im Frack und benahm sich ziemlich förmlich. Freier war seine Unterhaltung Nachmittags auf Spaziergängen. Gern machte er auf Wolkenbildungen, auf

farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Gestein aufmerksam. Er trug immer ein großes Taschenmesser bei sich, womit er Reiser abschnitt oder Steinchen vom Boden löste. Abends, wenn er seinen weiß flanellenen Hausrock angezogen hatte, erschien er völlig zwanglos und liebenswürdig, las gern vor und ermunterte die Hausfrau zum Singen. Bemerkenswerth ist, daß ihm beim Lesen seiner eigenen Gedichte nicht selten Thränen in die Augen traten.“ *)

Wie am 28. Aug. sein sechsundsechszigster Geburtstag auf der Gerbermühle festlich begangen ward, erzählt Boisserée ausführlich in seinen Aufzeichnungen (I, 271). Eine schönere Geburtstagsfeier mag der Dichter kaum je erlebt haben. Mehr, als das Morgenständchen, vom Theaterorchester dargebracht, als das Mittagsmahl, wobei der Elser reichlich floß, als die sinnigen Geschenke, womit ihn der zahlreiche Freundekreis überraschte, war es der Hauswirthin innigste, geistgewürzte Zuneigung, was ihm diesen Tag unvergeßlich machte und seiner so oft in Briefen und Liedern gedenken ließ. Einzelne hochbejahrte Leute in Oberrad erzählen noch aus ihrer Kinderzeit von dem Morgenständchen, sowie überhaupt von Goethe's Aufenthalt auf der Gerbermühle, wie festlich diese zum Empfang des Dichters mit Grün und Blumenguirlanden geschmückt gewesen; wie prächtig sich Abends die bunten Lampen an der Balustrade nach dem Main zu und in den hohen Bäumen des Parks ausgenommen, wie oft in jenen Tagen nach dem Abendessen aus den geöffneten Fenstern Klavierspiel und seelenvoller Gesang der schönen jungen Hausfrau erklungen sei, dem Goethe und die andern Gäste vom Balkon her andächtig lauschten.

Um die Frankfurter Kunstsammlungen eingehender betrachten zu können, unterbrach Goethe am 8. Sept. den Aufenthalt auf der Mühle für eine Woche und wohnte während dieser Zeit im Rothen Männchen. Am 12. Sept. schickte er von dort an Marianne das Divanlied „Nicht Gelegenheit macht Diebe“ (G.'s W. IV, 76), welches sie mit dem nächstfolgenden Liede des Divans „Hochbeglückt in deiner Liebe“ erwiderte. Ferner sandte er ihr ein Blatt der morgenländischen Pflanze Gingo Biloba (das Blatt ist zweispaltig) mit dem Gedicht „Dieses Baums Blatt, der von Osten“ (IV, 80). Vom 15. Sept. an brachte er mit Sulpiz Boisserée noch fünf Tage

---

*) Gleiches widerfuhr ihm einst in Weimar, als er aus Hermann und Dorothea das Gespräch zwischen Mutter und Sohn las. Von Rührung übermannt, hielt er, die Thränen trocknend, inne und sagte: „So schmilzt man an seinen eigenen Kohlen.“

auf der Gerbermühle zu, wo denn das Zusammenleben wieder durch Spaziergänge, Vorlesen, Klavierspiel und Gesang verschönt wurde. Am 17. Sept. entstanden hier die Lieder des Divans „Als ich auf dem Euphrat schiffte“ und „Dies zu deuten bin erbötig“ (IV, 77 f.), von denen das erste ohne Zweifel aus Mariannens Feder stammt.

Am 19. Sept. Nachmittags verließen Goethe und Sulpiz das Willemer'sche Ehepaar mit der Verabredung eines baldigen Wiederzusammentreffens in Heidelberg, verbrachten den 20. in Darmstadt und kamen den folgenden Tag in Heidelberg an. Hier schwelgte nun Goethe wieder in der Betrachtung der Boisserée'schen Sammlung, übte sich mit Professor Paulus unter heitern Scherzen in arabischer Schrift, verkehrte auch mit Professor Creuzer und Daub. Unterdessen dichtete Marianne, die schöne kleine Müllerin, daheim das tiefsinnige Lied der Suleika „Was bedeutet die Bewegung?“ (IV, 101), worin sich die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens des geliebten Dichters ausspricht. Sie fand sich mit Willemer in Heidelberg am 24. Sept. ein, demselben Tage, an welchem Goethe zwei der schönsten Lieder seines Divans: „An vollen Büschelzweigen“ (IV, 96 f.) und „Ist es möglich? Stern der Sterne“ (IV, 104 ff.) schrieb. Sie zeigen beide, wie glücklich ihn das Verhältniß zu Marianne machte, das noch einmal feurige Jugendtöne seiner Lyra entlockte. Ihr Zusammensein in Heidelberg war für Beide die Blüthezeit ihres Glücks, für Marianne der Gipfelpunkt ihres ganzen Lebens. In Gesellschaften und auf Spaziergängen, zumal auf dem Schlosse, tauschten sie den Reichthum ihrer Geister und Gemüther aus. Mehrere der Wechselgesänge zwischen Hatem und Suleika verdanken ohne Zweifel diesen Tagen ihre Entstehung; so z. B. Hatem's jugendlichfeuriges Lied: „Locken, haltet mich gefangen“ (IV, 92). Daß die Antwort Suleika's: „Nimmer will ich dich verlieren“ von Marianne gedichtet wurde, hat sie in spätern Jahren selbst gestanden.

Willemer schied mit seiner Gattin gegen Ende Septembers. Für Goethe und Marianne war es ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen, — und dies kam der Erhaltung des Adels ihres Verhältnisses zu statten: denn es streifte gewiß in manchen Augenblicken ihres Zusammenseins an das gefährlich Leidenschaftliche. So aber bewahrte es seine volle Reinheit und blieb für Willemer's Lebensglück ohne die mindeste Störung, ja trug vielmehr zur Erhöhung desselben bei. Was Marianne ihrem Gatten war, sagen die Verse,

die er Anfangs der dreißiger Jahre einem ihr überreichten schönen Geschenke beifügte:

Du warst mein Trost, mein Glück in diesem Leben;
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand?
Doch fand ich nicht; Dich hat mir Gott gegeben;
So segnet keine ird'sche Hand!

Das Ehepaar unterhielt mit dem Dichter lebenslänglich die freundschaftlichsten Beziehungen und einen Austausch von Briefen und Liebesgaben. Marianne dichtete nach der Rückkehr von Heidelberg sogleich das wunderbar schöne, in den Divan übergangene Lied Suleika's an den Westwind: „Ach um deine feuchten Schwingen" (IV, 103 f.). Goethe blieb noch stark eine Woche in Heidelberg, machte am 3. Okt. von dort einen kurzen Ausflug nach Karlsruhe, wo er den trefflichen Hebel aufsuchte, trat am 7., von Boisserée bis Würzburg begleitet, die Heimreise über Meiningen und den Thüringer Wald an, und traf den 11. Okt. wieder in Weimar ein.

Achtes Kapitel.

Einleitendes. — 1816: Abnahme des Interesses für's Theater. Tod der Prinzessin Karoline, der Kaiserin von Oestreich und der Gattin Goethe's. Stiftung des weißen Falkenordens. Huldigungsfeier. Goethe's Stellung zum konstitutionellen Wesen. Vereitelte Rheinreise. Aufenthalt in Tennstädt. Besuch von Zelter. Eine Kantate projektirt. Künstlerlied. Ballade. — 1817: Verlobung und Heirath seines Sohnes. Der Hund des Aubry. Goethe scheidet aus der Theaterdirektion. Viermonatlicher Aufenthalt in Jena. Rhein- und Mainhefte. Hefte zur Morphologie. Orphische Urworte. Gedicht zum Reformationsfest. Wartburgfest. — 1818: Halbjähriger Aufenthalt in Camsdorf. Besuch von Karlsbad. Zahlreiche Gelegenheitsgedichte. Drei Wochen in Berka. Letzte Maskendichtung. — 1819: Tod des Ministers von Voigt. Abreise nach Karlsbad. Feier des 28. Aug. in Frankfurt. — 1820: Besuch des Königs von Württemberg. Reise über Eger und Marienbad nach Karlsbad. Neue Gedichte zum Divan. Fünfmonatlicher Anfenthalt im botanischen Garten zu Jena. — 1821: Anachoretenleben in Weimar. Beschäftigung mit den Wanderjahren und den zahmen Xenien. Besuch von Marienbad. Nochmaliger Herbstaufenthalt im botanischen Garten zu Jena.

Goethe war auf den Rheinreisen nach seinem eigenen Bekenntniß sich bewußt geworden, „wie viel er bisher, durch das unselige Kriegs-

und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes beschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte." Gewiß würde sich, hätte auch seine Bildung schwerlich mehr zugenommen, doch seine Wirksamkeit noch großartiger und unmittelbar eingreifender gestaltet haben, wenn ihm aus lebendiger Berührung mit einem großen und freien Volks- und Staatsleben fortwährend neue Quellen der Anregung zugeflossen wären. Man hätte erwarten sollen, er werde die Reise, die so verjüngend auf ihn gewirkt, wiederholen. Es wird sich zeigen, daß es nicht geschah. Er machte zwar 1816 einen Wiederholungsversuch, den ein Zufall vereitelte, stand dann aber für alle Zukunft davon ab, verweilte in den Jahren 1816 und 1817, trotz der liebevollsten Einladung aus dem Geburtslande, wenn auch nicht immer zu Hause, doch innerhalb der Thüringischen Heimath, wandte sich darauf eine Reihe von Jahren hindurch im Sommer wieder den Böhmischen Bädern zu, und verzichtete während der letzten Lebensjahre auf jeden weitern Ausflug. In dem Maße, wie die Rhein- und Main-Erinnerungen in ihm verblichen, kehrte sein äußeres und inneres Leben in die gewohnten Geleise zurück. Zwar klangen die Einwirkungen der rheinischen Kunst und Alterthümer noch eine geraume Zeit in ihm fort, und er bemühte sich, die jüngst gewonnenen Anschauungen mit jenen ältern italienischen, welche gleichzeitig durch die Redaktion des Aufenthalts in Italien wieder aufgefrischt wurden, so viel als möglich in Gleichgewicht zu setzen. Als Organ für diese Bestrebungen dienten ihm die zuerst als Rhein- und Main-Hefte auftretende Zeitschrift Ueber Kunst und Alterthum, deren erstes Heft im Februar 1816 gedruckt wurde. Allein es währte nicht lange, da gewannen die in Italien auf dem Hochpunkt seines Künstlerlebens gewonnenen Anschauungen wieder das Uebergewicht, und er schickte sich mit jugendlicher Kampflust an, den Uebergriffen der „neudeutschen religiös-patriotischen" Partei im Verein mit seinen Gesinnungsgenossen entgegenzutreten. Zugleich belebte sich wieder seine Theilnahme und Thätigkeit auf dem Felde der Naturwissenschaft, die seit dem Abschluß der Farbenlehre etwas ruhte. Die orientalische Liederflora, die im vorigen Biennium fröhlich aufgewachsen war, mehrte sich zwar noch durch Nachschößlinge, doch waren darunter viele kontemplativer Natur, und sein Interesse an dieser Poesie ward mehr wissenschaftlicher Art. Ueberhaupt lassen die nächsten Jahre das Sinken seiner tiefern dichterischen Produktivität immer deutlicher erkennen; sein poetisches Vermögen zersplittert sich mehr und mehr

in kleine gnomische und didaktische Gedichte, in Erinnerungsblätter und Zuschriften, in Gelegenheitsgedichtchen im strengsten Sinne des Wortes.

Das Weimarische Theater gehörte im J. 1816 schon nicht mehr zu seinen nächsten Anliegen, wenn es gleich noch unter seiner Oberleitung stand; das deuten die Annalen genugsam an, die unter diesem Jahr kein Wort über die Bühne haben. Der eingehende Bericht darüber unter 1815 kann als Abschiedswort betrachtet werden, das Goethe diesem mit so viel Liebe gepflegten Institut widmete. Mehreres vereinigte sich jetzt, ihm seine Freude daran zu vergällen. Eine Gegenpartei, deren Hauptstütze Karl August's Geliebte, Frau von Heygemann (Karoline Jagemann), war, suchte seinen Einfluß heimlich zu untergraben. In dem Grafen Edling setzte man ihm einen ungewünschten Intendanten zur Seite. Goethe ignorirte ihn in den Sitzungen und räumte ihm keinen Antheil an den Geschäften ein. Zu seinem großen Verdruß hatte schon im vorigen Herbst der Generalintendant des Berliner Theaters Graf v. Brühl ihm das Wolff'sche Ehepaar entzogen. Die Berichte Zelter's über den in Berlin von den Wolffs errungenen Beifall waren ihm schmeichelhaft. Er wandte dem Berliner Theater eine erhöhte Aufmerksamkeit zu, und ermunterte Zelter stets zu neuen Berichten, welcher denn auch, da die wiedererwachte Goethe'sche Hauskapelle nicht gedeihen wollte, im Theater eine willkommene Quelle zu brieflicher Unterhaltung mit dem Dichter fand.

Die Lebhaftigkeit der diesmaligen Weimarischen Theatersaison ward übrigens auch durch einen Trauerfall der fürstlichen Familie gedämpft, von dem Goethe schmerzlich mitberührt wurde. Die liebenswürdige Prinzessin Karoline, Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz, starb den 20. Jan. 1816. Für eine ihr zu Ehren abgehaltene Trauerloge schrieb er das tiefempfundene Gedicht An dem öden Strand des Lebens (VI, 6). Zu eigener Bethätigung der darin enthaltenen Mahnung, „unter treulichem Wirken den geliebten Ewigen entgegenzueilen," fand er bald noch zweimal schmerzlichen Anlaß. Am 17. April 1816 starb die Kaiserin von Oestreich. Der Leser weiß aus Früherm (vgl. oben S. 71 u. 78), mit welcher Zuneigung und Verehrung Goethe dieser Fürstin ergeben war. Vor Ende Mai rief ihn aus reger Thätigkeit in Jena die Nachricht von einer Erkrankung seiner Gattin nach Weimar zurück. Auf einer Spazierfahrt, die er mit ihr wagte, ward sie an seiner Seite vom Schlage gerührt und starb den 6. Juni. Der wenigen, aber in ihrer Kürze doppelt ergreifenden Verse ist schon (III, 146)

gedacht worden. Vor der Welt trug er seine Trauer nicht zur Schau; an Zelter schrieb er den 8. Juni: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen hat, so weißt Du, was das heißen will.“ Er wandte mit verdoppelter Liebe sein Herz dem Sohne zu, der, unlängst zum Kammerrath befördert, mit Umsicht in das Geschäfts- und Hauswesen einzugreifen begann. Der glückliche Vater berichtete dies mit Genugthuung an die nächsten Freunde (an Knebel den 17., an Zelter den 22. Juli).

Vor und zwischen diesen Todesfällen hatte er nicht umhin gekonnt, an Festfeierlichkeiten Theil zu nehmen. Der Weimarische Staat war zum Großherzogthum erhoben worden, und Karl August schon im vorigen Jahr darauf bedacht gewesen, seinem Lande eine Verfassung zu geben und sein Staatsministerium neu zu ordnen. Goethe's Gehalt war hierbei auf 3000 Thlr. nebst einem Zuschuß zur Haltung einer Equipage gestiegen. Jetzt, im J. 1816, wurde der 30. Januar durch die Stiftung des weißen Falkenordens gefeiert. Goethe hielt die Festrede. Er und sein vieljähriger Kollege und Freund von Voigt erhielten das Großkreuz des neuen Ordens (das Commandeurkreuz des östreich. Leopold-Ordens war Goethe'n schon 1815 im Willemer'schen Hause zugegangen). Am 17. April 1817 fand die Huldigungsfeier statt, bei welcher Goethe als ältester Diener und Freund des Großherzogs zunächst rechts am Throne stand.

Unserm Dichter war es bei der festlich inaugurirten neuen Ordnung der Dinge nicht wohl zu Muth. Die Gewährleistung der Preßfreiheit durch die Verfassung schien ihm bedenklich, überhaupt der Werth der konstitutionellen Formen fraglich; sein Blick haftete allzusehr an dem möglichen Mißbrauch derselben. Nichts war ihm widerwärtiger, als ein maßgebender Einfluß der Majorität; „denn sie besteht,“ sagte er, „aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Wer Goethe's ererbte Neigungen, seine Erziehung, seine durch sie genährte Mißachtung der großen Menge, die herrschende Stellung, die man ihm bisher in allen Kreisen eingeräumt hatte, überhaupt seinen ganzen bisherigen Lebensgang kennt, der wird sich über seine Stellung dem Konstitutionalismus gegenüber nicht wundern. In seiner amtlichen Thätigkeit an eine freie Bewegung gewöhnt, von seinem Fürsten mit unbedingtem Vertrauen beehrt, ergrimmte er

bei dem Gedanken an eine ständische Kontrolirung seines Thuns und Lassens. Dies mußte ihn auf die Dauer in ernste Kollisionen mit dem Landtage bringen. Im J. 1823 — um diesen Vorfall hier vorwegzunehmen — verlangte der Landtag von ihm eine Rechnungsablage über die auf die Kunst- und wissenschaftlichen Anstalten verwendeten Gelder. Gewaltig entrüstet, ließ er den Landtag lange warten, und schickte endlich ein paar Zeilen, worin Einnahme, Ausgabe und Restbetrag im Ganzen, ohne jegliche Specificirung der Verwendung angegeben waren. Viele der Abgeordneten brachen bei der Verlesung der Zeilen in lautes Lachen aus. Andere aber zürnten heftig; und es bedurfte der eifrigen Vermittelung der allgemein verehrten Großherzogin, um vorläufig den Streit zu dämpfen. Im aufgeregten Jahr 1831 entbrannte er aber von Neuem. Goethe blieb auch da gleich hartnäckig, und nur der Tod entzog ihn größerm Verdruß. Der Landtag nahm in die Akten des Verblichenen Einsicht und fand sich zu einer öffentlichen und officiellen Anerkennung seiner Dienstführung bewogen — ein Beweis, wie wenig er eine Kontrolirung derselben zu scheuen gehabt hätte.

Anfangs Juli 1816 ward Goethe durch ein Besuch Zelter's erfreut, der dem Trauernden durch seine brüderliche Theilnahme und unvergleichliche Geistes- und Gemüthsfrische einen Schatz von Trost und Erheiterung mitbrachte. Zelter reiste vor Mitte Juli nach den Rheinlanden ab mit der Verabredung, daß der Freund ihm bald folgen solle. Als Goethe nun am 20. Juli mit Meyer abgereist und ein Paar Stunden gefahren war, schlug durch Ungeschicklichkeit des Kutschers der Wagen um, und Meyer ward an der Stirn verwundet. Zwar erklärte der von Weimar beschiedene Arzt die Wunde für ungefährlich; allein Goethe, wie er in den Annalen sagt, durch Unmuth und A b e r g l a u b e n bestimmt, beschloß, diesmal nach dem kleinen thüringschen Bade T e n n s t ä d t zu gehen. Es mag sein, daß Aberglaube, von dem er, wie uns bekannt, nicht frei war, bei seinem Entschluß den Ausschlag gab; aber andere Erwägungen waren gewiß mit im Spiel. Durch die erlebten Trauerfälle gedrückt, in seinen Ansichten von den politischen Zuständen mit den rheinischen Freunden nicht übereinstimmend, fühlte er wohl, daß er ihnen nicht so frisch und froh, wie im vorigen, entgegentreten könne. Zugleich mochte ihn die Besorgniß anwandeln, ob er nicht bei seiner weichen und reizbaren Stimmung in erneutem Zusammenleben mit Marianne Willemer sein schönes Verhältniß zu ihr und ihrem Gatten durch Leidenschaftlichkeit trüben werde.

Goethe's Aufenthalt in Tennstädt dauerte bis zum 11. September. Meyer reiste, sobald es sein Zustand erlaubte, ihm nach. Sie machten an schönen Tagen Ausflüge nach Herbsleben an der Unstrut, Kleinwallhausen u. a. nahgelegenen Ortschaften und nahmen an ländlichen Festen Theil. Die Schilderung des Rochusfestes von 1814 wurde hier „so gut wie beendigt", doch im Spätherbst noch einmal überarbeitet. Kurz vor seinem Geburtstage besuchte ihn der Philologe Wolf. Dieser machte es diesmal am Vorabend des 28. bei einer Flasche feurigen Burgunders mit seiner Widerspruchssucht doch gar zu arg, so daß auch unser Dichter nicht Maß hielt, und es Meyern ganz mißbehaglich ward. Goethe schrieb darüber an Zelter: „Ich hatte mir schon freundlich ausgedacht, den 28. August mit diesem unerwartet angekommenen Freunde zu feiern. Meyer mußte zufällig am andern Morgen fort, und ich ließ, obgleich ungern, den vortrefflichen Unerträglichen mit dahinfahren, und blieb den 28. vergnügt allein. Jener im Widerspruch Ersoffene hätte mir am Ende zur Feier meines Festes behauptet, ich sei nie geboren worden."

Nach Goethe's Heimkehr sprach Zelter, vom Rhein zurückkommend, abermals bei ihm ein und blieb bis gegen Anfang Oktober. Diesmal hatte der Dichter dem Freunde gegenüber die Trösterrolle zu spielen: er war aus Berlin beauftragt, ihm die Mittheilung von dem Tode einer innig geliebten Tochter zu machen, die während des Vaters Abwesenheit gestorben war. Am 27. Sept. 1816 widmete Goethe seinem Amtsgenossen von Voigt zu dessen Dienstjubiläum als „Denkmal vieljährigen und mannigfaltigen Zusammenwirkens" ein schönes Gedicht (VI, 88 f.), dessen Schluß mit einem Seitenblick auf die damalige politische Gährung zu fernerer gemeinsamer Pflege des Alterprobten auffordert:

> Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret,
> Denn Jeder will nach seiner Weise schalten u. s. w.

Sehr angelegentlich beschäftigte er sich im letzten Jahresviertel mit dem Plan einer Kantate zur Feier des Reformationsjubiläums, von welcher er den 14. Nov. ein vorläufiges Schema an Zelter schickte. Sie blieb leider unausgeführt. Dagegen gelang es ihm, für ein Berliner Künstlerfest ein treffliches Künstlerlied (II, 192 f.) zu dichten, und ganz am Jahresschluß einem lange herumgetragenen Stoffe in der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen endlich eine angemessene Form zu geben.

Mit Neujahr 1817 eröffnete sich für Goethe die erfreuliche Aussicht, sein Haus, in welches der Tod seiner Frau eine Lücke gerissen, durch den Eintritt einer geist- und gemüthreichen Schwiegertochter sich neu beleben zu sehen. Sein Sohn hatte sich am Sylvesterabend mit Fräulein Ottilie von Pogwisch, ältester Tochter der verwittweten Hofdame von Pogwisch, Enkelin der Oberhofmeisterin Gräfin von Donnersmark, verlobt. Die Heirath fand am 17. Juni 1817 statt. Das Willemer'sche Ehepaar sandte als Hochzeitsgeschenk eine prachtvolle Theemaschine. Die mit geselligen Talenten reich begabte junge Frau nahm sich auch des Hauswesens sorgsam an. Sie brachte eine liebenswürdige, in Briefen mehrmals als „der muntere Hausgeist" bezeichnete Schwester, Ulrike, mit, die zur Belebung des Familienkreises nicht wenig beitrug. Goethe's Haus gewann nun in geselliger Beziehung, namentlich die Frauenwelt betreffend, eine andere Gestalt und übte in den folgenden Jahren, als ihm ein Enkelpaar erblühte (Walther geb. 1818, Wolfgang geb. 1820), auf den Dichtergreis eine immer wachsende Anziehungskraft, so daß ihm zuletzt jeder Ausflug einen förmlichen Entschluß kostete.

Ein höchst unerfreuliches Erlebniß dagegen erwuchs ihm aus dem Verhältniß zum Theater im März 1817. Ein Schauspieler Karsten, welcher damals mit einem dressirten Pudel umherzog und diesen auf mehrern Theatern in einem nach dem Französischen bearbeiteten Melodram, der Hund des Aubry betitelt, producirte, wandte sich brieflich an Goethe mit der Bitte, den Pudel auf dem Hoftheater vorführen zu dürfen. Das Gesuch ward abgeschlagen. Karsten versuchte nun sein Glück beim Großherzog, der als leidenschaftlicher Jäger die Hunde liebte. Man bemühte sich, Goethe umzustimmen; er wies auf den Paragraphen des Theaterreglements hin, der das Mitbringen von Hunden auf die Bühne untersagte, und verbat sich jede weitere Erörterung der Sache. Da ließ Graf Edling durch Frau von Heygemann dem Großherzog vorstellen, wie unartig es von seinem Freunde sei, dem Wunsch seines Herrn gegenüber auf solchem Eigensinn zu beharren, und so erging von Karl August an den Grafen Edling der Befehl, für das Gastspiel des Pudels das Erforderliche einzuleiten. Als Goethe dies erfuhr, rief er im ersten, überwältigenden Schmerz: „Karl August hat mich nie verstanden!" Dem Regisseur Oels, der ihm die officielle Meldung zu machen hatte, antwortete er mit zornglühendem Gesicht: „Kommen Sie morgen früh acht Uhr wieder, da sprechen wir weiter

davon!“ Als sich Oels zur bestimmten Stunde einfand, war Goethe nach Jena abgereist und hatte keinen Bescheid hinterlassen, aber an den Großherzog ein Schreiben gerichtet, worin er bat, der Aufführung nicht beiwohnen und sich als beurlaubt ansehen zu dürfen, da ihm das Theater bisher ein Heiligthum gewesen sei. Von Jena aus bat er um Entlassung aus der Intendanz. Die Großherzogin Louise und die Erbprinzessin Maria Paulowna suchten den Flüchtling in seinem Asyl auf, um ihn zur Zurücknahme des Entlassungsgesuchs zu bewegen; doch vergebens. Einige Tage nachher kam Karl August und fand ihn im botanischen Garten. Lange hielten sich die beiden Freunde in stummer Umarmung umfaßt, wanderten dann zwei volle Stunden im Garten auf und ab und schieden gänzlich versöhnt. Aber den Entschluß, dem Bühnenwesen zu entsagen, hatte auch der Fürst nicht zu erschüttern vermocht. Durch Reskript vom 7. April wurde Goethe mit Anerkennung seiner Leistungen der Intendanz des Theaters enthoben. Die Oberaufsicht über die sonstigen Kunst- und wissenschaftlichen Staatsanstalten behielt er.

Er verweilte diesmal über vier Monate zu Jena und vertheilte seine Zeit zwischen Besichtigung und Ordnung der dortigen Anstalten, Fortführung und Vorbereitung literarischer Arbeiten und Umgang mit Freunden, besonders mit Knebel. Zu den literarischen Arbeiten gehörte das dritte Rhein- und Mainheft; das zweite war schon ausgegeben und enthielt einen aus Unterhaltungen mit Goethe hervorgegangenen Aufsatz Meyer's „Neudeutsche religiöspatriotische Kunst,“ der, wie er hoffte, „als Bombe in den Kreis der Nazarenischen Künstler hineinplumpen“ sollte. Man sieht, von dem bedingten Eingehen in die Bestrebungen der Romantiker war er in vollem Rückzuge und hielt fest an der antiken Kunst. Für diese wurde seine Begeisterung eben jetzt durch frische Funde gesteigert. Besonders lebhaft beschäftigten ihn die Abzeichnungen der Elgin'schen Marmore und die sich mehrenden Mittheilungen darüber. Er erzählt in den Annalen, es sei dadurch seine Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, so heftig geworden, daß er an einem schönen Morgen ohne festes Ziel ausfahrend plötzlich, von seiner Leidenschaft überrascht, den Wagen nach Rudolstadt gelenkt, und sich dort, „an den staunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit hergestellt habe.“ Dies erklärt uns, warum es ihn nicht mehr nach Heidelberg und Köln zog, und er in den nächsten Jahren die alten Wege nach Böhmen einschlug, wo er der jetzt wieder erwachten Liebe zur Naturwissenschaft fröhnen konnte. Wie für die

Kunst, so schuf er sich auch für diese ein Organ in periodisch erscheinenden Heften Zur Naturwissenschaft und Zur Morphologie, deren erstes eben jetzt in Jena beendigt wurde.

Seinen achtundsechszigsten Geburtstag beschloß er einsam, wie den vorigjährigen zu feiern, und zwar zu Paulinzell, dessen Klosterruinen man ihm als sehenswerth gerühmt hatte. Er war dorthin, wie oft er auch Thüringen seit mehr als vierzig Jahren durchstreifte, noch nie gekommen. Aber auch hier entging er nicht ganz einer Festfeier. Der Oberforstmeister von Fritsch hatte von Ilmenau aus im Verein mit Goethe's Sohn ihm ein frohes Mahl veranstaltet.

Während des letzten Drittels des Jahrs 1817 spielte er „Rouge et noir zwischen Weimar und Jena." In Jena machte ihm besonders das Ordnen der Bibliothek und die Instandsetzung des Lokals für dieselbe viel zu schaffen. In Mußestunden las er Schriften von Hermann, Creuzer, Zoega und Welcker über die griechische Mythologie und vertiefte sich in die Orphischen Geheimnisse. Aus dem Interesse an der sich ihm hier aufthuenden „wunderlichen Welt" entsprangen die Urworte, Orphisch (II, 296 ff.), auf die schon im ersten Theil dieser Schrift (S. 14) hingewiesen ist. Zum Reformations-Jubiläum kam zwar nicht die projektirte Festkantate zu Stande; doch entlockte es ihm ein kleines Gedicht, dem 31. Okt. 1817 überschrieben (II, 257), worin er sich als eifrigen Protestanten „in Kunst und Wissenschaft" bekennt. Widerwärtig war es ihm, daß an dem Reformationsfest die politische Aufregung in Deutschland einen Anknüpfungs- und Haltpunkt fand. Das Wartburgfest, worin Knebel „einen Gedanken fand, der dem Luther im Grabe Ehre mache", nannte er in einem Briefe an Zelter vom 16. Dez. 1817 „den garstigen Wartburger Feuerstank, den ganz Deutschland übel empfindet, indeß er bei uns schon verraucht wäre, wenn er nicht bei Nordostwind zurückschlüge und uns zum zweiten Mal beizte." Es hatten nämlich die Professoren Oken und Fries, die beim Fest als Redner aufgetreten waren, darüber öffentliche, in Berlin und Petersburg übel vermerkte Berichte erstattet, und Hardenberg kam deßhalb persönlich nach Weimar. Der freisinnige Karl August, der im vorigen Jahr Goethe's Rath, das Oppositionsblatt Isis von Oken zu verbieten, nicht befolgt hatte, mußte sich jetzt, von außen gedrängt, dazu verstehen, den in Weimar und Jena erscheinenden politischen Blättern scharfe Warnungen zu ertheilen, und im Februar des nächsten Jahrs die Preßfreiheit mit Zustimmung der Stände außer Kraft zu setzen.

Die erste Hälfte des Jahrs 1818 brachte Goethe mit wenigen Unterbrechungen in der Nähe von Jena zu. Er wählte diesmal seinen Wohnsitz in einem Vorort der Stadt, zu Camsdorf in einem Erker des Gasthofs zur Tanne, dicht an der Camsdorfer Brücke. „Hier verweile ich nun," schrieb er den 16. Febr. an Zelter, „die schönsten Stunden des Tages, vor mir den Fluß, die Brücke, Kies, Anger und Garten, sodann das liebe närrische Nest (Jena), dahinter Hügel und Berge und die famosesten Schlachthöhen." Aus seinem dortigen Stillleben vermochten ihn auch die herkömmlichen Weimarischen Hoffeste nicht herauszuziehen. Zum 30. Jan. 1818 hatte der Kanzler Müller einen Maskenzug geschrieben, worin Gestalten aus Goethe's Dichtungen auftraten. Er selbst schickte das kleine Gedicht Die Gestalten gehn vorüber (VI, 135). Eben so gab er zu dem Geburtstagsfeste der Erbgroßherzogin als kurzen Reimsegen nur das achtzeilige Gedicht Der Abwesende dem Maskenfest zum 16. Febr. 1818 (VI, 136). Erst gegen Ende Juni riefen ihn die auf Anlaß der Geburt des Prinzen Karl Alexander (des jetzigen Großherzogs) veranstalteten Festlichkeiten nach Weimar zurück.

Zu Hause brachte er die drei ersten Juliwochen mit „Ordnen, Zurechtlegen und Abschließen" zu, um sich für die Badesaison vorzubereiten, und reiste dann nach Karlsbad. Hier kam er zur allerlebhaftesten Zeit an, gab sich fünf Wochen hindurch einem munter geselligen Leben hin und machte mehrere Ausflüge in die Umgegend. Mit welchen Kreisen er jetzt wieder nach alter Weise verkehrte, zeigt folgende Reihe kleiner Gelegenheitsgedichte, die hier entstanden: An Gräfin O'Donell den 8. Aug., An Grafen Paar den 12. Aug., An denselben den 16. Aug. Nachts, An Madame Catalani den 14. Aug., Dem Grafen Loeben den 18. Aug., An Gräfin Jaraczewska den 5. Sept., An Fürst Biron von Curland den 8. Sept. (VI, 87, 92, 84, 85, 94). Auch mit dem Kriegshelden Blücher traf er oft zusammen. Mit Capo d'Istria wohnte er in demselben Hause. Bald nach seinem munter gefeierten Geburtstage traf ihn, wie er an Knebel berichtete, „ein böser katarrhalischer Sturz", worin er eine Mahnung sah, seinen Kräften weniger zuzumuthen. Der anwesende Großherzogl. Weimarische Leibarzt Hofrath Rehbein stellte ihn so rasch wieder her, daß er gegen Mitte September Karlsbad verlassen konnte.

Die nächsten zwei Monate hielt er sich still zu Hause. In der

zweiten Hälfte des Novembers begab er sich, um zur Feier des Besuchs der Kaiserin Maria Feodorowna einen Maskenzug vorzubereiten, nach Berka, das sich ihm schon 1814 als der dichterischen Produktion günstig bewährt hatte. Der Zug, der aus 150 Personen bestehen sollte, verlangte eine Menge Gedichte, die er nur durch schärfste Koncentrirung der Gedanken auf seine Aufgabe zu Stande brachte. Zu freundlicher Abspannung von der Arbeit bat er den dortigen Organisten und Badeinspektor Schütz, ihm täglich drei bis vier Stunden vorzuspielen, und zwar in geschichtlicher Folge von Bach bis Beethoven. Die schönen Sprecherinnen des Zuges ließ er zu Vortragsübungen aus Weimar nach Berka kommen. Der dortige Aufenthalt dauerte drei Wochen, die ganze Vorbereitung zum Fest, welches den 18. Dec. stattfand, über fünf Wochen. Goethe verabschiedete sich mit seinem Produkt (VI, 216—268), dem umfassendsten aller seiner Maskenzüge, auf eine glänzende Weise von dieser poetischen Gattung und erntete allseitige Anerkennung. Die Kaiserin verehrte ihm eine kostbare Portraitdose.

In's Jahr 1819 übergehend, finden wir Goethe die erste Jahreshälfte hindurch in seinem jetzt täglich ihm lieber werdenden Hause vorherrschend mit Arbeiten für den Divan und dem Abschluß einer neuen Ausgabe seiner Werke beschäftigt. Am 22. März traf ihn ein harter Verlust durch den Tod des Staatsministers von Voigt, der ihm in seiner amtlichen Thätigkeit stets ein treuer und erfahrungsreicher Berather und Gehülfe gewesen war. Voigt hatte sich in der letzten Zeit, wie es in den Annalen heißt, „von den unaufhaltsam wirkenden revolutionären Potenzen sehr angegriffen gefühlt“, und Goethe pries ihn deßhalb glücklich, daß er die am 23. März verübte Ermordung Kotzebue's nicht mehr erlebte.

Im Juli und August verweilte Goethe wiederholt in Jena. Die diesjährige Reise nach Böhmen verlegte er auf die letzten Tage des August, um einer geräuschvollen Feier seines Geburtstages zu entgehen. Er brachte ihn auf dem Wege zwischen Asch und Karlsbad zu. Abends in Karlsbad angelangt, ward er sogleich zu einem Festmahl im Posthause auf den 29. Aug. eingeladen, entschuldigte sich aber mit Gesundheitsrücksichten. Er ahnte nicht, wie festlich inzwischen der Tag in seinem Geburtsort begangen ward. Freitag den 27. hatte man in Frankfurt eine Vorfeier im Museum gehalten, wo auf eine Ouvertüre von Spohr ein Deklamations- und Redeakt folgte. Am 28. fand ein großes Festmahl im Saal des Weidenbusches statt. Gegen 200 Personen betheiligten sich daran. Sulpiz

Boisserée saß neben Thorwaldsen; dann folgten Willemer und Goethe's Urfreund Riese. An zahlreichen Toasten fehlte es natürlich nicht; beim Nachtisch brachte der Württembergische Bundestagsgesandte Wangenheim auf Riese als den ältesten noch lebenden Freund des Gefeierten ein Lebehoch aus.*) Mitten im Saal stand Goethe's Büste mit einem goldnen Lorbeerkranz geschmückt, in den smaragdene Blätter eingefügt waren. Beim Mahlschluß wurde sogleich der prachtvolle Kranz an den Dichter abgesandt. Abends war im Theater eine Festvorstellung des Tasso mit einem von dem trefflichen Deklamator Weidner gesprochenen Prolog. Die unlängst durch Stein in's Leben gerufene Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde übersandte ihm ein Ehrenmitgliedsdiplom. Auch von andern Seiten gingen ihm zu seinem siebzigsten Geburtstage zahlreiche Beweise von Theilnahme zu. Die Mecklenburgischen Stände verehrten ihm eine goldene Medaille als Zeichen des Danks für den Antheil, den er an der Blücherstatue genommen. Ein besonders sinniges Geschenk erhielt er von dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. Dieser hatte eine Uhr, die zu Goethe's Kinderzeit in seinem Elternhause gestanden, sich zu verschaffen gewußt, und ließ sie heimlich in Goethe's Wohnung aufstellen. Als er sie zum ersten Mal Morgens fünf Uhr schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Da schlug eine Uhr, die alle Erinnerungen meiner Kindheit aufweckt! Ist's Traum oder Wirklichkeit?" Er eilte in's Vorzimmer, wo die Uhr im Schein eines Lichterpaars stand, und vergoß Thränen der Rührung bei ihrem Anblick. Ein poetisches Zeugniß seiner Dankbarkeit für die empfangenen Beweise von Zuneigung ist das Gedicht Erwiderung der Feier meines siebzigsten Geburtstages (VI, 34).

Der Aufenthalt in Karlsbad dauerte diesmal vier Wochen. Ein Theil dieser Zeit ward auf briefliche Danksagungen nach allen Seiten hin verwendet, die ihm doppelt zu thun machten, weil er ausnahmsweise keinen Sekretär, keine „adoptive rechte Hand" mitgenommen hatte. Daneben wurde manches im nächsten Winter Auszuarbeitende durchdacht und schematisirt. Besonders aber setzte er „sein altes Grillenspiel mit Felsen, Gebirgen, Steinbrüchen und Steinrütschen" wieder fort, und ging und fuhr beim denkbar schönsten Wetter in der ganzen Gegend (nach Ellenbogen, Schlackenwerth, Engelhausen, Asch u. s. w.) umher. Der große diplomatische Kon-

*) Riese lebte noch acht Jahre (bis zum 27. Sept. 1827).

greß, der die Karlsbader Beschlüsse ausgebrütet hatte, ging drei Tage nach Goethe's Ankunft auseinander; doch sprach er außer andern Betheiligten noch den Fürsten Metternich. Goethe verließ Karlsbad gegen Ende September, blieb auf der Rückreise etwa vier Wochen in Jena, und traf den 14. Oktober wieder in Weimar ein. Den Rest des Jahres widmete er vorzugsweise den Heften über Kunst und Alterthum und zur Morphologie.

Im J. 1820 nahmen ihn während der ersten vier Monate noch die genannten Hefte und selbstbiographische Arbeiten in Anspruch. Um das Abspinnen dieser verschiedenen Rocken zu beschleunigen, entledigte er sich, wie er den 12. April an Reinhard schrieb, „aller geselligen Obliegenheiten“ und erklärte sich sogar bei der Anwesenheit des Königs von Württemberg unfähig, „bei Hof aufzuwarten.“ Da hatte denn, nach seinem gar feierlichen Bericht an Reinhard, „des Königs Majestät die Gnade, ihn in seinem Hause durch Ihre Gegenwart zu beglücken; das liebe erbgroßherzogliche Paar veranlaßte und leitete die Zusammenkunft.“ Der alte Dichterkönig war allerdings gekrönten Häuptern gegenüber sehr ceremoniös und höflich, ließ aber, statt ihnen aufzuwarten, sich aufsuchen.

Er schickte sich in diesem Jahr früh zur Karlsbader Reise an, nahm den Weg über Eger, machte den 27. April von dort einen Ausflug nach Marienbad, wo er die rasch entstehenden neuen Anlagen bewunderte, und kam den 29. April in Karlsbad an. Hier entstanden, wie er an Zelter berichtete, neue Gedichte zum Divan. In den Annalen sagt er: „Ich erweiterte das Buch des Paradieses und fand Manches in die vorhergehenden einzuschalten.“ Die meiste Zeit ward jedoch wieder den mineralogischen und geognostischen Studien gewidmet. Auch fehlte es nicht an geselligen Berührungen mit vornehmen Kreisen, wie denen der Herzogin von Curland, der Gräfin von der Recke u. a. Ausnahmsweise fand er diesmal Gelegenheit zu einem Einblick in die bürgerlichen Kreise von Karlsbad, das ihm bisher nur wie „ein großes Wirths- und Krankenhaus“ vorgekommen war, indem er auf dem Schießhause, dem „kleinen Versailles“, an einer lustig gefeierten bürgerlichen Hochzeit Theil nahm. Beim Aufbruch zur Heimath am 24. Mai schickte er an Zelter das Gedicht St. Nepomuck's Vorabend (II, 107) als Abschiedsgruß.

Anfangs Juni siedelte er sich zu Jena in dem etwas verfallenen dortigen botanischen Gärtnerhause zu einem fünfmonatlichen Aufent-

halt an. Er hatte hier dem Wunsch des Großherzogs gemäß ein neues Glashaus zur Ueberwinterung südlicher Gewächse bauen zu lassen. Seine Wohnstätte legte ihm eine erhöhte Aufmerksamkeit auf Botanik nahe, und so las er in Mußestunden außer andern botanischen Schriften das Handbuch von Nees von Esenbeck, mit welchem kenntnißreichen Manne er seit dem vorigen Jahre persönlich bekannt war, aber schon seit 1816 Briefe wechselte und bis gegen sein Lebensende in ungemein reger Korrespondenz blieb. Daß ihm die Einsamkeit nicht drückend wurde, dafür sorgten zahlreiche Durchreisende, die Tag für Tag, wie er an Reinhard schrieb, bei ihm einsprachen und ihm „Begriffe von der Außenwelt gaben, wohlfeiler als er sie auf irgend einem Wege hätte gewinnen können.“ Hochwillkommen war ihm der Besuch von vier Berliner Freunden. Der Staatsrath Schultz führte ihm die berühmten Künstler Schinkel, Tieck und Rauch zu, die ihm, wie er sich in einem Briefe an Zelter ausdrückt, „durch Gegenwart und Erzählung, durch Thun und Reden die Turbulenz einer großen Stadt gar lebhaft und erfreulich zur Einsiedelei brachten.“ Mit Berlin stand er überhaupt jetzt in vielfachen freundlichen Beziehungen, besonders nachdem seine Kinder im vorigen und Meyer in diesem Jahre dort geraume Zeit zugebracht hatten. Seine Verehrer daselbst hätten ihn längst gern einmal in ihrer Mitte gesehen; aber Goethe, der in seinem Alter die Lebensökonomie mit seltener Konsequenz übte, widerstand ihren Bitten, weil er seine Kräfte zu Rath halten wollte.

Den Winter 1820—21 hindurch führte er zu Hause ein wahres Anachoretenleben. Er kam beinahe nicht vor die Thür, fühlte sich aber körperlich und geistig wohl. Die Abende wurden ihm durch Meyer's Besuche erheitert, der unerschöpflich im Erzählen von Berlin und im Beschreiben der dortigen Kunstschätze war. Noch die ganze erste Hälfte des Jahrs 1821 hindurch beschränkte sich Goethe auf sein Zimmer, mit den Wanderjahren, der ersten Abtheilung der Zahmen Xenien u. a. Arbeiten beschäftigt. Der Unsommer dieses Jahrs verzögerte den Antritt der Reise nach Böhmen bis gegen Ende Juli. Goethe ging diesmal nach Marienbad, das auch in den beiden folgenden Jahren das Ziel seiner Badereisen ward. Ich übergehe seinen diesjährigen mit mancherlei literarischen Arbeiten ausgefüllten Aufenthalt daselbst, desgleichen einen nochmaligen Herbstaufenthalt im botanischen Garten zu Jena und das in Weimar verlebte Spätjahr 1821, um für die an Lebensereignissen reichern nächstfolgenden Jahre den erforderlichen Raum zu gewinnen.

Neuntes Kapitel.

Reimsprüche. Invektiven. Politika. Rhein und Main. An Personen. Balladen. Parabeln. Lieder. Der westöstliche Divan. Des Epimenides Erwachen. Die Wanderjahre.

Je weiter Goethe's Leben jenseits seines Höhepunktes noch fortlief, desto mehr begann es in seine literarische Thätigkeit aufzugehen. Es war daher kaum vermeidlich, in den beiden vorigen Kapiteln mit der Darstellung der Lebensereignisse manchmal die Betrachtung einer damit zusammenhängenden Schrift zu verflechten, so daß wir es hier nur mit einer Resumirung und Nachlese der Schriften zu thun haben. Eine weitere Stoffbeschränkung ergibt sich daraus, daß die naturwissenschaftlichen und biographischen Arbeiten bereits im sechsten Kapitel besonders verfolgt worden sind. Beim Gesammtüberblick der schriftstellerischen Thätigkeit Goethe's im Decennium 1812—1821 stellt sich der Ertrag als multa, non multum, als zahlreich und mannigfach, aber nicht als großartig dar; selbst die beiden bedeutendsten Werke, der westöstliche Divan und die Wanderjahre, sind im Grunde nur Aggregate von vielerlei kleinern Produktionen und lassen, als Ganze betrachtet, Vieles zu wünschen übrig. Reimsprüche, Invektiven, Gnomen und Epigramme, Send- und Erinnerungsblätter, Gelegenheitsgedichte aller Art sprießen massenhaft empor; die Balladen erhalten nur mäßigen Zuwachs, stärkern die Parabeln; die Lyrik ist, die Lieder des Divans mitgerechnet, reich vertreten, die Kantate und das Drama schwach, die Oper gar nicht.

Was zunächst die Reimsprüche betrifft, so ist die Entstehungszeit jedes einzelnen nicht nachzuweisen. Weitaus die meisten sind zu Gruppen vereinigt, deren Erscheinungsjahre feststehen; aber es ist nicht daran zu denken, daß eine derselben ganz in dem Jahr entstanden sei, in welches die Redaktion und Herausgabe fiel. Wir finden in Goethe's Werken (III, 1—147) vier solcher Sammlungen: 1. Gott, Gemüth und Welt, 2. Sprichwörtlich, 3. Sprüche, 4. Zahme Xenien in sieben Abtheilungen. Von diesen vier Gruppen wurden die beiden ersten 1814 abgeschlossen; die Redaktion der dritten, die auch dem Divan als Buch der Sprüche einverleibt ist, fiel in's J. 1819, die Zusammenstellung der ersten Abtheilung der zahmen Xenien in's J. 1821. Goethe's Spruchpoesie

wird von der Mehrzahl seiner Leser nicht gebührend gewürdigt Nimmt man zu den angeführten Sammlungen noch jene ältere Gruppe Antiker Form sich nähernd hinzu, ferner die Venetianischen Epigramme, die mysteriösen Sprüche in den Weissagungen des Bakis, die Vier Jahrszeiten, das ihm Angehörige aus den Xenien, den Votivtafeln, den Sammlungen Vielen und Einer, und noch so manches andere der Rubrik Epigrammatisch (II, 229 ff.) eingereihte Gedichtchen: so stellt sich Goethe ganz unzweifelhaft als unser reichster und größter gnomischer und epigrammatischer Dichter dar. Daß sich einzelne Sprüche zu widersprechen scheinen, darf keinen Anstoß erregen; jeder ist der treue Ausdruck der dermaligen Ueberzeugung. In ihrer Gesammtheit, chronologisch geordnet, würden sie dem, der die Entwickelung von Goethe's Welt- und Lebensanschauung verfolgt hat, die Lösung der anscheinenden Widersprüche bieten. Manche, die ihm zusagten, hat er anderswoher entlehnt, doch nie, ohne ihnen eine andere, ihm besser scheinende Form oder eine andere Anwendung zu geben, oder ihren Sinn weiter zu entwickeln. Von der Sammlung Sprichwörtlich gesteht er dieses selbst im vorletzten Spruch:

> Diese Worte sind nicht alle in Sachsen,
> Noch auf meinem eigenen Mist gewachsen;
> Doch, was für Samen die Fremde bringt,
> Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Die Invektiven (VI, 151—170) gehören nur zum Theil dem hier in Betracht kommenden Decennium; einige entstanden früher, andere später, z. B. Der neue Alcinous (VI, 153) schon vor 1806, Dem Weißmacher (VI, 166) 1810 oder 1811, Herr Schöne (VI, 166) 1823. — Dagegen sind die unter der Ueberschrift Politika (II, 278 ff.) zusammengestellten Gedichtchen fast sämmtlich Produkte der Zeit der Befreiungskriege oder Nachklänge jener Zeit.

Die Gruppe mit der Ueberschrift Rhein und Main (VI, 147 ff.), die den Schluß der Gedichte An Personen bildet, entsprang den Jahren 1814 und 1815. Goethe selbst bemerkt dazu, es sei damals eine Menge solcher nur zum Theil erhaltener kleinen Produktionen entstanden, die „theils in manches Album, meist unter landschaftliche Zeichnungen gesetzt, ja manchmal als Besuch- und Abschiedskarten vertheilt wurden." Er fügt hinzu, sie seien vielleicht hie und da räthselhaft. Das ist allerdings, wenn man sie ohne Kommentar liest, der Fall. Wer kann sich z. B. bei den Versen „Pfeifen hör

ich fern im Busche u. s. w." (VI, 150) etwas Rechtes denken, wenn er nicht weiß, daß der im siebenten Kapitel genannte drollige Dr. Ehrmann bei seinen Besuchen auf der Gerbermühle sich aus dem benachbarten Buschwerk mit einem Pfeifchen anzukündigen pflegte und nicht eher eintrat, bis Willemer aus dem Hause mit einem gleichen Signal geantwortet hatte.

Von den sonstigen Versen An Personen sind bereits mehrere in den vorhergehenden Kapiteln erwähnt worden; ich füge nur noch wenige von vielen hinzu. Dem Gotha'schen Geheimerath von Frankenberg, der längst zu seinen Freunden gehörte, widmete er den 2. Jan. 1815 einen Glückwunsch zu seinem Jubiläum (VI, 36); der Erbgroßherzogin Maria Paulowna den 15. März 1815 ein schönes Sonett, womit er ihr eine von Meyer verehrte malerisch geschmückte Brieftasche einweihte. Dem Prälaten Heinr. Friedr. von Diez, dem er für Belehrung bei seinen orientalischen Studien Dank schuldete, übersandte er ein Gedicht auf seidenartigem Papier, nach der Sitte des Orients mit prächtig goldener Blumeneinfassung geschmückt, dessen Inhalt er selbst (III, 313) erläutert. Für die Gräfin O'Donell, Gemahlin des Kaiserl. östreich. Kämmerers Grafen Joh. O'Donell dichtete er zu Karlsbad den 1. Mai 1820 die tiefempfundenen Strophen „Hier, wo noch Ihr Platz genannt wird" (VI, 87), worin die Trauer über das frühe Hinscheiden der Kaiserin von Oestreich nachklingt. An Marianne von Willemer, die ihm eine Schachtel getrockneter Früchte zugesandt hatte, schickte er den 2. April 1819 sein Portrait in der Schachtel mit den Versen „Eine Schachtel Mirabellen" (VI, 96), und am 28. Aug. 1821 aus Marienbad die Verse Der vollkommenen Stickerin (VI, 95) als Dank für ein Paar prächtig gestickter Achselbänder, die Marianne ihm zum Geburtstage verehrt hätte. — Es gibt nicht Wenige, welche die meisten dieser „Zuschriften und Erinnerungsblätter" als gar zu leichte Waare aus Goethe's Werken für den weitern Leserkreis ausgeschlossen sehen möchten. Das Urtheil hierüber würde sich vielleicht anders stellen, wenn der Dichter seinen Hang zum Geheimthun unterdrückend sich dazu verstanden hätte, ihnen ausgiebigere und bestimmtere Anmerkungen beizufügen. Man würde sich dann an der Fülle von Geist und Gemüth in diesen Gedichten, an der Mannigfaltigkeit ihrer immer angemessenen Formen, in vielen an der Zartheit und Feinheit des Ausdrucks erfreuen, und den Dichter auch auf diesem Gebiet als einzig in seiner Art bewundern. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß auch in diesen kleinen

Produkten das Manierirte, Gezierte, Sibyllinische mit den Jahren zunahm.

Zu den Balladen kamen während des vorliegenden Decenniums hinzu: 1813 Die wandelnde Glocke, Der getreue Eckart und Der Todtentanz, 1816 die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen, 1821 die Trilogie Paria. Die wandelnde oder, wie zuerst der Titel lautete, die wackelnde Glocke, im Briefwechsel mit Zelter, „Töplitz den 22. Mai 1813" datirt, ist ein Beweis von Goethe's Geschicklichkeit, Tagesvorfälle und Anekdoten dichterisch zu verwerthen. Das Ganze beruht, wie Riemer erzählt, auf einem Scherz, den dieser und Goethe's Sohn vor Jahren mit einem kleinen Knaben trieben, welcher Sonntags vor der Kirchzeit sie besuchend beim Beginn des Geläuts, zumal der mächtig durchschlagenden großen Glocke, sich etwas zu fürchten schien. Sie machten ihm weis, die Glocke komme mitunter von ihrem Stuhl herab über Markt und Straße dahergewackelt und könne sich leicht über ihn stülpen; August veranschaulichte ihm die einbeinige Bewegung mit einem aufgespannten Regenschirm. Sie erzählten den Spaß dem Dichter, welcher darüber hinwegzugehen schien, nach Jahren aber Riemer durch Zusendung des Gedichts überraschte. — Den Todtentanz und den getreuen Eckart schickte Goethe den 6. Juni 1813 an Riemer. Den Stoff zu jenem entnahm er der lebendigen Volkssage, welche denselben in mehrern Variationen kennt. Die dem getreuen Eckart zu Grunde liegende Sage wird in der Thüringischen Chronik von Falkenstein erzählt, lebte aber auch damals in Thüringen im Volksmunde fort. — Der Gegenstand der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen ist aus Percy's Sammlung entlehnt. Die darin enthaltene Ballade The beggars daughter of Bednalgreen stimmt dem Inhalt nach mit der Goethe'schen im Wesentlichen überein, nur daß in jener Alles heiterer gehalten und daher der Gesammteindruck wohlthuender ist. Die Behandlung des Stoffs ist dramatisch, wie in mehrern Balladen der klassischen Periode; doch entbehrt die Darstellung der Leichtigkeit und Klarheit jener Zeit. Das scheint Goethe später selbst gefühlt zu haben; er schrieb zu dem Gedicht eine Erläuterung (I, 319 ff.). — Der Gegenstand der Trilogie Paria gehört nach seinem Bekenntniß zu denen, die er, bevor sie eine feste Form gewannen, „vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam in seinem Innern erhielt." Er hatte, wie zu jener indischen Legende Der Gott und die Bajadere (s. oben III, 217), den Stoff aus Sonnerat's Reise nach Ostindien und China geschöpft

und gegen Ende 1816 sich daran versucht, bewältigte ihn aber erst 1821. Ueber das Grundmotiv des Ganzen hat er sich selbst in dem Aufsatz Die drei Paria (XXXII, 358 ff.) ausgesprochen. Durch das einleitende Gebet des Paria suchte er die Trilogie an jene 1797 entstandene Legende anzuknüpfen und so gewissermaßen eine Tetralogie herzustellen. Vergleicht man aber die ältere Produktion mit der Trilogie hinsichtlich der Darstellung, so erkennt man sogleich, daß die Legende der kräftigsten Periode angehört, während die Trilogie das mühsame Schaffen des Alters nicht verläugnet.

Unter den parabelartigen Gedichten kann Fuchs und Kranich vom 16. Okt. 1819 (II, 211) eher als eine wohlgelungene, auch sprachlich leicht und gefällig behandelte Fabel bezeichnet werden. Folgende Stelle aus einem Briefe Goethe's an Knebel vom 9. Nov. 1814 läßt vermuthen, daß sie schon damals koncipirt war: „Jeder sucht und wünscht, wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachsen ist. Der will's aus der enghalsigen Flasche, der vom flachen Teller u. s. w.“ Zur Parabel Pfaffenspiel (II, 205) aus dem J. 1813, welche die „neupoetischen Katholiken“ persiflirt, überkam Goethe den Stoff ähnlich wie zu der wandelnden Glocke. Riemer hatte ihm das Pfaffenspiel aus seiner Kinderzeit erzählt, ohne zu ahnen, daß sich davon eine so hübsche Nutzanwendung machen lasse. Gleichfalls dem J. 1813 angehörig ist das anmuthige parabolische Gedicht Gefunden, jetzt den Liedern (I, 19) eingereiht, das nach Riemer des Dichters Verhältniß zu Christiane Vulpius, dessen „Entstehung, Begründung und Folge“ darstellt. Vielleicht bezog sich das nächstfolgende Liedchen Gleich und Gleich (I, 20) auf dasselbe Verhältniß. Das in Inhalt und Form mit Gefunden verwandte Gedicht Im Vorübergehen (II, 107) ist wohl als erster mit dem Stoff angestellter Versuch zu betrachten. Das Gedicht Die Käufer (II, 215) schickte Goethe den 2. Mai 1820 von Karlsbad an Zelter als „Profit vom gestrigen Jahrmarkt.“ Im J. 1815 erschienen die Parabeln Erklärung einer antiken Gemme (II, 197), Séance (II, 199), Legende (II, 119), Neologen (II, 202), Krittler (II, 203), Kläffer (II, 204) und Celebrität (II, 204); im J. 1821 Am Flusse (II, 210), Fuchs und Jäger (II, 212), Die Frösche (II, 213), Die Hochzeit (II, 213), Drohende Zeichen (II, 214) und Das Bergdorf (II, 216).

Der starke Anwuchs der eigentlich lyrischen Gattung könnte bei Goethe's damaligem Alter überraschend erscheinen. Der Ein-

fluß der orientalischen Poesie, die erfrischenden Rheinreisen der Jahre 1814 und 1815 und vor Allem das Verhältniß zu Marianne von Willemer erklären dies Phänomen. Schon gleich auf der ersten Rheinreise 1814 entstanden im Reisewagen am 26. Juli Der neue Kopernikus (II, 111) und andere frische Lieder:

Und da duftet's wie vor Alters, Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters Mit dem Morgenwinde stritten.

In Kunst und Alterthum (1820 Bd. II, Heft 3, S. 15 ff.) sind fünf Lieder: März, April, Mai, Juni und Frühling über's Jahr zusammengestellt, deren Ueberschrift nicht sämmtlich die Jahreszeit der Entstehung angeben, sondern nur der Gruppirung wegen gewählt sind. Das erste, jetzt den Liedern (I, 27) eingereiht, entstand den 15. März 1817. Die vier andern folgen noch jetzt in den vermischten Gedichten (II, 102—106) aufeinander. Mai wurde den 2. Jan. 1816, Juni den 24. Dec. 1815, Frühling über's Jahr den 15. Mai 1816 gedichtet. Das letztgenannte Lied ist besonders anmuthig ausgeführt. In wahrer Ueppigkeit aber entfaltete sich die erotische Lyrik im Divan, dem eine etwas eingehendere Betrachtung gebührt.

Mit dem westöstlichen Divan flocht sich der Dichter noch in seinem Alter einen neuen frischen Zweig in seine Lorbeerkrone. Was ihn beim Heraufziehen der Sturmwolken des Befreiungskriegs bewog, sich mit Heftigkeit auf die orientalische Poesie zu werfen, gesteht er selbst in den Annalen und im Eingangsliede des Divans. Er fühlte es höchst nöthig, heißt es dort, „sich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten"; und im Divan singt er:

Nord und West und Süd zersplittern, Throne bersten, Reiche zittern.
Flüchte du, im reinen Osten Patriarchenluft zu kosten!
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chiser's Quell verjüngen.

Sein Interesse an orientalischer Poesie schrieb sich jedoch aus viel früherer Zeit her. Schon 1783 fühlte er sich von Jones' englischer Uebersetzung der Moallahat's sehr angesprochen, arabischer vormahometischer Preisgesänge, die in Goldbuchstaben an den Pforten der Moschee zu Mekka aufgehängt waren. Im J. 1811 überließ ihm ein Officier ein aus Spanien mitgebrachtes arabisches Manuscript des Koran, und erregte in ihm Lust, das Arabische zu studiren. Einzelne Gedichte von Hafis kamen ihm in Zeitschriften zu Gesicht;

doch konnte er ihnen in ihrer Isolirung nicht viel abgewinnen. Als aber im Frühjahr 1813 Hafis' sämmtliche Gedichte, von Hammer übersetzt, ihm zugingen, ward er von ihnen so ergriffen, daß er durch eigene Produktion gegen den Eindruck zurückwirken mußte, „weil er sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können." Er nahm nun die Moallahat's wieder vor, las abermals das ihm längst bekannte Leben Mahomet's von Oelsner, setzte sich mit dem Prälaten von Diez in Verbindung, der das Buch des Kabus herausgegeben hatte, desgleichen mit dem Jenaer Professor der orientalischen Literatur Georg Wilh. Lorsbach, und kam durch diesen auch in einige Berührung mit dem Orientalisten Baron Sylvestre de Sacy. Hammer's Orientalische Fundgruben wurden durchstudirt, die Reisebeschreibungen von Pietro della Valle, J. Bapt. Tavernier und J. Chardin von neuem gelesen. Robert Knox's Zeilon kam ihm zu rechter Zeit in die Hände; besonders werthvoll war ihm Thom. Hyde's Historia religionis veterum Persarum. Ueber diesen Studien lebte er sich so in den Orient ein, daß er sogar eine orientalische Oper entwarf und zu bearbeiten begann, die, wie er meinte, auch fertig geworden wäre, „hätte er einen Musiker zur Seite und ein großes Publikum vor sich gehabt."

Kein östlicher Divan sollte entstehen, sondern ein westöstlicher; der Orient sollte Anregung, Vorbilder, Kostüm, Formen, theilweise auch Stoff liefern, aber den eigentlich erwärmenden Gehalt, die Seele, konnten nur Gegenwart und Leben der Dichtung einhauchen. Da waren es nun die beiden Rheinreisen, die den Dichter die frischen und innigen Töne seiner Jugendlyrik wiederfinden ließen. Der Anblick des Schauplatzes der Freuden und süßen Leiden seiner Jünglingsjahre, der ansteckende Geist, der die Bevölkerung seiner freigewordenen Heimath durchwehte, und zumeist das Zusammentreffen mit einer jungen Frau, die seltene äußere Vorzüge mit innern, hohe Begabung mit schlichtem, bescheidenem Sinne, eindringenden Verstand mit reichem Gemüth, geistige Selbständigkeit mit liebevollem Eingehen in fremde Eigenthümlichkeit, ideales Streben mit bereitwilligem Antheil an dem Alltagsleben, Gefühlsreizbarkeit mit Selbstbeherrschungskraft in sich vereinigte, und obendrein ein schönes dichterisches Talent besaß, ohne die Neigung, damit zu glänzen — dies alles kam dem neuen Werk zu statten. Sogar sein Alter hielt der Dichter selbst dieser Art von Poesie für günstig. „Die mohamedanische Religion, Mythologie und Sitte," schrieb er an Zelter, „geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt.

Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdentreibens, Liebe, Neigung, zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa weiter?" Westöstlich durfte er mit Recht das Werk nennen, das in orientalischer Verkleidung deutsche Gedanken und Anschauungen, deutsche Gefühle, deutsche Erlebnisse brachte. Das Verkleiden und Versteckenspielen war übrigens bei ihm, wie wir wissen, eine uralte Liebhaberei. Er trug aber auch kein Bedenken, stellenweise morgenländischen Stoff ohne wesentliche Veränderung und Verhüllung seinem Werk einzuverleiben, wie er es denn von Jugend auf mit der Originalität nicht strenge nahm und ohne Scheu fremde Quellen in seine Pflanzungen leitete, wenn sie ihm geeignet schienen, dieselben zu befruchten und zu verschönern. So sind z. B. Vier Gnaden (im Buch des Sängers) aus Chardin's Voyages (V, 258), Fünf Dinge (Buch der Betrachtungen) aus den Fundgruben (II, 229), Der Winter und Timur (Buch des Timur) aus Jones' Poeseos Asiat. Comment. (p. 174) dem Stoff nach entnommen.

Goethe hat das Werk in zwölf Bücher eingetheilt, von denen einige aber zu dürftig ausgestattet sind, um sich, wie es in einem wohlgebauten Ganzen ziemt, den andern gegenüber in einem gewissen Ebenmaß darzustellen. Die Versmaße, deren er sich bedient hat, sind sehr mannigfaltig. In die „Reimart" Hafisens hoffte er zwar, wie er im Gedicht Nachbildung (Buch Hafis) sagt, sich auf die Dauer zu finden; aber es gelang ihm nicht. Erst Rückert und Platen bewegten sich mit Leichtigkeit in der Form des Ghasels. Goethe begnügte sich, das morgenländische Kolorit durch Einmischung orientalischer Namen zu erstreben, wie Bulbul, Turban, Dulbend, Mufli, Houri, Namen orientalischer Liebespaare, Länder, Flüsse, Städte u. s. w., zwischen denen jedoch altklassische und moderne Gestalten und Namen, wie Cupido, Aurora, Mars, Helios, der Doge von Venedig, Hutten u. a. in großer Anzahl figuriren. Die ersten Proben dieser neuen Poesie veröffentlichte er 1817 im Damenkalender; das Publikum zeigte sich davon weniger erbaut, als verwirrt. Goethe hatte das wohl erwartet, und beschäftigte sich daher fleißig mit einem dem Ganzen beizugebenden Anhange von historischen und erklärenden Anmerkungen. Mit dieser an und für sich werthvollen Zugabe erschien die Dichtung 1819; doch fehlten in dieser Ausgabe noch 44 Gedichte, die später in der Ausgabe letzter Hand hinzukamen.

Ueber die Kantate Idylle aus dem J. 1813, das 1812 entstandene einaktige Lustspiel Die Wette und das Vorspiel Was wir bringen aus dem J. 1814 dürften die Bemerkungen im siebenten Kapitel genügen. Dem Drama Des Epimenides Erwachen sind aber noch einige Worte zu widmen. Das Stück, in der zweiten Hälfte des Mai 1814 begonnen, war nach einem Brief an Riemer am 9. Juni „so gut wie fertig", gelangte aber erst am 30. März 1815 in Berlin zur Aufführung. Zelter berichtete, der Beifall sei, besonders bei der Wiederholung am 31. März in Gegenwart des Hofes, „wüthend" gewesen; doch trug hier Zelter in seiner Begeisterung für Goethe gewiß etwas stark auf. Für eine patriotische Festdichtung, welche große, zeitbewegende Ideen und Gefühle einfach, kräftig und klar aussprechen soll, ist des Epimenides Erwachen viel zu künstlich, komplicirt und symbolisch nebelhaft. Dieses Drama verlangt, wie der Dichter selbst zugab, „daß der Zuschauer jeden Augenblick merke und deute." Freilich meinte er, es käme nur darauf an, „daß ein solches Stück ein Dutzendmal hintereinander gegeben würde." Schwerlich würde das helfen; sind doch sogar die Kritiker bis auf den heutigen Tag über Manches in diesem Drama noch im Unklaren. Als Angelpunkt der Handlung tritt allerdings deutlich genug die Entfesselung von Glauben und Liebe durch die Hoffnung hervor. Es wird dadurch der Gedanke versinnbildlicht, daß in Zeiten der Unterdrückung, die sogar Glauben und Liebe beugen und entmuthigen, die Hoffnung dereinstiger Befreiung im Stillen fortlebt, und zur rechten Zeit hervortretend Glauben und Liebe zu neuer Thatkraft beseelt. Aber zweifelhaft bleibt schon die Rolle des Titelhelden. Nach Schaefer bildet die Figur des Epimenides nur den Rahmen des allegorischen Zeitgemäldes, und ebenso urtheilt Düntzer, daß sein Schlaf und Erwachen nur zur poetischen Einkleidung diene. Mir erscheint Epimenides als eine Kollektivmaske, worunter diejenigen hervorragenden Geister stecken, die, als eine aussichtslose Verwirrung und Zerstörung über das Vaterland hereinbrach, sich auf sich selbst zurückzogen; offenbar dachte Goethe dabei zugleich nicht ohne Beschämung an sich. Es ist also nicht sowohl auf den Schlaf des deutschen Volkes überhaupt, als vielmehr auf die Zurückgezogenheit mancher bedeutenden deutschen Männer hingedeutet, die den großen vaterländischen Interessen gegenüber sich indifferent verhielten, wenn sie auch innerlich nicht theilnahmlos waren. Die Verzweiflung des unter Gräueln der Zerstörung erwachenden Epimenides erinnert lebhaft an die Angst, von

der Goethe beim Anblick des gewaltigen Kampfs in den letztvergangenen Jahren ergriffen wurde. Jetzt, nach erfochtenem Siege, muß er, wie Epimenides, dem deutschen Volk und besonders der herrlichen (durch den „Jugendfürsten" repräsentirten) deutschen Jugend, die seinen Vertrauensmangel so schön widerlegt hatte, gestehen:

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.

Schließlich ist noch der umfangreichsten Produktion Goethe's, welche in ihrer ersten Gestalt diesem Decennium angehört, der Wanderjahre, zu gedenken. Der Druck wurde mit Januar 1821 begonnen und gegen Mitte Mai beendigt. Es erschien nur ein Band, aus dem aber bei einer spätern Redaktion des Werks mehrere wurden. Den Plan eines Romans Wilhelm Meisters Wanderjahre, einer Fortsetzung der Lehrjahre, worin die Hauptfiguren der letztern wieder auftreten sollten, hatte Goethe schon vor Beendigung dieses Romans gefaßt, gelangte aber erst 1807 zum Beginn der Ausführung. Er beschäftigte sich damals, wie uns bekannt (s. oben S. 61 u. 83 f.), mit einer Anzahl kleiner diesem Werk zugedachter Geschichten, die durch einen romantischen Faden zu einem Ganzen zusammengeschlungen werden sollten. Wäre in jener Zeit das Werk beendigt worden, so würde ihm wohl das von Goethe längst als hochbedeutend erkannte Princip der Entsagung oder Selbstbeschränkung als Grundideen untergelegt worden sein. Allein die Ausführung gerieth seit 1810, wo Goethe „Das nußbraune Mädchen" schrieb, in's Stocken; und als er 1820 die Arbeit wieder aufnahm, hatte sich ihm der Grundgedanke dahin modificirt, daß er mit der Entsagung die eines Jeden besondern Anlagen entsprechende Thätigkeit zur Förderung des Gemeinwohls des Ganzen vereinigt wissen wollte. Das stand bei ihm längst fest, daß das Glück eines Staates, weniger auf seiner politischen Form, als darauf beruhe, daß Jeder an seiner Stelle den ihm verliehenen Kräften gemäß das Gesammtwohl fördern helfe. Die in den Lehrjahren von Wilhelm angestrebte allseitige harmonische Bildung des Individuums, das leuchtete ihm ein, müsse auf der jetzigen Entwickelungsstufe der europäischen Menschheit bei dem Einzelnen einer einseitigen, aber in dieser Einseitigkeit um so intensivern Bildung Platz machen; die Harmonie, auf die der Einzelne hierbei ver-

zichte, sei erst von dem Ganzen wieder, aber hier im gesteigerten Maß zu fordern. Demgemäß müsse auch die Erziehung nicht auf eine Gesammtbildung des Individuums, sondern, wie er es in der pädagogischen Provinz darstellt, auf die Entwickelung der in Jedem hervorstechenden Anlagen gerichtet, und ihrem ganzen Zweck nach eine staatsbürgerliche sein.

Goethe versprach sich von dem Werk, dem er viel Zeit und Liebe zugewandt hatte, lohnenden Beifall. An Zelter schrieb er den 19. Okt. 1821 bei Uebersendung eines Exemplars: „Hier kommen also die Wanderjahre angefahren. Ich hoffe, sie sollen bei näherer Betrachtung gewinnen; denn ich kann mich rühmen, daß keine Zeile darin steht, die nicht gefühlt oder gedacht wäre." Aber wie viele anmuthige erzählende und beschreibende Partien, wie viele tiefe Gedanken er eingeflochten hatte, das Ganze wollte der Leserwelt keineswegs gefallen; es erschien zu lückenhaft, zu wenig fest verbunden, stellenweise zu abstrus, räthselhaft und parador. Selbst Reinhard, dieser begeisterte Verehrer Goethe's, gestand: „So von der Wahrheit zur Dichtung, von der Wirklichkeit zum Ideal, vom Roman zum Märchen, von der Geschichte zur Symbolik fortgerissen, fühlte ich beim ersten schnellern Lesen mich wie in einen Traum versetzt; mir fing an zu schwindeln." Dazu kam, daß der Pfarrer Pustkuchen-Glanzow zu Lime bei Lemgo unter dem Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre" anonym ein Gegenstück herausgab, welches die Lehrjahre und Goethe's gesammte Dichterthätigkeit von moralisch-religiösem Standpunkt angriff. Goethe beschränkte seine Abwehr auf eine Invektive (VI, 168) und einige zahme Xenien (III, 110 ff.), führte für jetzt sein Werk nicht weiter fort, und entschloß sich, als er fünf Jahre später die Arbeit wieder vornahm, zu einer Auflösung und ganz neuen Redaktion des Gedruckten.

Diese neue Bearbeitung zerstörte aber vollends den künstlerischen Charakter des Werks, und es gehörte Goethe's ganze Geringschätzung des Publikums dazu, um diesem den Genuß eines Konglomerats, wie das nun entstehende war, zuzumuthen. Im Vorgefühl, daß für ihn bald aller Tage Abend hereinbreche, suchte er für das was noch ungeordnet und ungestaltet in seinen Manuskripten, oder unausgesprochen in seinem Innern lag, zu guter Letzt noch eine Form zu gewinnen, wenn es auch nicht gerade eine kunstgerechte war, und verwob daher in das aufgedröselte Werk noch möglichst Stoff reflektirender, wie erzählender Art. Er veranschlagte nun den Umfang auf zwei Bände, und ließ ihn auch so in der gedruckten

Ankündigung der neuen Ausgabe seiner Werke angeben. Im Fortgang der Arbeit wuchs aber das Manuskript über Erwarten, und da der Kopist etwas weitläufig geschrieben hatte, täuschte sich Goethe und glaubte für drei Bände genug zu haben; und so ging auch das Manuskript in drei Bänden an die Verlagshandlung ab. Da fand sich aber, als daß der Druck eine Strecke fortgeschritten war, daß die zwei letzten Bände zu klein ausfallen würden. In der Verlegenheit ließ Goethe durch Eckermann aus zwei Paketen, die Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben enthielten, etwa sechs bis acht Bogen zusammenredigiren, die in zwei Hauptmassen unter den Ueberschriften Aus Makariens Archiv und Im Sinne der Wanderer in den Roman eingeschaltet wurden; und da auch ein Paar ungedruckter Gedichte, auf die er Werth legte, vorräthig waren, ließ er auch diese, um sie gleich in die Welt zu bringen, dem Schluß der beiden Abtheilungen anfügen. Bei solchem Verfahren wäre freilich die Entstehung eines kunstmäßig organisirten Ganzen ein Wunder gewesen!

Zehntes Kapitel.*)

1822: Stillleben im ersten Halbjahr. Aufenthalt in Marienbad. Ulrike Levezow. Rückkehr nach Weimar. Besuche im Spätjahr. — 1823: Annalen. Schwere Krankheit. Brief von und an Auguste Stolberg. Verbindung mit Eckermann. Verhältniß zu Soret. Aufenthalt in Marienbad. Marienbader Elegie. Erinnerungsblätter Marienbad 1823. Feier von Goethe's Geburtstag. Frau Szymanowska zu Besuch. Nochmalige schwere Krankheit. Besuch von Zelter. — 1824: Gedicht: An Werther. Trilogie der Leidenschaft. Idee einer Weltliteratur. Friedr. Aug. Wolf's Tod.

Fünfzig Jahre nach Goethe's Aufenthalt in Wetzlar, nach jenem als „ächt deutsche Idylle" verlebten Sommer, finden wir ihn im Böhmischen Gebirgskessel zu Marienbad die gute Jahrszeit zubringen.

*) Ein Theil des Inhalts dieses Kapitels, namentlich das auf Ulrike von Levezow bezügliche, ist vor mehreren Jahren in einer Zeitschrift pseudonym von mir mitgetheilt worden.

In Wetzlar war er im Frühling 1772, wenn gleich von einem engern Freundekreise schon als ein genialer junger Mann geschätzt, doch der großen Welt noch unbekannt eingezogen. Als er am 19. Juni 1822 in Marienbad eintraf, war dieser Tag eine Epoche für den Kurort, und jeder der Badegäste beeilte sich, den ruhmgekrönten Ankömmling zu schauen, der unbestritten als der Dichterkönig seiner Zeit galt. Es war ihm nicht leicht geworden, sich von seinem geliebten Arbeitszimmer daheim zu trennen. Still nach der Gartenseite hinaus gelegen, nicht mit geistzerstreuenden Luxusgegenständen ausgestattet, war es ein Heiligthum, das sich nur vertrauten Freunden öffnete. Hier fanden ihn schon die frühen Morgenstunden in einer höchst mannigfachen, aber wohlgeregelten Thätigkeit. Sein Familienkreis belebte sich mehr und mehr durch das Heranwachsen seiner zwei blühenden Enkel. Sein Sohn, seine liebenswürdige Schwiegertochter Ottilie und Fräulein Ulrike von Pogwisch wetteiferten miteinander, ihm das Leben zu verschönern. Abends fand sich gewöhnlich ein engerer Kreis befreundeter Herren und Damen bei ihm ein; Dienstags versammelte sich eine größere Gesellschaft um den Theetisch zu Lektüre und Unterhaltung; ein- oder zweimal die Woche besuchte ihn die verehrte Großherzogin, um sich von ihm Bedeutendes vorlegen und erläutern zu lassen. So kostete es ihm einen Entschluß, von seinem häuslichen Herd zu scheiden. „Die lange Gewohnheit daheim zu bleiben," schrieb er an Knebel, „will erst abgeschüttelt sein; die gute Vorsorge meiner Kinder bereitet und unterhält mir die beste Bequemlichkeit und fesselt mich an."

Er ahnte nicht, als er sich im Sommer 1822 diesem glücklichen Stillleben entriß, daß der nächste Monat, wie zum goldenen Jubiläum von Werther's Leiden, nochmals den Keim einer tiefen Leidenschaft in sein Herz legen sollte. Sein Aufenthalt in Marienbad dauerte diesmal etwa fünf Wochen. In einem Briefe an Zelter vom 8. August, aus Eger datirt, erstattete er darüber folgenden summarischen Bericht: „Am 19. Juni gelangte ich nach Marienbad bei sehr schönem Wetter. Herrlich Quartier, freundliche Wirthe, gute Gesellschaft, hübsche Mädchen, musikalische Liebhaber, angenehme Abendunterhaltung, köstliches Essen, neue bedeutende Bekanntschaften, alte wiedergefundene, leichte Atmosphäre 2000 Pariser Fuß über der Meeresfläche, Stiftsgelage u. s. w. — Alles trug bei, das drei Wochen dauernde schöne Wetter vollkommen zu benutzen und zu genießen, und das nachfolgende unfreundlich wechselnde zu überstehen." Was er aber dem so nahe stehenden Freunde nicht

den Muth hatte zu bekennen und nur der Muse vertraute, war der mächtige und nachhaltige Eindruck, den eines der „hübschen Mädchen“, Fräulein Ulrike von Levezow, schon damals auf sein Herz gemacht hatte. Sie hielt sich in Marienbad mit ihrer Mutter, einer Gräfin Klebelsberg, früher Baronin Levezow, auf, deren Landsitz Tziblitz bei Lowositz in Böhmen war. Ulrike muß eine in hohem Grad liebenswürdige und zugleich glänzende Erscheinung gewesen sein, nicht eines jener still und einfach anmuthigen, sich immer gleich bleibenden Wesen, sondern mit mannigfachen, aber harmonisch zusammenstimmenden körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet, in wechselreicher, aber immer lieblicher Gestalt sich zeigend. Der Dichter vergleicht sie dieser Farbenfülle schöner Eigenschaften wegen mit der Göttin des Regenbogens:

Ja, du bist wohl der Iris zu vergleichen,
Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
So schmiegsam, herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer neu und immer gleich wie sie;

und in der Marienbader Elegie sagt der Wolkenbeobachter von ihr:

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt seraphgleich aus ernster Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor!
So sah ich sie in frohem Tanze walten,
Die lieblichste der lieblichen Gestalten.

Sie nahm auch an seinen wissenschaftlichen Interessen, besonders den auf der Tagesordnung stehenden meteorologischen, lebhaften Antheil, und stahl sich dadurch um so tiefer in das Herz des begeisterten Schülers Howard's. Obwohl des Hochbejahrten Liebe nicht unerwidert blieb, so wußte sie doch in besonnener Würdigung der einer dauernden Verbindung entgegenstehenden Gründe den Sommer 1822 hindurch das Verhältniß so schön zu mäßigen, daß ihm erst beim Abschied die Gewalt seiner Zuneigung zum vollen Bewußtsein kam. Dies schildert der Eingang des Gedichts Aeolsharfen:

Ich dacht', ich habe keinen Schmerz,
Und doch war mir so bang um's Herz —
Bis endlich Thrän' auf Thräne fließt,
Verhaltnes Lebewohl ergießt.

Ihr Lebewohl dagegen war, wie das Gedicht hinzufügt, „heitre Ruh'“,

und erst, nachdem er sich entfernt hatte, überließ auch sie in der Einsamkeit sich ihrem Schmerz.

Goethe theilte das eben erwähnte, wohl bald nach seiner Heimkehr enstandene Gedicht seinem Freunde Zelter erst im Dec. 1822 zur Komposition mit. Wie viel er auch noch später darauf hielt, zeigt ein Brief an Zelter vom 9. Jan. 1824. Da Zelter bis dahin mit der Komposition auf sich hatte warten lassen, so erinnerte er an die Verse und fügte hinzu: „Sie sind mir an's Herz gewachsen; Du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen."

Vor dem Abschied hatten die Liebenden ein Wiedersehen in Marienbad für's nächste Jahr verabredet. Aber wie lag, als er zu Hause angelangt war, die Zwischenzeit bis dahin so schaal und leer vor seinen Blicken! Er klagt in dem angeführten Liede:

Zur Trauer bin ich nicht gestimmt,
Und Freude kann ich auch nicht haben.
Was sollen mir die reifen Gaben,
Die man von jedem Baume nimmt!

Der Tag ist mir zum Ueberdruß,
Langweilig ist's, wenn Nächte sich befeuern,
Mir bleibt der einzige Genuß,
Dein Bild mir ewig zu erneuern.

Glücklicher Weise wurden diese Stunden des Mißmuths im Herbst und Winter durch viele Besuche bedeutender und von ihm geschätzter Männer unterbrochen, die an seinen wissenschaftlichen Arbeiten lebhaften Antheil nahmen. Nacheinander sprachen von Henning, sein chromatischer Anhänger, der brasilianische Bergdirektor von Eschwege, Purkinje aus Prag, eben als Professor nach Breslau berufen, dessen Schrift über das subjektive Sehen ihn höchlich interessirte, Professor Oersted u. A. bei ihm ein. Durch sie angeregt, ergab er sich wieder einer vielfachen Thätigkeit und konnte am 18. Jan. 1823 an Zelter berichten: „Ich hämmere gar Manches durch in meiner einsamsten Schmiede; aus dem Hause komme ich nicht, kaum aus der Stube." Besonders griff er jetzt ernstlich eine Arbeit an, die er schon seit einigen Jahren vorbereitet hatte, eine kursorische Lebenschronik, die Annalen oder Tag- und Jahreshefte. Da wurde er plötzlich von einer lebensgefährlichen Krankheit überrascht, die den Lebensfaden, den er in der Vergangenheit zu verfolgen gedachte, für alle Zukunft abzuschneiden und damit seine Aussicht auf ein

Wiedersehen in Marienbad zu verschließen drohte. Es war eine Entzündung des Herzbeutels und der Pleura. Am 24. Februar erreichte die Krankheit ihren Höhepunkt. In einem Anfall von Schwäche sagte er zu seiner Schwiegertochter: „Ich fühle, daß der Moment gekommen ist, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt.“ Am Abend hatte er jedoch sein volles Bewußtsein wieder und scherzte schon mit seinem Arzt, dem Hofrath Rehbein: „Ihr seid zu furchtsam mit Euern Mitteln, Ihr schont mich zu sehr. Mit einem Kranken, wie ich bin, muß man ein wenig Napoleonisch zu Werke gehen.“ Kurz vor Ostern erhielt Zelter von ihm wieder einen eigenhändigen Brief, „die ersten Zeilen seiner Wiedergeburt“, unmittelbar vor Beginn der Liedertafel, bei welcher sie, nach des Freundes Bericht, als erquickliches Schaugericht von Hand zu Hand umliefen, und hundert Champagnerflaschenschlünde, wie bei der Geburt eines Reichserben, sich auf des Dichters Wohl entluden. In Weimar wurde zur Feier der Genesung Tasso gegeben und Goethe's Büste unter dem Beifallsjubel der gerührten Menge mit einem Lorbeerkranz geschmückt.

Aus den Tagen der Rekonvalescenz ist uns ein höchst merkwürdiger Brief Goethe's erhalten, dessen Mittheilung der Inhalt selbst rechtfertigt. Der Leser wolle eine fast ein halbes Jahrhundert weiter zurückliegende Zeit und mit ihr das Andenken an Goethe's Jugendfreundin Auguste Stolberg (vgl. II, 97 ff.) zurückrufen. Sie, nunmehr verwittwete Gräfin Bernstorf, gehörte zu den sich treu bleibenden Gemüthern, in denen eine warme Jugendzuneigung nie ganz erlischt, wenn sie auch mit der weitern Entwicklung des Freundes sich nicht versöhnen können. Als einer frommgläubigen Christin mußte ihr Vieles, was Goethe geschrieben, unverantwortlich erscheinen, und so hatte sich ihrer nach und nach eine lebhafte Angst um sein Seelenheil bemächtigt. Nach längerm Schwanken zwischen der Furcht, verkannt oder gar verspottet zu werden, und der Hoffnung, den Jugendfreund zu einer Sinnesänderung führen zu können, hatte sie am 15. Okt. 1822 zur Feder gegriffen und ihm einen rührend liebevollen Brief geschrieben. Es heißt darin:

„Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the songs of other times — die Harfe von Selma ertönte. Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut. Das kann nicht untergehen, muß für die Ewigkeit bestehen; diese unsere Freundschaft, die Blüthe unserer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, Sie zu

retten.*) Nun maße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie: Retten Sie sich selbst! — Nicht wahr, Ihre Bitte gibt mir dazu einiges Recht? Und ich bitte Sie, hören Sie in meinen Worten die Stimme meines Bruders, den Sie so herzlich liebten! Ich habe damit einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen. O ich bitte Sie, ich flehe, lieber Goethe, abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eiteles, Irdisches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden! Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, in Ihren Schriften zu finden, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen — o, machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist!"

Goethe's Antwort vom 17. April 1823 lautete:

„Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nicht gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich rührend; und doch zauderte ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besondern Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist. Lange leben heißt gar Vieles überleben: geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesät und gepflanzt. Wir überleben uns selbst, und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. — Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und Andern gemeint, und bei allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immer fort, so lang es Tag für uns ist. Für Andere wird auch eine Sonne scheinen; sie werden sich an ihr hervorthun, und uns wird indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unsers Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein. Vielleicht gelingt dann, was uns bis jetzt abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue."

„P. S. Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefs geschrieben; allein ich wagte nicht, es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edeln, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, um unmittelbar zu melden, daß der Allwaltende mir noch gönnt, das Licht der Sonne zu schauen. Möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich scheinen, und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte. Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters Alles wieder zusammenfinden!"

---

*) Vgl. II, 98 in der Mitte.

Der Genesene nahm sogleich wieder seine wissenschaftlichen Arbeiten auf, und setzte sie, wenn gleich eine schwere Krankheit der Großherzogin, ein Besuch des Königs von Baiern mit Familie und ein bedenkliches Erkranken seines Freundes Meyer große Störungen brachten, mit Ausdauer bis tief in den Juni fort, wo er nach Marienbad reiste. Ehe wir ihn dorthin begleiten, möge noch einer vorher angeknüpften, für ihn förderlichen Verbindung mit zwei jüngern Männern gedacht werden.

Am 10. Juni 1823 trat ein eben in den Dreißigen stehender Mann mit ahnungsvoll klopfendem Herzen in Goethe's einfach edle Wohnung ein. An der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen wehten ihn mit dem Geist der bildenden Kunst des Alterthums an. Von dem gesprächigen Bedienten des Hauses, Stadelmann, zur ersten Etage geleitet, ward er in ein Zimmer geführt, vor dessen Schwelle er das Wort SALVE als Vorzeichen eines freundlichen Empfangs überschritt. Durch dieses Zimmer gingen sie in ein zweites, wo der Fremde zu weilen gebeten wurde, während ihn der Bediente bei seinem Herrn anmeldete. Hier wehte die erquicklichste Kühle. Ein Teppich bedeckte den Boden; von einem rothüberzogenen Sopha, Stühlen von gleicher Farbe, einem Flügel, Spiegeln, vielfachen Gemälden und Handzeichnungen an den Wänden war das Zimmer überaus heiter meublirt. Bald erschien Goethe in blauem Oberrock und Schuhen. Der Eindruck seiner Erscheinung war überraschend für den Fremden; doch freundliche Worte scheuchten sogleich jede Befangenheit. Der Eingeführte hatte sich durch ein vorausgesandtes Manuskript vortheilhaft angekündigt. Es war Joh. Pet. Eckermann. Als Knabe und Jüngling in kümmerlichen Verhältnissen herangewachsen und nur durch eigene Strebsamkeit zu einer gewissen Vorbildung gelangt, hatte er aus feurigem Lerneifer als Fünfundzwanzigjähriger auf den Bänken eines Gymnasiums unter Sekundanern Platz genommen, dann mit mühsam erschwungenen Mitteln einige Zeit auf der Universität Göttingen zugebracht, und gedachte jetzt eine schriftstellerische Laufbahn einzuschlagen. Goethe gewahrte sogleich, daß er an ihm den rechten Mann zur Unterstützung bei seinen fernern Arbeiten gefunden, und machte ihm darauf bezügliche Anträge, die freudig angenommen wurden. So knüpfte sich eine für Goethe's letzte neun Lebensjahre wichtige Verbindung an.

Seit einiger Zeit schon stand ein anderer junger Mann, Dr. Friedr. Soret, mit Goethe in einer besonders für seine naturwissenschaft-

lichen Bestrebungen förderlichen Verbindung. Zur Leitung der Erziehung des Erbgroßherzogs aus Genf nach Weimar berufen, war er oft ein Tischgenosse und ein gern gesehenes Mitglied der Abendgesellschaften Goethe's, ordnete als Kenner der Mineralogie dessen Krystalle und war durch gute botanische Kenntnisse befähigt, die Metamorphose der Pflanzen durch eine Uebersetzung in Frankreich zu verbreiten. Soret's Mittheilungen über Goethe gehören zum Besten, was über den Dichter französisch geschrieben worden.

Gegen Ende Juni 1823 beeilte sich Goethe, nach Marienbad zu kommen, wo er den 2. Juli ankam. Was ihn als Hauptmagnet dorthin so gewaltig zog, scheute er sich auch jetzt noch seinen Freunden offen zu bekennen, wenn er sich gleich einiger Andeutungen nicht enthalten konnte. An Zelter schrieb er über den Aufenthalt daselbst, er habe zu seiner Freude die Nachbarschaft seiner Wohnung durch schöne Frauen und verständige Männer eingenommen gefunden; auch seien ihm „frühere Verhältnisse gar wohlthuend als Zeugen, daß man nach einer Jahresnacht Wohlwollen und Neigung nicht verschlafen habe.“ Sein Bericht an den Urfreund Knebel vom 11. Juli lautete: „Die Gesellschaft ist gut, man kann sagen glänzend; noch gestern ist der Herzog von Leuchtenberg angekommen. Schöne Frauen machen sich bemerken zu Wagen, Pferd und Fuß. Wöchentlich werden Bälle gegeben und zu ernsterer Unterhaltung fehlt es nicht an gereisten Diplomaten und sonst erfahrenen Weltmenschen. Durch ein besonderes Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer, die still und verträglich sind. Eine sogar ist passionirt für die Mineralogie; und da hat sie, indem Stadelmann schon Centner von Handstufen zusammengeklopft, die erfreulichste Auswahl.“ Diese eifrige Mineralogin nun war eben Ulrike von Levezow, welche sich mit ihrer Mutter und einer Schwester wieder in Marienbad eingefunden hatte. Mit welchem Hoffen und Bangen er ihrem Wiedersehen entgegenharrte, wie herzlich sich der Empfang, wie beglückend das Zusammenleben mit ihr gestaltete, schildern die Anfangsstrophen der Marienbader Elegie:

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen?
Von dieses Tages noch geschloßner Blüthe?
Das Paradies, die Hölle steht dir offen;
Wie wankelsinnig regt sich's im Gemüthe! —
Kein Zweifel mehr! Sie tritt an's Himmelsthor
Und hebt zu ihren Armen dich empor.

So warst du denn im Paradies empfangen,
Als wärst du würdig ewig schönen Lebens;
Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen;
Hier war das Ziel des innigsten Bestrebens,
Und in dem Anschaun dieses einzig Schönen
Versiegte gleich der Quell sehnsücht'ger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raschen Flügel,
Schien die Minuten vor sich her zu treiben!
Der Abendkuß, er war mir Pfand und Siegel:
So wird es auch der nächsten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen sich in zartem Wandern
Wie Schwestern zwar, doch keine ganz der andern.

Es war der Geistesreichthum der Geliebten, was dem Dichter ihren Umgang mit einer so reizenden Abwechselung würzte. Aber noch glänzender ist das Lob, das er ihrem Gemüth spendet. Er preist sie in der Elegie als eine jener hohen Naturen, die durch ihre bloße Gegenwart, ihr Beispiel, ohne Wort, alles Selbstsüchtige, alles Bangen um die kleinlichen Tagesinteressen, alles Sorgen um die Zukunft aus dem Herzen verscheuchte, und zu kindlich froher Benutzung der Stunde, zu liebevollem Mitgenuß fremden Glücks und zu wohlthätigem Wirken aufforderte. Den Frieden, den er in ihrer Nähe empfand, vergleicht er dem Gottesfrieden, der mehr als Vernunft beseligt, dem Gefühl der Frömmigkeit:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten —
Wir heißen's fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, der längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften.
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es ist, als wenn sie sagte: „Stund' um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten;
Das Gestrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wissen ist's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend scheute,
Die Sonne sank, und sah noch, was mich freute."

„Drum thu' wie ich, und schaue froh verständig
Dem Augenblick in's Auge! Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell, wohlwollend und lebendig
Im Handeln, sei's zur Freude, sei's dem Lieben;
Nur wo du bist, sei Alles immer kindlich,
So bist du Alles, bist unüberwindlich."

Nicht bloß die Elegie, der diese Strophen angehören, auch die Marienbad 1823 überschriebenen sechs Erinnerungsblätter (VI, 98 f.) sind von der jugendlichen Gluth dieser letzten Liebe unsers Dichters durchströmt. Das erste lautet:

Du hattest längst mir's angethan;
Doch jetzt gewahr ich neues Leben.
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

Im zweiten Blatt redet er sich als Schüler Howard's an, der Morgens um und über sich schaut,

Ob Nebel fallen, ob sie steigen,
Und was sich für Gewölke zeigen.

Es schließt mit den Versen:

Und wenn bei stillem Dämmerlicht
Ein allerliebstes Treugesicht
Auf holder Schwelle dir begegnet,
Weißt du, ob's heitert? ob es regnet?

Das Schlußblatt kündet, wie unentbehrlich ihm ihre Nähe geworden:

Am heißen Quell verbringst du deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwist;
Denn wie ich dich so ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht, wie du wo anders bist.

Eine Wirkung dieser Leidenschaft war die bis zur höchsten Reizbarkeit gesteigerte Empfänglichkeit für Musik, die Goethe während dieser Tage zu seinem eigenen Erstaunen in sich gewahrte. Er sei überzeugt, schrieb er an Zelter, daß er in der Singakademie beim ersten Takt sie verlassen müsse. Die nächstliegende Erklärung dieses psychischen Phänomens gab er nicht dem Freunde; er schrieb es dem Umstande zu, daß er seit zwei Jahren wenig gute Musik, außer Hummel zweimal, gehört; deßhalb, meinte er, habe sich in ihm das Organ dafür zugeschlossen; nun aber falle die Herrliche mit Einem

Mal durch Vermittlung großer Talente über ihn her und ergreife ihn mit verstärkter Gewalt. Bei den „großen Talenten" dachte er an Frau Milder und Frau Szymanowska, geb. Wotowska. Von jener, der berühmten Theatersängerin, hörte er „vier kleine Lieder, die sie so groß zu machen wußte, daß die bloße Erinnerung daran ihm Thränen entpreßte." — „In ganz anderm Sinne," schrieb er weiter an Zelter, „und doch für mich von gleicher Wirkung, hörte ich Madame Szymanowska, eine unglaubliche Pianospielerin. Sie darf wohl neben unsern Hummel gesetzt werden, nur daß sie eine liebenswürdige polnische Frau ist. Wenn Hummel aufhört, so steht gleichsam ein Gnome da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man kaum zu danken sich getraut; wenn sie aber aufhört und kommt und sieht einen an, so weiß man nicht, ob man sich nicht glücklich nennen soll, daß sie aufgehört hat."

Indem Goethe so in dem böhmischen Zauberkreise festgehalten wurde, erhielt er die Nachricht, daß man in Weimar eine Feier seines diesjährigen Geburtstages vorbereitete. Er schickte den festfeiernden Freunden ein paar schöne Stanzen zu (s. G.'s W. VI, 97), die am Schluß des Festes als sein Dank vorgetragen wurden. In diesen Versen legte er das Bekenntniß ab, daß in Marienbads Waldgebirge Armida ihn in Hygiea's Form auf alle Art durch Spiel und Tanz und Neigung banne. Doch bedurfte es für die Freunde in Weimar nicht mehr eines solches Bekenntnisses. Es war dort bereits bekannt, wie sehr des Dichtergreises Liebe allmälig gewachsen war, und ihn nunmehr so sehr beherrschte, daß er darüber jede Vorsicht vergaß. Wenn er, so erzählte man sich, in der Brunnenallee der Geliebten Stimme hörte, griff er nach seinem Hut und eilte zu ihr hinunter. Keine Stunde versäumte er, in ihrer Nähe zu sein. Die Kunde davon flog denn auch bald in alle Gegenden Deutschlands aus, so daß Zelter auf einer Rheinreise im Spätjahr 1823 das Gerücht von einer bevorstehenden abermaligen Vermählung Goethe's überall verbreitet fand.

Man wird fragen, warum es nicht dazu kam, obwohl doch, wie glaubwürdig berichtet wird, seine Liebe eine warme Erwiderung fand. Die Antwort geben die von diesem Verhältniß hervorgerufenen Gedichte, die ganz gegen seine sonstige Weise ein Produkt des leidenschaftlichsten Augenblicks sind und das schärfste Gepräge der Wirklichkeit tragen. Sie zeigen, daß die Geliebte selbst ihn zum Entsagen bestimmt hat. Wäre sie eine minder edle Natur gewesen, als sie war, so hätte sie sich über das nachtheilige Licht weggesetzt, das

der unnatürliche Bund des Vierundsiebenzigjährigen mit einem jugendlich blühenden Mädchen in den Augen der Welt auf den großen Mann und auch auf sie werfen mußte. Der Gedanke, die Gattin des ersten Dichters Deutschlands, ja seines Zeitalters zu werden und sich in dem herrlichen Glanz seines Lebensabends mitzusonnen, wäre für ein minder selbstsuchtfreies und liebreiches Gemüth zu verlockend gewesen. Aber ihre Besonnenheit mehr, als die des Dichters, war es, was ihn den Sieg über die Leidenschaft gewinnen ließ. In diesem Sinne führt Goethe sie schon in dem Gespräch Aeolsharfen so redend ein:

> Ja, er ist fort — das muß nun sein;
> Ihr Lieben, laßt mich nur allein!
> Sollt' ich euch seltsam scheinen,
> Es wird nicht ewig währen.
> Jetzt kann ich ihn noch nicht entbehren,
> Und darum muß ich weinen.

In der nächstjährigen Elegie aber heißt es ausdrücklich (Str. 18), daß ihr Wink ihm geboten habe, sich zu entfernen. Wie schwer ihm das Opfer wurde, davon ist eben die Elegie das sprechendste Zeugniß. Es gibt kaum ein lyrisches Gedicht Goethe's, worin die Gefühle einen, ich möchte sagen, so herben und versöhnungslosen Ausdruck gefunden haben. Zum Theil erklärt sich dies aus der besondern Entstehungsart der Elegie. Er dichtete sie, seiner Gewohnheit entgegen, mitten in der gährenden Leidenschaft, ehe sich die Empfindung geklärt hatte. Seiner mündlichen Eröffnung an Eckermann zufolge, schrieb er sie unmittelbar nach der Trennung von der Geliebten auf der Heimfahrt noch im vollsten, frischesten Gefühl des Erlebten. Morgens acht Uhr auf der ersten Station, erzählte er, brachte er die erste Strophe zu Papier, dichtete dann im Wagen fort, und schrieb so von Station zu Station das im Gedächtniß Festgehaltene nieder, so daß Abends das Gedicht fertig auf dem Papier stand.*) Er hielt es wie ein Heiligthum geheim, und als er es endlich seinem Vertrauten Eckermann verlegte, erkannte dieser schon an dem Aeußern des Manuskripts, wie lieb ihm dieses Geisteskind war. Er hatte die Verse eigenhändig in schönen lateinischen Zügen auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer Seidenschnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt.

*) Damit stimmt freilich nicht sein Tagebuch, dem zufolge er Nachmittags drei Uhr in Begleitung des Polizeiraths Grüner von Marienbad abreiste.

Als er den 17. Sept. in Weimar wieder eingetroffen war, erschien er äußerlich gesund, sogar verjüngt, krankte aber innerlich am Verlust der Geliebten fort. Der Kanzler Müller fühlte gleich beim ersten Besuch durch, daß der Heimgekehrte „nicht heiter gestimmt war und ungern sich wieder in die Weimarische Lebensweise resignirte.“ Sein sonst so lebendig fortfließendes Gespräch hatte öftere Pausen. Unter dem 23. Sept. spricht Müller in seinen „Unterhaltungen mit Goethe“, von des Dichters „innerer Zerrissenheit“, dem „verlorenen Gleichgewicht seiner Seele“, das ohne die gewaltigsten Kämpfe nicht herzustellen sei. Glücklicherweise ließ ihm, wie im vorigen Jahre, eine Reihe von Besuchen nicht die Zeit, seinem Schmerz nachzuhängen. Am. 30 Sept. kam Freund Reinhard mit Sohn und Tochter und blieb etwa eine Woche. Mit dem Staatsrath Schulz, der bei ihm einsprach, verhandelte er eifrig über das chromatische Kapitel. Zudem ward er, wie er an Knebel berichtete, „durch eine Fluth von Fremden, worunter sich englische Wellen besonders auszeichneten, jeden Augenblick wach erhalten.“ Am 2. Okt. theilte er im tiefsten Vertrauen „seine Verhältnisse zu Levezows“ dem Kanzler Müller mit. „Es ist eben ein Hang,“ fügte Goethe seiner Beichte hinzu, „der mir noch viel zu schaffen machen wird; aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen: ein alter Onkel, der seine Nichte allzuheftig liebt.“

Da kam den 23. Okt. ein Besuch, der zwar für den Augenblick seinen Liebesleiden ein süßes Labsal war, aber durch seine Nachwirkung sie gewaltig gesteigert zu haben scheint. Frau Szymanowska erschien mit ihrer Schwester Casimira Wotowska*) in Weimar. Den Zustand, worin sie ihn traf, und die Wirkung, die ihr wundervolles Spiel auf ihn ausübte, schildert das Gedicht Aussöhnung, das später der Elegie von Marienbad angehängt ward und den von Eckermann vermißten versöhnenden Abschluß derselben bildet:

Die Leidenschaft bringt Leiden! Wer beschwichtigt
Beklomm'nes Herz, das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb' ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

---

*) Vgl. das ihr gewidmete anmuthige Gedichtchen (G.'s W. VI, 97) nebst Anmerkung (VI, 442).

Da schwebt Musik hervor mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge netzt sich, fühlt in höherm Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.

Und so das Herz, erleichtert, merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt, und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

Frau Szymanowska blieb bis zum 5. November. Gleich am Tage nach ihrer Ankunft gab Goethe ihr zu Ehren ein Abendessen und weidete sich an dem Beifall, den ihre Persönlichkeit wie ihr seelenvolles Spiel fand. Am 28. und 30. Okt. war Koncert in Goethe's Hause, am 4. Nov. ein öffentliches Koncert, dem ein Souper bei Goethe folgte. Als sie am folgenden Tage Abschied nahm, war Goethe, wie der Kanzler Müller erzählt, „in der wunderbarsten Stimmung. Er wollte heiter und humoristisch sein, und überall blickte der tiefste Schmerz des Abschieds durch." Frau Szymanowska sagte ihm beim Lebewohl: „Ich scheide reich und getröstet von Ihnen. Sie haben mir den Glauben an mich selbst bestätigt; ich fühle mich besser und würdiger, da Sie mich achten." Da war es aus mit seiner Fassung und seinem erzwungenen Humor. Unter hervorbrechenden Thränen schloß er wortlos sie und ihre Schwester in seine Arme, und sein Blick begleitete sie noch lange, als sie durch die offene Reihe der Gemächer sich entfernte. „Dieser holden Frau," sagte er nachher zu Müller, „habe ich viel zu danken; ihre Bekanntschaft und ihr wunderbares Talent haben mich zuerst mir selbst wiedergegeben."

Die Gemüthsaufregungen dieser Tage waren für den Hochbejahrten zu stark gewesen. Kaum war die Künstlerin abgereist, als sich bei ihm die Vorboten einer neuen schweren Krankheit meldeten. Er fühlte wieder denselben Schmerz in der Herzgegend, der seine Krankheit im Frühjahr angekündigt hatte. In diesem Zustande gereichte ihm eine kurze Anwesenheit Wilh. v. Humboldt's zu einiger Aufheiterung, aber nicht zur Heilung. Nach der Mitte des Monats verschlimmerte sich sein Befinden; man begann die Wassersucht zu fürchten. Da stellte sich zu seinem Heil am 24. Nov. Freund Zelter auf der Rückkehr von seiner Rheinreise bei ihm ein. Einen trefflichern

Seelenarzt hätte ihm das Glück nicht zuführen können, als diesen eben so lebensmuthigen und gemüthskräftigen wie liebevollen Freund. Seinen Eintritt in Goethe's Haus schildert er selbst in einem Schreiben an ihn nach seiner drastischen Art:

„Ich komme nach Weimar, fahre vor; ich bleibe eine Minute im Wagen, Niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thür, ein weibliches Wesen guckt zur Küche heraus, sieht nach, zieht sich wieder zurück. Stadelmann kommt und hängt das Haupt, und zuckt die Schultern. Ich frage — keine Antwort. Ich stehe noch an der Hausthür: Soll man wieder gehen? Wohnt hier der Tod? Wo ist der Herr? — Trübe Augen. — Wo ist Ottilie (Goethe's Schwiegertochter)? — Nach Dessau. — Wo ist Ulrike (Fräulein von Pogwisch)? — Im Bett. — Der Kammerrath (Goethe's Sohn) kommt: Vater ist — nicht wohl, krank, recht krank. — Er ist todt? — Nein, nicht todt, aber sehr krank. — Ich trete näher, und Marmorbilder stehn und sehn mich an. So steig' ich hinauf. Die bequemen Stufen scheinen sich zurückzuziehen. Was werd' ich finden? Was find' ich? Einen, der aussieht, als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun, wenn das ist, so soll er davon kommen! Nein, er soll sie behalten, soll glühen wie Austernkalk; aber Schmerzen soll er haben, wie Herkules auf dem Oeta! Kein Mittel soll helfen, die Pein allein soll Stärkung, soll Mittel sein! Und so geschah's, war's geschehen. Von einem Götterkinde, frisch und schön (die Marienbader Elegie ist gemeint), war das liebende Herz entbunden."

Zelter hatte schon zweimal den Freund in gleich gefährlichem Zustande getroffen und ihn unter seinen Augen wieder aufleben sehen. Diesmal, wie er selbst sich ausdrückt, „befehligte er sozusagen seine Genesung" und sah ihn von Stund an zur Verwunderung der Aerzte, die ihn verloren gaben, so schnell sich erholen, daß er ihn am 14. Dec. als einen völlig Hergestellten verlassen konnte.

Goethe blieb mit Ulrike von Levezow und ihrer Mutter, wie es scheint, noch länger in brieflicher Verbindung. Baron von Bernus, der in den fünfziger Jahren die Gräfin Klebelsberg auf Schloß Tziblitz besuchte, erzählte dem Uebersetzer der Lewes'schen Goethebiographie, daß sie ihm ausnahmsweise einige Geschenke Goethe's an Ulrike und dessen ganze Korrespondenz mit Tochter und Mutter gezeigt, auch einige Briefe vorgelesen habe, die ihm den Eindruck einer wahren Gluth von Leidenschaft machten. Ulrike blieb unvermählt und lebte auch nach dem Tode der Mutter auf Schloß Tziblitz. Die Leser oder Leserinnen, denen vielleicht der Anblick des großen Dichters in diesem späten Rückfall in die Gemüthsaufregung der Wertherperiode nicht gerade erquicklich gewesen, werden sich einigermaßen durch das gleichzeitig entgegentretende Bild eines trefflichen Frauengemüths entschädigt finden, das in dem

reichen und bunten Kranz von Goethe's Geliebten sich als die letzte, den Kranz schließende, und zugleich als eine der edelsten und farbenprangendsten Blumen darstellt.

Als Goethe in das Jahr 1824 eingetreten war, worin ein Zeitraum von fünfzig Jahren seit dem ersten Erscheinen von Werther's Leiden ablief, bat ihn Weygand in Leipzig, der erste Verleger des Romans, für eine Jubelausgabe desselben um ein einleitendes Gedicht, dessen Umfang und Honorar zu bestimmen er ihm ganz anheim gab. Goethe, noch voll elegischen Nachklangs des jüngst Erlebten, schrieb das Gedicht An Werther (G.'s W. II, 92). Er stellte es nachher mit der Marienbader Elegie und dem Gedicht Aussöhnung unter der Ueberschrift Trilogie der Leidenschaft zu einem Ganzen zusammen, das man wohl die Blüthenkrone der Lyrik seines späten Greisenalters nennen darf.

Im Uebrigen können wir über das J. 1824 rasch hinweggehen. Es nähert sich das letzte Stadium seines Lebens, die Schlußperiode, während welcher er, wie Schiller von Attinghausen sagt, in stets engerm Kreise dem engsten und letzten, wo alles Leben stille steht, sich langsam zubewegte. Er sah Böhmen, wo er so oft Verjüngung gesucht, nicht wieder. Fühlte er sich nicht stark genug, den Schauplatz seiner letzten heftigen Gemüthserregungen nochmals zu betreten? Aber nur leiblich schränkte er von nun an seine Bewegungen auf einen kleinen Bering um den häuslichen Herd ein; der Kreis seiner geistigen Interessen dehnte sich noch immer weiter aus. Wir finden ihn in einer Reihe kleiner Arbeiten bemüht, die Epoche der schon längst im Geist getragenen Weltliteratur zu beschleunigen, wovon er im Gespräch mit Eckermann behauptete, daß sie nunmehr an der Zeit sei. Durch sie werde der Deutsche sich am sichersten vor Dünkel bewahren, und, was der Hauptvortheil sei, bei einem engen Geistesverkehr würden die gebildeten Nationen sich gegenseitig einander fördern und korrigiren können. Nur dürfe man bei aller Werthschätzung des Ausländischen nicht bei etwas Besonderm haften bleiben und dieses für mustergültig erklären. Vorbilder biete uns nur das griechische Alterthum in seinen Werken, in denen der schöne Mensch dargestellt sei.

Erwähnt sei nur noch, daß das Jahr 1824 ihm einen geschätzten Freund, Friedr. Aug. Wolf, hinwegnahm. Wolf traf etwa gegen den 18. April in Weimar ein und blieb bis zum 28. Es war sein letzter Besuch; einige Zeit nachher starb er auf der Reise. Sein Zustand hatte in Goethe schon Besorgniß erregt, ob-

wohl Eckermann ihn bei einem Diner am 19. April noch voll heiterer, geistreicher Einfälle fand, wobei Goethe den lustigen Opponenten spielte. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen," sagte er nachher zu Eckermann, „als daß ich immer den Mephistopheles gegen ihn agire; auch geht er sonst nicht mit seinen innern Schätzen heraus." Der Goethe-Zelter'sche Briefwechsel zeigt, daß Wolf's mit den Jahren wachsender Widerspruchsgeist unsern Dichter doch mitunter ungeduldig machte. „Man wird am Ende," schrieb er einmal an Zelter, „von gleicher Tollheit angesteckt, daß man ein Vergnügen findet, das Umgekehrte zu sagen von dem, was man denkt."

Elftes Kapitel.

1825: Theaterbrand. Stillleben im Frühling und Sommer. Regierungsjubiläum des Großherzogs. Dienstjubiläum Goethe's. — 1826: Ruhiger Kreislauf von Beschäftigungen. Besuche. — 1827: Tod der Frau von Stein. Zahlreiche Besuche. — 1828: Langsames Fortarbeiten am Faust. Tod des Großherzogs. Aufenthalt in Dornburg. Dornburger Gedichte. — 1829: Fortsetzung rückständiger Arbeiten. Das Gedicht Vermächtniß. Goethe's Ansichten vom persönlichen Fortleben und von wissenschaftlicher Wahrheit. — 1830: Tod der Großherzogin Louise. Explosion in Frankreich und ihr Eindruck auf Goethe. Tod seines Sohnes. Lebensgefährliche Erkrankung.

Goethe genoß eines so glücklichen späten Greisenalters, wie es wenigen Sterblichen beschieden wird. Es war der lange und milde fortleuchtende Abend eines herrlich glänzenden Tages. Den Sorgen und Mühen um irdische Güter enthoben, unter dem Genuß von Edelm und Schönem, von einem Zirkel innig ergebener Angehörigen und Freunde umringt, von den vorzüglichsten Männern des Vaterlands und Auslands aufgesucht, die sich glücklich schätzten, sein „Angesicht zu schauen, sah er die Anerkennung seines Strebens in immer weitern Kreisen sich verbreiten, die Früchte seines Wirkens immer reicher aufsprießen. Aber er theilte das Loos aller langlebenden Erdgebornen, eine Glücksblüthe seines Daseins nach der andern abfallen, einen Lieben nach dem Andern in die Gruft sinken zu sehen. War das erste Jahr der für dieses Kapitel abgegränzten Zeit durch zwei

ihn nahe berührende herrliche Feste bezeichnet, so brachten ihm die vier letzten schwere und schmerzliche Verluste. Sie nahmen die Geliebte seiner ersten zehn Weimarischen Jahre, die Freundin seines Alters hinweg, sie entrissen ihm den fürstlichen Freund, mit dem er ein halbes Jahrhundert zusammen gelebt und gestrebt hatte, dann die hochverehrte Großherzogin Louise, zuletzt gar seinen einzigen geliebten Sohn. „Mir erscheint," schrieb er an Zelter, „der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Konvolut sibyllinischer Blätter, deren eines nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerstiebt, und dabei den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höhern Werth verleiht. Wirken wir fort, bis auch wir, vor- oder nacheinander vom Weltgeist berufen, in den Aether zurückkehren!"

Der Frühling des festreichen Jahrs 1825 begann mit einem bänglichen Ereigniß, dem Brand des Weimarischen Theaters. In der Nacht vom 21. auf den 22. März, den Goethe als einen ominösen Tag zu betrachten gewohnt war, ertönte plötzlich Feuerlärm, und bald sah man das Theatergebäude in hellen Flammen. Alles wetteiferte in Anstrengung, dem furchtbaren Element zu wehren. Nur Ein Mann in Mantel und Militairmütze stand etwas seitab, ruhig seine Cigarre rauchend. Beim ersten Anblick erschien er als ein müßiger Zuschauer; allein Personen eilten von ihm aus, denen er lakonische, rasch vollzogene Aufträge gab. Es war der Großherzog. Sogleich erkennend, daß das Gebäude nicht zu retten war, gebot er alle Spritzen gegen die bedrohten Nachbarhäuser zu richten. Goethe sah dem furchtbar schönen Schauspiel aus den Fenstern seines Hauses zu, nicht ohne tiefe Gemüthsbewegung, obwohl er das Theater nicht mehr zu besuchen pflegte. Erinnerungen alter Zeiten gingen ihm durch die Seele, Gedanken an sein vieljähriges Zusammenwirken mit Schiller für die Bühne, und an das Heranziehen, Wachsen und Reifen so manches lieben Zöglings für dieselbe — ob auch an den Hund des Aubry? Als Eckermann ihn Morgens besuchte, fand er ihn im Bette, doch wie es schien, nicht besonders angegriffen. Er sah in dem Betthüten eine alte Kriegslist, die Goethe auch sonst wohl zur Abwehr unnütz störender Besuche gebrauchte. Der Bau eines neuen Theaters ward bald in Angriff genommen.

Den Frühling und Sommer 1825 hindurch bewegte sich Goethe daheim in dem gewohnten „Zodiakus seiner stillen häuslichen Arbeiten." Sie wurden in diesem Jahre nur zuweilen durch das Einsprechen

irgend eines bedeutenden Fremden angenehm unterbrochen. So erfreute ihn im April der Besuch des Professors d'Alton aus Bonn, mit dem er durch seine osteologischen Forschungen in naher Verbindung stand; im Mai Felix Mendelssohn, welcher, von Paris zurückkehrend, sein neuestes Quartett producirte. Dem durchreisenden Generalmusikdirektor Spontini, auf den er ebenso wenig als Zelter große Stücke hielt, schenkte er nur ein Viertelstündchen. Wie er jetzt seine Erholungsstunden zuzubringen pflegte, möge uns Eckermann erzählen. Abends saß ihm der Dichtergreis beim Kerzenlicht seines Studierzimmers im weißen flanellenen Schlafrock gegenüber, nach gut vollbrachtem Tagewerk heiter gestimmt, in trautem Gespräch seine edelsten Geistesschätze aufdeckend. An andern Abenden sah er ihn bei heller Erleuchtung seiner Gesellschaftszimmer in schwarzem Frack mit Stern einen Kreis von Gästen durch scherzhaftes und geistreiches Gespräch unterhalten. Folgendes Tages saß dann oft der stattliche Alte neben dem jüngern Freund im Wagen, in braunem Oberrock und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über die Kniee gelegt, in lebhafter Unterhaltung mit kräftiger Stimme das Geräusch des Wagens übertönend.

Eine größere Unterbrechung seiner Arbeiten brachte am 3. September das Regierungsjubiläum des Großherzogs. Goethe begrüßte ihn zu dem festlichen Tage schon vor sechs Uhr Morgens und überreichte eine nach seiner Angabe von Meyer gezeichnete, in Berlin geprägte Denkmünze mit dem Bilde des lorbeergekrönten Fürsten. Als Goethe dem Freunde gegenüber trat, brachte er tiefbewegt nur die Worte hervor: „Bis zum letzten Hauch zusammen!" Der Großherzog ergriff des Glückwünschenden beide Hände, gedachte der schönen miteinander verlebten Jugendzeit und zog ihn dann umarmend in eine Fensternische, wo sie leise sprachen, so daß nur des Fürsten letzte Worte, die sich auf Goethe's bevorstehendes Jubelfest bezogen, vernommen wurden: „Ich hoffe es ja noch zu erleben." Des Dichters Haus, an dem Tage mit symbolischen Gemälden, sinnreichen Emblemen und einem Gewächsflor geschmückt, stand Abends, festlich erleuchtet, allen seinen und des Großherzogs Freunden weit gastlich geöffnet. Eine glänzende Bewirthung erwartete die Kommenden in einer Reihe von Zimmern, in deren letztem das lebensgroße Bild des Jubelfürsten in einem Kranz frischer Rosen prangte. Fürsten, Minister, fremde Gesandten hatten sich in das frohe Gedränge gemischt. Der Hausherr bewegte sich in einfacher schwarzer Kleidung, nur mit dem Ordenskreuz seines Herrschers ge-

schmückt, in gewohnter würdiger Haltung durch die Gruppen der Anwesenden, die sich erst nach Mitternacht verabschiedeten.

Goethe's Dienstjubiläum hatte der Großherzog nicht auf den Tag seiner Anstellung, sondern auf den 7. November, den Tag, wo er zuerst Weimar betrat, anberaumt. In der Morgenfrühe ward der Dichtergreis durch Gesang aus dem an seine Wohnung stoßenden Garten aufgeweckt. Sein erster Blick fiel auf manche werth- und kunstvolle Stickereien von schönen Händen, auf treffliche Zeichnungen, Gemälde, Vasen und sonstige Festgaben. Um halb neun Uhr bewegte sich die ganze Societät Weimars in einer langen Reihe von Wagen nach des Dichters Hause. Um neun holte sein Sohn ihn aus dem Arbeitszimmer ab, und geleitete ihn zu den Begrüßenden, welche die Suite der Gesellschaftszimmer in gedrängten Reihen füllten. Bei seinem Erscheinen stimmte ein Chor von Sängern und Sängerinnen ein von Riemer gedichtetes, von Eberwein komponirtes Lied an, worin die Nymphen der Ilm den goldnen Jubeltag des ihnen stets treu gebliebenen Dichters feierten. Dann überreichte der Baron von Fritsch ihm aus Auftrag des fürstlichen Paars eine goldene Denkmünze mit den Brustbildern desselben auf der einen Seite, und dem lorbeerbekränzten Bildniß des Dichters auf der andern mit der Umschrift: „Karl August und Louise Goethe'n zum 7. Nov. 1825". Das Geschenk war von folgenden Handschreiben begleitet, worin ausnahmsweise das vertraute Du dem amtlichen Sie hatte weichen müssen:

„Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister! Gewiß betrachte ich mit allem Recht den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise Ihrer treusten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne Ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnehmung und stets wohlgefälliger Dienstleistung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gerne benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben Sich überzeugt zu halten. — Weimar, den 7. November 1825. Karl August."

„Nachschrift. Auch ein minder vergängliches Zeichen soll, sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister, das seltene und Mir besonders erfreuliche Jubelfest der Mit- und Nachwelt verkündigen. In

solcher Absicht ist mit Einverständniß Meiner Gemahlin die vorliegende Denkmünze geprägt worden. Empfangen Sie durch deren Widmung ein dauerndes Denkmal Unserer Gesinnungen, und gleichzeitig die wiederholten aufrichtigsten Wünsche für die Fortdauer Ihres Wohlbefindens. Karl August."

Hierauf erschienen Deputationen der Landeskollegien, der Freimaurerloge u. a. Die Universität Jena beglückwünschte ihn durch ein lateinisches Gedicht des Hofraths Eichstädt; die philosophische und die medicinische Fakultät übersandten ihm Doktordiplome, die theologische ein Diplom in Form einer Votivtafel. Die Stadt Weimar verlieh seinem Sohn und Enkelpaar sammt allen männlichen Nachkommen das Bürgerrecht für ewige Zeiten, „auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sei." Gleich nach zehn Uhr brachten Karl August und Louise persönlich ihre Glückwünsche dar und verweilten fast eine Stunde. Dann kamen der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin nebst Kindern. In den letzten Vormittagstunden vereinigte eine sinnvoll geordnete Feier die Freunde des Jubilars im großen Saal der großherzoglichen Bibliothek, wo Gesänge mit Reden des Kanzlers v. Müller und Riemer's wechselten.

Das Festmahl ward im dekorirten Saal des Stadthauses gehalten. Goethe ließ sich bei demselben durch seinen Sohn vertreten, und durch ihn dem alten Freunde Knebel als demjenigen, dem er den Eintritt in den Weimarischen Kreis verdanke, einen Toast ausbringen. Abends ward die Iphigenie aufgeführt. Er, wie der Großherzog, wurde beim Erscheinen vom lebhaftesten Jubel des dichtgedrängten Publikums empfangen. Nach dem dritten Akt zog sich Goethe auf dringendes Zureden des Arztes zurück. Eine glänzende Beleuchtung der Stadt, und ein Ständchen von der Hofkapelle beschlossen die öffentliche Feier, worauf der Dichter noch einige Zeit im Kreise der nächsten Freunde zubrachte.

Es währte Wochen, ehe er die tiefen Gemüthserregungen des Festtages zu verwinden vermochte. „Wie der Eindruck des Unglücks," schrieb er den 26. November an Zelter, „durch die Zeit gemildert wird, so bedarf auch das Glück dieses wohlthätigen Einflusses. Erst nach und nach erhole ich mich vom siebenten November." Was ihm dabei zu Hülfe kam, war theils der ruhige, regelmäßige Pendelschlag seiner täglichen Arbeiten, theils das idyllisch freundliche Leben unter den Seinigen. Ueber diese schrieb er an Reinhard: „Mein Sohn widmet sich nach wie vor den Geschäften, versieht meine Geschäfte, lebt übrigens ein geselliges Hof- und Stadtleben. Der

Frauenzimmer eigentliches Geschäft ist die englische Sprache, begünstigt durch angenehme unterrichtete Personen dieser Nation; und was sonst an Zeit Hof und Geselligkeit übrig lassen, verzehrt die Sorge für Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke, denen allerlei Arten von Stickereien gewidmet sind. Der älteste Enkel, durch Leben und Lernen aus dem Kreise großväterlicher Liebe hinausgeführt, laßt mir den kleinen (Reinhard's Pathenkind) zurück, der mir immer liebenswürdiger erscheint, je mehr er sich in meiner Nähe gefällt."

Dieser Einblick in seinen häuslichen Zirkel möge uns zu dem ruhigen Kreislauf des Jahrs 1826 hinüberleiten, das er gleich den beiden vorigen ohne eine größere Exkursion daheim verlebte. Die Verbindung mit der großen Welt draußen wurde durch Briefwechsel, Zuspruch von Durchreisenden, täglichen Verkehr mit wohlunterrichteten Hausfreunden, zumal den jüngern, wie Eckermann, Riemer, Soret, und durch zahlreiche literarische und artistische Zusendungen forterhalten. Von namhaften Männern, die ihn besuchten, nenne ich den Improvisator Wolff, der im Januar Goethe durch seine Leistungen in Erstaunen setzte, den Bildhauer Rauch, der im Juni auf einer Rückreise von Paris und München nach Berlin bei ihm einsprach, den immer hochwillkommenen Herzensfreund Zelter, welcher im Juli kam, und Alexander Humboldt, der am 11. December eintraf. Ueber Letztern sagte er zu Eckermann: „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen. Und welch eine Vielseitigkeit, wie sie mir ebenfalls noch nicht vorgekommen ist! Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und es immer uns unerschöpflich und erquicklich entgegenströmt." Unter den literarischen Zusendungen interessirten ihn besonders die aus Frankreich einlaufenden. Es freute ihn, daß die Schätzung seiner poetischen Werke, und noch mehr, daß die Anerkennung seiner naturwissenschaftlichen Forschungen dorthin gedrungen war. Der französische Uebersetzer seiner Dramen, Stapfer, sandte ihm aus Paris den vierten Theil zur Kompletirung des Ganzen; Cuvier schickte ihm Abdrücke seiner neuerdings in der Akademie gehaltenen Vorträge. Unbestellt kam ihm posttäglich die Zeitschrift Le Globe zu, desgleichen eine Sammlung der frühern Nummern vom September 1824 an, denen er Abends ein paar Stunden zu widmen pflegte, um sie auszuziehen, zu übersetzen, oder interessante Stellen anzustreichen. Weil ich die Besprechung von Goethe's dies-

jährigen Schriften einer andern Stelle vorbehalte, kann ich mich gleich dem folgenden Jahre zuwenden.

Das Jahr 1827 eröffnete sich mit einem betrübenden, die vielfachsten Erinnerungen in Goethe weckenden Todesfall, war aber weiterhin von einer großen Anzahl ehrender und erfreuender Besuche durchflochten. Frau von Stein starb den 6. Januar nach Vollendung ihres fünfundachtzigsten Lebensjahrs. Durch Steigerung eines alten Uebels am Bein schon längere Zeit an's Haus gebannt, hatte sie noch immer Besuche freundlich empfangen und mit Entfernten Briefwechsel gepflogen. Auch von Goethe haben sich bis in die letzten Jahre ihres Lebens einzelne an sie gerichtete Briefchen voll des Ausdrucks treuer Zuneigung erhalten. Noch am 29. August des vorigen Jahrs hatte er ihr ein Gedicht auf blauem Glanzpapier mit gepreßtem Rande, und dazu folgendes in dem gezierten Prosastyl seines Alters gehaltene Billet geschickt: „Beiliegendes Gedicht, meine Theuerste, sollte eigentlich schließen. Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt werden kann. Und so für und für! Goethe." Sie hatte bestimmt, daß man ihre Leiche nicht an Goethe's Hause vorbeitrage, weil es ihn angreifen könne; aber die städtischen Leichenordner erklärten, es sei unzulässig, eine so vornehme Todte auf einem andern als dem Hauptwege zum Friedhof zu geleiten.

Den Reigen der diesjährigen Besuchenden eröffneten am 1. Febr. drei preußische Königssöhne, der Kronprinz und die Prinzen Wilhelm und Karl. Goethe schrieb über sie an Reinhard: „Die drei Herren Gebrüder, von meinem Fürsten eines Morgens mir zugeführt, sah ich mit Freude und Verwunderung. Man kann einem Könige Glück wünschen, drei verschiedenartige wohlgebildete Söhne (mit einem vierten, den ich noch nicht kenne) vor sich heranwachsen zu sehen!" Den hohen Gästen zu Ehren, welche die Verlobung des Prinzen Karl mit der Weimarischen Prinzessin Marie herbeigeführt hatte, veranstaltete man eine Reihe Lustbarkeiten und Feste; doch Goethe war jetzt zu haushälterisch mit Zeit und Kräften, um sich daran viel zu betheiligen. So vermochte ihn auch nicht der Berliner Hofschauspieler Krüger in's Theater zu locken, wo die Iphigenie gegeben ward. „Was soll mir," schrieb er an Zelter, „die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb!" Gegen Ende April fand sich A. W. Schlegel ein. Goethe gab ihm zu Ehren einen großen Thee, wozu alles in Weimar, was

Rang und Namen hatte, eingeladen ward. „Schlegel ist zwar in vieler Hinsicht kein rechter Mann," äußerte er sich vertraulich gegen Eckermann, „doch kann man ihm seiner vielseitigen Kenntnisse und großen Verdienste wegen etwas zu gut halten." Eine überraschende Erscheinung war ihm der Franzose Ampère, der bald nachher eintraf. Die Art, wie dieser Mitarbeiter des Globe in seiner Besprechung der Stapfer'schen Uebersetzung von Goethe's Dramen in des deutschen Dichters Lebensgang und Werke eingedrungen war, hatte ihm Respekt eingeflößt. Er hatte sich den einsichtsvollen Beurtheiler als einen Mann von wenigstens mittlerm Alter gedacht, und war erstaunt, als ihm in Ampère ein lebensfroher Jüngling von zwanzig und einigen Jahren gegenübertrat; und noch mehr wunderte er sich zu vernehmen, daß sämmtliche Mitarbeiter des Globe junge Leute seien. Da wurde ihm der Einfluß recht anschaulich, den eine bildungkoncentrirende Weltstadt auf Beschleunigung der Geistesreife hat.

Vom 12. Mai an brachte er ungefähr einen Monat in seiner Gartenwohnung zu. Er hätte die seine Arbeiten fördernde dortige „separat=extemporirte Studentenwirthschaft" länger fortgesetzt, wäre er nicht durch die Ankunft des Grafen Sternberg in die Stadt zurückgerufen worden, eines Mannes, in welchem er zugleich den kenntnißreichen Gelehrten, den gediegenen Charakter und den gewandten Weltmann ehrte. An Goethe's diesjährigem Geburtstage erschien aus der Ferne ein hoher Gratulant. Der König von Baiern, in der Nacht des 27. Aug. eingetroffen, überreichte Morgens, vom Großherzog eingeführt, dem Dichter das Großkreuz des Verdienstordens der bairischen Krone mit der Erklärung, er sei eigens des Tages wegen gekommen. Goethe, wie in spätern Jahren immer, der vorgeschriebenen Formen eingedenk, wandte sich bei der Empfangnahme des Ordens an den Großherzog mit den Worten: „Wenn mein gnädiger Fürst erlaubt?" Karl August rief lachend: „Du alter Kerl, mach doch kein dummes Zeug!" Die komisch feierliche Art, wie Goethe über diesen Besuch an Zelter (Brief 560) berichtet, läßt erkennen, was für ein Gewicht er auf diese Auszeichnung gelegt.

Noch bis tief in den Herbst hinein dauerte der Zuspruch interessanter Gäste fort. Im September kam der junge hessische Maler Zahn, der aus Italien einen Schatz von Durch= und Nachzeichnungen der in Pompeji ausgegrabenen Gemälde mitbrachte, und der Geh. Rath Streckfuß, den Goethe als Dante=Uebersetzer hochschätzte; im Oktober Freund Zelter, der Philosoph Hegel, der Graf Reinhard;

im November die berühmte Sängerin Sonntag, die in seinem Abendzirkel Proben ihres staunenswürdigen Talents gab. So wiederholten sich jetzt in den Wanderzügen nach Goethe's Haus zu Weimar in größerm Maßstab und glänzender jene Wallfahrten der Jahre 1774 und 1775 zur Frankfurter Casa santa. Könige und Fürsten, ernste Gelehrte und heitere Welt- und Staatsmänner, Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer, Künstler jeder Art, Celebritäten des Aus- und des Inlandes pilgerten nach der kleinen Residenzstadt an der Ilm, um dem greisen Dichterfürsten den Tribut der Verehrung zu bringen.

Das Jahr 1828 begann er mit fleißiger Fortarbeit am Faust. Das große Werk rückte jedoch nur langsam vor; denn der Born seiner Produktivität floß jetzt nur noch spärlich. Vor einem Dutzend Jahre, als er den Divan dichtete, brachte er oft an Einem Tage zwei oder drei Gedichte glücklich zu Stande, und ob auf freiem Felde, im Wagen, oder im Gasthofe, das war ihm gleich. „Jetzt am zweiten Theile des Faust," klagte er gegen Eckermann, „jetzt kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle, und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Fall eine geschriebene Seite, in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Hand schreiben kann, und oft bei unproduktiver Stimmung noch weniger."

An dem herannahenden Frühling schien er sich in diesem Jahre mehr als je zu erfreuen. „Meine Sehnsucht," schrieb er an Zelter, „geht wenigstens in den Kreis der Umgegend, wenn nicht gar die steigende Sonne mich wieder nach Böhmen führt." Doch so weit kam er nicht mehr. Er begnügte sich an freundlichen Tagen mit einem Ausflug in seinen Garten am Stern. Neben dem Faust machte ihm ein neues Heft von Kunst und Alterthum und die gegen Jahresschluß abzusendende fünfte Lieferung seiner sämmtlichen Werke zu schaffen. Sie sollten die umgearbeiteten Wanderjahre enthalten, an denen noch viel zu thun war. Ihrer Vollendung wollte er den ganzen Sommer widmen. Da riß plötzlich Mitte Juni die Nachricht von dem Tode des Großherzogs für längere Zeit den Faden dieser Thätigkeit ab.

Karl August war seit Anfang Juni in Berlin und hatte noch am 10. Zelter's Singakademie besucht. Während seiner letzten Tage in Berlin und Potsdam war er fast immer mit Alexander von Humboldt zusammen und bedrängte ihn mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Geologie u. s. w. Humboldt gestand

ahnungsvoll seinen Freunden, daß ihm diese Geisteslebendigkeit bei großer Körperschwäche ein beängstigendes Phänomen sei. Er schrieb darüber später nach Weimar:

„Als sei eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen, menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller fernern Entwickelung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn besaßen. Desultorisch ging er auch wohl in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen absolutistischen Tendenzen und Niederhalten aller freiern Geistesregungen. Dazu sind es unwahre Bursche, rief er aus, die sich den Fürsten dadurch angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhaschen! Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen! — Bald legte sich wieder sein Zorn, und nun bekannte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. Das ist eine menschenfreundliche Lehre! sagte er; aber man hat sie von Anfang an verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultra's!“

Den Schmerz über den Verlust eines solchen Freundes konnte Goethe vor Niemand zur Schau tragen. Den düster feierlichen Exequien fühlte er sich unfähig beizuwohnen. Er flüchtete sich nach Dornburg, jenem Städtchen, unterhalb Jena im Saalthal auf einer Anhöhe gelegen, wo er vor nahe fünfzig Jahren sich mit seiner Iphigenie beschäftigt hatte. Vor dem Städtchen breitet sich am Abhang des Kalkflözgebirges eine Reihe schloßartiger Gebäude aus; anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern hin. Goethe bezog das alte, unlängst neu aufgeputzte Schlößchen am Südende mit der Inschrift über der Hauptpforte:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens;
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus. 1608.

Es war, als hätte der hingeschiedene Freund in ahnender Fürsorge diesen Aufenthalt ihm für die Tage der Trauer bereitet. Goethe schrieb von hier an Zelter:

„Die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen, und unter meinen Fenstern sehe ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhange noch vor drei Jahren anlegen ließ, und an dessen Ergrünung er sich noch in den letzten Pfingsttagen erfreute. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt, und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt; und mir erscheint das alles in erhöhten Farben, wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde. Seit fünfzig Jahren habe ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Ort verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig

vor die Seele tritt . . . Und wie es ist, so wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen gleichfalls in sich trägt. Dies ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen einen Faden in die Hand gibt, woran weiter fortzuschreiten wäre. Und so will ich an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen."

Vergleicht man mit dieser Briefstelle den in Goethe's Werken (Bd. 27, S. 515 f.) mitgetheilten Brief an den Kammerherrn von Beulwitz, so stellt sich wieder recht anschaulich dar, wie edeln Trost er sich nach schweren Unglücksschlägen zu bereiten wußte. Er richtete den bekümmerten Blick vom verlornen Einzelnen empor zum bleibenden Ganzen, und schöpfte daraus bei den schmerzlichsten persönlichen Verlusten nicht nur Trost, sondern auch Ermuthigung zu rüstigem Weiterstreben.

Die Einsamkeit und die reizbare Gefühlsstimmung entlockten ihm in Dornburg einige lyrische Gedichte, in denen eine ganz eigenthümliche durch Thränen mild lächelnde Hoheit der Gesinnung athmet. Der Hochbejahrte, der sich dem Lebensziel nahe weiß, wandelt wie ein Halbverklärter unter Blumen und Bäumen daher und wirft sinnende Blicke auf die durchlaufene Bahn zurück. Was er auch gelitten und verloren hat, was er auch unerreicht, unvollendet zurückläßt, er muß sich gestehen: „Wie es auch sei, das Leben ist doch gut." Die vernünftige Welt erscheint ihm als „ein großes unsterbliches Individuum, von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun angewiesen." Den Leser wird es nicht gereuen, wenn er sich die hier entstandenen Gedichte noch einmal ansieht; es gehören dazu: Dem aufgehenden Vollmond, Der Bräutigam und Dornburg im September 1828 (Bd. 2, S. 87—89).

Goethe verweilte, mit naturwissenschaftlichen, besonders meteorologischen Betrachtungen beschäftigt, bis zum 11. Sept. in Dornburg. Nach seiner Rückkehr sprachen vor und nach viele Naturforscher bei ihm ein, die von einer Versammlung in Berlin zurückkehrten, und hielten noch einige Zeit seinen Blick ganz auf die Naturwissenschaft gerichtet. Den Rest des Jahrs widmete er seinen „Wandernden", um „diesen Alp endlich völlig wegzudrängen."

Ueber die Lebensvorfälle des Jahrs 1829 kann ich mich sehr kurz fassen. Goethe verbrachte es ganz am häuslichen Herd oder in seiner Gartenwohnung in ruhigem Weiterarbeiten am Faust, an den Wanderjahren, der Darstellung seines zweiten Aufenthalts in Rom und der Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller, die sämmtlich noch weiter zur Sprache kommen. Nur Eines diesem Jahr an-

gehörigen Gedichtes gedenke ich hier, weil es auf seine Ansichten über den Unsterblichkeitsglauben und über wissenschaftliche Wahrheit ein helles Licht wirft. Das Gedicht ist, wie Vieles, was Goethe jetzt schuf, „testamentlicher Natur" und Vermächtniß betitelt. Er schrieb es als Widerruf des früher entstandenen Eins und Alles („Im Gränzenlosen sich zu finden, Wird gern der Einzelne verschwinden"). Dieses frühere war ein Ausfluß seiner pantheistischen Weltanschauung. Statt heißen Wünschens, wilden Verlangens einer persönlichen Fortexistenz, heißt es dort, sei „sich aufzugeben ein Genuß". Eine andere Stelle lautet:

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun . . .

Es schließt mit der Strophe:

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in allen;
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Die zwei Schlußverse hatten Goethe's Berliner Freunde im vorigen Jahre bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in goldenen Buchstaben ausgestellt. Das ärgerte ihn, und er nannte in einem Gespräch mit Eckermann die Verse „dumm". Er hätte sie füglicher mißverständlich nennen können, namentlich den Ausdruck „in Nichts zerfallen", der etwas zu sagen scheint, was er nicht gemeint haben konnte. So begann er denn auch das Gedicht Vermächtniß mit den Versen: „Kein Wesen kann in Nichts zerfallen! Das Ew'ge regt sich fort in Allen". Es verdroß ihn, als Hauptrepräsentant der Gegner der Unsterblichkeitslehre proklamirt zu sein. Auf Diskussionen über persönliche Fortdauer und ein jenseitiges Leben ließ er sich höchst ungern ein; es schien ihm, als wisse Niemand recht, was er sich dabei denke. Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen, sagte er zu Eckermann, sei für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben; ein tüchtiger Mensch, der schon hier was Ordentliches zu sein gedenke, lasse das künftige Leben auf sich beruhen, und sei thätig und nützlich in diesem. Jetzt, in seinem achtzigsten Jahre, beschäftigte ihn zwar mitunter der Gedanke an das Hinscheiden, aber er suchte eine Stütze seiner Hoffnungen ebensowenig in spitzfindiger Spekulation, als in den Verheißungen einer

positiven Religion. „Die Ueberzeugung von unsrer Fortdauer," sagte er zu Eckermann, „entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit. Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Und ein ander Mal: „Die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele, ihr Zusammenhang mit dem Körper sind ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. Ich zweifle nicht an der Fortdauer; denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich; um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein." Nimmt man hierzu, daß er unter Entelechie seiner eigenen Erklärung nach dasselbe verstand, was er anderswo Monade nannte, so findet man seine Ansichten vom künftigen Leben seit jenem Gespräch mit Falk über Wieland's Tod (s. oben S. 107 f.) ganz unverändert.

Einen andern, die eigenthümliche Art seines wissenschaftlichen Forschens beleuchtenden Gedanken spricht das Gedicht Vermächtniß in dem Verse (Str. 6, V. 3) aus: „Was fruchtbar ist allein ist wahr." Zur authentischen Erklärung desselben dient eine Stelle seiner damaligen Korrespondenz mit Zelter. „Ich habe bemerkt," schrieb er, „daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt, und zugleich mich fördert. Nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, daß sich ein solcher Gedanke dem Sinne eines Andern nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere; und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie kontrovertiren ... Möge Dir diese Betrachtung nicht allzu abstrus vorkommen!" Abstrus kommt sie mir nicht vor, aber unbeifallswürdig. Wie soll die objektive Wahrheit je gewonnen werden, wenn Jeder sich bei seinem subjektiven Meinen beruhigt? Konsequent blieb sich allerdings Goethe mit dieser Lehre; sie harmonirte mit seinem Satz, daß „das Vernünftige stets in der Minorität bleibe." Zwischen der Denkweise der Menge und den Lichtblicken hochbegünstigter einzelner Geister sah er eine unausfüllbare Kluft. Und selbst diese Einzelnen erschienen ihm von einander durch Ungleichartigkeit der ursprünglichen Anlagen und abweichenden Bildungsgang so weit geschieden, daß jeder Vereinigungsversuch ihm verlorene Mühe dünkte. Solche Ansicht von Wahrheit und wissenschaftlichem Forschen, wie er sie hatte und vertheidigte, mag man allenfalls aus-

nahmsweise einem einzelnen hohen Geiste hingehen lassen, der sich berufen fühlt, durch Polemik unbehelligt, freudig zu schaffen und aufzubauen; aber wem es um Ermittelung der vollen Wahrheit zu thun ist, wird es mit Lessing, mit seiner Lust, den Geist am Geiste zu prüfen, mit seinem felsenfesten Vertrauen auf die Gemeinsamkeit der Vernunft und der Denkgesetze halten. Goethe war sich seiner gänzlichen Verschiedenheit von diesem Manne wohl bewußt. „Seine Sache war das Unterscheiden," sagte er zu Eckermann, „und dabei kam ihm sein großer Verstand auf's Herrlichste zu statten. Mich werden Sie ganz anders finden. Ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen. Die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die Resultate ausgesprochen." Der Leser weiß, was alles dazu beigetragen hat, diese Geistesrichtung in ihm zu befestigen. Seine einsame Erziehung, sein autodidaktisches Lernen, seine ererbte Apprehension gegen Widerspruch und Tadel, das Gefühl, daß er ein zu großes Pfund zu verwalten, eine zu große Geistesfülle der Welt zu überliefern hatte, um sich lange in den labyrinthischen Krümmen des Zweifels und der Polemik aufzuhalten — Alles wirkte nach Einem Ziel hin zusammen. Und besonders jetzt, im höchsten Alter, wo er mehr als je Grund hatte, ein ruhiges Gleichgewicht der Seele zu bewahren, lehnte er alles Negirende, Störende, Aufregende sorgfältigst ab.

Das Jahr 1830 setzte dieses ruhige Gleichgewicht den schmerzlichsten Proben aus. Am 14. Febr. starb die Großherzogin Louise. Ganz Weimar gab sich der Trauer um die geliebte edle Fürstin hin; nur Goethe schien davon wenig berührt. „Wohlan!" sagte er in scheinbar gefaßter Stimmung zu Soret, der ihn zu trösten kam, „nehmen Sie Platz. Der Schlag, der uns lange gedroht, hat endlich getroffen; wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen. Wir müssen nun sehen, wie wir uns wieder mit dem Leben zurecht setzen." Aber am nächsten Tage fand Soret ihn tief betrübt und in sich gekehrt, ganz dem Gefühl der großen Lücke hingegeben, welche der Tod in ein fünfzigjähriges freundschaftliches Verhältniß gerissen hatte. „Ich muß mit Gewalt arbeiten," sagte er, „um mich oben zu halten und in diese Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn trotz aller Erfahrung bei einem uns theuren Gegenstande für unmöglich und unglaublich hält. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird."

Das Heilmittel gegen seinen Schmerz fand er, wie immer, in

gesteigerter Thätigkeit. Er vertiefte sich in seinen Faust so, daß er selbst die unter Kreuzband ankommenden Nummern des Globe und des Temps uneröffnet bei Seite legte, und sich von den wichtigsten Weltereignissen durch seine Freunde in Kenntniß erhielt. „Ich sehe," sagte er zu Soret, „es bereiten sich in Paris bedeutende Dinge vor; wir sind am Vorabend einer großen Explosion. Da ich aber keinen Einfluß darauf habe, so will ich's ruhig abwarten, ohne mich von dem spannenden Gange des Dramas unnützer Weise täglich aufregen zu lassen." Aber, wenn er auch nicht wollte, er mußte doch wenigstens dem regen literarischen Leben in Paris seine Aufmerksamkeit zuwenden. David schickte ihm dorther eine große Kiste, enthaltend Gypsmedaillons mit den Profilen der vorzüglichsten jungen Literaten Frankreichs, siebenundfünfzig an der Zahl, und außerdem Autorgaben der angesehensten Talente der romantischen Schule, die in beigefügten Briefen ihm als ihrem geistigen Oberhaupte huldigten. Eckermann sah darunter Werke von St. Beuve, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin u. A.

Die erwartete „große Explosion" erfolgte und stürzte Karl X. vom Throne. Die Nachrichten von dem Beginn der Juli-Revolution gelangten am 2. Aug. nach Weimar und setzten Alles in Bewegung. Soret ging Nachmittags zu Goethe. „Nun?" rief ihm der jugendlich erregte Greis entgegen, „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen, und es ist nun keine Verhandlung mehr bei geschlossenen Thüren." — „Eine furchtbare Geschichte!" erwiderte Soret; „aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und einem solchen Ministerium Anderes erwarten?" Goethe sah ihn stutzend an. „Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester," sagte er. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andre Dinge! Ich rede von dem in der Akademie zum Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streite zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire." Diese Antwort kam für Soret so unerwartet, daß es ihm einige Minuten lang war, als ständen seine Gedanken still. „Sie können sich keinen Begriff machen," fuhr Goethe fort, „was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Das Beste aber ist, daß die von ihm in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Diskussionen in der Akademie, im Beisein eines großen Publikums, zu einer öffent-

lichen geworden. Sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken ... Das Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich jubele mit Recht über den endlich erlebten Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet, und die ganz eigentlich die meine ist."

Dieses Begebniß in der literarischen Welt wirkte wie verjüngend auf ihn. Unbekümmert um die Aufregung der politischen Welt, so mächtige Wellen sie auch bis tief in's Vaterland hinein trieb, setzte er die nächsten Monate hindurch seine Arbeiten mit gesteigertem Fleiße fort, und verließ, wie er an Zelter schrieb, „kaum sein kleines Hinterzimmer, Tag und Nacht beschäftigt, die übrigen Kräfte zu nützen." Da traf ihn in der ersten Novemberhälfte eine erschütternde Trauerpost.

Sein Sohn war in Eckermann's Begleitung am 22. April nach Italien abgereist, hatte sich in Mailand, der Lombardei, Venedig und abermals in Mailand mit freudigem Interesse umgesehen, und war dann nach Genua gefahren, wo er mit einem alten Freunde, dem Engländer Sterling, zusammentraf. Hier trennte sich Eckermann von ihm, der das Manuskript seiner bisherigen Gespräche mit Goethe zu vollenden wünschte. Am 25. Juli nahmen sie Abschied von einander. August von Goethe erlitt auf dem Wege nach Spezzia durch Umsturz des Wagens einen Schlüsselbeinbruch und lag vier Wochen in Spezzia darnieder. Hergestellt benutzte er einen kurzen Aufenthalt in Carrara und einen längern in Florenz vortrefflich, fuhr dann von Livorno auf einem Dampfboot nach Neapel, und fand hier an dem wackern Künstler Zahn den erwünschtesten Führer. Am 28. Aug. begann man in seiner Gegenwart zu Pompeji die Ausgrabung eines der schönsten Privathäuser, und nannte es dem Tage zu Ehren Casa di Goethe. Von da an deuteten seine Briefe, die fortwährend einen offenen Blick für Natur und Kunst bekundet hatten, auf eine krankhafte Exaltation. Weder eine Schnellfahrt nach Rom, noch die liebevolle Aufnahme bei der dortigen deutschen Künstlerkolonie vermochte die fieberhafte Aufregung seiner Nerven zu dämpfen; und schon nach wenigen Tagen*) schlug er den Weg zum ewigen Ausruhen nach dem protestantischen Kirchhofe bei der Pyramide des Cestius ein, wo sein Vater einst in dichterischen Träumen seinen letzten Ruheplatz zu finden gewünscht hatte.

---

*) Er starb den 27. Oktober in Folge eines Nervenschlags.

Der Hingeschiedene hatte von seinem großen Vater, wenn auch nicht dessen Genialität, doch bedeutende Anlagen geerbt und sich bei Zeiten eine vielseitige Bildung erworben. Leider entwickelte sich auch früh in ihm der Hang zu einer ungeregelten Lebensweise. Doch war er, sobald er sich den Geschäften hingab, ein tüchtiger Arbeiter und in seiner Ordnungsliebe dem Vater ähnlich. Energischen Charakters, wie er war, machte er dem Mißmuth, den mancherlei Verhältnisse in ihm hervorriefen, bisweilen durch ein wildes Wesen Luft, worin Tieferblickende die Maske edlerer Gefühle erkannten. Trotzdem bestand zwischen ihm und dem Vater ein nahes und inniges Verhältniß und ein unbegränztes gegenseitiges Vertrauen. „Mein Vater," sagte er einem Freunde, „ist mein Beichtiger; über ihn geht mir nichts." Alwine Frommann schrieb den 16. Nov. an Marianne von Willemer: „Das Traurigste ist, daß Alle, die August im letzten Jahr beobachten konnten, und wohl auch der Vater selbst, wenn er gleich nicht Alles wußte, fühlen müssen, daß dies das Mildeste war, was geschehen konnte." Es scheint hiernach seine innere Zerrüttung zuletzt einen hohen Grad erreicht zu haben.

Der Kanzler von Müller sollte Goethe'n die schmerzliche Nachricht beibringen und zitterte vor dieser Scene. Wie erstaunte er, als der Greis mit der edelsten Fassung ausrief, während seine Augen von Thränen glänzten: Non ignoravi me mortalem genuisse! Als Eckermann, zu dem auf der Rückreise die Trauerkunde gelangt war, ihm den 23. Nov. Abends gegenübertrat, schloß Goethe den Heimkehrenden liebevoll in seine Arme und sprach viel mit ihm, doch keine Sylbe über den Sohn. An Zelter schrieb er: „Hier kann allein der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere gibt sich dann von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, braucht sich nicht viel zu besinnen."

Aber die Natur behauptete ihre Macht über den Willen. In der Nacht vom 25. auf den 26. Nov. bekam er einen heftigen Blutsturz und schwankte den ganzen Tag in der höchsten Lebensgefahr. Seine vortreffliche Körperkonstitution ließ ihn noch einmal, und diesmal ungemein rasch genesen. „Noch ist das Individuum beisammen und bei Sinnen — Glück auf!" schrieb er den 29. Nov. an Zelter, und bestellte sich einen Kalbskopf. Zelter, von der Freudenbotschaft entzückt, kommandirte Abends in der Singakademie „wie Moses mit dem Wunderstabe," ließ sich gleichfalls einen Kalbskopf braten, und

meinte, da des Erkundigens bei ihm nach dem Kranken kein Ende gewesen sei, so möchte leicht auf seine Mittheilungen an dem Tage in Berlin ein Schock Kalbsköpfe mehr verspeist worden sein.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung begonnener Schriften. Herausgabe der Briefwechsel mit Zelter und Schiller. Aufsätze über altgriechische, französische, englische und italienische Literatur und über Volkspoesie. Schwächeres Interesse an der neuesten, deutschen Poesie. Gelegenheitsgedichte. Gedicht: Bei der Betrachtung von Schiller's Schädel. Gutmann und Gutweib. Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten. Novelle. Faust.

Der Leser wird nicht erwarten, in dem Schlußjahrzehnt eines über achtzig Jahre hinaus sich fortspinnenden Dichterlebens noch ganz neuen großartigen Unternehmungen und Schöpfungen zu begegnen. Ein mehr als Siebzigjähriger darf sich Glück wünschen, wenn ihm Lust und Kraft geblieben sind, Begonnenes fortzuführen, Frühentworfenem noch spät eine genügende Form zu geben, Halbvollendetes zu ergänzen. Die Hefte zur Naturwissenschaft und Morphologie, sowie die über Kunst und Alterthum liefen, einen guten Theil der Zeit in Anspruch nehmend, noch eine Reihe von Jahren fort, jene bis 1824, diese bis 1828. Ihnen gingen zur Seite und folgten Arbeiten am zweiten Theil des Faust, eine Umarbeitung der Wanderjahre, die schon im Schluß des neunten Kapitels besprochen ist, Zusammenstellungen neuer Gruppen der zahmen Xenien, sowie der Sprüche in Prosa (III, 151 ff.), die Besorgung einer neuen Ausgabe der Werke in vierzig Bänden (begonnen 1825, beendigt 1830) und fernere selbstbiographische Arbeiten (vgl. oben S. 99 ff.). Mit den letztern der Tendenz nach verwandt war die Herausgabe der Briefwechsel mit Zelter und mit Schiller.

Bei der Ausarbeitung der Annalen war sich Goethe recht bewußt geworden, wie bedeutsam für sein Leben seit dem Anfange des Jahrhunderts das Verhältniß zu Zelter gewesen war, und so faßte er den Entschluß, „auch dieses Verhältniß zu ewigem Zeugniß erscheinen zu lassen, und zwar in reiner Steigerung, deren Wahrheit

nur durch das vollkommenste Detail anschaulich werden konnte," d. h. er wollte ursprünglich das Verhältniß in detaillirter Erzählung und Schilderung darstellen. Zu dem Ende erbat er sich seine Briefe an Zelter zurück behufs Anfertigung von Auszügen, änderte aber, als er die Korrespondenz übersah, sein Vorhaben und beschloß statt einer erzählenden Darstellung den Briefwechsel entweder selbst herauszugeben, oder durch Ueberlebende an's Licht treten zu lassen. Anfangs 1825 wurde die bis dahin reichende Korrespondenz der beiden Freunde in's Reine kopirt, und weiterhin Jahrgang auf Jahrgang regelmäßig nachgetragen. Durch beiderseitige testamentliche Erklärung ward Riemer zum dereinstigen Herausgeber bestimmt. Mit der Redaktion des Briefwechsels mit Schiller beschäftigte sich Goethe schon 1824. „Es wird," schrieb er darüber an Zelter, „eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird. Mir ist dabei wunderlich zu Muth; denn ich erfahre, was ich einmal war." Das Werk erschien mit einer in dem feierlichen Styl seines Alters gehaltenen Widmung an den König von Baiern, datirt „Weimar den 18. Okt. 1829."

Eine ganze Reihe kleinerer Arbeiten,*) von denen hier nur einige genannt werden können, ging aus seinem sich immer weiter ausbreitenden Interesse an der antiken, wie an den verschiedenen neuern Literaturen, besonders ihrer Volkspoesie hervor. Wir sehen ihn als kosmopolitischen Literator, als den stillschweigend anerkannten Präsidenten eines großen internationalen Kulturvereins das Wort führen und alle Mitglieder seiner Stimme ehrerbietig lauschen. Bei der altgriechischen Literatur wurde er seit Fr. Aug. Wolf's Tode vorzüglich durch den geistreichen Philologen Gottfr. Hermann festgehalten, mit dem er schon 1820 in Karlsbad persönlich verkehrt und mythologische Forschungen und Hypothesen besprochen hatte. Eine Schrift desselben über die Fragmente des Phaethon des Euripides reizte ihn bereits 1821 zu dem Versuch, aus denselben den muthmaßlichen Gang der Dichtung nachzuweisen. Er veröffentlichte die Abhandlung unter der Ueberschrift Phaethon, Tragödie des Euripides, Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken (XXXIII, 22—36). Im J. 1823 schrieb er den Nachtrag Zu Phaethon des Euripides (XXXIII, 37 ff.) und 1826 noch einen zweiten, Euripides Phaethon noch einmal

---

*) Sie füllen den 33. Band der Ausg. der Werke in 40 B. vom J. 1840.

überschrieben (XXXIII, 41 ff.). Demselben Jahre gehört die Abhandlung Nachlese zu Aristoteles Poetik (XXXIII, 12 ff.) an, worin eine neue Erklärung der vielbesprochenen Aristotelischen Definition der Tragödie versucht ist. Der Aufsatz Die tragischen Tetralogien der Griechen (XXXIII, 8 ff.) entstand 1823, der Ueber die Parodie bei den Alten (XXXIII, 3 ff.) im nächstfolgenden Jahre.

Noch aufmerksamer verfolgte der Dichtergreis im Sinne eines Weltliterators die Erscheinungen, welche in der französischen, englischen und italienischen Literatur hervortraten. Im J. 1824 beschäftigte ihn lebhaft Salvandy's historischer Roman Don Alonzo ou l'Espagne, dem er einen Aufsatz (XXXIII, 55 ff.) widmete. Was ihm das Werk so anziehend machte, war die Pietät, die er in Geist und Gemüth des Verfassers fand. Ein Wort wie: »La jeunesse a besoin de respecter quelque chose« war ihm aus der Seele geschrieben. Mit Bewunderung sah er das, was er selbst als eines der höchsten Resultate der Lebensweisheit seinen Wanderjahren zu Grunde gelegt, von dem jugendlichen Schriftsteller klar und bestimmt ausgesprochen; er fand die Selbstbeschränkung und Entsagung, le devoir de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, et d'y borner nos voeux als die erste Pflicht bezeichnet. Im J. 1826 übersetzte er aus dem Globe eine Recension des Stapfer'schen Werks Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand (XXXIII, 62 ff.) und drückte in einer Einleitung dazu „in weltbürgerlichem Sinne" seine Freude aus, daß ein durch so viele Prüfungs- und Läuterungsepochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsehe, und zwar nicht bei einem vollendeten, anerkannten, sondern einem selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke." Im folgenden Jahr erfreute er sich an Prosper Merimée's Théatre de Clara Gazul und desselben La Guzla, poésies lyriques. Der letztern Produktion widmete er eine rühmende Kritik (XXXIII, 91 ff.). Beranger's Lieder hatte er damals fast täglich in Gedanken; er versöhnte sich durch sie beinahe mit der ihm verhaßten politischen Poesie, gab aber immerhin seinen heitern Liebesliedern den Vorzug. Zwei Jahre später (1829) däuchten ihm Beranger's jüngste Lieder „ohne Zucht und Ordnung." Er stimmte der Ansicht Eckermann's bei, daß die Umgebung nachtheilig auf den trefflichen Dichter eingewirkt habe.

Von den hervorstechenden Talenten der damaligen englischen Literatur schätzte er besonders Byron, Walter Scott und Carlyle.

Thomas Carlyle, der den Wilhelm Meister übersetzt hatte, erregte in höherm Grade durch sein 1825 erschienenes Leben Schiller's unsers Dichters Aufmerksamkeit. Ueber die mit ihm angeknüpfte briefliche Verbindung findet der Leser das Nähere in dem Aufsatz Vorwort zu Schiller's Leben, aus dem Englischen von T. Carlyle (XXXIII, 170—187). Wie Carlyle, so war auch Walter Scott ein großer Verehrer Goethe's und hatte schon als Jüngling den Götz übersetzt. Goethe widmete seinem „Leben Napoleons" eine Beurtheilung, worin er ihn „den reichsten, gewandtesten, berühmtesten Erzähler seines Jahrhunderts" nennt. Nach der Lesung Ivanhoe's sagte er zu Eckermann: „Walter Scott ist ein großes Talent, das nicht seines Gleichen hat. Er gibt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunst, die ihre eigenen Gesetze hat." Lebhafter aber, als vielleicht für irgend einen gleichzeitigen ausländischen Dichter interessirte sich Goethe für Byron. Ueber ihre persönlichen Beziehungen zueinander hat er sich in dem Aufsatz Lebensverhältniß zu Byron (XXXIII, 162 ff.) ausgesprochen, den er 1824 auf die Nachricht von Byron's frühem Tode schrieb. Er berichtet dort, wie er, auf des Byron großes Talent gleich beim ersten Erscheinen aufmerksam geworden, sein Wachsen unablässig verfolgt, und selbst durch die leidenschaftliche Lebensweise des genialen Mannes und seinen selbstquälerischen Mißmuth sich nicht habe irren lassen; wie Byron, von der Theilnahme des deutschen Dichters unterrichtet, manchen freundlichen Gruß auch ein höchst schmeichelhaftes Dedikationsblatt zum Sardanapal*) mit der Anfrage geschickt, ob es dem Stück vorgedruckt werden dürfe, und weil zufälliger Verspätung wegen die Antwort auf sich warten ließ, ihm das Trauerspiel Werner gewidmet habe. Als im Frühling 1823 verlautete, der Lord wolle sich an „erhaben gefährlichen Thaten jenseits des Meers" betheiligen, schickte ihm Goethe das Gedicht An Byron (VI, 90), das den Reisefertigen im Hafen von Livorno traf und im Augenblick der Abfahrt noch mit einem „reinen, tiefgefühlten Blatt" erwidert wurde. Von Goethe's Interesse an Byron's Dichtungen zeugen auch die Uebersetzungen von Partien aus dessen Don Juan und Manfred (II, 319—324),

---

*) Er brachte darin Goethe'n „als literarischer Vasall" seinem Lehnsherrn, dem ersten der lebenden Schriftsteller (the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe) seine Huldigung.

und noch mehr die Figur des Euphorion im Faust, bei welcher ihm nach seinem Bekenntniß gegen Eckermann, Byron als „Repräsentant der neuesten poetischen Zeit," als „das größte Talent des Jahrhunderts" vorschwebte.

Auch die Entwickelung der italienischen Literatur begleitete Goethe mit regem Antheil. Wie sich der Streit der Klassiker und Romantiker vom deutschen Boden nach Frankreich hinüber verpflanzt hatte, so auch nach Italien. Gegen den Ritter Vincenzo Monti, den Verfechter der klassischen Poesie, erhob sich Tedaldi-Fores mit einer umfassenden Dichtung, Meditazioni Poetiche betitelt. Goethe gab sein vermittelndes Urtheil über diesen Streit in dem Aufsatz Klassiker und Romantiker in Italien (XXXIII, 215 ff.) ab. Von den dabei betheiligten Dichtern hielt besonders Alexander Manzoni seine Blicke gefesselt. Er hatte schon 1820 dessen Tragödie Il Conte di Carmagnola anerkennend beurtheilt (XXXIII, 224 ff. und 248 ff.) und im Januar 1821 eine briefliche Danksagung des Verfassers erhalten. Im J. 1826 schrieb er eine gleichfalls rühmende Recension seiner Tragödie Adelchi (XXXIII, 261 ff.), welcher er als Probe die Uebersetzung eines Monologs beifügte. Seine Uebersetzung von Manzoni's Ode auf Napoleon Der fünfte Mai (II, 324 ff.) ist nicht besonders gerathen.

Wie viel weiter sich aber noch Goethe's Theilnahme an der ausländischen Poesie erstreckte, zeigen die 1822 übersetzten Neugriechisch-epirotischen Heldenlieder (II, 331 ff.) mit dem vortrefflichen Gedicht Charon (II, 337); das 1827 aus dem Schottischen übertragene Hochländisch (II, 344); die Gedichte hundert (chinesischer) schöner Frauen, von denen er (XXXIII, 345 ff.) Proben mittheilte; ferner seine Aufsätze über die Frithjofssage (XXXIII, 281 ff.) aus dem J. 1824, über Serbische Lieder (XXXIII, 293—320) aus den Jahren 1824—26 u. s. w.

Kein Wunder, wenn er bei einer so allseitigen und weitreichenden Umschau die einheimische jüngere Dichtergeneration etwas aus den Augen verlor. Er empfahl sie seinem Freunde Eckermann zu besonderm Augenmerk mit dem Auftrag, ihn auf vielversprechende Talente aufmerksam zu machen. Platen's Ghaselen stellte er ihrer Formvollendung und Gehaltfülle wegen sehr hoch, desgleichen Rückert's Oestliche Rosen, und er hegte von beiden Dichtern große Hoffnungen. Immermann's Talent erkannte er ebenfalls an; nur, meinte er, sei abzuwarten, ob er sich bequemen werde, seinen

Geschmack zu reinigen, und in der Form die besten Muster zur Richtschnur zu nehmen. Daß er sich nicht die Zeit nahm, ein recht gründliches Urtheil zu bilden, zeigen seine Aeußerungen über Uhland. Er sagte zu Eckermann: „Bei der so verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß wohl etwas Vorzügliches an ihm sein. Ueber seine Gedichte habe ich kein Urtheil. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, stieß aber vornherein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich denn freilich ein sehr vorzügliches Talent gewahr ward und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat." Im Großen und Ganzen aber hielt er nicht viel von dem jüngsten deutschen Dichtergeschlecht. „Die Poeten," klagte er gegen Eckermann, „schreiben alle, als wären sie krank, und die ganze Welt ein Lazareth. Ich will ihre Poesie die Lazareth-Poesie nennen, dagegen die ächt Tyrtäische diejenige, die den Menschen mit Muth ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen."

Seine eigene poetische Thätigkeit war im letzten Lebensdecennium vorzugsweise der Umarbeitung der Wanderjahre und der Ergänzung des Faust zugewendet. Die Produktion von Gelegenheitsgedichten ging dazwischen fort. Ich nenne von ihnen aus dem J. 1824 das Gedicht Zu Thaer's Jubelfest (VI, 33 f.); aus 1825 Zur Logenfeier des dritten Septembers (VI, 7 ff.); aus 1828 Zum 30. Januar (VI, 23), ferner einen Prolog zu Hans Sachsens poetischer Sendung für das Berliner Theater, veröffentlicht in Riemer's Briefen an und von Goethe, und Zu Zelter's siebzigsten Geburtstage (VI, 27 ff.); aus 1830 Dem würdigen Bruderfest (VI, 6); aus 1831 An die neunzehn Freunde in England (VI, 139), worüber Näheres im Schlußkapitel.

Der werthvollsten und interessantesten Lieder dieser Zeit, der aus dem Verhältniß zu Ulrike von Levezow entsprungenen, der gleich nach dem Tode des Großherzogs entstandenen Dornburger Lieder, sowie des Gedichtes Vermächtniß ist in Vorhergehendem Erwähnung geschehen. Hinzuzufügen sind etwa noch: aus dem J. 1826 das Gedicht Bei Betrachtung von Schiller's Schädel (II, 90 f.), veranlaßt durch die Auffindung des Schädels im März jenes Jahrs, der Form nach interessant als ein Versuch Goethe's in der Terzine; aus dem J. 1827 die Ballade Gutmann und Gutweib (I, 181 f.), wahrscheinlich Nachbildung eines schot-

tischen Originals, eher eine gut gelungene scherzhafte Erzählung, als eine Ballade zu nennen; aus demselben Jahre die Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten (II, 309—316), in gewisser Hinsicht dem westöstlichen Divan verwandt und stellenweise noch an süße Töne der Jugendlyrik erinnernd, doch in der Anlage etwas lückenhaft und zu epigrammatisch abrupt schließend.

Die Neubearbeitung der Wanderjahre gab 1826 Anlaß zur Ausführung der Novelle Das Kind mit dem Löwen (XIX, 383 ff.), die, wie so viele andere kleinere Erzählungen zur Einreihung in die Wanderjahre bestimmt war, bei näherer Betrachtung aber sich mehr zu einem selbständigen Kunstgebilde zu eignen schien. Der Stoff ist derselbe, den Goethe vor dreißig Jahren*) in epischer Form zu behandeln gedachte. Gervinus nennt die Novelle eine unsäglich geringfügige Produktion; Goethe that sich ungemein viel darauf zu gut. Das richtige Urtheil liegt wohl in der Mitte. Kann man ihr auch nicht einen so hohen Kunstwerth, wie der Dichter selbst zuerkennen, so gehört sie doch zum Besten, was Goethe im letzten Jahrzehnt seines Lebens in ungebundener Rede geschrieben hat.

Es bleibt von seinen Dichtungen noch der Faust zu betrachten, ein Werk, das nicht bloß unter seinen Leistungen als die bewundernswürdigste und großartigste, sondern in den Literaturen aller Völker und Zeiten als unübertroffen dasteht. Freilich ist es kein Werk seiner letzten Lebensjahre. Wie es seiner Aufgabe nach von sämmtlichen Schöpfungen unsers Dichters die universellste ist, so schlingt es sich auch seinem Entstehen nach am weitesten durch sein Leben, von der Universitätszeit bis nach seinem Tode. Die Welt machte er stückweise damit bekannt. Im J. 1790 gab er es als Fragment heraus; 1808 veröffentlichte er den ersten Theil als ein für sich abgeschlossenes Drama; erst 1832, bald nach des Dichters Hinscheiden, trat der zweite Theil an's Licht. Ueber das allmälige Werden und Wachsen des Werks sind an manchen Stellen dieser Biographie Andeutungen eingestreut; es ist aber wohl dem Leser nicht unwillkommen, die Hauptpunkte hier an einander gereiht zu finden.

Mit dem Volksbuch und dem Puppenspiel Faust ward Goethe wahrscheinlich schon als Knabe bekannt. Dürfte man als genau richtig nehmen, was er den 1. Juni 1831 an Zelter schrieb: „Es ist keine Kleinigkeit, das im zwanzigsten Jahr Concipirte im

---

*) Vgl. oben Thl. III, S. 221.

zweiundachtzigsten darzustellen:" so würde die erste Konception in jenes Interim der Universitätszeit (s. Thl. I, 141 ff.) fallen, wo er sich daheim in das Studium mystischer, kabbalistischer und alchymistischer Bücher vertiefte und vielleicht gerade in ihnen lebendes Detail für das projektirte Werk suchte. Dazu würde seine Andeutung stimmen, daß er in Straßburg seinen Faust, ohne etwas aufzuschreiben, in Gedanken weiter ausgebildet, und ihn, wie den Götz, vor Herder verheimlicht habe. In Wetzlar muß er mit Gotter über das Stück verhandelt haben, da dieser in seiner Dankepistel für den Götz, die sich in Goethe's Werken (VI, 68 ff.) findet, ihn um den Doktor Faust bittet, „Sobald sein Kopf ihn ausgebraust." Als Jacobi zu Anfange 1775 bei Goethe zu Besuch war (s. Thl. II, 89), lernte er schon das Meiste von dem kennen, was 1790 gedruckt wurde; denn Jacobi schrieb ihm den 12. April 1791: „Von Faust kannte ich beinahe Alles ... Wie ich vor 16 Jahren fühlte, und wie ich jetzt fühle, das wurde Eines." Am 15. Sept. 1775 meldete Goethe an Auguste Stolberg, er habe eine Scene am Faust gemacht; wahrscheinlich war es die in Auerbachs Keller. Im Oktober desselben Jahrs berichtete er an Merk: „Hab' am Faust viel geschrieben." In Weimar scheint bis zum Aufenthalt in Italien, wenngleich der Dichtung mehrmals gedacht wird (z. B. in der Matinée oben in Thl. II, S. 136), für die Fortsetzung nichts geschehen zu sein; nur mag Goethe 1780 die Helena, die er nach Riemer bereits von Frankfurt mitbrachte, wieder vorgenommen haben. Er las sie den 23. und 24. März der Herzogin Amalia vor; doch erhielt sie ihre jetzige Gestalt viel später. In Italien gelangte er erst beim zweiten Aufenthalt in Rom zum Faust, und schrieb auffallender Weise unter dem heitern südlichen Himmel Italiens, von den Eindrücken der antiken Kunst erfüllt, im Garten der Villa Borghese die Hexenküche mit ihrem nordischen symbolischen Zauberspuk. Nach der Heimkehr schrieb er an Jacobi: „Faust soll eine Winterarbeit werden;" allein er fand nicht die erforderliche Stimmung, und so ließ er im Frühjahr 1790 den Faust als „Fragment" erscheinen. Den Inhalt bildeten: Faust's erster Monolog und das Gespräch mit Wagner nebst vier Versen weiter; die Scene zwischen Faust und Mephistopheles von den Worten „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist" an; der Monolog des Mephistopheles und sein Gespräch mit dem Schüler; sein Gespräch mit Faust; endlich die das Verhältniß zu Gretchen behandelnde Scenenreihe bis zu ihrem Ohnmächtigwerden im Dom, mit Ausnahme des Auftritts mit Valentin. Ohne

Zweifel wurden damals mehrere schon ausgeführte Scenen einstweilen zurückgelegt, weil sie sich in das zu Veröffentlichende nicht bequem einfügten.

Nach dem nähern Anschluß Goethe's an Schiller sprach dieser (im Briefe vom 29. Nov. 1794) den Wunsch aus, das noch Ungedruckte vom Faust kennen zu lernen. Die gedruckten Bruchstücke, schrieb er, seien ihm der Torso des Herkules; es herrsche in ihnen eine Kraft und Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeige. Goethe ließ sich durch des Freundes begeistertes Lob nicht zur Weiterführung des Werks hinreißen. Erst 1797, kurz vor der Schweizerreise, auf welcher die Richtung zum Symbolischen bei ihm zum Durchbruch kam, bereitete er sich zum „Rückzug in jene Symbol-, Ideen- und Nebelwelt" vor. Er brachte damals die Walpurgisnacht oder Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und den Prolog im Himmel, vielleicht auch das Vorspiel auf dem Theater zu Stande. Mit der weitern Fortführung ging es aber langsam, einmal weil überhaupt nach der Schweizerreise von 1797 seine Produktivität längere Zeit stockte, und dann weil er dem Hochpunkte seiner klassischen Periode, wenn er ihn gleich überstiegen hatte, doch noch zu nahe stand, als daß er die für den Faust passende Geschmacksstimmung recht hätte finden können. Im J. 1800 wurde die Helena wieder vorgenommen, umgearbeitet und theilweise in würdevollen jambischen Trimetern ausgeführt. Dann trat eine längere Pause in der Beschäftigung mit Faust ein. Begeistert für antike Kunst und Poesie, Herz und Sinn gewöhnt an die Einfachheit, das schöne Maß, die scharfe Begränzung, die klare Plastik der altklassischen Poesie, eingelebt in die antike Weltanschauung, wie er war, erschien ihm dieses Jugendwerk oft überspannt und ganz form- und maßlos, so daß er es mitunter eine „barbarische Composition", einen „Tragelaphen" nannte. Anderseits konnte er aber auch nicht verkennen, daß in ihm ein Fonds dichterischer Kraft lag, wie in keiner seiner poetischen Schöpfungen. So ließ er sich denn durch die 1806 begonnene neue Ausgabe seiner Werke zum Drama zurückführen. Mit Riemer's Beihülfe ward der erste Theil beendigt und erschien Ostern 1808. Hinzugekommen zum Fragment von 1790 waren außer den Vorspielen der Monolog Faust's nach dem Abgange Wagner's, sein Selbstmordversuch und die Unterbrechung durch die Osterfeier, der Spaziergang mit Allem, was sich anreiht, die Auffindung des Pudels, die erste Beschwörung des Mephistopheles mit dem sich Anschließenden

bis zu den Worten „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist“, ferner in der auf Gretchen bezüglichen Scenenreihe der Auftritt mit Valentin und Alles, was nach dem Ohnmächtigwerden Gretchens folgt.

Dieser erste Theil war unstreitig eine dramatische Produktion, die überall den Stempel der höchsten Genialität trug. Zündete sie dennoch nicht so, wie man es nach der begeisterten Aufnahme des Fragments hätte erwarten sollen, so lag der Grund darin, daß nunmehr die Dichtung, die wenngleich als Theil eines größern Ganzen, doch zugleich wie der erste Theil der natürlichen Tochter mit dem Anspruch auftrat, auch für sich ein Ganzes zu bilden, an den Maßstab eines regelrechten Dramas gelegt ward, und sie zu diesem nicht passen wollte. Die ältesten Partien des Stücks waren in einer Zeit entstanden, die, überdrüssig eines mühsam aufgespeicherten, wenig fruchtbaren Wissens, nach tiefern und vollern Erkenntnißquellen dürstete, den herkömmlichen Studiengang durch Unmittelbarkeit des Glaubens und Schauens überfliegen wollte, und sich von der dürren Haide der Spekulation hinweg nach der grünen Weide des Genusses sehnte. Eine Zeit von verwandtem Charakter war jene, welche die Faustsage erzeugte. Indem der junge Dichter mit dem Instinkt des Genies diese Sage ergriff, war es ihm nicht darum zu thun, ein kunstgerechtes, geschweige ein bühnengerechtes Drama zu liefern. Er wählte für sein dichterisches Gemälde die dramatische Form, weil sie das Feuer der Lyrik mit der Plastik des Epos verbindet. Ob sein Gemälde die Einheiten der Zeit, des Ortes, der Handlung genau beobachte, ob die Illusion überall strenge gewahrt, ob jede Scene auf den Brettern darstellbar sei, das kümmerte ihn wenig, wenn es ihm nur gelang, die großen psychologischen Phänomene und Probleme, um die es sich handelte, dem Leser warm an's Herz zu legen, und das weite, bunte Leben, in welches er seinen Helden aus der dumpfen Studirstube führte, klar vor das innere Auge zu stellen. Auch war der junge Dichter sich schwerlich vornherein eines ganz bestimmten Ziels und Abschlusses klar bewußt. Was als eines der größten und schwersten Probleme vorlag, mochte er zunächst auch nur als Problem behandeln wollen, wofür dann das weitere Leben vielleicht eine Lösung bot. Trug er wirklich schon damals eine bestimmte Lösung im Sinne, so nahm er sie, wie mir scheint, in seinem Prometheus vorweg; denn wohin hätte seiner damaligen Sinnesweise gemäß das titanische eigenmächtige Streben sich nach der Sättigung an der Spekulation und dem Genuß anders wenden können, als zu einer sich trotzig ab-

schließenden künstlerischen Thätigkeit? Als der Dichter 1790 das Fragment herausgab, nahm das große Publikum das Werk, wie es ihm geboten ward, als Proben eines Ganzen auf, und war über das freie Spiel des Geistes, der in dieser Dichtung seine Flügel schwang, über die Kühnheit und Tiefe der Gedanken, die Kraft und Fülle des Gefühls, über die hinreißende Sprache, welche Einfachheit und Klarheit mit Schwung und Feuer paarte, voll Bewunderung und Entzücken. Es sah das regste und reichste Leben in keck hingeworfenen Bildern anschaulich vor sich ausgebreitet; die höchsten Fragen, die dunkelsten Räthsel der innern Welt hatten hier, wenn auch nicht ihre Antwort und Lösung, doch ihren prägnantesten Ausdruck gefunden. Die Dichtung brachte Jedem etwas, dem Zweifler wie dem Frommgläubigen, dem Mystiker wie dem Verstandesmenschen, dem Freunde des Humors, der Ironie, der Satyre wie dem ernsten Philosophen. Sie bot unendlich viel, und eröffnete zugleich der Ahnung eine unendliche Perspektive. Ein so naiv schöner Charakter, wie der Gretchens, war mit so wenig Pinselstrichen noch nicht gemalt worden; und die mehr typischen Gestalten, wie Faust und Mephistopheles, traten dem Leser nicht als kalte Abstraktionen, sondern als lebenswarme Persönlichkeiten entgegen.

Anders stand die Sache, als 1808 die Dichtung als eine abgerundete dramatische Komposition auftrat. Da war auch in dem Hinzugekommenen überall die Meisterhand zu erkennen; aber man fand kein stetiges und geschlossenes Ganze; man fühlte Lücken und Sprünge in der innern Entwickelung der Charaktere, wie in dem äußerlichen Gange der Handlung. Anderseits fand sich Ueberflüssiges, ja Ungehöriges eingeschaltet. Man stieß sich mit Recht an der Einschiebung der phantastischspukhaften Walpurgisnacht und mit noch größerm Recht am Walpurgisnachtstraum, einem Intermezzo, das eine Reihe falscher Bestrebungen in Kunst, Literatur, Religion, Philosophie und Politik von theilweise sehr untergeordnetem und vorübergehendem Interesse polemisch behandelt. Das Zwischenspiel war ursprünglich als eine Art Fortsetzung der Xenien dem Musenalmanach zugedacht. Schiller, der Polemik überdrüssig, lehnte es ab; und nun gab Goethe das erste Beispiel jener nachher mehrmals, besonders in den Wanderjahren (s. oben den Schluß des neunten Kapitels) wiederkehrenden Unart, eine Produktion, die er augenblicklich nicht unterzubringen wußte, einem größern Werk einzuzwängen. Er übersah ganz, daß der Faust für mehr als Ein Jahrhundert und Ein Volk gedichtet war.

Nach dem Erscheinen des ersten Theils ward Goethe in den nächsten siebenzehn Jahren nur zuweilen durch Bemühungen, den Faust auf die Bühne zu bringen, zu vorübergehender Beschäftigung mit demselben veranlaßt. Erst 1825 gab er sich ernstlicher an den zweiten Theil, vollendete Einiges von dem fünften Akt, führte die seit 1801 liegen gebliebene Helena weiter aus, beendigte sie 1826 und ließ sie 1827 im vierten Bande der neuen Ausgabe seiner Werke abgesondert unter dem Titel Helena, klassischromantische Phantasmagorie, ein Zwischenspiel zum Faust erscheinen. Die nächsten Jahre ging die Arbeit am zweiten Theil, so viel es das hohe Greisenalter und manche Nebenaufgaben erlaubten, mit ziemlicher Stetigkeit fort. Des gänzlichen Abschlusses wird das folgende Kapitel gedenken.

Gleich auf den ersten Blick gewahrt der Leser einen großen Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Theil. In jenem fast durchgängig der Ausdruck leicht, natürlich, klar, kühn, in diesem oft gesucht, gekünstelt, räthselhaft; dort scharfe Charakterzeichnung, lebendige, individuelle Gestalten, hier großentheils schattenhafte Wesen, symbolische Schemen; dort Scenen, die, einmal gelesen, sich unvertilgbar der Phantasie und dem Gemüth einprägen, hier phantasmagorische Bilder, die in Sinn und Geist nicht haften; dort ächt tragisches Pathos, das in jeder Menschenbrust mitklingt, hier zum Theil sehr specielle und ephemere Interessen, z. B. literarische, wie die Verschmelzung des Klassischen mit dem Romantischen, und wissenschaftliche, wie der Streit des Neptunismus und Vulkanismus; dort mit einfachen Mitteln das Größte erreicht, hier oft der schwerfälligste mythische Apparat zur Erzielung verhältnißmäßig unbedeutender Resultate aufgeboten. Unleugbar tritt auch im zweiten Theil an vielen Stellen noch eine gewaltige Dichtkraft zu Tage; aber das hebt den ungeheuren Abstand beider Theile nicht auf.

Auf eine Detailbetrachtung des zweiten Theils, in den Goethe geflissentlich so viel „hineingeheimnißt" hat, kann hier nicht eingegangen werden. Nur noch einige Worte über die zu Grunde liegende Idee, und zunächst über die Frage: Hat Plan und Ziel des zweiten Theils dem Dichter schon bei der Abfassung des ersten vorgeschwebt? Goethe schrieb fünf Tage vor seinem Tode an W. v. Humboldt: „Es sind über 60 Jahre, daß die Konception des Faust bei mir jugendlich von vorn herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag." Das weist nicht nothwendig, wie H. Grimm meint, auf den Herbst 1772, den Abschluß seiner

Studentenjahre, als die Zeit hin, wo ihm, wie Grimm sagt, „das ganze Gedicht gleich fertig vor der Seele gestanden.“ Da es „über 60 Jahre“ heißt, so unterscheidet sich diese Angabe der ersten Konception nicht gar sehr von jener im Briefe an Zelter vom 1. Juni 1813, wo sie in's zwanzigste Lebensjahr verlegt ist. Auf beide Briefstellen ist, da sie auf der Rückerinnerung an eine so fern liegende Zeit beruhen, nicht viel Gewicht zu legen. Wohl aber darf man als sicher annehmen, daß vor dem Abschluß des ersten Theils die weitere Laufbahn Faust's und der Ausgang des zweiten Theils schon in's Auge gefaßt waren. Darauf deutet der dem ersten Theil vorausgeschickte Prolog im Himmel hin. Es tritt hier auch die dem zweiten Theil zu Grunde liegende Idee klar genug hervor, die Idee, daß in der Menschheit ein Streben liege, welches sie durch alle Verirrungen hindurch einer stets wachsenden Veredlung entgegenführe. Faust ist der Repräsentant der edel strebenden, der „guten“ Menschen, die in ihrem „dunklen Drange,“ auch wenn sie zeitweise auf Abwege gerathen, doch ein Gefühl des rechten Weges bewahren. Der Prolog läßt erkennen, daß Faust auch in der Fortsetzung des Dramas der Einwirkung und Mißleitung des Mephistopheles ausgesetzt sein werde. Auch wenn Mephisto den der Spekulation und des Genusses Ueberdrüssigen in das handelnde Leben, auf die Bahn der That begleitet, wo das schrankenlose Streben sich beschränken lernen, Idealismus und Realismus sich versöhnen sollen, auch da noch wird es nicht an Miß- und Uebergriffen fehlen; „es irrt der Mensch, so lang er strebt.“ Damit scheint nun, freilich, insofern Faust der Repräsentant der zum Höhern und Bessern aufstrebenden Menschheit ist, die Möglichkeit eines Abschlusses der Dichtung aufgehoben, da ja jenes Streben in's Unendliche fortgeht; allein der Prolog deutet zugleich an, daß Faust als Einzelwesen, indem er dem Erdendasein enthoben wird, das Mittel zum Abschluß bieten werde. Mit seiner Entrückung aus dem Kreise der Strebenden wird er der Macht des Mephistopheles entzogen. Der Herr räumt diesem ausdrücklich nur so lange Gewalt über Faust ein, „als er auf der Erde lebt.“ Andeutungsweise sagt also schon der Prolog, was freilich erst der Schluß des ganzen Werks bestimmt in den Worten der Engel ausspricht, die Faust's Unsterbliches in die Höhe tragen:

Gerettet ist das edle Glied,
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Dreizehntes Kapitel.

1831: Letztwillige literarische Verfügungen. Lektüre. Neue Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen. Ueber die Spiraltendenz der Vegetation. Beendigung des Faust. Letzter Geburtstag in Ilmenau gefeiert. Gedicht an die neunzehn Freunde in England. Der vierte Theil von Wahrheit und Dichtung beendigt. — 1832: Letzte naturwissenschaftliche Arbeiten. Kunstgenüsse. Goethe's letzte Krankheit und Tod.

„Wenn einer, wie ich," sagte Goethe im Frühling 1831 zu Eckermann, „über die achtzig hinaus ist, so hat er kaum noch ein Recht zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt sein, abgerufen zu werden, und daran denken sein Haus zu bestellen." In diesem Sinne führt er weiterhin, wie er an Zelter schrieb, meistens ein testamentarisches und kodicillarisches Leben, damit der umgebende Körper des Besitzthums nicht allzu schnell in die niederträchtigsten Elemente, nach Art des Individuums selbst, sich auflöse." Am nächsten lag ihm natürlich sein literarischer Nachlaß am Herzen. Zum Herausgeber desselben (mit Ausschluß des an Riemer zur Veröffentlichung übertragenen Briefwechsels mit Zelter) bestellte er Eckermann und entwarf für ihn eine ausführliche schriftliche Instruktion. Ehe er aber diesem wackern und zuverlässigen Gehülfen das Weitere überlassen konnte, hatte er selbst noch ein Paar schwerer Steine bergan zu wälzen; der zweite Theil des Faust war noch zu beendigen und der vierte Theil von Wahrheit und Dichtung auszuführen. Auch wünschte er noch eine neue bereicherte Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen mit französischer Uebersetzung von Soret, die ihn schon über ein Jahr beschäftigte, zu Stande zu bringen. Anhaltend diesen Arbeiten obzuliegen, erlaubte sein Alter und bisweilen Unwohlsein nicht; er ließ sie daher mit Lektüre wechseln, über die zunächst eine kurze Ueberschau folgen möge.

An den Winterabenden zu Anfange des Jahrs ließ er sich durch seine Schwiegertochter Ottilie aus dem Briefwechsel mit Zelter vorlesen, wobei sich, wie er diesem schrieb, „der Gegensatz von einem Lebe-, Lust- und Reisemann und immerfort thätigen Künstler zu einem mehr oder weniger stationären, nachdenklichen, die Gegenwart aufopfernden, der Zukunft sich widmenden Freunde gar artig hervorthat." Daneben las er mit großem Interesse ein ihm vom Verfasser verehrtes Exemplar der Römischen Geschichte

von Niebuhr, gestand aber Zeltern, daß es der Schriftsteller, nicht die römische Geschichte sei, was ihn anziehe. „So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut.“ Er war eben im Begriff, dem Verfasser brieflich zu danken, da erhielt er die Nachricht vom Tode desselben. Als ihn im März ein mehrwöchentliches Mißbefinden zu doppelt zurückgezogenem Leben nöthigte, vertiefte er sich in die Lektüre Walter Scott's mit immer wachsender Bewunderung seiner Erzählungskunst. Dagegen hatte er im Juni, wo ein hartnäckiger, jede eigene Produktion verwehrender Katarrh ihn wieder zum Lesen brachte, alle Geduld aufzubieten, um sich durch die „Schrecknisse der neuesten französischen Romanliteratur“ durchzuarbeiten. „Es ist eine Literatur der Verzweiflung,“ schrieb er an Zelter. „Um augenblicklich zu wirken — und das wollen sie, weil eine Ausgabe der andern folgen soll — müssen sie das Entgegengesetzte von Allem, was man den Menschen zu einigem Heil vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß.“ Er bezeichnete ihr Treiben als ein „satanisches Geschäft.“ Im Herbst las er zum ersten Mal in seinem Leben Cicero's Büchlein de senectute und fand es „allerliebst.“ Es machte auf ihn einen ergreifenden Eindruck, daß darin dem Alter als ein hoher Vorzug „die Würde, die Achtung, die Verehrung, die man ihm nach wohlvollbrachter Lebenszeit erweist, angerechnet wird.“ Anfangs Oktober berichtete er an Zelter, daß Ottilie ihm Abends die Lebensbeschreibungen Plutarch's vorlese, und zwar zuerst die der Griechen, um zunächst in Einem Lokal und bei Einer Nation zu bleiben. Bei diesen Wanderungen durch eine Galerie von Bildern großer Hingeschiedenen begleitete ihn ohne Zweifel stets das Gefühl, daß er sich ihnen bald anreihen, und auch mit ihm ein Plutarch der Zukunft sich zu beschäftigen haben werde. „Ich gestehe,“ schrieb er den 1. Dec. an W. v. Humboldt, „daß in meinen hohen Jahren mir Alles mehr und mehr historisch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nahräumlich sei, ist ganz Eins; ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich.“ Um die politische Tagesgeschichte, so aufgeregt auch die Welt war, kümmerte er sich wenig. Er legte die eingehenden Zeitungen ungelesen bei Seite, und ließ sich durch seine Freunde den schließlichen Ausgang bedeutender Ereignisse erzählen, „ohne sich durch die mittlern Zweifel beunruhigen zu lassen.“ Für Projekte großer Friedenswerke jedoch, namentlich für Unternehmungen, worin Naturwissenschaft und Technik Triumphe feiern konnten, interessirte

er sich fortdauernd. So sprach er mit Wärme über das Projekt eines Durchstichs der Landenge von Panama, der Kanalverbindung zwischen Donau und Main, zwischen dem Mittelmeer und dem rothen Meer, und beschäftigte sich lebhaft mit Rissen und Plänen großartiger Bauten, z. B. des Londoner Tunnels.

Von den zwischen seiner Lektüre herlaufenden Arbeiten nahm ihn die neue Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen während des ersten Vierteljahrs 1831 in Anspruch. Bei der Uebersetzung derselben durch Soret hatten sich ein Jahr lang allerlei Schwierigkeiten ergeben, die ihn oft das Unternehmen im Stillen verwünschen ließen. Allein über den hierdurch verursachten Stockungen und Zögerungen waren bei jüngern Naturforschern Ergebnisse herangereift, die „als das schönste Wasser auf seine Mühle" seiner Arbeit einen Abschluß gaben, wie er vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. „Dergleichen," sagte er zu Eckermann, „ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen es erklären zu wollen." Ueber dieser Arbeit hatte er die von Martins nachgewiesene Spiraltendenz der Pflanzen, deren Gesetz sich an das der Metamorphose genau anschloß, mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt, woraus seine Abhandlung Ueber die Spiraltendenz der Vegetation (XXXVI, 193—219) hervorging. Mit beiden Arbeiten war er gegen Ende März beinahe fertig.

Mehr noch, als sie, lag ihm die Beendigung des Faust am Herzen. Zu Anfange des Jahrs 1831 standen die drei ersten Akte und der größte Theil des fünften auf dem Papier. Am 13. Febr. war ihm auch der Anfang des vierten nach Wunsch gelungen; doch verzog sich wegen eingetretenen Unwohlseins die weitere Ausführung dieses Aktes. Anfangs Mai finden wir ihn mit den noch fehlenden ersten Scenen des fünften Aufzugs beschäftigt, den er am 6. Juni Eckermann fertig vorlegte. Eingedenk zu rechter Zeit des Spruchs: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandirt die Poesie!" verwandte er nun die nächsten Wochen mit entschlossenem Fleiß auf die Vollendung des vierten Akts, so daß er am 20. Juli seinem in Karlsbad weilenden Freunde Meyer den endlichen Abschluß des ganzen Faust berichten konnte. So hatte er den fest gefaßten Vorsatz, das Werk vor seinem Geburtstage zu beendigen, glücklich ausgeführt; und nachdem er noch einige Kleinigkeiten nachgebessert hatte, versiegelte er gegen Mitte August das Ganze, damit er nicht etwa in

Versuchung käme, hier und da noch weiter auszuführen. Dieses so lang angestrebte Ziel endlich erreicht zu haben, machte ihn überaus glücklich. „Mein ferneres Leben," sagte er zu Eckermann, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk betrachten, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue."

So durfte er denn mit befreitem Gemüthe den letzten Besuch seines Freundes Zelter (vom 22—26. Juli), und die zweiundachtzigste Wiederkehr seines Geburtstages genießen, gleichfalls die letzte, die ihm das Schicksal beschieden hatte. Da er voraussehen konnte, daß dieser Tag in Weimar wieder festlich werde begangen werden, so beschloß er, sich auf einige Zeit zu entfernen. Dergleichen Huldigungen, schrieb er an Zelter, werde ihm mit jedem Jahre unmöglicher persönlich abzuwarten. Je älter er werde, desto mehr erscheine ihm sein Leben lückenhaft, während es Andere als ein Ganzes zu behandeln beliebten und sich daran ergötzten. Er machte mit seinen Enkeln einen Ausflug nach dem alten, geliebten Ilmenau, wo er in frühern Jahren so Manches geschaffen, und brachte dort sechs Tage, die schönsten des ganzen Sommers, zu. Indem er hier sinnende Blicke in die Vergangenheit zurückwarf, trat das Gelungene erheiternd vor die Seele, während das Mißlungene vergessen und verschmerzt war. Bei dem Gedanken an so vieles Entschwundene tröstete ihn, nach seiner Weise, der Blick auf all das Fortdauernde um ihn her. „Die Menschen," schrieb er später an Zelter, „lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten. Eisen ward geschmolzen, Braunstein aus den Klüften gefördert u. s. w." Er führte seine Enkel in die Kohlenbrennerhütten, machte sie auf den Bergbau aufmerksam, und verkehrte selbst viel mit den Bergbeamten, besonders mit dem Rentamtmann Mahr, der sich ihm für Bereicherung seiner mineralogischen Sammlungen hülfreich bewiesen hatte. Mit dem Letztern fuhr er am Vorabend seines Geburtstags die Straße nach dem Gickelhahn hinan, auf dessen Höhe das einsame Bretterhäuschen steht mit der Inschrift: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh u. s. w." Am Ende der Fahrstraße ausgestiegen, ließ Goethe seine Blicke über das reizend ausgebreitete Thal mit Entzücken, aber auch mit wehmüthiger Rückerinnerung schweifen. „Ach," rief er aus, „wenn das doch unser guter Großherzog noch einmal hätte mitgenießen können!" Dann eilte der Hochbejahrte mit jugendlicher Rüstigkeit durch Gebüsch und Gestrüpp nach dem Bretterhause und stieg, die Unterstützung seines Begleiters freundlich ablehnend, die Treppe desselben hinauf. Als er vor der Inschrift

stand, und das zwischen Damals und Jetzt liegende volle und reiche Leben in flüchtigem Zuge an seiner Seele vorübergehen mochte, konnte er seine Rührung nicht mehr bewältigen. Er las die seelenvollen Worte laut vor sich hin, und trocknete sich die reichlich hervorquellenden Thränen, mit Nachdruck die ahnungsvollen Schlußworte wiederholend: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“ Tiefbewegt überblickte er noch einmal die waldigen Höhen, wiederholt in warmen Ausdrücken des vorangegangenen fürstlichen Freundes gedenkend, und kehrte dann rasch wieder zurück.

Doch selbst in Ilmenau konnte er einer öffentlichen Feier seines Geburtstages nicht ganz entgehen. In der Morgenfrühe begrüßte ihn vor dem Gasthof zum Löwen der Choralgesang „Nun danket alle Gott“, wofür er, sichtlich ergriffen, in herzlichen Worten seinen Dank aussprach. Zum Mittag hatte der Oberforstmeister von Fritsch ein Festmahl veranstaltet, wobei sich Goethe heiter und lebendig in der Unterhaltung zeigte. Am Abend wurden Musikstücke vorgetragen und von den Bergleuten ein althergebrachtes kleines humoristisches Bergmannsdrama aufgeführt.

Unter den Festgaben, welche er nach der Heimkehr in Weimar zu seinem diesmaligen Geburtstage eingelaufen fand, freute ihn besonders ein Geschenk von neunzehn Engländern und Schotten, gleichsam eine Huldigungsbezeugung einer ganzen Nation, durch angesehene literarische Vertreter dargebracht. Es bestand in einem großen Petschaft für den Schreibtisch. Auf einem schönen grünlichen Stein war der bekannte Schlangenkreis eingegraben, innerhalb dessen um einen Stern die Inschrift stand: „Ohne Rast, doch ohne Hast.“ Der Stein war in einem ungefähr zwei Zoll hohen Griff von reinem Gold gefaßt, worauf sinnbildliche Verzierungen in erhabener Arbeit waren, mit farbiger Email bedeckt, nebst der Inschrift: »From Friends in England to the German Master.« In der Reihe dieser Freunde standen Thomas Carlyle und dessen Bruder, ferner Walter Scott, Southey, Wordsworth und andere Notabilitäten der englischen Literatur. Goethe dankte für das Geschenk mit dem schon erwähnten Gedicht An die neunzehn Freunde in England.

Sobald er sich von den, wenn gleich erfreulichen, doch immer angreifenden Eindrücken des Geburtstages erholt hatte, nutzte er die frischern Stunden nach wie vor zur Fortführung seiner Arbeiten. Namentlich griff er jetzt den vierten Theil von Wahrheit und Dichtung, der ihn schon gegen Ende März einige Zeit beschäftigt hatte, ernstlich wieder an und brachte ihn glücklich zu Stande. An die darin ent=

haltene Schilderung seines Verhältnisses zu Lili gedachte er eine Verherrlichung seiner Mutter anzuschließen, eine Aristeia, wie er sie mit Anspielung auf die Schilderung einzelner Heldenkämpfe bei Homer nannte. Er fand leider nicht die Stimmung, die ihm zur würdigen Ausführung eines solchen Gemäldes unerläßlich schien.

Es bleibt uns nur noch das winterliche erste Viertel des Jahrs 1832 zu überblicken; denn ein nochmaliger Frühling sollte ihm nicht vergönnt sein. Er erfreute sich diese letzte Zeit seines Lebens hindurch einer guten Gesundheit und ungetrübten Gemüthsheiterkeit. Hatten sich auch allmälig bei ihm einzelne Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Glieder, Schwerhörigkeit und Vergeßlichkeit für das Nächstvergangene eingestellt, so genoß er doch im Vergleich mit vielen andern Hochbejahrten einer beneidenswerthen Fülle von Geistes- und Körperkraft. Ueber anregungslosere Stunden hob ihn der herzerquickende Anblick seiner fröhlich gedeihenden Enkel, die Theilnahme seiner Hausfreunde Meyer, Eckermann, Riemer, Soret, Müller u. A., vor allen die zärtliche Sorgfalt seiner Schwiegertochter, von deren „allerliebstem Benehmen“ er Zeltern nichts mittheilen wollte, „weil sich das Zarte nicht in Worten ausspreche.“ Sie entzog sich aus Liebe zu ihm oft dem Gesellschaftsleben, begleitete ihn auf Spaziergängen und widmete ihm die Abende. Fühlte er sich zu wissenschaftlicher Thätigkeit aufgelegt, so waren es besonders die Naturwissenschaften, denen er sich zuwandte. Im ersten Viertel des vorigen Jahres hatte die Pflanzenlehre ihn vorherrschend beschäftigt, jetzt stand die Farbenlehre wieder im Vordergrunde. Das Bewußtsein, in seinen morphologischen Principien „mit nahen und fernen ernsten, thätigen Forschern im Einklange zu stehen,“ machte ihn ganz glücklich; in der Farbenlehre mußte er sich mit einer kleinen Gemeinde begnügen, allein er wußte sich darüber zu trösten. Er sah es sogar als ein Zeugniß für seine Lehre an, daß nunmehr „seit 23 Jahren die Gilden und Societäten sich dagegen wehrten und in gräulicher Furcht davor waren.“

Durch einen Brief von Sulpiz Boisserée angeregt, entwickelte er im Januar 1832 seine Theorie des Regenbogens, die unter die Nachträge der Farbenlehre (XL, 97 ff.) aufgenommen ist. Den Streit der Naturforscher Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire, dessen unter dem J. 1830 gedacht ist, hatte er seitdem nicht aus dem Auge verloren und Manches darüber niedergeschrieben. Es ging daraus in diesem Frühjahr der zweite Abschnitt des Aufsatzes Principes de Philosophie zoologique (XL, 499 ff.) hervor, der erst kurz vor

seinem Tode im März zum Abschluß gelangte. Eine andere, eben dieser Zeit angehörige Abhandlung Plastische Anatomie überschrieben (XXXI, 321 ff.) wurzelte eben so sehr in seinem Interesse für die plastische Kunst, wie in dem für Anatomie.

Wie die Naturwissenschaft, so warf auch die Kunst noch auf seine letzten Lebenstage ihre erheiternden Strahlen. Schon im vorigen Jahre hatte ihn der französische Bildhauer David durch Zusendung der in Marmor ausgeführten kolossalen Goethe-Büste hoch erfreut, die im Saal der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt wurde. Jetzt, in der ersten Märzhälfte, sandte ihm Zahn eine ausführliche Zeichnung der in Pompeji ausgegrabenen Casa di Goethe und zugleich eine Nachbildung im Kleinen eines darin aufgefundenen Mosaikgemäldes. Begeistert schrieb Goethe den 11. März an Zelter: „Hier möchte man wohl sagen, dergleichen von malerischer Komposition und Ausbildung sei uns bisher aus dem Alterthum nichts überkommen.“ Mit großer Lebendigkeit unterhielt er sich über diesen Gegenstand am 15. März mit der Großherzogin, die, wie gewöhnlich Donnerstags, in den Mittagsstunden ihm einen Besuch machte. Auch noch Mittags bei Tische, wo er sich ungemein munter und aufgeräumt zeigte, waren Pompeji und die Zahn'schen Sendungen ein Hauptgegenstand seines Gesprächs mit Meyer. Die bildende Kunst, die lebenslang der Gegenstand seiner sehnsüchtigen Liebe gewesen war, verschönerte ihm wie zum Dank die letzten guten Stunden, die er genießen sollte.

Nach Tische beschloß er, trotz des sehr kalten und windigen Wetters, eine Spazierfahrt zu machen. Auf dieser, oder vielleicht schon vor dem Ausfahren, beim Hinübergehen aus dem, wie gewöhnlich, stark geheizten Arbeitszimmer über die kalte Flur in die straßenwärts gelegenen Gesellschaftszimmer, zog er sich wahrscheinlich eine Erkältung zu. Während der Rückkehr von der Spazierfahrt fühlte er sich unbehaglich, aß nachher wenig und ohne rechten Appetit, suchte zeitig das Bett und brachte eine größtentheils schlaflose Nacht unter häufigem trockenen Hüsteln, Frost mit Hitze wechselnd, und Schmerzen in der Brust zu. Als sein geliebtes „Wölfchen“ Morgens kam, um der Gewohnheit nach mit dem Großvater zu frühstücken, war dieser noch im Bette. Der um 8 Uhr Morgens herbeigerufene Hausarzt Hofrath Vogel ward besonders durch den matten Blick des Kranken und die Trägheit der sonst immer hellen und mit eigenthümlicher Lebhaftigkeit beweglichen Augen betroffen. Zu andern Krankheitserscheinungen gesellte sich Wüstheit des Kopfes,

auffallend vermehrte Schwerhörigkeit, Unruhe bei Zerschlagenheit der Glieder und das ganz eigene resignirte Wesen, welches bei Goethe während der letzten Lebensjahre in allen Krankheiten an die Stelle eines früher in ähnlichen Fällen gezeigten aufbrausenden Unmuthes getreten war, und sich häufig in den Worten aussprach: „Wenn man kein Recht mehr hat zu leben, so muß man sich gefallen lassen, wie man lebt." Auf die angewandten Heilmittel zeigte schon am Abend das Uebel eine bessere Gestalt; der Kopf war freier, das Gemüth heiterer, der Blick lebhafter. Nach 6 Uhr nahm Goethe, wie Dienstags und Freitags gewöhnlich, den Besuch Riemer's an, und ließ sich durch denselben einige Zeit von Sprachstudien unterhalten.

Sonnabend den 17. März fand der Arzt die Besserung vorgeschritten. Die Schwerhörigkeit war vermindert, der Husten mäßiger, das tiefe Seufzen — eine gewöhnliche Erscheinung in Goethe's Krankheiten — seltener als am gestrigen Tage. Beim Abendbesuch zeigte der Patient Neigung zu leichter Conversation, die er schon wieder auf die in gesunden Tagen gewohnte Art mit Scherzen würzte. Wenn das Datum richtig ist, so hat Goethe an diesem Tage einen gehaltvollen Brief an W. v. Humboldt geschrieben oder wenigstens geschlossen; allein der Umstand, daß in dem Schreiben der Erkrankung keine Erwähnung geschieht, läßt vermuthen, daß statt des 17. März der 11. zu lesen ist, unter welchem Datum er auch zum letzten Male an Zelter schrieb.

Nach einem ruhigen Schlafe konnte der Kranke Sonntag den 18. schon einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen. Der Genuß des Kaffee's zum Frühstück, der gewöhnliche Würzburger Wein und etwas Fisch und Braten zum Mittagstisch wurden vom Arzt bewilligt. Als dieser ihn Abends besuchte, war Goethe sehr gesprächig und pries besonders in einem langen launigen Sermon den bei ihm angewandten Goldschwefel, nach dessen Herkommen, Bereitungsart und ärztlichem Gebrauch er sich umständlich erkundigte.

Die Nacht zum Montag war wieder ruhig; Morgens traf Vogel den Kranken neben dem Bette sitzend, sehr aufgeräumt und nur noch körperlich etwas schwach. Er hatte eben in einem französischen Hefte gelesen, fragte gewohnter Weise nach mancherlei Vorfällen und äußerte große Lust nach dem zum Frühstück seit einigen Jahren herkömmlichen Glase Madeira, das ihm denn auch gewährt wurde. Gegend Abend fand ihn der Arzt bei der Musterung von Kupferstichen, sprach mit ihm durch, was sich während der Krankheit in

den ihnen beiden untergebenen Departements ereignet hatte, und zeigte ihm die Berliner Cholera-Medaille, worüber Goethe sich in sehr witzigen Bemerkungen erging, indem er zugleich spaßhafte Entwürfe zur Darstellung desselben Gegenstandes vorbrachte. Er äußerte sich besonders sehr vergnügt darüber, daß er am folgenden Morgen wieder im Stande sein würde, sein gewohntes Tagewerk vorzunehmen. Aber, als ob ihn doch die Ahnung beschlichen hätte, daß „zwischen heut und morgen eine lange Frist liegt", kam er auf die von ihm gepflegten Anstalten und einzelne dabei Angestellte, die er schon früher wiederholt an Vogel empfohlen hatte, im Lauf der Unterhaltung zurück, und theilte ihm nochmals seine darauf bezüglichen Absichten, Pläne und Hoffnungen im Zusammenhange und ausführlich mit. „Wer ihn da," fügt Vogel hinzu, „so wie bei frühern ähnlichen Gelegenheiten gehört hätte, wem die vielfältiges Zeugniß enthaltenden Acten offen ständen, wer endlich, wie ich, so mancher Wohlthaten, die Goethe aus eigenem Antrieb und Vermögen Hülfsbedürftigen, besonders Kranken, im Stillen angedeihen ließ, Vermittler gewesen wäre, der würde nicht zweifeln, daß der so häufige als lieblose Vorwurf, der Verblichene habe sich um das Wohl und Wehe Anderer, namentlich auch seiner Dienstuntergebenen, höchstens aus grobem Egoismus bekümmert, nur von vorlauter, boshafter Verläumdung, oder von der habgierigsten Unverschämtheit ersonnen sein könne. Allerdings war ihm gewöhnliche Bettelei und ungehörig erzwungene Wohlthätigkeit in hohem Grade zuwider, und gern vermied er — überall ein in Folge unangenehmer Erfahrungen vielleicht zu unbedingter Liebhaber des Geheimnisses — bei Austheilung seiner Wohlthaten jede Ostentation."

In der Nacht vom 19. auf den 20. März nahm die Krankheit plötzlich einen bedrohlichen Charakter an. Nach einigen Stunden sanften Schlafes wachte Goethe gegen Mitternacht auf und empfand zuerst an den Händen, welche bloß gelegen hatten, und von ihnen aus später am übrigen Körper, von Minute zu Minute höher steigende Kälte. Zum Frost gesellte sich bald herumziehender, reißender Schmerz, der, von den Gliedmaßen anfangend, binnen Kurzem die äußern Theile der Brust ergriff und Athem-Beklemmung, Angst und Unruhe herbeiführte. Obwohl die Zufälle immer heftiger wurden, erlaubte der sonst bei den geringsten Beschwerden nach ärztlicher Hülfe verlangende Kranke dem besorgten Bedienten nicht, den Arzt zu rufen, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei." Erst Morgens halb neun Uhr ward Vogel herbeigeholt. Ein jam-

mervoller Anblick erwartete ihn. Fürchterliche Angst trieb den sonst nur in gemessenster Haltung sich bewegenden Greis mit jagender Hast bald in's Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage vergebens Linderung suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Der Schmerz, der sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt und trübe, der ganze eiskalte Körper troff von Schweiß, der Durst war qualvoll. Mühsam ausgestoßene Worte gaben die Besorgniß zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutsturz im Anzuge sein.

Durch schnelles, kräftiges Einschreiten hatte der Arzt nach anderthalb Stunden die drohendsten Symptome beseitigt, und gegen Abend war kein besonders lästiger Zufall mehr vorhanden. Den bequemen Lehnstuhl, worin sich die große Angst zuerst gelegt hatte, vertauschte der Kranke nicht wieder mit dem Bette. Er sprach Einiges mit Ruhe und Besonnenheit und es machte ihm sichtbare Freude, als Vogel ihm erzählte, daß im Lauf des Tages ein höchstes Rescript eingegangen sei, welches eine Remuneration, für deren Ertheilung er sich angelegentlich verwandt hatte, bewilligte. Er hatte an diesem Tage noch, ohne Vorwissen des Arztes, die Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine ihrer künstlerischen Ausbildung in der Fremde obliegende talentvolle junge Weimaranerin, für welche er stets väterlich bedacht war, mit zitternder Hand unterschrieben. Es war dies seine letzte Amtshandlung, das letzte Mal, daß er seinen Namen schrieb. Das Blatt wird unter andern, dem Andenken Goethe's geweihten Dingen auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufbewahrt.

Am folgenden Morgen nahm die Besserung bis gegen elf Uhr Vormittags deutlich zu; von da verschlimmerte sich das Befinden; die äußeren Sinne begannen zuweilen ihren Dienst zu versagen, es stellten sich Momente von Unbesinnlichkeit ein, und dann und wann ließ sich ein leises Rasseln in der Brust vernehmen. Indeß schien Goethe an diesem Tage wenig mehr von den Beschwerden der Krankheit zu empfinden. Fortwährend ruhig im Lehnstuhl sitzend, antwortete er noch freundlich und immer deutlich auf die an ihn gerichteten Fragen, deren jedoch der Arzt, um jede die Sanftheit des unvermeidlichen Scheidens störende Aufregung zu vermeiden, nur wenige gestattete. Er ließ sich von seinem Bedienten einen Tisch

hinstellen und Salvandy's Buch bringen, begann auch darin zu blättern, fühlte sich aber zu schwach zum Lesen und legte es wieder von sich. Zufällig langte an dem Tage von Eisenach das lange für ihn bestimmte Portrait der Gräfin von Vaudreuil, Gemahlin des französischen Gesandten, an. Es wurde dem Kranken mit Erlaubniß des Arztes gezeigt. Nachdem er es eine Weile mit Wohlgefallen betrachtet hatte, sagte er: „Nun, den Künstler muß man loben, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen hat." Zum Gegengeschenk hatte er einen Abdruck seines nach Stieler lithographirten Bildes bestimmt; er äußerte, er habe schon vier Zeilen gedichtet, die er gleich nach seiner Wiederherstellung darunter schreiben wollte. Spät Abends verlangte er das Verzeichniß derer, die sich im Laufe des Tages nach seinem Befinden erkundigt hatten, und bemerkte nach dem Durchlesen, man dürfe die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund wäre. Am Tage hatte er wiederholt das Bedauern geäußert, seine Freunde nicht empfangen zu können. Die Seinigen mußten sich alle zur Ruhe begeben, auch den vom Nachtwachen erschöpften Bedienten hieß er auf dem neben ihm stehenden Bette sich niederlegen. Zu seinem Copisten John, der in der Nacht bei ihm blieb, sagte er wiederholt: „Halten Sie nur treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein paar Tage dauern." Man hat diese Worte wohl auf ein Vorgefühl seiner nahen Auflösung gedeutet; allein Vogel widerspricht dieser Ansicht, und berichtet, daß Goethe in seinen letzten Stunden mehrmals deutliche Beweise von Hoffnung auf Genesung, und zwar unter Umständen gegeben, welche die Vermuthung, er habe nur die Seinigen beruhigen gewollt, als ganz unwahrscheinlich darstellen. Noch am folgenden Morgen äußerte er gegen seine Schwiegertochter, der April bringe bisweilen manche schöne Tage, dann gedenke er sich durch Bewegung im Freien wieder zu kräftigen. An eben diesem Morgen ließ er sich in seinem Lehnsessel aufrichten und that einige Schritte auf sein Arbeitszimmer zu, fühlte sich aber zu matt und kehrte zu seinem Sitze zurück. Später wiederholte er noch einige Male den Versuch, sank aber sogleich wieder in den Lehnstuhl. Die Freunde ließ man nicht zu ihm, selbst den Besuch des Großherzogs wollte der Arzt nicht gestatten, es befanden sich im Krankenzimmer nur seine Schwiegertochter, seine Enkel, der Arzt und der Bediente. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen; er bat sie, neben ihm niederzusitzen und hielt ihre Hand lange in der seinigen. Bisweilen spielte seine Phantasie mit angenehmen Bildern. „Seht," sprach

er einmal träumend vor sich hin, „seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Colorit — auf dunklem Hintergrunde!“ Ein andermal, als er ein Stück Papier auf dem Boden liegen sah, fragte er, warum man Schiller's Briefwechsel hier liegen lasse, man möge den doch aufheben. Aus einem leichten Schlummer erwachend, verlangte er eine Mappe mit Zeichnungen, die er in seiner Vision gesehen zu haben glaubte.

Nach und nach wurde die Sprache immer mühsamer und undeutlicher. „Mehr Licht!“ waren, wie man erzählt, die letzten vernehmlichen Worte des Mannes, der sein Leben lang ein Feind aller Finsterniß, ein Freund des Lichtes in jedem Sinne gewesen war. Als die Zunge dem noch immer sich regenden Geiste den Dienst versagte, malte er noch, wie auch wohl früher, wenn irgend ein Gegenstand seine Gedanken lebhaft beschäftigte, mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, mit den abnehmenden Kräften immer tiefer, endlich auf die über seinen Schooß gebreitete Decke. Vogel unterschied mit Bestimmtheit einigemal den Buchstaben W. und Interpunktionszeichen.

Um halb zwölf Uhr Mittags drückte sich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnstuhls und schlummerte sanft hinüber. Lange währte es, ehe sich die Umstehenden der Ueberzeugung hingeben konnten, daß Goethe ihnen und der Welt entrissen sei. Es war der 22. März, derselbe Tag, ja dieselbe Stunde, in der vor dreizehn Jahren sein langjähriger Freund und Amtsgenosse, der Minister von Voigt, verschieden war. Goethe hatte diesen Tag, an dem vor sieben Jahren ein Brand das Weimarische Theater vernichtete, längst als einen Unglückstag betrachtet, und so soll er auch an seinem Sterbetage mehrmals gefragt haben, der wievielste März heute sei.

Am nächsten Morgen nach Goethe's Tode fühlte sich Eckermann von tiefer Sehnsucht ergriffen, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Der treue Diener des Verblichenen schloß ihm das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichtes. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Eckermann hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren; doch die Ehrfurcht verhinderte ihn, sie abzuschneiden. Der Körper lag nackt, in ein weißes Betttuch gehüllt; große Eisstücke hatte man in der Nähe umhergestellt, um den Körper so lange als möglich frisch zu erhalten. Der Diener schlug das Tuch auseinander und Eckermann erstaunte über die

Pracht der Glieder. „Die Brust," erzählt er, „überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös, die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wandte mich ab, um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen."

Die Begräbnißfeier, der eine öffentliche Ausstellung der Leiche voranging, entsprach der Verehrung und Liebe, die der Verblichene im Leben genossen hatte. Am 26. März, Nachmittags fünf Uhr, bewegte sich der lange Trauerzug von der Goethe'schen Wohnung am Frauenthor nach der großherzoglichen Todtenkapelle auf dem neuen Gottesacker. Der Sarg von antiker Form, nach derselben Zeichnung angefertigt, welche Goethe entworfen hatte, als Schiller's Ueberreste in der Fürstengruft beigesetzt werden sollten, ward, mit einem Lorbeerkranz und mit weimarischen, russischen, französischen, österreichischen und baierischen Orden geschmückt, in der Mitte der Kapelle auf eine Erhöhung gestellt, während Goethe's Logenlied, von Zelter componirt: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige" von einem Chore gesungen ward. Der Generalsuperintendent Dr. Röhr hielt die Grabrede. Dann folgte ein Gesang, von Hummel componirt, worauf der Kanzler von Müller mit einer kurzen Anrede den Sarg an den großherzoglichen Hofmarschall zur Beisetzung in der fürstlichen Gruft übergab. Dort ruht seine Leiche neben dem unvergeßlichen Fürstenpaare Karl August und Luise und neben Schiller, dem ebenbürtigsten seiner Freunde.

Die an seinem Begräbnißtage geschlossene Bühne wurde am 27. mit einer Aufführung des Tasso wieder eröffnet. Am Schlusse des Stückes sprach der Schauspieler Dürand einen trefflichen, vom Kanzler von Müller gedichteten Epilog, der die Gemüther aller Zuhörer tief ergriff.

Ich versuche nicht den Eindruck zu schildern, den die Trauerkunde in dem ganzen Vaterlande und weit über die Grenzen desselben hinaus erregte. Ein paar tiefempfundene Worte zweier engverbundenen Freunde, die ihm beide noch im Laufe desselben Jahres im Tode nachfolgten, mögen diese Schrift beschließen. Meyer schrieb in das Stammbuch einer Freundin:

Mein Stab sank hin, er liegt im Grabe,
Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe.

und Zelter, von dem ein gerade an Goethe's Sterbetage geschriebener jovialer Brief am Begräbnißtage einlief, antwortete dem Kanzler von Müller auf die Mittheilung der Todesnachricht: „Was soll ich Ihnen von mir sagen? . . . Wie er dahinging vor mir, so rück' ich ihm nun täglich näher und werd' ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nacheinander den Raum von sechsunddreißig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat... Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich muß erstaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren und mir die Zinsen zu Kapital zu machen. — Verzeihen Sie, edler Freund, ich soll ja nicht klagen, und doch wollen die alten Augen nicht gehorchen und Stich halten. Ihn aber habe ich auch einmal weinen gesehen, und das muß mich rechtfertigen."

Nachweisung

der Stellen, wo Goethe's Schriften in diesem Werk besprochen sind.

Vorbemerkung: Die römische Ziffer bezeichnet den Theil, die arabische die Seite. Die fragmentarischen, die bloß projektirten, die verloren gegangenen und die in den gewöhnlichen Ausgaben von Goethe's Werken fehlenden Stücke sind mit einem * bezeichnet.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

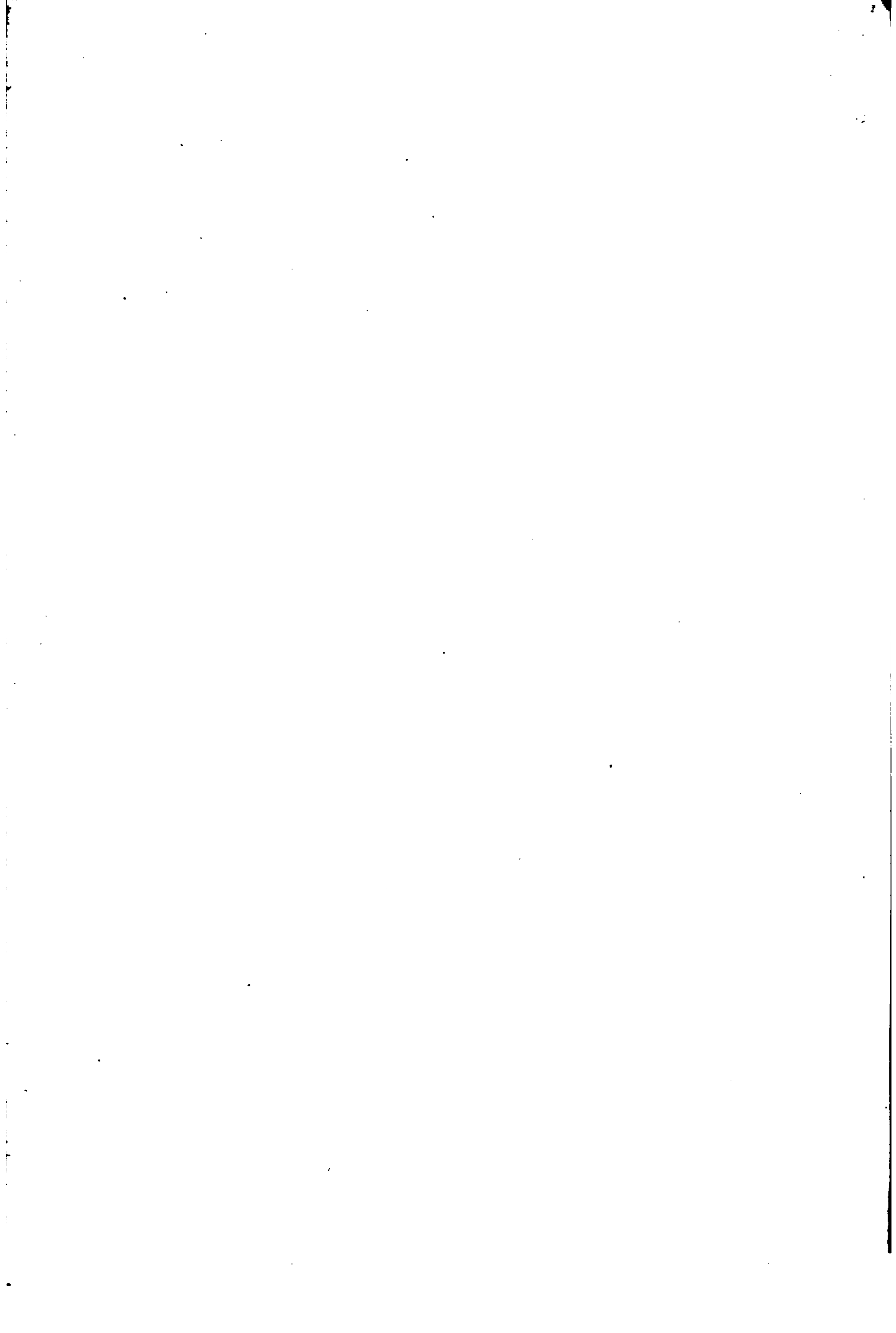
U.

V.

W.

X.

Z.






Widener Library
3 2044 100 915 677